Heidelberger Abhandlungen
zur mittleren und neueren Geschichte
Herausgegeben von Karl Hampe, Erich Marcks und Dietrich Schäfer
20. Heft

Das erste Jahr des Ministeriums Bismarck und die öffentliche Meinung

Von

Otto Nirrnheim

Heidelberg 1908
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Heidelberger Abhandlungen

zur mittleren und neueren Geschichte

Herausgegeben von **Karl Hampe, Erich Marcks** und **Dietrich Schäfer**

1\. Heft: **Lilienfein, Heinrich,** Die Anschauungen von Staat und Kirche im Reich der Karolinger. gr. 8°. geheftet . . . . Mk. 4.—

2\. Heft: **Wittichen, Friedrich Karl,** Preußen und England in der europäischen Politik 1785—1788. gr. 8°. geheftet . . . . „ 5.—

3\. Heft: **Wiese, Ernst,** Die Politik der Niederländer während des Kalmarkriegs (1611—1613) und ihr Bündnis mit Schweden (1614) und den Hansestädten (1616). Mit einer Karte. gr. 8°. geheftet . . . . „ 4.60

4\. Heft: **Rott, Hans,** Friedrich II. von der Pfalz und die Reformation. gr. 8°. geheftet . . . . „ 4.—

5\. Heft: **Agats, Arthur,** Der hansische Baienhandel. Mit drei Karten. gr. 8°. geheftet . . . . „ 3.60

6\. Heft: **Salzer, Ernst,** Der Übertritt des Großen Kurfürsten von der schwedischen auf die polnische Seite während des ersten nordischen Krieges in Pufendorfs „Carl Gustav“ und „Friedrich Wilhelm“. gr. 8°. geheftet . . . . „ 2.40

7\. Heft: **Cartellieri, Otto,** Peter von Aragon und die Sizilianische Vesper. gr. 8°. geheftet . . . . „ 6.80

8\. Heft: **Wild, Karl,** Lothar Franz von Schönborn, Bischof von Bamberg und Erzbischof von Mainz, 1693—1729. gr. 8°. geheftet . . . . „ 5.20

9\. Heft: **Elkan, Albert,** Die Publizistik der Bartholomäusnacht und Mornays „Vindiciae contra Tyrannos“. Mit einem Brief Mornays. gr. 8°. geheftet . . . . „ 5.—

10\. Heft: **Hasenclever, Adolf,** Kurpfälzische Politik in den Zeiten des schmalkaldischen Krieges (Januar 1546 bis Januar 1547). gr. 8°. geheftet . . . . „ 4.80

11\. Heft: **Hampe, Karl,** Urban IV. und Manfred (1261—1264). gr. 8°. geheftet . . . . „ 2.60

12\. Heft: **Hardegen, Friedrich,** Imperialpolitik König Heinrichs II. von England. gr. 8°. geheftet . . . . „ 2.—

13\. Heft: **Lokys, Georg,** Die Kämpfe der Araber mit den Karolingern bis zum Tode Ludwigs II. gr. 8°. geheftet . . . „ 2.40

14\. Heft: **Vogel, Walther,** Die Normannen und das Fränkische Reich bis zur Gründung der Normandie (799—911). gr. 8°. geheftet. Mit einer farbigen Karte in Folio . . . . „ 12.—

15\. Heft: **Wild, Karl,** Staat und Wirtschaft in den Bistümern von Würzburg und Bamberg. Eine Untersuchung über die organisatorische Tätigkeit des Bischofs Friedrich Karl von Schönborn 1729—1746. gr. 8°. geheftet . . . . . „ 5.60

16\. Heft: **Bergstraeßer, Ludwig,** Christian Friedrich Pfeffels politische Tätigkeit 1758—1784. gr. 8°. geheftet . . . . . „ 2.40

17\. Heft: **Brunner, Ludwig,** Politische Bewegungen in Nürnberg 1848/49. gr. 8°. geheftet . . . . „ 5.—

18\. Heft: **Eiten, Gustav,** Das Unterkönigtum im Reiche der Merovinger und Karolinger. gr. 8°. geheftet . . . . „ [illegible].60

19\. Heft: **Stamm, Eugen,** Konstantin Frantz' Schriften und Leben. Erster Teil: 1817—1856. gr. 8°. geheftet . . . . „ 7.60

20\. Heft: **Nirrnheim, Otto,** Das erste Jahr des Ministeriums Bismarck und die öffentliche Meinung . . . . 16.—

21\. Heft: **Wiens, Erich,** Fancan und die französische Politik von 1624—1627. Im Druck

Heidelberger Abhandlungen
zur mittleren und neueren Geschichte
Herausgegeben von Karl Hampe, Erich Marcks und Dietrich Schäfer
20. Heft

Das erste Jahr des Ministeriums Bismarck und die öffentliche Meinung

Von

Otto Nirrnheim

Heidelberg 1908
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 216.

Dem Andenken meines Vaters.

Vorwort.

Vorliegende Arbeit, deren erster Teil als Heidelberger Dissertation 1907 erschien, versucht auf Grund publizistischen Materials eine eingehende Darstellung der öffentlichen Meinung und ihrer Stellung zu Bismarck während des ersten Jahres seines Ministeriums zu geben. Sie hofft vor allem durch Verarbeitung und Zusammenfassung des überreichen Stoffes künftigen Forschern dieser Periode nützlich sein zu können. Das Eindringen in die einzelnen Phasen des politischen Lebens der Zeit soll eine Erkenntnis der Schwankungen und Beeinflussungen ermöglichen, denen die Parteien in ihrer Stellung zu dem preußischen Ministerpräsidenten unterworfen sind.

Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Erich Marcks, auf dessen Anregung diese Arbeit entstanden ist, schulde ich aufrichtigen Dank für die vielfache Förderung, die er mir zuteil werden ließ.

Ebenso spreche ich den Verwaltungen der Bibliothek des Abgeordnetenhauses und der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der Kommerz-Bibliothek zu Hamburg, den Universitäts-Bibliotheken zu Straßburg und Heidelberg, der Kölner Stadtbibliothek, sowie der Redaktion der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung meinen besten Dank für ihr freundliches Entgegenkommen aus.

Ein Register erschien mir auf Grund des Inhaltsverzeichnisses nicht erforderlich.

Hamburg, März 1908.

Otto Nirrnheim.

Inhaltsverzeichnis.

Zweites Buch.

Viertes Buch.

Die deutsche Frage.

Literatur.

A. Zeitungen und Zeitschriften.

Allgemeine Preußische (Stern-) Zeitung 1862 (A. P. Z.).[1]
Norddeutsche Allgemeine Zeitung 1863 (N. A. Z.). (Redaktion.)
Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung 1862/63 (Krzztg.).
Kölnische Zeitung 1862/63 (K. Z.). (Kommerz-Bibl., Hamburg.)
Volkszeitung 1862/63 (V. Z.).
Kölnische Blätter 1862/63 (K. Bl.). (Kölner Stadtbibl.)
Augsburger Allgemeine Zeitung 1862/63 (A. A. Z.). (K. B. Hbg.)
Preußische Jahrbücher 1862/1904 (Pr. J.). (Univ.-Bibl. Heidelberg.)
Die Grenzboten 1862/63 (Grzbt.). (Univ.-Bibl. Hdbg.)
Deutsche Jahrbücher für Politik und Litteratur 1862/63 (D. J.). (K. B. Hbg.)
Wochenschrift des Nationalvereins 1861/63 (N. V. W.). (K. B. Hbg.)
Deutsche Revue 1878—1904 (D. R.). (Univ.- u. Landes-Bibl., Straßbg.)
Historisch-politische Blätter 1862/63 (H. P. Bl.). (Univ.-Bibl. Hdbg.)[2]

B. Flugschriften.

I. Zur inneren Politik.

1. Preußen nach dem Landtage von 1862. Berlin 1862.
2. Die bevorstehende Krisis der preußischen Verfassung. Berlin 1862.
3. Die Militärorganisation, sozial und deutsch beleuchtet. Berlin 1862.
4. Offener Brief an den Staats- u. Finanzminister Herrn v. d. Heydt. Berlin 1862.
5. Herr v. d. Heydt mit seinem Staatshaushaltsetat pro 1862, dem Tribunale des Abgeordnetenhauses vorgeführt. Berlin 1862.
6. Rüstow, W. Das preußische Militärbudget für 1862. Berlin 1862.
7. Zum Ausbau der preußischen Verfassung. Berlin 1862.
8. J. v. R. Königtum und Volkstum. Berlin 1862.
9. Die Aufgabe der konstitutionellen Partei im preußischen Abgeordnetenhause. Berlin 1862.

[1] Soweit nichts Besonderes bemerkt ist, sind die Zeitungen und Flugschriften aus dem Bestande der Kgl. Bibliothek in Berlin benutzt worden. P. bedeutet Privateigentum. Die den Zeitungen beigefügten Abkürzungen sind in der Arbeit allgemein angewandt.

[2] Daneben wurden vereinzelt auch andere Zeitungen eingesehen.

10. Der Ruin Preußens. Berlin 1862.
11. Die liberalen Parteien angesichts der Zukunft Preußens. Berlin 1862.
12. Demokraten und Konservative. Potsdam 1862.
13. Kieper, H. Sieben Jahre preußischer Verfassungsgeschichte. Berlin 1863 (nur Tabellen).
14. Zur finanziellen Seite der Militärfrage. (Sonderabdruck aus der Sternzeitung.) Berlin 1862.
15. Wittenburg, M. v. Ideen zur Befreiung der preußischen Monarchie aus der Revolution. Görlitz 1862.
16. Roßmäßler, E. A. Die Fortschrittspartei und die Volksbildung. Berlin 1862.
17. v. Buck. Wo liegt der Hase im Pfeffer? Berlin 1862.
18. Die Militärfrage und der Landtag 1860—62. (Aus der Sternzeitung.) Berlin 1862.
19. Lassalle, F. Über Verfassungswesen. 1862. (Reden u. Schriften, hrsgg. v. Bernstein.)
20. Kolb, C. F. Die Nachteile des stehenden Heerwesens und die Notwendigkeit der Ausbildung des Volkswehr-Systems. Leipzig 1862. (P.)
21. Für Johann Jacoby! Nach einer Rede im II. Berliner Wahlbezirk am 12. Mai 1862. Berlin 1862.
22. Krah, C. W. Politische Biographie des Kgl. Preußischen Finanzministers Herrn August v. d. Heydt. Magdeburg 1862.
23. Die Lösung des Konfliktes. Eine Mahnung zur Eintracht. Berlin 1863.
24. Kall, Fr. v. Zur Militärfrage. Berlin 1863.
25. Waldeck und die Militärfrage. Berlin o. J. (1863).
26. P. Das Junkertum, wie es entstanden und wie weit es uns gebracht hat. Gotha 1863.
27. Levinstein, L. J. Über die vornehmsten Ursachen der zeitigen politischen Störungen. Berlin 1863.
28. Bayer, Dr. Friedr. Wer verschuldet die jetzt in Preußen eingetretenen unseligen Zustände und wie können sie beseitiget werden? Breslau 1863.
29. Rede des Landtagsabgeordneten Prince-Smith zur Berichterstattung an seine Wähler in Stettin. Berlin 1863.
30. Rede des Abgeordneten v. Sybel, gehalten vor seinen Wählern in Crefeld am 13. Juni 1863. Crefeld 1863. (P.)
31. Ein Friedensblatt! An das preußische Volk gerichtet von einem alten Publizisten. Berlin 1863.
32. Dies Buch ist verboten! Berlin 1863.

33. Preußens Kampf gegen die Demokratie. Ein Programm für 1863 (Sonderabdruck aus der Kreuzzeitung.) Berlin 1863.
34. Franz, C. Die Quelle alles Übels. Stuttgart 1863. (P.)
35. Lassalle, F. Was nun? Berlin 1863. (hrsgg. v. Bernstein.)
36. Lassalle, F. Die Feste, die Presse und der Abgeordnetentag. Berlin 1863. (hrsgg. v. Bernstein.)
37. Lassalle, F. Macht und Recht. 1863. (hrsgg. v. Bernstein.)
38. Rede des Abgeordneten Dr. Johann Jacoby in der Wahlmännerversammlung des II. Berliner Wahlkreises vom 13. November 1863. Leipzig 1863.
39. Fliegel-Berg, E. v. Für das preußische Volk! Politische Denkschrift. Berlin 1863.
40. Der preußische Verfassungskonflikt und seine Lösung. Ein Wort der Vernunft an die Wahlmänner Preußens im Oktober 1863. Berlin 1863. (P.)
41. Der Konflikt in Preußen. Beleuchtet von einem verfassungstreuen Preußen. Leipzig 1863. (P.)
42. Die preußische Volksvertretung im Jahre 1863. Berlin 1863. (P.)
43. Die Parität in Preußen. Düsseldorf 1863.
44. Arnim-Boitzenburg, Graf. Das Recht des Herrenhauses bei Festsetzung des Staatshaushaltes. Berlin 1863.

Nicht berücksichtigt, da meist unwesentlich.

45. v. Stramberg. Was dem Heere nottut! Leipzig 1862.
46. Die Stimme der Wahrheit zu den Landtagswahlen in Preußen. Halle 1863.
47. Die Notwendigkeit der neuen Militärorganisation, hergeleitet aus den Ereignissen der Jahre 1848/49. Magdeburg 1862.
48. Feldner. Die staatsrechtliche Stellung des preußischen Abgeordnetenhauses. Berlin 1863.
49. Baltzer, Ed. Preußisches Verfassungsbüchlein. Nordhausen 1863.
50. Die Armeeorganisation und ihre Gegnerschaft in Preußen. Magdeburg 1863.
51. Richter, E. Die wirtschaftlichen Bestrebungen von Schulze-Delitzsch im Gegensatz zu den sozialdemokratischen Irrlehren von Lassalle. Düsseldorf 1863.
52. Die Krisis in Preußen, in ihrer Entwicklung und ihrem mutmaßlichen Schluß dargestellt. Leipzig 1862.
53. Metzig, Dr. J. Die wahre Lösung der preußischen Verfassungswirren. Hamburg 1862.

54. Die Lage der preußischen Heeresorganisation im September 1862. Berlin 1862.
55. Macht Frieden im Lande! Elbing 1863.
56. Lange, F. A., u. W. Schröers. Die Oktroyierungen vom 1. Juni. Duisburg 1863.
57. Die Preßverordnung vom 1. Juni 1863. Königsberg 1863.
58. Die Stimme des preußischen Volkes im Rheinland und in Westfalen. Frankfurt 1863.
59. Die gegenwärtige Lage Preußens. Ein Wort an die Männer des preußischen Volkes. Gotha 1863.

II. Zur äußeren Politik.

1. Preußen an der Schwelle der Großmachtspolitik. Berlin 1863.
2. Die jetzige polnische Revolution. Von einem Mitarbeiter derselben. Berlin 1863.
3. Die Organisation des polnischen Aufstandes. Elberfeld 1863.
4. Deutschland und der Bonapartismus. Heidelberg 1862. (P.)
5. Die polnische Insurrektion und das preußische Abgeordnetenhaus. Berlin 1863.
6. Kattner, E. Deutsche Abrechnung mit den Polen. Bromberg 1862.
7. Hat Napoleon I. wirklich die Absicht gehabt, Polen wiederherzustellen? Ein Beitrag zur Beurteilung der Wiederherstellung Polens. (Sonderabdruck aus der N. A. Z.) Berlin 1863.
8. H. v. B. Preußen, England und Frankreich. 1862. (P.)
9. Auch eine preußische Politik. Berlin 1862.
10. Venedey, J. Die Polenfrage vor dem preußischen Abgeordnetenhause. Zürich 1863.

Nicht berücksichtigt.

11. Deutschlands Erb- und Erzfeind. Mahnruf an das deutsche Volk von einem Patrioten. Koburg 1862 (gegen den Papst).
12. Sträter, Dr. Th. Die polnische Frage in ihrem Verhältnis zu Preußen und Deutschland. Koburg 1863.

III. Zur deutschen Frage.

1. Zur Beurteilung der österreichischen Bundesreform vom deutschen und preußischen Standpunkt. Berlin 1863.
2. Preußische Studien zur österreichischen Reformakte des deutschen Bundes. Berlin 1863.
3. Krumme und gerade Wege von Österreich nach Preußen. Berlin 1863.

4. Der Fürstenkongreß in seinem geschichtlichen Zusammenhange. Frankfurt 1863.
5. Zentralgewalt und Volksvertretung. Eine Denkschrift zur deutschen Bundesreform. Berlin 1863.
6. Ein preußisches Programm in der deutschen Frage. Berlin 1862.
7. Lautier, Dr. G. Deutschland und der Nationalverein. Berlin 1862.
8. Vollmann, Karl. Ideen zu einem Reichsbunde. Hamburg 1862.
9. Zimmermann, Dr. A. Trägt Preußen wirklich schon durch seine Entstehung die Schuld, daß Deutschland der politischen Einheit ermangelt? Berlin 1862.
10. Sybel, H. v. Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Düsseldorf 1862. (P.)
11. Ficker, J. Deutsches Königtum und deutsches Kaisertum. Innsbruck 1862. (P.)
12. Erwiderung auf den Bericht des preußischen Staatsministeriums an Seine Majestät in Sachen der deutschen Bundesreform. Hannover 1863. (K. B. Hbg.)
13. Wydenbrugk, O. v. Reichstag oder Parlament? Leipzig 1862. (K. B. Hbg.)
14. Schweitzer, J. B. v. Die österreichische Spitze 1862. (P.)
15. Der Nationalverein und die deutsche Frage. Bremen 1862. (P.)
16. Ägidi, L. K. Das Verhältnis der Turner und Turnvereine zur Politik. Hamburg 1863. (K. B. Hbg.)
17. Baumgarten, H. Die deutsche Presse und die Frankfurter Pfingstversammlung. Frankfurt 1862. (P.)
18. Daniels, Dr. A. v. Reform-Akte des deutschen Bundes. Mit Anmerkungen. Berlin 1863.
19. Die nationalen Parteien Deutschlands. Hamburg 1863. (P.)
20. Bechtold, Gen. Lt. v. Zur Bundesreformfrage. Darmstadt 1862. (K. B. Hbg.)
21. Österreichs und Preußens Mediatisierung, die conditio sine qua non von der Lösung des deutschen Problems. 1862. (P.)
22. Berlepsch, A. Baron. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten und die preußische Annexionspolitik. 1862. (P.)
23. Die deutsche Nation und der erste deutsche Kaiser. 1862. (P.)
24. Wydenbrugk, Dr. O. v. Die deutsche Nation und das Kaiserreich. 1862. (P.)
25. Pfizer, P. A. Zur deutschen Verfassungsfrage. Stuttgart 1862. (K. B. Hbg.)
26. Frauer, Dr. Ludw. Die Reform des Zollvereins und die deutsche Zukunft. 1862. (P.)

27. Rothenhöfer. Fünf handelspolitische Briefe. München 1863 (konf.).
28. Emminghaus, Dr. A. Entwickelung, Krisis und Zukunft des deutschen Zollvereins. Leipzig 1863.
29. Enthüllungen an das deutsche Volk über den Fürstentag in Frankfurt am Main. Brüssel 1863.

Nicht berücksichtigt.

30. Strube, G. Diesseits und jenseits des Ozeans. Koburg 1863.
31. Rechtliche und politische Erörterungen über die Bundesreformakte. Erlangen 1863.
32. Reichensperger, A. Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses und ein Wort über die deutsche Verfassungsfrage. Paderborn 1864.
33. Fröbel, J. Österreich und die Umgestaltung des deutschen Bundes. 1863.
34. Eine deutsche Antwort auf eine preußische Kundgebung. Leipzig 1863.
35. Eine Korrespondenz für und gegen den preußischen Handelsvertrag. Hannover 1863.
36. Einzig möglicher Weg, die deutsche Frage zur Ehre Deutschlands wie zur Befriedigung der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes in echt rationeller Weise gelöst zu sehen. Mannheim 1863.
37. Kaltenborn, Prof. v. Machtstellung und Weiterbildung des deutschen Bundes.
38. De Neufville, Dr. Zur Verständigung in der deutschen Frage. Frankfurt 1863.
39. Wedekind, E. Wiener Briefe an deutsche Freunde. Leipzig 1863.
40. Waenker, O. v. Die Ergänzung und Umgestaltung des deutschen Bundes. Freiburg 1862.
41. Das preußische Staatsministerium und die Reformfrage. Hannover 1863.
42. Wollheim da Fonseca, Dr. E. A. Die Bundesreform. Eine politische Skizze. 1863.
43. Vorwände und Tatsachen. Ein Beitrag zur Kritik der Opposition gegen den Handelsvertrag vom 2. August 1862. Berlin 1862 (offiziell).
44. Der Zollverein und die Krisis, mit welcher er bedroht ist. 1862.

C. Darstellende Werke, Biographien usw.[1]

(Soweit benutzt.)

Abeken, H. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. 1898.

Ägidi, L. K. und A. Klanhold. Das Staatsarchiv. Sammluug der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Bd. IV, V, VIII, IX. 1863/65.

Aktenstücke, Neueste, zur deutschen Frage. 1862.

Bamberger. L. Herr von Bismarck. 1868.

Derselbe. Erinnerungen, hergg. von P. Nathan. 1899.

Berger. Der alte Harkort. 1890.

Bernhardi. Aus dem Leben Theodors v. B. IV.—VI. 1893 ff.

Bernstein, A. Schulze-Delitzsch, 2. A., 1879.

Bernstein, Ed. Lassalles Reden und Schriften. Bd. 1—3. 1894.

Beust, F. F. Graf v. Aus drei Vierteljahrhunderten, Erinnerungen und Aufzeichnungen. I. 1887.

Bismarck, Otto Fürst v. Gedanken und Erinnerungen, I. 1898.

Bismarckbriefe. 1836/73, hergg. von H. Kohl. 7. A. 1898.

Bismarcks Briefe an seine Frau und Gattin, hergg. v. Herbert Fürst Bismarck. 1900.

Bismarck: Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen v. O. Fürst v. B. Bd. 1—2. 1901.

Bismarck: Herr v. B. und die Fortschrittspartei. Lose Blätter aus der Konfliktszeit. 1882.

Blum, Dr. H. Fürst Bismarck und seine Zeit. 1894/95.

Bunsen: Georg v. B. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie v. B. 1900.

Busch, Wilhelm. Bismarck und die politischen Anschauungen in Deutschland 1847/62. 1896.

Calker, Dr. W. von: Das badische Budgetrecht in seinen Grundzügen. I. 1904.

Dahms, Gust. Das litterarische Berlin. o. J. (1896).

Delbrück, Rud. v. Lebenserinnerungen. II. 1905.

Dove, Alfred. Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst. 1902.

Dumont-Schauberg. Die Kölnische Zeitung. 1880.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. III. 1889.

---

[1] Im Text ist bei Anführung eines Buches gewöhnlich nur der Verfasser, nicht der Titel genannt. Es sei deshalb ausdrücklich auf dies Verzeichnis verwiesen.

Fischer, Kuno. Geschichte der neueren Philosophie, VIII. Hegels Leben, Werke und Lehre. 1901.
Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte.
Frantz, C. Kritik aller Parteien. 1862.
Freytag, Gust. Erinnerungen aus meinem Leben. 1887.
Friedjung, Hch. Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. I. 1897.
Gneist, R. v. Die Militärvorlage von 1892 und der preußische Verfassungskonflikt von 1862/66. 1893.
Hackenberg, K. E. Der rote Becker. 1894.
Haenel, A. Studien zum deutschen Staatsrechte. II, 2. 1888.
Hahn, L. Zwanzig Jahre. 1862/82. 1882.
Klein-Hattingen, Osc. Bismarck und seine Welt. I. 1902.
Haym, R. Das Leben Max Dunckers. 1891.
Derselbe: Aus meinem Leben. Erinnerungen. 1902.
Hegel. Erinnerungen aus meinem Leben. 1891.
Heyck, E. Die Allgemeine Zeitung. 1798/1898. 1898.
Historische Vierteljahrsschrift.
Historische Zeitschrift.
Jellinek, G. Das Recht des modernen Staates. I. 1900.
Keudell, R. v. Fürst und Fürstin Bismarck. 1846/72. 1902.
Knorr, E. Die polnischen Aufstände seit 1830. 1880.
Kohl, Horst. Politische Reden des Fürsten Bismarck. Krit. Gesamtausgabe. I. II. 1891/92.
Kohl, Horst. Bismarckregesten I. 1891.
Kohl, Horst. Bismarck-Jahrbuch. I. — VI. 1894/99.
Laband, P. Das Staatsrecht des deutschen Reiches. 4. A. 1901.
Lassalle: Briefe v. Ferd. Lassalle an C. Robbertus-Jagetzow, hergg. v. A. Wagner. 1878.
Lenz, M. Geschichte Bismarcks. 2. A. 1902.
Lorenz, O. Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs. 1866/71. 1902.
Marcks, E. Kaiser Wilhelm I. 4. A. 1900.
Derselbe. Ludwig Häusser und die politische Geschichtschreibung in Heidelberg. 1903.
Martens, F. Recueil des traités conclus par la Russie. VIII. 1884.
Maurenbrecher, W. Die Gründung des deutschen Reiches. 1859/71. 2. A. 1892.
Mehring, F. Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. I., II. 2. A. 1903.
Meyer, G. Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes. 6. A. von G. Anschütz. 1905.
Mittelstaedt, A. Der Krieg von 1859. Bismarck und die öffentliche Meinung. 1904.

Mohl, R. v. Lebenserinnerungen. II. 1902.
Müller, Egbert. Bismarck im Urteile seiner Zeitgenossen. 1898.
Nationalverein, Der, seine Entstehung und seine bisherige Wirksamkeit. 1861.
Nitzsch, F. W. Deutsche Studien. 1879.
Noorden, C. v. Historische Vorträge, hergg. v. W. Maurenbrecher. 1884.
Oetker, F. Lebenserinnerungen. 1884.
. . . . . . dw . . . . (G. v. Oertzen). Kapitel aus einem bewegten Leben 1855/64. 1894.
Ollivier, E. L'Empire libéral. V., VI. 1900/02.
Oncken, W. Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm I. 1890.
Oncken, H. Lassalle. 1904.
Oppenheim, H. B. Benedikt Franz Leo Waldeck. 1873.
Parisius, L. Frh. v. Hoverbeck. II. 1900.
Parisius, L. Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck. I. 1878.
Pastor, L. August Reichensperger. 1899.
Pfülf, O. Hermann von Mallinckrodt. 1901.
Philippson, M. Friedrich III. 1893.
Derselbe. Max von Forckenbeck. 1899.
Politik, Die innere P. der preußischen Regierung 1862/66. 1866.
Poschinger, H. v. Fürst Bismarck und die Parlamentarier. 1894/96.
Derselbe. Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. 1895.
Derselbe. Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. 1890/92.
Derselbe. Fürst Bismarck und die Diplomaten. 1900.
Rathlef, G. Bismarck und Österreich bis 1866, mit besonderer Berücksichtigung des Sybelschen Werkes. 1893.
Richter, E. Jugenderinnerungen. 1892.
Roëll, P. v., und G. Epstein. Bismarcks Staatsrecht. 1903.
Rönne, v. Das Staatsrecht der preußischen Monarchie. 4. A. 1881.
Rößler, C. Graf Bismarck und die deutsche Nation. 1871.
Roon, Graf v. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers A. v. Roon. 1892.
Rosin, Hch. Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck. 1898.
Schiemann, Th. Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre. 1834 bis 1866. 1896.
Schultheß, H. Europäischer Geschichtskalender. II—IV. 1862/64.
Siemens, W. v. Lebenserinnerungen. 1892.

Stenographische Berichte über die Verhandlungen des preußischen Landtages. 1862/63.
Sybel, H. v. Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I., Bd. II. 5. A. 1896.
Derselbe. Vorträge und Abhandlungen, hergg. v. Varrentrapp. 1897.
Thouvenel, L. Pages de l'histoire du second Empire. 1903.
Treitschke, H. v. Zehn Jahre deutscher Kämpfe. 1874.
Vahlteich, J. Ferdinand Lassalle und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. 1903.
Verhandlungen des zweiten Kongresses deutscher Abgeordneter in Frankfurt a. M. 1863.
Verhandlungen. Die V. und die Abstimmung des Münchener Handelstages. 1863.
Wagener. Erlebtes. Anhang: Die kleine aber mächtige Partei. 1873.
Weber, W. Der deutsche Zollverein. 1869.
„Wie Herr v. Bismarck Minister wurde." Berlin 1888.
Wilhelm I. Militärische Schriften. 1897.
Wuttke, H. Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. 2. A. 1875.
Zorn, Th. Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. 2. A. 1895/97.
Zwiedineck-Südenhorst, H. v. Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches. Band 3. (1849/1871.) 1905.

Druckfehlerberichtigung.

S. 36. Anm. 2. 4. A. statt IV. A.
S. 44. Anm. a. E. 2. A. statt 2a.
S. 55. Mitte. Burkes, Cannings statt Burkes. Camings.
S. 62. Anm. 2a. E. 4. A. statt 4a.
S. 69. Anm. 1. D. Z. statt B.
S. 128 Anm. 1. in den statt im.
S. 513 Anm. 1 Grzbt. statt Gzbot.

Einleitung.

„Ein künftiger Geschichtsforscher wird nicht wenig Mühe haben, aus den Zeitungen, auch den unverwarnbaren, und sonstigen Aktenstücken des Jahres 1863 die Stimmungen und Zustände Deutschlands zu konstruieren: viel Jubel und schlechte Zeiten; bevorstehende und vorauserkannte Handelskrisen und große Rüstungen bei blinder Friedenszuversicht: Verfassungskonflikte ohne Lösung und endlose Volksfeste; — er sähe deutsche Minister, die ihr Leben lang dem Partikularismus gedient, mit der deutschen Kokarde geschmückt vom Jubelwein der deutschen Freiheitsfeste zechen und nüchternen Mutes den Berauschten spielen, während die begeisterte Jugend den weiten und dornenvollen Pfad zum Ziele in wirklicher Trunkenheit als schon durchmessen sich vorspiegelt; er sähe in den häufigen Turn- und Schützenfesten eine Art bewußter Nachahmung der olympischen Spiele, aber ohne das heroische Zeitalter, das den olympischen Spielen die rechte Weihe gab; er sähe Tausende und abermals Tausende von strebenden Jünglingen und reisigen Männern in begeisterten Zurufen Gut und Blut für jeden Zollbreit deutscher Erde einsetzen und dennoch gelassen zuschauen, daß der kleinste Nachbarstaat eine wichtige deutsche Provinz einverleibt und entnationalisiert, und zwar das in einem Momente, wo die Heeresrüstung der deutschen Großmächte übermäßig gesteigert ist; er sähe die Diplomatie eines großen Staates in fremde Händel

verwickelt und die eigenen vernachlässigend, aggressiv ohne Initiative und isoliert ohne inneren Frieden."

Mit diesen Worten H. B. Oppenheims in den „Deutschen Jahrbüchern"[1] ist die Fülle der Probleme und Gegensätze annähernd wiedergegeben, die in dem ersten Jahre des Ministeriums Bismarck die öffentliche Meinung bewegen. Für den, der an der Hand der Zeitungen und Zeitschriften die Ereignisse des Jahres verfolgt, treten noch andere Fragen hervor, die weitgehendes Interesse und lebhaften Widerhall im deutschen Volke fanden. Zunächst mit dem Konflikte in Preußen staatsrechtliche Fragen, ferner volkswirtschaftliche und wissenschaftliche Streitfragen. Unsere Aufgabe soll es sein, die politischen Fragen der Zeit vom September 1862 bis zum November 1863 an der Hand der Parteiäußerungen zu erörtern und im einzelnen die Stellung zu untersuchen, die die politischen Parteien zu den einzelnen Fragen einnahmen. Wollte man die gesamte Publizistik für diesen Zweck heranziehen, jeden neuen Gedanken, der sich in einem unbedeutenden Blatte verborgen findet und völlig wirkungslos geblieben ist, aufstöbern, so würde das die Arbeit vieler Jahre erfordern. Es galt, aus der überreichen Fülle des Stoffes eine Auswahl zu treffen. Um die Haltung der Parteien zu erfassen, wird es genügen, ein Hauptblatt jeder Richtung sorgfältig durchzusehen. Dieser Weg ist denn im Folgenden auch eingeschlagen. Die weitere Ergänzung zu den Preßäußerungen liefern die zahlreichen Flugschriften, die während desselben Zeitraumes erschienen sind. Sie sind, soweit erreichbar, vollkommen berücksichtigt worden. Auf Grund dieses Materials erschien es möglich, ein einigermaßen vollständiges Bild der Parteibestrebungen zu gewinnen. Über die allgemeine Grundstimmung der Zeit herrscht in der Literatur allerdings Einmütigkeit, die

[1] VIII, 492 ff., 1863.

Zeit ist auch noch nicht entlegen genug, als daß nicht Zeitgenossen von der allgemeinen Erbitterung, mit der Bismarck empfangen wurde, zu erzählen wüßten. Und doch darf auf Grund des publizistischen Materials nicht in dieser umfassenden Weise von einer solchen Stimmung gesprochen werden. Um das bisher stets allgemein gefällte Urteil zu differenzieren, galt es die verschiedene Haltung der Parteien den Einzelfragen gegenüber zu untersuchen und zu zeigen, wo schroffe Ablehnung und wo irgendwelche Ähnlichkeit mit den Bestrebungen der Regierung zu finden ist. Diese Aufgabe zu lösen ist im Folgenden versucht worden.

Für die Anordnung des Stoffes ergaben sich verschiedene Möglichkeiten, die alle ziemlich gleich viel für sich wie gegen sich hatten. Da die Hauptstreitfragen der Jahre 1862/63 in Preußen auf dem Gebiete des Verfassungskonfliktes, der auswärtigen Politik und der deutschen Frage liegen, erschien es angebracht, den gesamten Stoff nach diesen Gesichtspunkten zu gliedern. Diese Anordnung hat den Vorzug, daß es möglich ist, die Parteistellung in den einzelnen Stufen der Fragen im Zusammenhange zu verfolgen. Nachteilig ist dagegen die Trennung der gleichzeitigen Begebenheiten auf den drei Gebieten voneinander. Doch erscheint dieser Nachteil dadurch abgeschwächt, daß innerhalb der einzelnen Gebiete die Anordnung durchaus chronologisch getroffen ist, und ferner daß im Schlußkapitel versucht ist, eine Zusammenfassung nur nach chronologischen Gesichtspunkten zu geben. Die ohne Zweifel ermüdende Gleichförmigkeit in dem Aufbau der einzelnen Kapitel ließ sich schlechterdings nicht vermeiden und erscheint bei einer Abhandlung, die im wesentlichen, wenn auch in der Form der Verarbeitung, eine Stoffsammlung zu geben hat, nicht allzu belangreich. Gerade der Charakter der Stoffsammlung muß hier noch einmal hervorgehoben werden. Zu wirklich erheblichen neuen Ergebnissen zu gelangen, ließ sich

bei der Fülle der vorhandenen Literatur nicht erwarten. Die Hauptaufgabe mußte es sein, für einen künftigen Forscher das verstreute und stofflich zu umfangreiche Material in eine brauchbare Form zu bringen. Die nicht geradezu politischen Fragen des Zeitraumes sind nur insofern berührt, als auch sie den Standpunkt der Parteien bestimmen und Beziehungen zur Politik zeigen.

Die Schärfe der publizistischen Äußerungen, daneben die große Zahl der Flugschriften zeigt zur Genüge, wie erregt die öffentliche Meinung war. Nach der tiefgehenden Bewegung des Jahres 1859 ist nach erheblichem Abflauen in schneller Steigerung wieder ein Höhepunkt in der Erregung der Geister zu verzeichnen. Die Jahre 1862/63 gelten im allgemeinen Urteil als verhältnismäßig stille Jahre, weil man sie mit dem Maßstabe der Kriegsjahre 1866 und 1870 mißt. Wie sehr aber doch alles in voller Bewegung war, welch starkes Leben im deutschen Volke pulsierte, dürfte aus den folgenden Zusammenstellungen hervorgehen.

Erstes Buch.

Der Konflikt in Preußen und der Eintritt Bismarcks in das Ministerium.

Erstes Kapitel.

Übersicht über die Entwicklung der inneren Verhältnisse bis zum Eintritt Bismarcks in das Ministerium.

Broschüren über die innere Lage des preußischen Staates im Sommer 1862.

Die Worte, mit denen der Prinzregent die Regentschaft an Stelle seines unheilbar erkrankten Bruders am 9. November 1858 übernahm, hatten überall in Preußen begeisterten Anklang gefunden. Man erwartete nach den Jahren der Reaktion eine durchgreifende Änderung in allen politischen Verhältnissen und trug sich in dieser Hinsicht mit dem weitgehendsten Optimismus. Der Ministerwechsel, der bald nach dem Beginne der Regentschaft stattfand, die zahlreichen Verabschiedungen als reaktionär bekannter höherer Beamten schienen die Erwartung, daß Preußen nunmehr in ganz liberalen Bahnen wandeln würde, durchaus zu rechtfertigen. Doch die Freude war nicht von zu langer Dauer. Einmal war die schwankende und wenig entschlossene Politik des Ministeriums nicht dazu angetan, die Wünsche der Bevölkerung in betreff einer energischen Stellungnahme der

preußischen Regierung in allen inneren und äußeren Fragen, die trotz aller Unklarheit im einzelnen entschieden vorhanden waren, zu befriedigen, und dann wurde die vorgeschlagene Reorganisation des Heeres immer mehr zu einer Frage, an der sich die Leidenschaften erhitzten und die eine Entfremdung zwischen Volksvertretung und Ministerium herbeiführte.

Schon seit dem Jahre 1857 war die Notwendigkeit einer Reform des Preußischen Heerwesens durch Verstärkung der Linie und Änderung der Landwehrformationen von verschiedenen Seiten, besonders von dem Prinzregenten selbst, angeregt worden.[1] Insbesondere war es das Mißverhältnis der Rekruten zur Bevölkerung (von 18 Millionen Einwohnern nur etwa 41000 statt 65000) und die dadurch bedingte fortgesetzte Heranziehung der Landwehr im Falle einer Mobilmachung, was eine Reform dringend nötig erscheinen ließ. Auch sprach ein Vergleich der Friedensstärke des französischen und preußischen Heeres nachdrücklich für eine Verstärkung; 1820 waren die Zahlen hierfür 169000 : 130000; 1853 aber 400000 : 139000 Mann. Der Prinzregent, der die Notwendigkeit derartiger Umänderungen schon lange als einer der ersten erkannt[2] und dem Kriegsdepartement im Oktober 1857 eine erneute Erwägung dieser Fragen anheimgestellt hatte, beauftragte in einem Gespräche, das er am 25. Juni 1858 mit dem damaligen Generalmajor und Kommandeur der 20. Infanteriebrigade Albrecht von Roon hatte, diesen mit der Ausarbeitung einer Denkschrift über die Heeresreform.[3] Roons Entwurf wurde zugleich mit der Clausewitzschen

[1] Marcks, Kaiser Wilhelm, S. 168ff., ferner cf. Wilhelm I., Militär. Schriften II, 296ff.; Sybel, Vorträge und Abhandlungen, 269ff., vgl. Clausewitzs Denkschrift vom 4. Februar 1858.

[2] Vgl. u. a. seine Denkschriften vom Jahre 1848 und 1857, ebenda II, 3ff. u. 180ff, sowie seine früheren Schriften; ferner den Literaturnachweis bei Marcks, Kaiser Wilhelm I., S. 420, 4a.

[3] Roon, Denkwürdigkeiten I, 319.

Antwort vom Februar 1858 auf die Vorschläge des Prinzregenten dem Kriegsminister von Bonin Ende 1858 zur Prüfung übersandt.[1] Während des ganzen Jahres wurden über die beste Gestaltung der Reorganisation Beratungen gepflogen, bei denen der Prinzregent persönlich entscheidend seine Ansichten über verschiedene Vorschläge zur Geltung brachte. Zudem hatte die Mobilisierung anläßlich des italienischen Krieges aufs neue die Notwendigkeit einer Umgestaltung des Militärwesens dargetan, zugleich aber bot sie einen guten Anlaß, die Reorganisation ins Werk zu setzen, indem man sämtliche Landwehrstämme, die bei dem Ausbruche des Krieges formiert waren, mit einem Teil der Mannschaften des aktiven Bestandes besetzt stehen ließ.[2] So war denn Wilhelm auch fest zu einer durchgreifenden Änderung entschlossen und beharrte trotz gegenteiliger Vorschläge und Bedenken des Kriegsministers und des Kriegsdepartements, die wesentlich die finanzielle Seite der Frage berührten, bei einer starken Erhöhung der Linie und bei Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit. Da Bonin nicht glaubte, diesen Wünschen entsprechen zu können, so reichte er am 21. November seine Entlassung ein, die auch genehmigt wurde. An seine Stelle trat als Kriegsminister am 5. Dezember der Geneneralleutnant Albrecht von Roon.[3]

In der öffentlichen Meinung erregte dieser Ministerwechsel ziemlich großes Aufsehen. Auf konservativer Seite wurde Roon im allgemeinen mit Freuden begrüßt, die liberalen Regierungsblätter urteilten ausweichend, während die unabhängigen Libe-

[1] Wilhelm I., Militär. Schriften II, 298 f.; ferner Marcks, S. 170 ff.

[2] Sybel II, 379.

[3] Vgl. über die Verhandlungen, an denen sich u. a. Clausewitz, Wrangel, G. v. Alvensleben beteiligten, im einzelnen: Militär. Schriften II, 300—319. Roon I, 353—384. Gneist, Militärvorlage 47 ff. Sybel, Vorträge 262 ff.

ralen ihn sofort als Reaktionär kennzeichneten. Tatsächlich war mit seiner Ernennung die Einheit des Ministeriums einigermaßen zerstört.

Am 10. Februar konnte dem Abgeordnetenhause der neue Reorganisationsentwurf, das Gesetz betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste vorgelegt werden. Roon hatte aus Ersparnisrücksichten noch einige Änderungen, insbesondere die Beurlaubung eines halben oder ganzen Jahrganges bei allen Waffen, vorgeschlagen, doch hatten diese nicht die Zustimmung des Prinzregenten gefunden.[1] So forderte der vorgelegte Entwurf denn eine sehr erhebliche Erhöhung des stehenden Heeres. Die Zahl der Infanteriebataillone wurde allein nahezu verdoppelt, die jährliche Aushebung sollte 63200 statt 41000 Mann betragen. Die Majorität der Abgeordneten war mit der neuen Vorlage wenig einverstanden. Man hielt eine Verstärkung der preußischen Heeresmacht infolge der langen Reihe von Friedensjahren nicht für erforderlich, zumal die Regierung auch in den letzten Jahren nicht eine auswärtige Politik gezeigt hatte, die ein zahlreicheres Heer notwendig erscheinen ließ. Besonders war man gegen die Forderung der dreijährigen Dienstzeit und die Herabsetzung der Bedeutung der Landwehr. Außerdem herrschte bei vielen Abgeordneten ein weitgehendes Mißtrauen gegen den neuen Kriegsminister. Ein Bruch mit der Regierung wurde jedoch vorläufig vermieden, indem die Regierung nach ablehnender Haltung der Kommission den Entwurf zurückzog und lediglich für die Mehrkosten als Provisorium bis zum 30. Juni 1861 neun Millionen Taler forderte. Damit aber wurde die Reorganisation ohne neues Gesetz lediglich auf dem Boden des alten fortgeführt. Auf diesen Vorschlag des Ministers von Patow einigte man sich schließlich; die Forderung in Höhe von neun Millionen Talern

[1] Militär. Schriften II, 320.

wurde provisorisch „zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft, zur Erhöhung der Streitbarkeit des Heeres und zu deren Vervollständigung" bewilligt.[1] (15. V. 1860.) Während nun der Prinzregent glaubte, hierin eine Bürgschaft für die Annahme der Reform zu haben und daher mit der Umgestaltung des Heeres nicht zögerte, wollte die Volksvertretung diese provisorische Bewilligung unbekümmert um die Folgen jederzeit zurückziehen können. So kam durch das Provisorium immer größere Unklarheit in die Frage, und diese trug ihrerseits dazu bei, die vorhandenen politischen und sachlichen Gegensätze weiter zu verschärfen.[2]

Die Beratungen des neuen Landtags von 1861 zeigten schon erheblich schärfere Gegensätze. Die Regierung legte kein neues Militärgesetz vor, sondern beschränkte sich, weiter für das Provisorium acht Millionen zu fordern. Die radikalen Elemente unter Waldeck wollten schon jetzt Streichung des ganzen Postens. Doch wurde der Bruch durch Annahme des Antrages des altliberalen Abgeordneten von Kühne, die diesmal allerdings schon mit äußerst knapper Mehrheit (151 : 148 Stimmen) erfolgte, noch einmal vermieden.[3] Doch forderte das Abgeordnetenhaus durch Vincke gleichzeitig die Vorlage eines Gesetzes

[1] Die Annahme erfolgte mit 315 : 2 Stimmen bei fünf Enthaltungen. St. B. A.H. 1860 II, S. 1130.

[2] Über den Einfluß des Vorfalles auf die weitere Entwicklung der Frage vgl. Marcks, 4. A., S. 184 ff. in anderer Auffassung als Sybel, II, 388 f.

[3] Der Antrag lautete: für den Bedarf für die Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft des Heeres an wiederkehrenden und einmaligen Ausgaben die Summe von 4123025 Rt. als Extraordinarium des Etats zu bewilligen und der Kgl. Staatsregierung zu überlassen, die in dem Etat aufgenommenen Ausgabepositionen im ganzen um 750000 T. zu ermäßigen und dadurch auf den bewilligten Gesamtbetrag zurückzuführen. Für das Extraordinarium stimmten 206, dagegen 98 Abgeordnete. 31/5. 61, St. B. A.H. 1861 III, 1514 ff.

betr. Abänderung des bestehenden Heergesetzes vom 3. September 1814 und erklärte sich für Herabsetzung der aktiven Dienstpflicht von drei auf zwei Jahre. Die Mißstimmung im Abgeordnetenhause gegen die Regierung war entschieden gewachsen, im Ministerium selbst aber herrschte noch immer eine große Unentschlossenheit. Lebhafte Meinungsverschiedenheiten über die wichtigsten Fragen traten wiederholt zutage. Somit lag die Möglichkeit eines baldigen Ministerwechsels sehr nahe, zumal da Fürst Hohenzollern krank war und Schleinitz den Wunsch äußerte, zurückzutreten. In dieser Lage knüpfte Roon mit Bismarck an und erörterte mit ihm die Möglichkeit seines Eintritts in das Ministerium. Bismarck verhielt sich demgegenüber zunächst noch ziemlich ablehnend.[1] Die Gegensätze hatten sich im Laufe des Jahres 1861 immer mehr verschärft, die Demokratie, die sich in den letzten Jahren an den Wahlen nicht beteiligt hatte, trat als Deutsche Fortschrittspartei mit einem eigenen Programm hervor.[2] Andererseits erregte die Frage der Huldigung des neuen Königs die Gemüter sehr lebhaft. Zwischen dem Könige und dem Ministerium bestand kein rechtes Einvernehmen mehr, zu wiederholten Malen hatte Roon dem Könige die Gegensätze und die Notwendigkeit, ein anderes Ministerium zu schaffen, klar dargelegt.[3]

Die im Dezember vollzogenen Wahlen zeigten den deutlichen Umschwung in der Stimmung des Landes. Die ministerielle altliberale Partei erlitt gewaltige Einbußen, während der entschiedene Fortschritt große Erfolge aufzuweisen hatte. Gewählt wurden: 15 Konservative, 54 Katholiken, 95 gemäßigte Liberale, 52 linkes Zentrum, 109 Fortschrittler, 23 Polen, 4 Minister.

[1] Vgl. Roon II, 26 ff. Bismarcks Briefe, S. 304, Nr. 247 ff.

[2] Gegründet am 9. Juni 1861, vgl. Parisius, Parteien, 36 ff. Weiteres siehe im folgenden Kapitel.

[3] Roon II, 33 ff.

In dem neuen Landtage, der am 14. Januar 1862 zusammengetreten war, zeigten sich denn auch die Gegensätze in voller Schärfe. Fortgesetzte Angriffe der fortschrittlichen Majorität auf die Regierung ließen eine Verständigung mit den Abgeordneten als unwahrscheinlich erscheinen. Eine an und für sich geringfügige Veranlassung führte schließlich zum offenen Bruche. Der Finanzminister von Patow hatte sich auf Wunsch des Abgeordnetenhauses bereit erklärt, eine größere Spezialisierung des Etats für 1863 vorzunehmen, dafür aber auch ein Entgegenkommen der Abgeordneten auf die Wünsche der Regierung verlangt. Trotzdem stellte der Abgeordnete Hagen den Antrag, das Abgeordnetenhaus solle beschließen, daß a) der Staatshaushaltsetat in seinen Titeln durch Aufnahme der wesentlichen Einnahme- und Ausgabepositionen aus den demselben zugrundeliegenden Verwaltungsetats mehr zu spezialisieren, b) diese Spezialisierung schon bei der Feststellung des Staatshaushaltsetats pro 1862 und zwar im Anhalt an die Titel und Titelabteilungen der pro 1859 gelegten Spezialrechnungen zu bewirken sei.[1] Der Antrag war in erster Linie in der Absicht gestellt, es zu vermeiden, daß durch Ersparnis in den anderen Zweigen des Etats die Reorganisation aufrecht erhalten würde. Die Annahme dieses Antrages, die mit 171 : 143 Stimmen erfolgte, veranlaßte das Ministerium, das diese Wünsche zu erfüllen ablehnte, seine Entlassung nachzusuchen. Diese wurde jedoch vom Könige nicht genehmigt, sondern es erfolgte das Gegenteil, indem am 11. März das Abgeordnetenhaus aufgelöst wurde. Doch traten alsbald die liberalen Minister mit dem Wunsche hervor, der Opposition gewisse Zugeständnisse zu machen. Als sich der König dem widersetzte, kamen sie wiederholt um ihre Entlassung ein, die ihnen denn auch bewilligt wurde. (17. März.) Somit schieden v. Auerswald, v. Patow, Graf

[1] St. B. A.H. 1862 I, 299. 6/3. 62.

Schwerin, Graf Pückler und v. Bernuth aus dem Ministerium aus. An ihre Stelle traten am 19. März v. Jagow, Graf Itzenplitz, Graf Lippe und v. Mühler, während Graf Bernstorff, Schleinitzs Nachfolger seit dem Spätjahr 1861, v. d. Heydt und v. Roon im Amte blieben. Die neuernannten Minister waren sämtlich bisher im parlamentarischen Leben wenig hervorgetreten, doch genügte ihre Zugehörigkeit zur konservativen Partei, um das neue Ministerium in der öffentlichen Meinung als reaktionär zu bezeichnen.

Die Lage des Ministeriums war von vornherein schwierig. Zu dem Streite über die Heeresreform, der noch unerledigt der Entscheidung harrte, war als Folgeerscheinung eine neue Schwierigkeit in Gestalt der Behandlung der Budgetfrage getreten. Da die Feststellung des Etats für 1862 durch die Auflösung des Abgeordnetenhauses nicht erfolgt war, so mußte bei den Beratungen dieses Gegenstandes sofort der Streit wieder entbrennen. Die am 6. Mai vollzogenen Neuwahlen, für die schon vielfach das Programm: ob königliches Regiment, ob parlamentarische Regierung ausgegeben worden war, hatten eine weitere Verstärkung der Opposition herbeigeführt. Plumpe Beeinflussung der Wahlen vonseiten der Regierung hatten das Ihrige dazu beigetragen, die Erbitterung zu steigern. Die gemäßigt Liberalen lösten sich auf, da Vincke lediglich für ein Zusammengehen mit dem linken Zentrum, Grabow auch mit der Fortschrittspartei sich aussprach. Die 65 Mitglieder der Partei, die gewählt waren, sonderten sich in drei Gruppen[1]: der rechte Flügel bildete unter Vinckes Führung die Fraktion der Konstitutionellen: zu ihm gehörten unter anderen Schwerin, Patow, beide Vinckes, Simson, Kühne, die Mittelpartei (20) bildete unter Führung Rönnes, Lettes und Grabows den freien parlamen-

[1] Parisius, Hoverbeck II, 1, 6 ff.

tarischen Verein, während der linke Flügel unter Führung v. Diederichs' (22) sich dem linken Zentrum anschloß.

So gehörten dem neuen Abgeordnetenhause, das am 19. Mai zusammentrat, nur noch 12 Konservative, 24 Altliberale und 19 gemäßigte Liberale (Fraktion Rönne) an, während das linke Zentrum (Fraktion Bockum-Dolffs) 101 und die Fortschrittspartei 141 Abgeordnete zählte. Die Katholiken und Polen hatten ihren Besitzstand mit 32 bezw. 23 Mitgliedern ziemlich gewahrt. Die feindliche Stimmung des Abgeordnetenhauses äußerte sich denn auch gleich nach seinem Zusammentritt in dem Erlasse einer Adresse an den König. Obgleich die Regierung den Wünschen der Abgeordneten durch eine genaue Spezialisierung des Etats nachgekommen war, so sprach sich die Adresse doch einigermaßen unzufrieden mit der Regierung aus und äußerte insbesondere ihr Mißtrauen mit den Räten der Krone, beteuerte dagegen andererseits die treue Gesinnung der Abgeordneten gegen das Königshaus.[1] Der König forderte in der Antwort auf diese Adresse die Betätigung der Gesinnung durch die Tat und erklärte im übrigen seine volle Übereinstimmung mit seinen Ministern.[2]

Die Beratungen des Abgeordnetenhauses zeigten immer stärker einen rein oppositionellen Charakter gegen die von der Regierung eingebrachten Entwürfe. Als die beiden großen Streitpunkte erwiesen sich die Budgetfrage und die Militärfrage, die allerdings zunächst, bis eine Verständigung der Parteien erfolgt war, ruhten und dann in der Budgetkommission zur Verhandlung kamen. Die Kommissionsberatungen hatten im August begonnen, erst am 11. September begannen die Beratungen in pleno. Die Kommission hatte vorgeschlagen, alle

[1] St. B. AH. 1862 II, I, 243f.
[2] St. B. AH. 1862 II, I, 249f.

Ausgaben, die durch die erhöhte Kriegsbereitschaft erwachsen wären, zu streichen, da die Reform mit dem Gesetze vom 3. September 1814 in Widerspruch stände.[1] Mit der Annahme dieses Antrages wurde also die Reorganisation vollkommen unmöglich gemacht. Vor allem war man entschlossen, nichts für eine Reform des Heeres zu bewilligen, bevor nicht die gesetzliche Feststellung der Änderungen des Militärgesetzes von 1814 erfolgt war. Man stellte sich ganz entschieden auf den Standpunkt, daß zuerst eine Gesetzesänderung hätte beantragt werden müssen und erst nach deren Bewilligung das Gesuch um Genehmigung erhöhter Geldmittel hätte eingebracht werden dürfen. Diese Bedenken waren jedoch im Grunde nur formal juristischer Natur. Dagegen fehlte es an jedem positiven Vorschlage, wie die durch die Ablehnung entstandene Lücke anderweitig ausgefüllt werden sollte.

In der Beratung im Abgeordnetenhause bot der Minister v. d. Heydt zunächst Vermittlungsvorschläge an. Die Ausgaben für die Reorganisation seien nach allgemein seit Jahren geübter Praxis für das Jahr 1862 einfach fortgeleistet worden. Für den Januar 1863 stelle die Regierung die Vorlage eines Gesetzes für den Kriegsdienst in sichere Aussicht, sie wolle auch für 1862 nur die Bewilligung der Kosten im Extraordinarium, ferner erkläre sie sich bereit, die Indemnität des Abgeordnetenhauses für die geleisteten Ausgaben nachzusuchen.[2] Doch F. Duncker, Waldeck, v. Carlowitz, Virchow, v. Hoverbeck, Gneist, Schulze u. a. lehnten jeden Ausgleich mit der Regierung ab. Dagegen traten die Altliberalen, wie v. Patow und v. Vincke, durchaus für den von der Regierung vertretenen Standpunkt ein. Letzterer vertrat gegenüber den Kommissionsvorschlägen einen Antrag

[1] Über die geringe Berechtigung dieser Behauptung vgl. Sybel, II, 393 f., 451.

[2] St. B. A. H. 1862 II, III, 1564 ff.

des Inhalts, daß Änderungen der Reorganisation erst bei der Vorberatung des Etats für 1863 zur Sprache gebracht werden, daß dagegen die Ausgaben für 1862 glatt bewilligt werden sollten. Dieser Antrag war von Sybel, Stavenhagen und Twesten in der Kommission gestellt worden, für die dauernde Annahme der Reorganisation verlangte man die gesetzliche Anerkennung der zweijährigen Dienstzeit. Der Abgeordnete A. Reichensperger vertrat namens der katholischen Fraktion den Antrag, einen Beschluß so lange zu vertagen, bis die Regierung die Indemnität für die ohne Genehmigung geleisteten Ausgaben nachgesucht habe, oder wenigstens die Verpflichtung, sie nachzusuchen, anerkannt habe.[1] Zunächst kam dieser Antrag zur Abstimmung, wurde jedoch mit einer an Einhelligkeit grenzenden Mehrheit abgelehnt.

Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen, die eine Fülle von bedeutenden Reden, doch keine neuen Beweisgründe boten, schien es, als ob doch noch in zwölfter Stunde eine Versöhnung zustande kommen sollte. Am 17. September nämlich erklärte der Kriegsminister, daß die Regierung vielleicht auf die Stavenhagenschen Vermittlungsvorschläge, wie sie von Vincke wieder aufgenommen waren, eingehen könnte, wenn es ihr auch außerordentlich schwer fiele, die geforderten Reduktionen am Etat noch vorzunehmen. Über den Etat von 1863 könne noch keine bestimmte Erklärung abgegeben werden. Selbst wenn die Regiung auf eine weitere faktische Verkürzung der Dienstzeit eingehen würde, so könnte das doch nie in der in den Kommissionsberatungen und von Stavenhagen vorgeschlagenen Art und Weise geschehen, so daß also die Regierung sich irgendwie durch ein neues Gesetz bände.[2] In der Kommissionsverhandlung am selben Abend jedoch, in der man Roon zu einer definitiven

[1] Den Antrag s. St. B. AH. 1862 II, VII, Nr. 128, S. 1351.
[2] St. B. AH. 1862 II, III, 1738.

Erklärung drängte, lehnte er jedes Zugeständnis für den Etat von 1863 rundweg ab und erklärte, nunmehr auch im vollen Gegensatz zu Vincke, daß selbst die faktische Durchführung der zweijährigen Dienstzeit als praktisch unmöglich von der Regierung angesehen werden müsse.[1] Der Umschlag in der Stimmung des Kriegsministers von recht weitem Entgegenkommen zu völliger Ablehnung war unzweifelhaft durch das Verhalten des Königs in dem der Kommissionssitzung vorausgehenden Ministerrat hervorgerufen worden, in der dieser fest auf seiner Meinung beharrte und mit Abdankung drohte, wenn sein Werk nicht zustande kommen sollte.[2]

Nach dieser endgiltig ablehnenden Erklärung, für die man im Hause allgemein Roon verantwortlich machte, beendeten die Abgeordneten nunmehr schnell die Beratung der Einzelpositionen des Militärbudgets und stimmten am 23. September endgiltig über das ganze Gesetz ab. Mit 308 : 11 Stimmen wurde die Gesamtforderung von 37³/₄ Millionen Talern abgelehnt, dafür wurden rund 32 Millionen Taler im Ordinarium genehmigt, die restlichen 5³/₄ Millionen wurden auch im Extraordinarium glatt abgelehnt und ebenso die durch kleine Abstriche auf 5¹/₂ Millionen ermäßigte Summe.[3] Der Stavenhagen-Vinckesche Antrag war schon vorher gefallen. Mit der Streichung der gesamten für die Aufrechterhaltung der Reorganisation geforderten Summe war der Konflikt akut geworden. Das Abgeordnetenhaus war rechtlich befugt, die weitere Verausgabung von Geldern für diese Zwecke als Verfassungsbruch anzusehen, sofern diese über den Sinn des Gesetzes von 1814 hinausging, doch lag für die Regierung die praktische Unmöglichkeit vor, die einmal ins Leben

¹ III, 1743.

² Vgl. über die Ministersitzung Hegel, Erinnerungen aus meinem Leben, S. 18f.

³ St. B. AH. 1862 II, IV, 1869.

gerufene neue Gliederung des Heeres ohne weiteres wieder aufzulösen und auf den Bestand von 1859 zurückzugehen. So bestand der Gegensatz zwischen Regierung und Volksvertretung in dieser Frage bereits in voller Schärfe, als Bismarck in das Ministerium eintrat. Die Verhandlungen, die mit ihm über die Übernahme des Ministerpostens gepflogen wurden, die Art und Weise, in der die Presse sich den verschiedenen Gerüchten über seinen Eintritt gegenüber verhielt, werden wir im nächsten Kapitel verfolgen.

Die Zuspitzung des Konfliktes fand begreiflicherweise auch in der Presse einen lebhaften Ausdruck; die im Anfange des Jahres meist noch gemäßigte Tonart der Blätter wurde im Laufe der Zeit bereits erheblich schärfer. Namentlich die rechtliche Seite der Frage beschäftigte die Gemüter sehr lebhaft; daneben waren es rein militärtechnische Fragen, die eingehend besprochen wurden. Wir wollen den Preßäußerungen hier nicht im einzelnen nachgehen.[1]

Doch geben wir den Inhalt einiger Broschüren dieser Zeit wieder, die sich mit den entscheidenden Fragen beschäftigen, um zu zeigen, daß der Streit der Meinungen über die inneren Fragen schon vor Bismarcks Eintritt lebhaft entbrannt war. Zunächst beschäftigen wir uns mit den wesentlich militärischen Schriften.

Auf einem extrem reaktionären Standpunkt steht hier Hundt von Hafften mit seiner Broschüre: „Der Standpunkt unserer Armee, der Verfassung und sich selbst gegenüber".

[1] J. Königer in den Pr. J. X, 169ff. empfiehlt eine vorläufige Vereinbarung in der Militärfrage auf folgender Grundlage: 1. eine zweijährige Präsenz, 2. vorläufige Bezeichnung der zwei jüngsten Jahrgänge der Landwehr für den Ersatz der Linie. Ist die Regierung zu einem Entgegenkommen in dieser Hinsicht nicht bereit, so sind die Mehrkosten, die durch dreijährige Dienstzeit entstehen, abzusetzen und der ganze Etat nur provisorisch zu bewilligen. — Diese weitgehenden Forderungen aus altliberalem Lager zeigen deutlich das Mißfallen an der Militärvorlage.

Der Verfasser ist sehr für Gewaltmaßregeln, alles Gute kommt seiner Meinung nach von dem Heere. Gegen alle Verfassungsbestrebungen und Beeinträchtigung der königlichen Würde will er im Notfalle mit Kartätschen vorgehen. „Die Lösung der schwierigsten Aufgaben unserer Zukunft gehört der Armee, — wenn sie den Ausbau der preußischen Geschichte wiederum ernstlich zur Hand nimmt, wird ihr auch ein gewaltiger Einfluß auf den Ausbau der Verfassung gesichert bleiben".[1] — Allerdings geschah dies ja, darum kann man aber doch von dem Verfasser nicht glauben, daß er irgendwie die kommenden Ereignisse vorausgesehen hätte. Vielmehr wünscht er lediglich die Aufrichtung eines reinen Militärstaates, seine Schrift ist vollkommen einseitig und höchstens als charakteristisches Zeichen der Stimmung in den reaktionärsten Kreisen bemerkenswert.

Die beiden Schriften: „Offener Brief an den Staats- und Finanzminister, Herrn v. d. Heydt": und „Herr v. d. Heydt mit seinem Staatshaushaltsetat pro 1862 dem Tribunale des Abgeordnetenhauses vorgeführt"[2] sind rein militärtechnischer Natur und bemühen sich, Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie den Soldaten eine höhere Löhnung bewilligt werden kann, indem auf anderen Gebieten eine Ersparnis eintritt. Der Verfasser ist kein direkter Gegner der Reorganisation, doch wünscht er, daß sie vertagt werden möge, „bis mit der Erneuerung des Zollvereins der größte Schritt vorwärts geschehen wäre: daß Preußens König die Leitung aller militärischen und diplomatischen Interessen des ganzen deutschen Vaterlandes in seine Hand nähme". Das war eine Ansicht, die viel verbreitet war: die Abneigung gegen jede Reorganisation, weil man bei der schwachen äußeren Politik der preußischen Regierung kein Betätigungsfeld für ein verstärktes Heer fand und daher fürchtete,

[1] Vgl. N. P. W. 118. 1./8. 62, S. 975 f.

[2] Berlin, Haude & Spener, 22 S. — [3] Ebenda, 48 S.

daß die erhöhten Streitkräfte nur gegen den inneren Feind verwendet werden sollten.

Von demselben Verfasser ist „die Militärorganisation, sozial und deutsch beleuchtet".

In dieser Schrift tritt der Verfasser dafür ein, daß es am zweckdienlichsten sei, die Bewilligung für den Militäretat fortdauernd nur provisorisch zu leisten, da damit einerseits die Reorganisation ausgeführt werden könne, die er in Anbetracht der Weltlage für erforderlich hält, andererseits aber der Volksvertretung die Möglichkeit bleibe, wenn es die Zeitumstände gestatteten, eine Verminderung des stehenden Heeres eintreten zu lassen. In den inneren Angelegenheiten des Heeres erscheint dem Verfasser wieder eine Besserung der Soldverhältnisse erforderlich. Im übrigen soll Preußen den Anschluß der kleineren Bundeskontingente und eine Besserung in den Heereseinrichtungen des Bundes erstreben, um Deutschlands Wehrkraft zu erhöhen. Angesichts des offensiven Vorgehens der Würzburger[1] aber ist eine provisorische Bewilligung der Reorganisationskosten erforderlich, die dann später im Falle einer Niederlage wie eines Sieges verringert werden können.

Der Verfasser erkennt in dieser Schrift die Notwendigkeit einer Verstärkung der Heeresmacht Preußens an. Sein Vorschlag würde vielleicht der beste sein, wenn damit eine endgültige Lösung der Frage ermöglicht würde. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die allgemeine Stimmung trieb auch nach einer klaren staatsrechtlichen Lösung. Da sie sich durch diese Vorschläge nicht erreichen ließ, so fanden diese auch nicht sonderliche Beachtung. Die versöhnliche Stimmung des Verfassers erscheint in Anbetracht der Zeitverhältnisse nicht mehr ganz gerechtfertigt. Doch ist die Erkenntnis, daß Preußen eine Verstärkung des

[1] S. u. Buch IV, Kap. 1.

Heeres benötige, die Billigung der Reorganisation im liberalen Lager beachtenswert.

Ganz offen spricht W. Rüstow[1] in seiner Schrift über „Das preußische Militärbudget für 1862"[2] sich dahin aus, daß das Heer nur nach innen gegen etwaige Erhebungen u. dgl. verwendet werden soll. Er unterzieht das Budget im einzelnen einer sehr eingehenden Kritik, wünscht besonders eine vollständige Umgestaltung und Beschränkung des Offizierkorps und stellt an das Abgeordnetenhaus die Forderung, die Roonsche Reorganisation zu verwerfen. Sollte sie dennoch durchgeführt werden, so hofft der Verfasser, daß sich in einer unglücklichen Lage des Staates eine Partei der Erhebung bilden wird, die die schon einmal verlorenen Güter diesmal für das Volk zurückerobert. Es scheint dem Verfasser gar nicht unangenehm zu sein, wenn die Franzosen das alte Heerwesen zerschlagen würden, weil dann der Neuaufbau auf der tabula rasa sich um so leichter vollziehen könnte — natürlich nach dem von Rüstow entworfenen Plane. Die ganze Tendenz der Schrift ist reichlich verhetzend, wenn auch anerkannt werden muß, daß der Verfasser sich nicht auf die bloße Verneinung beschränkt hat, sondern eigene Vorschläge an Stelle der von ihm verworfenen gesetzt hat.

Eine Schrift, die allerdings erst im Oktober 1863 geschrieben ist, beschäftigt sich unter dem Titel: Waldeck und die Militärfrage; eine Zusammenstellung der parlamentarischen und außerparlamentarischen Äußerungen des Abgeordneten Waldeck über die Militärfrage, begleitet von historischen Einleitungen

[1] Geb. 25. Mai 1821 in Brandenburg a. H. 1840—48 preußischer Offizier. Entfloh vor einer kriegsgerichtlichen Untersuchung 1850 in die Schweiz, wurde dort 1856 Major im Generalstab. 1860 in Italien als Oberstbrigadier unter Garibaldi. 1870 Oberst in der Schweiz. Gest. 1878, A. D. B. XXIX.

[2] Berlin, Janke, 108 S.

und erläuternden Anmerkungen[1], mit dem, was der Titel besagt, und sucht die Stellung Waldecks, die bekanntlich in völliger Ablehnung aller Regierungsforderungen bestand, als allein richtig hinzustellen. Die Einleitung gibt einen klaren Überblick über die Entwicklung der Militärfrage seit 1859, wenn auch etwas einseitig vom fortschrittlichen Standpunkt aus, und enthält lebhafte Anklagen gegen Altliberale und Reaktionäre. Der eigentliche Inhalt der Schrift ist für uns nicht weiter von Interesse.

Den Demokraten ist auch der Major a. D. W. v. Luck zuzurechnen. Seine Schrift „Wo liegt der Hase im Pfeffer?"[2] ist im wesentlichen rein militärisch. Das Kriegsministerium hat nach Ansicht des Verfassers seit 1815 nie ein richtiges Verständnis gezeigt, doch haben auch die Abgeordneten es an einer unparteiischen Prüfung des 1860 eingebrachten Gesetzentwurfes fehlen lassen. Die eigenen Vorschläge Lucks gehen nun dahin, die Trennung in Linie und Landwehr überhaupt fallen zu lassen, die zweijährige Dienstzeit als durchaus genügend einzuführen. Ferner sollen die Kadettenanstalten aufgehoben werden, und eine starke Verminderung der höheren Offizierstellen eintreten, um möglichst viele junge Offiziere im Heere zu haben.

Wesentliches und Neues ist in der Schrift nicht enthalten. Die Anschauungen des Verfassers sind sehr demokratisch.

Stark umstürzender Art sind schließlich die Vorschläge G. Fr. Kolbs[3] in seiner Broschüre: „Die Nachteile des stehenden Heerwesens und die Notwendigkeit der Ausbildung eines

---

[1] Berlin, Hasselberg (Winkler Nachf.), 100 S.

[2] „Militärisches Sendschreiben an alle freisinnigen Abgeordneten." Berlin, Wagner 1862, 192 S.

[3] Kolb war früher Bürgermeister von Speyer und Mitglied der Nationalversammlung gewesen; seit Juni 1859 war er politischer Redakteur der „Neuen Frankfurter Zeitung", jetzigen Frankfurter Zeitung und als solcher zwar entschiedener Fortschrittler, aber kein Preußenfeind.

Volkswehrsystems".[1] Davon ausgehend, daß das stehende Heer vor allem die Finanzkraft der Staaten schwer schädigt, und doch nicht die nötige Sicherung des Staates bietet, beantragt der Verfasser die Ausbildung einer zweckmäßig organisierten Landwehr. Alle irgendwie brauchbaren Beispiele aus der Geschichte führt er an, um die Unzuverlässigkeit der stehenden Heere zu beweisen; statistisches Material über volkswirtschaftliche Nachteile, die aus dieser Einrichtung erwachsen, wird zur Ergänzung herangezogen. Er fordert für die von ihm geplante Volkswehr nur eine dreimonatliche Dienstzeit, mit dreiwöchigen Übungen in den beiden nächsten Jahren (allerdings bei entsprechender Vorbildung) und glaubt so mit einem Drittel des Geldes die vierfache Heeresmacht erzielen zu können. Um zu diesem Ziele zu gelangen, empfiehlt Kolb zum Schlusse nur solche Abgeordnete zu wählen, die bereit sind, das stehende Heer umzugestalten.

Es sind das Gedanken, wie sie sich in den Reihen der Demokraten ziemlich häufig vertreten fanden. Man schwärmte für völlige Beseitigung des stehenden Heeres, weil man in ihm ein großes Hindernis für die Entwicklung eines vollkommen freien und liberalen Staatswesens sah. Offenbar schwebte das schweizerische Heerwesen dem süddeutschen Demokraten Kolb als Ideal vor, doch vergaß er wie so viele mit ihm, die sehr verschiedene Stellung der deutschen Großmächte im Rahmen Europas gegenüber der Eidgenossenschaft in Betracht zu ziehen.

Von erheblich größerem Interesse für uns sind die Broschüren, die sich mit der allgemeinen Lage beschäftigen und die Mittel vorschlagen, wie dem Konflikt abzuhelfen sei. Ziemlich tiefgehende staatsrechtliche Erörterungen bringt die Abhandlung „Demokraten und Konservative".[2] Der Verfasser hält nachdrücklich die beiden Arten der Freiheit, die individuelle und po-

[1] Leipzig, Förstner, vgl. auch N. P. Z. 1862. 27./6, Nr. 113, S. 922.
[2] Potsdam, Döring, 52 S.

litische[1] auseinander. Die erstere überwiegt nach seiner Ansicht zur Zeit und hat die stark subjektive liberale Doktrin geschaffen. Nun betrachtet er das Volk aber nicht als eine Summe von Individuen, sondern vielmehr als einen Organismus. Dieser Organismus weist historisch gewordene Gliederungen auf. Um nun dem Volke die Freiheit vom Staate und im Staate den ihm gebührenden Anteil an der Gesetzgebung zu verschaffen, ist es notwendig, auf diese zurückzugreifen. Dabei kommt dem Haupte die oberste Macht zu. Mit dieser Begründung wendet sich der Verfasser scharf gegen die Lehre von der Volkssouveränität und ihren Hauptvertreter Rousseau. Er kritisiert dann die Parteien. Die Liberalen erkennt er überhaupt nicht als solche an, weil liberal sein freisinnig sein bedeutet, freisinnig aber eine Eigenschaft des Gemütes ist und mit dem politischen Mechanismus nichts zu schaffen hat. Die Konservativen wollen dagegen das ewige Recht der Autorität konservieren, für sie machen Monarch und Volk erst den Gesamtorganismus des Staates aus, innerhalb desselben führt das Oberhaupt das Regiment über die Glieder. Die Verfassung regelt das Verhältnis beider zu einander. Der Verfasser stützt seine Ausführungen im wesentlichen auf Bluntschli. Die Demokraten beweisen, indem sie bei der Ausführung ihrer Pläne gleich wieder zur Organisation greifen müssen, zur Genüge die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Organe des Landes. Daher wünscht der Verfasser, daß in der Volksvertretung die Berufsarten und Tätigkeitsklassen des Volkes zum Ausdruck kommen und die arithmetische Norm bei der Abgrenzung der Wahlkörper verlassen wird.

Die ganze Schrift ist eigentlich nichts weiter als der Versuch einer Begründung der ständischen Vertretung des Volkes.

---

[1] Nach heutiger Bezeichnung besser die Freiheit vom Staate und im Staate.

Die nähere Ausführung dieses Vorschlags bringt der Verfasser nicht. Doch ist seine feste Erkenntnis von der allgemeinen Rechtmäßigkeit des monarchischen Konstitutionalismus entgegen der demokratischen Auffassung von der Volkssouveränität entschieden klarer. Dagegen erscheint das Zurückgehen auf ständische Vertretung und die Differenzierung der politischen Rechte der einzelnen als bedenklich rückschrittlich, wenn auch erklärlich. Auf die damaligen Streitfragen nimmt die Schrift nur insofern Bezug, als sie die Ansprüche der Volksvertretung auf Beeinflussung der Regierung zurückweist.

Wichtiger und stark auf die Tagesfragen eingehend ist die Abhandlung: Der Ruin Preußens.[1] Ihr Verfasser ist gleichfalls Konservativer und Gegner der Minister der neuen Ära, insbesondere v. d. Heydts. Das Verhalten dieses anläßlich der Behandlung des Hagenschen Antrages erfährt strengen Tadel. Er erscheint dem Verfasser als der politisch unzuverlässigste Staatsmann von allen. Durch seine Berufung ins neue Ministerium hat man es mit allen verdorben, die Aussichten der demokratischen Partei haben sich dadurch verfünffacht. Überall hat sich in den Maßregeln des Ministeriums Halbheit und Schwäche an Stelle der so notwendigen Festigkeit gezeigt, am allerjämmerlichsten in der Wirkung der Wahlerlasse. Um die Demokratie wirksam bekämpfen zu können, empfiehlt der Verfasser als erste Maßregel die Entlassung v. d. Heydts. Man soll dann die Demokratie nicht herausfordern, aber ihr gegenüber doch volle Festigkeit zeigen. Von einem Staatsstreich in Gestalt der Beseitigung der Verfassung oder der Oktroyierung eines neuen Wahlgesetzes will der Verfasser nichts wissen. Es genügt, den festen Willen zu zeigen, denn „ein Wille, aber ein ganzer Wille, ist immer stärker als 352 Willen. Extreme Parteien kompromittieren sich immer."

[1] Berlin, C. Warnsdorff, 40 S.

Man kann die Parteien sich gegenseitig abnutzen lassen. Zum Schlusse schildert der Verfasser im einzelnen die Gefahren, die in einem demokratisierten Preußen liegen würden. Bei einer solchen Massenherrschaft könnte der König nur der willenlose Knecht roher anarchischer Massen sein, oder sich durch Gewalt und Korruption zum Despoten machen. Die Krone kann aus der Gefahr, in der sie sich nach Ansicht des Verfassers zurzeit befindet, nur durch Stärke und Festigkeit herauskommen.

Auch diese Schrift zeigt die Erkenntnis der Unmöglichkeit der Ausbildung einer demokratisch-konstitutionellen Herrschaft für Preußen. Der Verfasser will die Stellung der Krone in vollem Umfange gewahrt wissen, doch ist er Gegner jeder Gewaltherrschaft. Seine Unzufriedenheit über die schwankende Stellung des bisherigen Ministeriums ist nicht sehr verwunderlich. Es ist anzunehmen, daß er den durch Bismarcks Eintritt vollzogenen Wechsel des Ministeriums mit Freuden begrüßte.

Aus dem konservativen Lager stammt ferner die Broschüre: „Zum Ausbau der preußischen Verfassung".[1] Der Verfasser wünscht, daß die konservative Partei wieder die Leitung der Regierung übernehmen soll, doch hält er es zu diesem Zwecke für erforderlich, daß sie mit einem festen, praktischen offenkundigen Programm heraustritt und sich nicht auf die Defensive beschränkt. In erster Linie sollen die Konservativen die Erhaltung eines kräftigen Königtums vertreten. Da der König nach dem Gewohnheitsrecht Herr der Verwaltung sei und insbesondere die freie Wahl seiner Minister habe, müsse es auch dabei bleiben. Den Art. 99[2] hält der Verfasser für widersinnig, für den Fall, daß das Budgetgesetz nicht zustande kommt, soll durch einen

[1] Berlin, Wagner, 48 S.

[2] Artikel 99 lautet, ganz nach dem Muster des Artikels 115 der belgischen Verfassung von 1831: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr veranschlagt und auf den Staatshaushalt gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt."

Normaletat oder dadurch, daß das letzte Budget maßgebend bleibt, gesorgt werden. Den bestehenden Zustand, der zwei höchste Gewalten im Staate zuläßt, hält er für höchst verderblich. Sowie man die Frage nach königlichem oder parlamentarischem Regiment auf den konkreten Fall der Entscheidung über das Verbleiben der Minister präzisiert, kann nach seiner Ansicht kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß sie gelöst werden muß, doch soll die Lösung nicht durch Gewaltmaßregeln herbeigeführt werden. Um nun zu einer Verfassung zu gelangen, die eine augenblickliche Entfaltung der ganzen Kraft ermöglicht, empfiehlt der Verfasser als nächsten Schritt offene Erklärungen der Minister über ihre Absichten und ein energisches Handeln. Sie können nicht ohne weiteres den Verfassungsausbau, d. h. eine Umwandlung der Verfassung in monarchischem Sinne, vornehmen, doch sollen sie ihn ins Auge fassen und vor allem dafür sorgen, daß die Verwaltung nur dem königlichen Willen unterstellt bleibt. Sollte das Abgeordnetenhaus solchen Gesetzen nicht zustimmen, so wird sich nach Ansicht des Verfassers ein Gewohnheitsrecht desselben Inhalts herausbilden.

Obgleich in streng konservativem Sinne geschrieben, enthält die Broschüre durchaus gemäßigte und vom preußischen Standpunkt gerechtfertigte Vorschläge. Die zu weit gehenden Ansprüche der Demokratie werden auch hier zurückgewiesen und der vorwiegende Einfluß der Krone auf die Regierung insbesondere auf die Verwaltung nachdrücklichst betont. Geschrieben ist die Abhandlung im April 1862.

Wie in diesen Schriften überall der stärkere Einfluß der konservativen Partei auf die Regierung gewünscht wird, wird dasselbe in bezug auf die altliberale Partei in der Broschüre: Die Aufgabe der konstitutionellen Partei im preußischen Abgeordnetenhause[1] vorgebracht. Der Verfasser ist sehr unzufrieden

[1] Berlin, Springer, 16 S.

mit dem Ausfall der Wahlen des Frühjahres. Vor allem wünscht er einen Zusammenschluß aller gemäßigt Liberalen. Ihnen wie dem Ministerium fehlt nach seiner Ansicht vor allem ein einheitliches System des politischen Handelns, die Klarheit und Beschränkung ihrer politischen Zwecke. Die Notwendigkeit der Heeresreform erkennt er durchaus an. Nur hat das Ministerium zu hohe Forderungen gestellt und seine Anhänger nicht vorher verständigt, während diese den Fehler gemacht haben, die Reform überhaupt in Frage zu stellen. Bei dieser Unsicherheit von beiden Seiten ist es gekommen, daß die Militärfrage als Wahlfrage mit größtem Erfolg gegen die konstitutionelle Partei ausgebeutet worden ist. Damit sich überhaupt eine Regierungspartei von entscheidendem Gewichte bilden kann, fordert der Verfasser ein einheitliches Ministerium, das mit seiner Partei einen stetigen unbefangenen Verkehr unterhält, bei gegenseitiger Übereinstimmung über das allgemeine Ziel und die nächsten legislatorischen und politischen Zwecke. Für die kommende Session entwirft der Verfasser dann noch ein spezielles Programm, das uns hier nicht zu beschäftigen braucht. Sollte die altliberale Partei nicht Regierungspartei werden können, so soll sie doch wenigstens dafür sorgen, daß sie es in Zukunft jederzeit werden kann.

Das wesentliche Verdienst der Schrift beruht darin, hervorzuheben, daß im Grunde keine tiefgreifenden Gegensätze zwischen Ministerium und altliberaler Partei bestanden, sondern daß diese nur durch gegenseitiges Mißtrauen hervorgerufen sind. Ob allerdings rückhaltlose gegenseitige Aussprache noch zu jener Zeit zur Verständigung genügt hätte, erscheint zweifelhaft. Dem Verfasser liegt offenbar sehr daran, zu einem Ausgleich mit der Regierung zu gelangen, um die altliberale Partei wieder zu Ansehen und Einfluß zu bringen.

Derselben Partei gehört der Verfasser der Schrift: „Die

liberalen Parteien angesichts der Zukunft Preußens"[1] an. Sie enthält einen sehr eingehenden Rückblick auf die Ereignisse der Jahre 1858 bis 1862. Der Verfasser weiß verschiedene verpaßte Gelegenheiten anzuführen, welche Preußen nach außen hin gestärkt hätten, und die inneren Schwierigkeiten nicht hätten aufkommen lassen, deren Ausnutzung jedoch unterblieb. Er erkennt die Notwendigkeit der Heeresreform durchaus an, ebenso findet auch er die Hauptfehler der Regierung in der Unterlassung vorheriger Verständigung mit den einflußreichen Abgeordneten und die Vertagung der Entscheidung über die Vorlage. Eine energische Politik in der deutschen Frage, die viel zur Lösung der inneren Schwierigkeiten hätte beitragen können, wird von dem Verfasser hauptsächlich vermißt. In der Budgetfrage ist er der Meinung, daß die Landesvertretung die Verwendung der Gelder nach völlig freiem Ermessen für jedes Jahr zu verweigern oder zu erlauben berechtigt ist. Nur soll man die Verwendung nicht an unbillige Bedingungen knüpfen, wie Hagen sie mit der plötzlichen Spezialisierung stellte. Um nun in Zukunft aller Schwierigkeiten Herr zu werden, empfiehlt der Verfasser während der jetzigen Verteidigungskoalition der liberalen Parteien den Grund zu einer positiven Verständigung für die Zukunft zu legen. Vor allem soll man die historischen Gegensätze aus der Zeit von 1848 aufgeben und nicht sich auf eine bestimmte Form der Lösung von Fragen versteifen, die in einer erneuten Gestalt eine sorgfältige Prüfung erheischen. Man soll zusammengehen, um für Preußen ein freies Verfassungsleben zu begründen, das für den gesamten Kontinent vorbildlich werden könnte.

Der Verfasser zeigt eine starke Hinneigung zur parlamentarischen Regierung, wünscht jedoch durchaus die Erhaltung und Stärkung der preußischen Großmachtstellung. Entgegen dem

[1] Berlin, Springer, 43 S.

Titel enthält die Schrift eher einen Rückblick auf die letzten Jahre als einen Ausblick in Preußens Zukunft. Die Forderung der Vereinigung der liberalen Partei ist in gemäßigt liberalen Kreisen im Sommer 1862 so allgemein, daß eigentlich die Broschüre an neuen Gedanken nichts enthält.

Dieselbe Forderung finden wir denn auch in der Abhandlung: „Königtum und Volkstum" von J. v. R. vertreten.[1] Er sieht den Sinn des Verfassungsstaates in den Worten: „Autorität und Majorität", d. h. er will wohl eine starke Krongewalt, doch daneben auch einen starken Einfluß der Kammer auf die Regierung. Krone und Repräsentativverfassung sollen zu gemeinsamer Tätigkeit verschmelzen. Preußen hat nach Ansicht des Verfassers große Aufgaben in Deutschland zu erfüllen, dazu wird es aber der Einigung im Innern bedürfen. Aus der Fortschrittspartei und den Konstitutionellen wird sich leicht bei beiderseitigem Entgegenkommen eine große und machtvolle Verfassungspartei bilden können, die allen feudalen und demagogischen Bestrebungen widerstehen kann. Diese Partei wird dann berufen sein, die von dem Verfasser gewünschte Einigung zwischen Krone und Volksvertretung herbeizuführen.

Natürlich ist hier auch wieder an ein Ministerium gedacht, das auf der Parlamentsmehrheit fußen soll, während es andererseits als Rechtsvertreter der Krone zu gelten hat. Es ist charakteristisch, wie in dieser Zeit der allgemeinen Unsicherheit über die weitere Entwickelung der Dinge Konservative und gemäßigt Liberale um die Vorherrschaft in der künftigen Regierung rangen. Ganz allgemein ist das Streben nach Klärung der Sachlage, d. h. Ausscheidung alles Unwesentlichen und scharfer Herausbildung der Gegensätze, weil dadurch die Behandlung der Streitfragen erleichtert wird. Die Altliberalen empfinden

[1] Ein Wort über unsere politische Lage im Hinblick auf den Ausfall der jüngsten preußischen Wahlen. Berlin, Springer, 31 S.

selbst, daß sie von sich aus nicht mehr stark genug sind, um einem liberalen Ministerium den nötigen Rückhalt zu gewähren und treten daher entschieden für eine Verbindung mit den linksstehenden Parteien ein — ein Streben, das wir übrigens auch in den Zeitungen vertreten finden — während diese im Vollgefühle des jüngst errungenen Wahlsieges bereits zu jener Zeit entschlossen sind, den Konflikt ganz in ihrem Sinne, ohne sich weiter um Sitze im Ministerium zu bemühen, durchzukämpfen. Die Altliberalen erkennen durchaus die schlechte Lage, in die sie geraten sind, doch wollen sie die Hoffnung nicht fallen lassen, wieder zur Regierungspartei zu werden. Die konservativen Schriften zeigen sich jedoch im ganzen von dem baldigen Siege ihrer Partei mehr durchdrungen. Die Militärfrage ist nur für die Fortschrittspartei die entscheidende Streitfrage, da sie für sie mit der staatsrechtlichen zusammenfällt[1], während die gemäßigt Liberalen noch die Notwendigkeit einer Heeresreform durchaus gelten lassen und die staatsrechtliche Frage vollkommen von ihr trennen wollen. Allerdings stehen alle Liberalen in ihren staatstheoretischen Anschauungen sich bereits sehr nahe und den Konservativen ablehnend gegenüber. Die Verschärfung des parlamentarischen Streites mußte diese Parteikonstellation sehr begünstigen.

Kurz wollen wir hier noch auf zwei Broschüren hinweisen, die sich mit Fragen der Erziehung und des Unterrichts beschäftigen, und die zeigen, daß „aktuelle Probleme" der heutigen Zeit auch schon damals die Geister beschäftigten. E. A. Roßmäßler forderte in seiner Schrift „die Fortschrittspartei und die Volksbildung"[2], daß die Fortschrittspartei sich gehörig der Volksbildung annehme und als erste Stufe dazu energisch gegen

[1] Gerade die Militärfrage hatte sich so entwickelt, daß sie die beste Handhabe für die Durchkämpfung der Prinzipien des Budgetrechts bot.

[2] Berlin, Janke, 31 S.

die kirchliche Reaktion einschreite. Mit der besseren Volksbildung durch erhöhtes Wissen und religiöse Aufklärung würde man den Fortschritt fördern und stärken. Während hier gegen die Beeinflussung des Volksunterrichts durch die Orthodoxie beider Konfessionen geeifert wird, werden in der Schrift „Die Parität in Preußen"[1] hauptsächlich die übertriebenen Ansprüche der Ultramontanen zurückgewiesen. Die Broschüre war als Gegenschrift gegen die Abhandlung; „Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiet des hohen und mittleren Unterrichts", als deren Verfasser man den Bonner katholischen Theologen Floß ansah, im Sommer 1862 von dem nachmaligen Professor der Geschichte Karl von Noorden verfaßt worden.[2] Darin waren die Angaben der ersten Schrift, aus denen eine Bevorzugung der Protestanten vor den Katholiken insbesondere auf dem Gebiete des Universitätsunterrichts konstruiert war, im einzelnen widerlegt. Als den Ausgang und Kernpunkt der Paritätsfrage bezeichnet Noorden die politische Feindschaft der Ultramontanen gegen die politische Stellung Preußens. Während die liberalen Parteien die politische Gleichberechtigung aller Bekenntnisse anstreben, wollen die Ultramontanen noch heute die Unterwerfung des Staates unter die Kirche, und da die Liberalen nun gleichzeitig auf eine Einheit Deutschlands unter preußischer Führung hinarbeiten, werden sie von den Ultramontanen der Intoleranz bezichtigt, um sie dadurch wirksamer befehden zu können. Der Anspruch auf eine konfessionelle Wissenschaft, der von den Ultramontanen erhoben wird, wird energisch von Noorden zurückgewiesen. Die verhältnismäßig geringe Zahl der katholischen Ordinarien in Preußen begründet er damit, daß wirklich wenig wissenschaftliche katholische Forscher vorhanden sind. So zählt

[1] Düsseldorf, Buddeus, 1862, 66 S.

[2] Vgl. hierzu die Einleitung von Maurenbrecher zu v. Noordens Vorträgen 1884.

die Liste der 48 auswärtigen Mitglieder des Instituts de France 41 Protestanten auf.

Die Schrift erfüllte vollkommen ihren Zweck: in nachdrücklichster Weise die irrigen Behauptungen des Bonner Theologen zu widerlegen.

Aus der großen Zahl der Flugschriften und aus der recht erheblichen Schärfe, die manche von ihnen aufweisen, erkennt man, daß die Gegensätze, die die ersten Jahre des Ministeriums Bismarck erfüllen, schon klar ausgeprägt vorliegen, noch bevor er selbst eine führende Stellung übernommen hat. Die öffentliche Meinung ist bereits so sehr von diesen Streitpunkten erregt, daß eine Klärung unabweisbar erscheint. Bisher haben wir uns nur mit den sachlichen Streitpunkten beschäftigt, wir betrachten nunmehr die Persönlichkeit des kommenden Ministers in der Beleuchtung der öffentlichen Meinung, um so eine Vorstellung der gesamten Bewegung des politischen Lebens der Zeit zu gewinnen.

Zweites Kapitel.

Die Gerüchte über Bismarcks Eintritt und seine Pläne im Sommer 1862. Seine Berufung.

Oft schon, seit Bismarck den Petersburger Gesandtenposten bekleidete, waren Gerüchte über seinen Eintritt in das Ministerium verbreitet worden. Nicht mit Unrecht, denn zu wiederholten Malen war von verschiedenen Seiten dem König die Berufung Bismarcks nahe gelegt worden. Dieser hatte schon 1858 daran gedacht, ihn zum Minister des Auswärtigen zu ernennen[1], doch

[1] Sybel II, 293; vgl. hierzu und dem folgenden insbesondere Lenz, S. 93 ff.

zerschlugen sich diese Pläne bald. Er wies dann die Möglichkeit, Bismarck zu berufen, längere Zeit energisch zurück; so äußerte er in den kritischen Tagen des Jahres 1859: „Das fehlte jetzt gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird".[1] Bismarck schrieb seinerseits 1858 an Gerlach: „Ich passe nicht für den Prinzen, der sehr sanft behandelt werden muß".[2] Späterhin war es dann besonders die Behandlung der deutschen Frage, in der noch kein volles Einverständnis zwischen König und Gesandtem erzielt wurde und die so den Eintritt in das Ministerium hinderte.[3] Mit der Verschärfung des Konflikts, der gefährdeten Stellung des Ministeriums wurde die Wahrscheinlichkeit eines eingreifenden Ministerwechsels und damit einer Berufung Bismarcks immer größer. Insbesondere war es Roon, der immer wieder den König auf den Petersburger Gesandten hinwies. Als es im Jahre 1861 anläßlich der Frage der Huldigung zu Streitigkeiten im Schoße des Ministeriums kam, knüpfte Roon, wahrscheinlich mit Genehmigung des Königs, mit Bismarck betreffs Übernahme eines Ministerpostens an, doch wurde durch einen Kompromiß der Streit beigelegt und Bismarck kehrte nach Petersburg zurück.[4] Die Verhandlungen ruhten nun, bis die Bildung des neuen Ministeriums im April 1862 und die fast gleichzeitige Abberufung Bismarcks von Petersburg die Wahrscheinlichkeit seines Eintritts größer machten. Am 10. Mai traf Bismarck in Berlin ein. Hier verhandelte er mit allen maßgebenden Persönlichkeiten.

---

[1] Vgl. Friedjung, a. a. O. I, 49 nach Ernst von Koburgs Denkwürdigkeiten II, 497; vgl. hingegen auch A. A. Z. vom 6./8. 1859 bei Mittelstädt, S. 150.

[2] Marcks 4. A, S. 211.

[3] Vgl. u. Buch IV, Kap. 1; Wm. Busch, B. J. II, 341 ff.

[4] Vgl. Roon II, 28 ff. Über seine damals überreichte Denkschrift vgl. unten Buch IV, Kap. 2.

So hatte er am 13. und 15. Audienz bei dem Könige, an letzterem Tage besprach er sich auch mit Bernstorff.[1] Sehr häufig verhandelte er mit Roon, der nach wie vor seine Berufung energisch betrieb.[2] Auch die öffentliche Meinung begann sich mit dem Gedanken der Übernahme des Ministerpostens durch Bismarck vertraut zu machen, besonders als man ihn bei der Parade auf dem Tempelhofer Felde am 22. Mai mit allen maßgebenden Persönlichkeiten in regem Verkehr erblickte. Doch hatte sich der König auch diesmal gegen die Berufung Bismarcks als gegen eine in seinen Augen extreme Maßregel entschieden gesträubt. Bismarck wurde infolgedessen zum Gesandten in Paris ernannt. Am 26. Mai reiste er ab und kam am 29. an seinem Bestimmungsort an, doch war es ihm wie allen Eingeweihten klar, daß das Verharren auf der neuen Stellung nicht von langer Dauer sein konnte.[3] Während der nun folgenden Monate, während der sich die Dinge in Preußen immer mehr zuspitzten, blieben Bismarck und Roon in angeregtem Briefwechsel. Auch an seine Frau schrieb Bismarck in den Tagen seines Pariser Aufenthalts häufig. Die Ungewißheit, in der er sich betreffs seiner Zukunft befand, war ihm höchst unangenehm, in fast jedem Schreiben wünscht er eine baldige endgültige Entscheidung. Den Minister Bernstorff bat er wiederholt um entscheidende Nachrichten. Es erschien ihm jedoch, nachdem Bernstorff ausweichende Antworten gegeben hatte, bei der Entwicklung der Dinge sein Eintritt nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses etwa im September besser angebracht als sofort.[4] Den Briefwechsel hier im einzelnen zu verfolgen, erscheint nicht not=

[1] Kohl, B.-Reg. S. 175.
[2] Roon II, 86.
[3] Vgl. u. a. Roon II, 87.
[4] Vgl. B. B. 15./7. 62 an Roon, Nr. 280, S. 347 ff.

wendig, doch ist hervorzuheben, wie kühl darin Bismarck die preußischen Verhältnisse beurteilt.[1]

Mittlerweile hatten sich die preußischen Verhältnisse, wie wir gesehen haben, in bedenklicher Weise verschärft. Die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über die Militärfrage, die Erklärungen Roons, die Entschiedenheit des Königs, im Falle eines Mißerfolges abzudanken, alles trieb zu einer Entscheidung. In dieser gefahrvollen Stunde, nach der entscheidenden Ministersitzung vom 17. September, sandte Roon sein bekanntes Telegramm an Bismarck: «Periculum in mora. Dépêchez-vous! L'oncle de Maurice Henning». Bismarck, der schon in einem Briefe aus Toulouse vom 12. September seine Absicht ausgesprochen hatte, nach Berlin zu kommen, um sich endgültig Gewißheit über seine Zukunft zu verschaffen, folgte der Aufforderung, die ihn am 18. in Paris erreichte, sofort. Am 20. morgens traf er in Berlin ein.[2] Hier begab er sich sofort zu Roon, der ihn mit der Sachlage vertraut machte. Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß dieser ihm die Lage so auseinandersetzte, daß nur die Möglichkeit einer Abdankung des Königs oder eines Ministerwechsels im Sinne der Unterstützung der königlichen Wünsche übrig bleibe. An demselben Tage noch sprach Bismarck mit Kleist-Retzow[3], Bernstorff und dem Kronprinzen. Am folgenden Tage verhandelte er wieder mit dem Minister des Auswärtigen und Roon. Am 22. vormittags wurde er dann in Babelsberg vom Könige empfangen. Hier

[1] D. Briefe f. d. Roon II, 91 ff.; B. B. Nr. 269—290 ff., S. 335 ff.; G. u. E. I, 251 ff. Ergänzend H. Z. 73, 1894, S. 288 f.

[2] Über die folgenden Ereignisse und die Kritik der Quellen vgl. den Aufsatz von Heinrich Ulmann in der Histor. Vierteljahrsschrift V, S. 65 ff., 1902, sowie die Ausführungen bei Lenz, S. 141 ff., wonach die Vorgänge genügend aufgehellt erscheinen.

[3] Einer der Führer der Konservativen, früher Oberpräsident der Rheinprovinz.

fand die dramatische Unterredung statt, die Bismarck uns in den Gedanken und Erinnerungen[1] so lebendig geschildert hat, hier wurde das Bündnis zwischen dem Könige und seinem Minister für das Leben geschlossen.[2] Am 23. nachmittags erfolgte in Babelsberg die provisorische Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten.[3] Am 8. Oktober erfolgte dann die endgültige Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Vorsitzenden des Staatsministeriums.

Den kurzen Pariser Aufenthalt hatte Bismarck noch benutzt, um die französischen Verhältnisse eingehend zu studieren. Von dem Kaiser war er sehr entgegenkommend empfangen worden. Dieser hatte ihm sogar in einer Unterredung zu Compiègne am 26. Juni ein französisch-preußisches Bündnis vorgeschlagen. Bismarck hatte demgegenüber ausweichend geantwortet, in seinem Berichte an Bernstorff sprach er sich nicht für ein Bündnis, wohl aber für Anbahnung guter Beziehungen zu Frankreich aus.[4] Von dieser Unterredung waren nur sehr unzuverlässige Nachrichten an die Öffentlichkeit gedrungen. Wir werden nun im folgenden sehen, inwieweit sich die Presse mit der Möglichkeit einer Berufung Bismarcks beschäftigte und welche Absichten in bezug auf die Gestaltung der inneren Verhältnisse man ihm zuschrieb.[5] Seine angeblichen Pläne für die auswärtige und deutsche Politik sollen uns später beschäftigen.

Daß man in den maßgebenden Kreisen nicht wünschte, daß der Eintritt Bismarcks in das Ministerium vorzeitig erörtert

[1] G. u. E. I, 267 ff.

[2] Marcks, Kaiser Wilhelm, IV, A. S. 218.

[3] Vgl. über die Vorgänge auch Sternztg. Nr. 440—444, 21.—24./9., die zur Sicherung der Datierung der einzelnen Episoden herangezogen werden kann.

[4] Vgl. s. Bericht und G. u. E. I, 256 f. und im B. J. VI, 152 ff. sowie ferner Lenz, S. 139 f.

[5] Dies erst im folgenden Kapitel.

würde, erhellt aus dem Verhalten der Allgemeinen Preußischen (Stern-)Zeitung, dem damaligen offiziösen Organ[1], die mit keiner Silbe der Möglichkeit eines solchen Schrittes Erwähnung tut. Sie dementiert überhaupt sämtliche Gerüchte über Ministerkrisen. Über den Aufenthalt Bismarcks in Berlin bringt sie nur tatsächliche Nachrichten. Ihre Haltung ist durchaus erklärlich, wenn man berücksichtigt, daß ihr daran liegen mußte, das Ministerium nach außen hin möglichst in sich geschlossen und einig erscheinen zu lassen.

Auch die Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung[2] schweigt sich über Bismarcks Aufenthalt im Mai aus. Dagegen ist sie eifrig bemüht, den Konflikt zu schüren und tritt schon im Mai bei fortgesetztem Widerstande des Abgeordnetenhauses für ein Regieren ohne Budget ein. Sie vertritt mit allem Nachdruck das überwiegende Recht des Königtums.[3] Es kann befremdlich erscheinen, daß das konservative Organ, das Bismarck, wie sein späteres Verhalten zeigt, durchaus für seine Partei in Anspruch nahm, dem bevorstehenden Ministerwechsel so gar kein Interesse entgegenbringt. Bei den Beziehungen, die es zu den Hofkreisen hatte, konnte ihm die allgemeine Ansicht über Bismarcks baldige Berufung nicht unbekannt geblieben sein. Es ist anzunehmen, daß der Zeitung von seiten der Regierung und wohl auch von Bismarck persönlich nahegelegt wurde, nichts über den bevor-

[1] Die offiziösen Blätter wurden von dem Berliner Preßbureau, das 1849 von Dr. Ryno Quehl eingerichtet worden war, mit Artikeln versehen. Hier wirkten in der ersten Zeit von Bismarcks Ministerium für das Innere Hahn, für Auswärtiges Zitelmann und Dr. Moritz Busch, cf. Wuttke, S. 130 f.

[2] Gegründet 1848 als Organ der konservativen Partei. Geleitet wurde sie 1853—1872 von Dr. Beutner, cf. Dahms, Das literarische Berlin, S. 5, 39.

[3] Vgl. u. a. die Art. in Nr. 109. 10./5. 211—212. 10.—11./9. (von Gerlach).

stehenden Wechsel zu bringen, solange nichts Festes darüber bekannt war.

Entgegen der Haltung der ministeriellen und konservativen Organe beschäftigen sich die liberalen Blätter lebhaft mit dem kommenden Ministerium. Die Kölnische Zeitung[1], das Blatt der rheinischen Rechtsliberalen, verfolgt alle die wechselnden Gerüchte mit großem Interesse. Im Mai hält sie allerdings diese für verfrüht.[2] Doch ist sie mit der Bank- und Handelszeitung der Ansicht, daß trotz der Ernennung Bismarcks zum Gesandten in Paris die Übernahme des Ministervorsitzes durch ihn keineswegs außer der Wahrscheinlichkeit liegt, insbesondere da er angeblich als Herrenhausmitglied noch einige Zeit in Berlin bleiben wird, um die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten.[3] Im Falle eines Eintrittes in das Ministerium wird Bismarck nach Ansicht der Kölnischen Zeitung allerdings erst zu zeigen haben, was er zu leisten vermag. Vorläufig wenigstens weiß sie nicht, worauf alle an ihn geknüpften Erwartungen[4] eigentlich fußen. Immerhin glaubt sie, daß Bismarck auf alle Fälle das Programm, das man von ihm erwartet, als Minister sehr wird mäßigen müssen.[5] Nachrichten, daß Bismarck Urlaub nachsuchen und sich wieder nach Berlin begeben will, werden während der Sommermonate in der Kölnischen Zeitung häufig gebracht. Für den Oktober erscheint sein Eintritt als durchaus glaubwürdig. Demgegenüber wird der libe-

[1] Das Hauptblatt der rheinischen gemäßigten Liberalen nahm eine mittlere Stellung zwischen Altliberalen und linkem Zentrum ein. cf. u. a. Du Mont-Schauberg, Die K. Z., 1880.

[2] 142. 23./5. 62.

[3] 143. 145 24./26./5. — [4] 150. 31./5.

[5] Die Erwartungen, die man an Bismarck im einzelnen knüpfte, sind aus dem folgenden Kapitel zu entnehmen. An dieser Stelle wäre eine Zusammenfassung der verschiedenen Anschauungen nicht gut zu ermöglichen.

ralen Partei größte Vorsicht und Zurückhaltung empfohlen, schon aus dem Grunde, weil die Feudalpartei Bismarck weder bekämpfen noch als Gegner betrachten wird.[1] Auf keinen Fall wirkt sein Eintritt beruhigend auf die Altliberalen, da sie genötigt sind, ihn zuletzt doch als Absolutist anzusehen. Ganz allgemein erwartet die Kölnische Zeitung, daß sein Eintritt gleichbedeutend sein wird mit einer energischen Politik nach außen, mit einem Lösungsversuch der inneren Schwierigkeiten durch dieses Mittel, doch ist sie damit nicht einverstanden, weil so eine Regierung ohne Budget geschaffen würde, der die Liberalen energisch entgegenzutreten verpflichtet sind.[2]

Seit den Maitagen ist die Kölnische Zeitung von der baldigen Berufung Bismarcks so gut wie fest überzeugt. Zwar äußert sie gemäß den umlaufenden Gerüchten hin und wieder einige Bedenken, ohne jedoch den Gedanken jemals ganz fallen zu lassen. Sie steht dem Ereignis im ganzen skeptisch gegenüber und rät entschieden zur Zurückhaltung.

Die Preußischen Jahrbücher[3] befassen sich wie in allen Fragen auch hier nicht näher mit Gerüchten, sondern erwägen erst mit der Ernennung Bismarcks die neugeschaffene Sachlage.

---

[1] 247. 6./9. — [2] 265. 24./9.

[3] Den Anstoß zu ihrer Gründung hatte der Gothaer Preßverein gegeben, der eine Monatsschrift wünschte, die den nationalen Liberalismus, den Gedanken eines preußisch-deutschen Einheitsstaates vertreten sollte. Eine ähnliche Anregung kam von Breslau. Mit Unterstützung des Buchhändlers Karl Reimer wurden die Preußischen Jahrbücher im Jahre 1857 begründet. Auf einer Werbereise gewann Haym u. a. Ed. Zeller, Ägidi, Treitschke. An den „Politischen Korrespondenzen" arbeiteten vor allem Karl Neumann in Berlin, ferner Wehrenpfennig und Max Duncker. In der Redaktion unterstützten Treitschke und Dr. Pauli Haym. Andere Mitarbeiter waren: Springer, Th. v. Bernhardi, Königer, Häußer, Baumgarten, Sybel, Freytag und Droysen. Die Jahrbücher vertraten die Richtung der Gothaer Kaiserpartei, der preußischen Altliberalen. Cf. Haym, A. m. Leben 258 ff.

Sie begnügen sich, der Regierung gegenüber eine ablehnende Haltung einzunehmen und Vorschläge zur Verständigung einzubringen.

Dagegen erwähnen die Grenzboten[1] auch die Möglichkeit der Ernennung Bismarcks. Sie glauben nicht, daß damit dem Ministerium viel geholfen werden kann, weil ihn das gleiche Mißtrauen verfolgen wird, das die Tätigkeit der bisherigen Minister so erschwert. Ihnen erscheint als das einzig Richtige die Bildung einer großen liberalen Partei, die das Vertrauen des Volkes hat und ein Ministerium aus sich heraus zu bilden vermag. Eine kühne Politik nach außen ohne vorherige Versöhnung im Innern scheint auch ihnen als durchaus verwerflich.[2] Bismarcks Pläne in der äußeren Politik beschäftigen sie sehr erheblich.[3] Einen Ministerwechsel halten sie für sehr wahrscheinlich und höchst wünschenswert, allerdings in liberalem Sinne.

Wir betrachten sofort, was die fortschrittlichen Blätter[4]

---

[1] Diese waren 1844 von Kuranda in Belgien begründet, dann aber bald nach Leipzig verlegt. Zu ihren ersten Redakteuren zählten Julian Schmidt, der 1862 die Berl. Allg. Zeitung, das offizielle Organ der altliberalen Partei, leitete, und Gustav Freytag. 1857 wurde Moritz Busch Chefredakteur. Zu ihren Mitarbeitern zählten u. a. Rößler, Bodenstedt, Mommsen, Springer, Treitschke, Mathy, Max Jordan. Sie nahmen eine vermittelnde Stellung zwischen den beiden großen preußischen liberalen Parteien ein und wirkten für eine festere Einigung Deutschlands unter Preußens Führung. Ihre Gesamthaltung war mehr links als die der Preußischen Jahrbücher. Vgl. Gustav Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben, Leipzig 1887, S. 229 ff.

[2] Grenzboten 1862, III, 27 ff.

[3] S. u. Buch IV, Kap. 1 und 2.

[4] Die Fortschrittspartei hatte sich am 2. März 1861 aus elf ehemaligen Mitgliedern der großen liberalen Fraktion Vincke als parlamentarischen Verein Ancker und Genossen oder Fraktion Junglitauen konstituiert. Zu ihren ersten Mitgliedern zählten Behrend, Forckenbeck, Hoverbeck, Krieger, Tabbel, Schulze-Delitzsch und Waldeck. Am 6. Juni nahm sie den Namen „Deutsche Fortschrittspartei" an. Ihr Programm erschien drei Tage später in den Berliner Zeitungen, auch von ver-

über den bevorstehenden Ministerwechsel bringen. Die Volkszeitung[1] ist von der baldigen Ernennung Bismarcks überzeugt und bezeichnet ihn bereits bei seiner Ankunft in Berlin im Mai als Zukunftsminister.[2] Über die Verhandlungen mit ihm ist sie im ganzen recht gut unterrichtet. Im Juni und Juli bringt sie verschiedentlich Nachrichten über Urlaubsgesuche Bismarcks, im August glaubt sie an seine Berufung nach Schluß des Landtages. Sein Bestreben würde es dann sein, durch eine geschickte auswärtige Politik die Reorganisation durchzusetzen.

Die Volkszeitung zeigt sich gut unterrichtet und verhält sich im übrigen abwartend. An die Berufung Bismarcks knüpft sie geringere Besorgnisse als manche altliberale Blätter, vielleicht auf Grund persönlicher Mitteilungen einiger Parteimitglieder, wie v. Unruhs, mit denen Bismarck politische Gespräche geführt hatte.

Die Deutschen Jahrbücher[3] verzeichnen das immer wiederkehrende Gerücht lediglich als Zeichen der Zeit. Die Pläne, die man mit Bismarcks Eintritt in Verbindung bringt, erscheinen ihnen nur dann möglich, wenn man ihn von der Kreuzzeitungspartei als vollkommen losgelöst ansieht.

---

schiedenen Berlinern wie Mommsen, Virchow, Langerhans, von Unruh, Franz Duncker unterzeichnet. Im ersten Landtag von 1862 zählte sie 109, im Mai 141 Mitglieder. Vgl. Parisius, Parteien 36 ff.; Parisius, Hoverbeck I, 191 ff.

[1] Diese war 1849 als Urwählerzeitung gegründet worden, 1853 nahm sie den Namen Volkszeitung an. Sie erschien im Verlage von Franz Duncker, ihre politischen Redakteure waren Bernstein und Holdheim. Seit 1861 wurde sie das Organ der Fortschrittspartei. Von allen Blättern hatte sie den größten Leserkreis. Dahms, a. a. O. 5, 41.

[2] V.-Z. 13./5.

[3] 1861 von H. B. Oppenheim als fortschrittliches Konkurrenzunternehmen gegen die Preußischen Jahrbücher gegründet, gingen sie schon 1865 wieder ein, doch enthielten sie viele wertvolle Beiträge des Redakteurs, ferner von Lasker, Bamberger u. a.

An diese Möglichkeit kann sie jedoch nicht so recht glauben.[1]

Die Wochenschrift des Nationalvereins[2] ist zu sehr mit dem Tadel der Regierungsmaßnahmen beschäftigt, als daß sie sich mit Gerüchten viel abgeben könnte. Ein Ministerium Bismarck ist natürlich nicht nach ihrem Geschmack, hatte sie doch schon früher die heftigsten Angriffe gerade gegen diesen Mann gerichtet.[3] Ganz allgemein wird in den Kreisen der Nationalzeitung eine weitere Verschärfung der Bernstorffschen Politik und eine stärkere Anlehnung an das Ausland erwartet.

Im allgemeinen beschäftigen sich von den liberalen Blättern nur die Tageszeitungen eingehender mit den einzelnen Phasen der über Bismarcks Ernennung umlaufenden Gerüchte. Es liegt dies ja in der Natur der Sache. Die Spannung im liberalen Lager über die weitere Entwicklung der Dinge ist offenbar groß, im ganzen macht sich eine ziemliche Unsicherheit angesichts der herrschenden Lage bemerkbar. Von der Berufung Bismarcks scheinen eigentlich alle überzeugt, nur weiß man natürlich nichts Sicheres über den Zeitpunkt des Ministerwechsels. Mit der Person des Kommenden beschäftigt sich fast noch niemand. In den kritischen Septembertagen laufen die verschiedensten Gerüchte durcheinander.

Die katholisch-großdeutschen[4] Blätter wenden dem preußischen

---

[1] D. Z. 1862 IV, 491. 3./9. 62.

[2] Erschien seit Mai 1860 als Organ des Nationalvereins unter Leitung von A. L. v. Rochau in Heidelberg und Dr. Rückert in Koburg.

[3] Vgl. hierzu u. a. den Briefwechsel Bennigsen-Reyscher in der D. R. XXXI, 1906.

[4] Die katholische Fraktion war am 30. November 1852 zusammengetreten „zur Aufrechterhaltung der Verfassung, zur Wahrung der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit". Ein Programm fehlte vorläufig. Vielfach stimmte sie mit den Liberalen zusammen. Erst im Januar 1859 nahm sie, nachdem mehrfach Spaltungen in der Partei vorgekommen waren, den Namen „Fraktion des Zentrums" (katholische Fraktion) an.

Ministerwechsel kein geringeres Interesse zu. Allerdings beschäftigen sich die Kölnischen Blätter[1] mehr mit der Taktik der Fortschrittspartei und den Wahlen, so daß sie Bismarcks Ankunft in Berlin nicht weiter besprechen, doch halten sie nach seiner Ernennung für Paris an der Möglichkeit seiner baldigen Berufung fest. Diese ist nicht nach ihrem Wunsche, eine versöhnliche Haltung der Regierung scheint ihnen allein richtig. Von Bismarck erwarten sie in erster Linie eine antiösterreichische Politik und sind ihm infolgedessen wenig geneigt.[2] Mit den Plänen Bismarcks beschäftigen sie sich allerdings erst eingehender, als seine Ernennung so gut wie feststeht.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung[3] bringt mehr die ein-

---

um dadurch zugleich ihre politische Farblosigkeit zwischen den streitenden Parteien zu dokumentieren. Am 7. Februar 1860 konstituierte das Zentrum sich definitiv. Doch erfolgte auch jetzt noch bei Abstimmungen häufig eine itio in partes. — 1862 hatten A. Reichensperger, v. Mallinckrodt, Rhoden und Osterrath einen neuen Satzungsentwurf fertiggestellt, der im wesentlichen das Parteiprogramm enthielt. (Vgl. Pfulf, H. v. Mallinckrodt, S. 239 ff.; Pastor, Reichensperger 341 ff.)

[1] Nicht das offizielle — das überhaupt damals fehlte — aber doch das Hauptorgan der preußischen Katholiken. Es erschien im Verlag von Peter Bachem in Köln, der Chefredakteur war Fridolin Hoffmann. Die Leserzahl lag zwischen 4000 und 5000. Die Kölnischen Blätter erscheinen heute als die „Kölnische Volkszeitung", bekanntlich das Hauptorgan der rheinischen Katholiken.

[2] K. Bl. 266—69. 21.—23./9. 62.

[3] Gegründet 1798, vertrat sie durchaus die Interessen Österreichs, besonders alle Bestrebungen, die auf einen engeren Zusammenschluß Deutschlands unter der Vormachtstellung Österreichs hinzielten, doch berücksichtigte sie alle deutschen Staaten gleichmäßig. 1862 waren ihre Redakteure Orges, Altenhöfer, Dr. G. Kolb und Dr. O. Braun. In Berlin waren u. a. als Korrespondenten tätig: Dr. Leopold Kayßler (später Leiter der „Post"), Professor Dr. Helfferich, Hofrat L. Schneider, der spätere Vorleser Wilhelms I., und Heinrich von Sybel, cf. Ed. Heyck, D. Allg. Zeitg. 1798—1898. Nicht so ganz unrichtig ist auch für diese Zeitung das Urteil Wuttkes über sie: „Sie hütete sich sehr, etwas vor-

zelnen Gerüchte. Schon im April verzeichnet sie Bismarcks Kommen als wahrscheinlich. Allerdings ist dies durchaus nicht nach ihrem Wunsche, zumal da sie der Ansicht ist, daß Bismarck sich seit 1850 gar nicht verändert hat. Im Juni bringt sie ungefähr jeden dritten Tag das Gerücht von Bismarcks Berufung in stets veränderter Gestalt, auch im Juli setzt sie dies fort. Mit der Ankunft Bismarcks in Berlin steht es fest für sie, daß nunmehr seine Ernennung nicht mehr länger auf sich warten lassen wird. Allerdings ruft die Verzögerung noch wieder gegenteilige Ansichten hervor, aber diese werden doch in einem sehr wenig zuversichtlichen Tone vorgebracht. Die Stimmung der Augsburger Allgemeinen Zeitung ist durchaus gegen Bismarck[1], da sie eine antiösterreichische Politik von ihm erwartet.

Die großdeutschen Blätter befürchten vor allem ein scharfes Vorgehen Bismarcks gegen Österreich und sind ihm daher wenig gewogen. Aus diesem Grunde verfolgen sie die Entwicklung der Dinge mit großer Spannung, namentlich die Augsburger Allgemeine Zeitung bringt wohl von allen Zeitungen die eingehendsten Nachrichten. Auch in diesem Lager ist man von Bismarcks baldiger Berufung so gut wie überzeugt, wenn man auch noch immer auf einen Vorfall hofft, der einen anderen Ausgang möglich macht.

Ganz allgemein stand für die öffentliche Meinung im Sommer 1862 doch bereits der Eintritt Bismarcks in das Ministerium fest. Wenn einzelne Organe den voraussichtlichen Wechsel der Dinge verschwiegen, so geschah dies entweder aus besonderen Parteirücksichten, oder aus technischen Gründen, wie bei den Monatsschriften, die den sich widersprechenden Einzelgerüchten unmöglich schnell genug folgen konnten.

zubringen, was den Mächtigen der Erde anstößig sein mußte". Wuttke a. a. O. 2a, S. 101. — [1] A. A. Z. 264—269, 21.—26./9.

Auch Reichensperger wußte bereits Mitte Juni von der allgemeinen Erwartung auf ein Ministerium Bismarck-Vincke zu schreiben, das dann seine Haupttätigkeit gegen Österreich richten würde.

Über Ansichten Bismarcks in bezug auf die inneren Verhältnisse ist man so gut wie gar nicht unterrichtet und hüllt sich darüber in Schweigen. Am häufigsten taucht noch die Ansicht auf, daß Bismarck mit den Altliberalen sich verständigen will und ein gemischtes Ministerium bilden wird. Diese Ansicht äußerte auch Simson in einem Briefe vom 1. Juni 1862.[1] Für die Beurteilung seiner Persönlichkeit und seiner Aussichten kommen vorläufig die Pläne, die er angeblich in der deutschen Politik verfolgt, als fast allein maßgebend in Betracht. Die Ansichten darüber werden wir im einzelnen weiter unten prüfen. Die Häufigkeit, in der die Gerüchte über Bismarcks Berufung auftreten, ist sehr verschieden. Ein Höhepunkt liegt in der Zeit von seiner Ankunft in Berlin bis etwa zwei Wochen nach seiner Ernennung zum Gesandten in Paris, dann treten die Erörterungen sehr zurück und werden dann erst, allerdings gleich in stärkerem Maße um die Mitte des Septembers wieder aufgenommen. Die staatsrechtlichen und militärischen Broschüren haben wir im vorigen Kapitel besprochen, wir wollen hier nur noch auf eine hinweisen, die sich direkt mit der Frage des kommenden Ministeriums beschäftigt und in dieser, wie auch in anderer Beziehung eine interessante Sonderstellung einnimmt.

Diese erschien unter dem Titel: Die bevorstehende Krisis der preußischen Verfassung.[2] Durch einen Aufsatz von Hans Delbrück[3] kennen wir heute den Verfasser der Broschüre. Es

[1] Vgl. Ed. v. Simson, Erinnerungen, S. 355.

[2] Berlin, Springer 1862, 48 S.

[3] Konstantin Rößler, Pr. Jahrb. XC, 1897, S. 187—212.

war Dr. Konstantin Rößler. Dieser, dessen Name in der Publizistik der neuesten Zeit eine hervorragende Rolle spielt, war geboren am 14. November 1820 in Merseburg. Er studierte zuerst Theologie, dann Philosophie und Staatswissenschaften und wirkte dann auch als Extraordinarius für diese Fächer in Jena. Von hier aus trat er zuerst hauptsächlich wissenschaftlich, dann mehr und mehr politisch in Berührung mit dem Kreise der Grenzboten.[1] Ostern 1860 wandte er sich ganz von der wissenschaftlichen Laufbahn ab und widmete sich nunmehr nur noch der Publizistik. Er war von 1860—1863 Mitarbeiter an der preußischen Sternzeitung und der Berliner Allgemeinen Zeitung. Politisch stand er damals auf dem Boden der altliberalen Partei, wie viele bedeutende Köpfe mit ihm. Wie schon 1859 so griff er auch jetzt wieder energisch in den Streit der Meinungen ein. Erstaunlich sachlich, vollkommen über den Dingen stehend, äußerte er seine Ansicht. Doch fand er damals nur wenig Beachtung. Seine kühle, philosophische Art, die Dinge zu betrachten, konnte zu einer Zeit, wo die Leidenschaften heftig erregt waren, nicht hoffen, großen Anklang zu finden. Dazu war er zu sehr Gelehrter, für den praktischen Politiker enthielten seine Schriften zu viel Hegelsche Dialektik. Für uns jedoch sind seine Ausführungen von großer Wichtigkeit. Er spricht zunächst von der Harmonie der Staatsgewalten. Der freie Staat enthält einerseits in beschränktem Umfange selbsttätige Kreise und andererseits Zentralorgane, welche die Beziehungen zwischen den einzelnen vermitteln. Nur der Staat ist frei, dessen Regierung der Ausdruck des Volksgewissens ist. Die Verfassung, die so auf dem selbständigen Zusammenwirken verschiedener Staatsgewalten beruht, setzt natürlich einen hohen Grad von sittlich-politischer Reife voraus, da jede einzelne Staatsgewalt die Befugnis hat, ihre Mitwirkung zum Fortgang der Regierung zu versagen.

[1] Siehe oben.

Wenn eine Staatsgewalt zu diesem Mittel greift, kann leicht ein Kampf der Staatsgewalten, die formell in gleichem Rechte stehen, die Folge sein. Und dann kann nur das Volksgewissen der letzte Richter sein. Das eigene Gewissen der Staatsgewalten, die Achtung vor dem allgemeinen Gewissen sollen so in der entwickelten Staatsform die einzige Bürgschaft für die Harmonie der selbständigen Gewalten bilden, doch können mittelmäßige Köpfe dies nie fassen, sie verderben daher diesen Gedanken durch das Zutun einer mechanischen Sicherung der Einheit. Nun gibt es aber keine mechanische Sicherung, den guten Willen der Regierung zu ersetzen oder zu erzwingen, denn die Notwehr, zu der die Völker schließlich greifen, kann nicht zum Bestandteil des Landesrechts werden. In einem entwickelten Staate muß dieser Wille noch in höherem Grade und viel weiterem Umfange vorausgesetzt werden als bei elementaren Staatsformen. Weil man es nun zu schwer gefunden hat, die Regierung auf den guten Willen von drei Staatsgewalten zu gründen, insbesondere die Selbstbildung einer Volkspersönlichkeit durchzuführen, so hat man versucht, derjenigen Staatsgewalt, der man den guten Willen und die richtige Einsicht für das Staatswesen schlechterdings zutraut, das mechanische Übergewicht zu sichern. Dieses Zutrauen gründet sich dabei auf ein monarchisches oder demokratisches Vorurteil. So bevorzugt man den Fürsten durch eine bloß beratende Stimme der Volksvertretung oder durch das sogenannte königliche Regiment bei parlamentarischen Institutionen, wobei der König sich um die Beschlüsse der Landesvertretung nicht zu kümmern braucht. Andererseits schwächt man auf demokratischer Seite die fürstliche Gewalt durch das suspensive Veto und errichtet den Absolutismus des Unterhauses durch ein Steuerbewilligungsrecht, bei welchem die Staatsausgaben jedesmal verweigert werden sollen, wenn der Wille des Unterhauses in bezug auf irgendeinen Gegenstand nicht sofort erfüllt wird.

Nun ist das erste fürstliche Auskunftsmittel schon von Stahl[1] treffend gerichtet. Die bloß beratende Volksvertretung ist entweder ein bloßes Spiel; oder aber wenn sie Einfluß hat, muß die Regierung materiell nachgeben. Das zweite Mittel setzt schon eine selbständige Mitentscheidung der Landesvertretung nach formellem Verfassungsrecht voraus. Es genügt dann einfach die Vorlage eines Gesetzesvorschlages für das Budget. Kommt dieses Gesetz nicht nach den Absichten der Regierung zustande, so lehnt der König das verbesserte Gesetz ab und führt die Regierung unter freier Verfügung über die Staatsgelder. Die Verfassung weiß aber von keiner Regierung ohne gesetzmäßiges Budget. Auch mit der Berufung auf die Natur der Sache steht es nicht viel besser. Danach muß der König nicht das Budget durch einen Zwang der Landesvertretung annehmen, aber er darf auch nicht bei einer Verweigerung der Mittel gar nichts tun. Nach Rößlers Ansicht hat das freie Zusammenwirken der Regierungsfaktoren nur den Sinn, daß kein Faktor dem anderen eine zweifelhafte Ausgabe aufzwingen kann. Aber mit der Behauptung der Konservativen, der König schalte nach Gutdünken, wenn die gewünschten Mittel nicht bewilligt würden, würde die Verfassung nur zur Verspottung aller Wahrheit und Würde dienen. Durch eine Schmälerung des Budgets, wie durch die fürstliche Prärogative könne natürlich das Land in eine hochgefährliche Situation gestürzt werden; aber für solche Fälle enthielte das formelle Landesrecht niemals das Heilmittel.

Andererseits ist nach Rößlers Ansicht das suspensive Veto zwecklos, weil es fast niemals die Zurücknahme eines unreifen

[1] Friedrich Julius Stahl, geb. 1802, 1827 Privatdozent in München, 1840 Professor in Berlin. 1830 erschien der erste Band seiner „Philosophie des Rechts" gegen die herrschende Naturrechtstheorie. Seit 1849 war er Führer der konservativen Partei im Herrenhause, gest. 10. August 1861. Stahl trat energisch für die vorherrschende Macht des Königtums ein.

Beschlusses der Landesvertretung herbeiführen wird. Außerdem wird durch einen langen Aufschub eine größere politische Spannung geschaffen als durch einfaches Nein. Das absolute Veto wird immer vorsichtig verwendet werden, vor ihm beugt man sich auch als vor festem Recht, vor dem suspensiven dagegen höchstens vor einem Zweifel. Das suspensive Veto zeigt sich jetzt verdeckt in der Frage, wie oft der Fürst wegen derselben Angelegenheit die Volksvertretung auflösen dürfe, eine Frage, die nach Rößlers Ansicht nur nach den individuellen Umständen entschieden werden kann. Der Verfasser wendet sich dann gegen die von der Volksvertretung gewünschte Ausbeutung des Steuerbewilligungsrechts. Angeblich soll das englische Unterhaus das Recht haben, die Erhebung der Steuern für jedes Jahr nach Belieben zu suspendieren. Das ist ganz verkehrt, denn im ganzen sind die Steuern dort gerade so permanent wie in Preußen und können nur durch übereinstimmenden Beschluß der drei Gewalten aufgehoben werden. Aber wie soll überhaupt ein Staat aussehen, in welchem jedes Jahr die Erhebung der Steuern in Frage gestellt ist? Rößler warnt ganz entschieden vor der Suspension der Steuern, namentlich wenn es sich zwischen Volksvertretung und Regierung um eine Rechtsansicht handelt, die durch den Richter entschieden werden kann. Der große Irrtum ist, daß man glaubt, es handle sich bei dem Steuerbewilligungsrecht um die Steuererhebung und nicht vielmehr um die Steuerverwendung! Der ganze Streit um den Art. 109[1] ist daher überflüssig, denn die Permanenz der Steuern ist schon durch die Natur der Sache und den Art. 100[2] begründet. Aus

[1] Artikel 109 lautet: Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelnen Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden.

[2] Artikel 100: Steuern und Abgaben für die Staatskasse dürfen

der Permanenz der Steuern folgt in keiner Weise eine Beschränkung des Rechts der Volksvertretung, die Zwecke und den Umfang der Steuerverwendung alljährlich im besonderen zu genehmigen; um die Erlaubnis der Steuererhebung könne es sich hingegen nur bei neuen Steuern handeln. Das formelle Mittel gegen eine ungesetzliche Verwendung der Steuern ist die Ministeranklage, ohne die es nach Rößler keine vollständige und gesicherte Verfassung gibt, das materielle Mittel die Willenskraft der Bürger, das öffentliche Recht zu erhalten. Andererseits darf sich ein Faktor der Staatsgewalt der Pflicht nicht entziehen, eine von ihm selbst als notwendig erkannte Ausgabe zu bewilligen, weil er etwa glaubt, durch die Verweigerung einen anderen Zweck bei den übrigen Faktoren durchsetzen zu können. Das Steuerbewilligungsrecht kann nicht zu einem mechanischen Mittel ausarten, die Entscheidung in Gesetzgebung und Verwaltung allein auf die Seite der Volksvertretung bringen zu wollen. Die Macht des englischen Unterhauses beruht nicht auf der Handhabung der Ausgabebewilligung[1], sondern darin, daß es die organische Vereinigung und Versöhnung aller Kräfte der Nation und des Staates in sich darstellt, ohne daß die Einzelkräfte des Staates in gesonderte Kreise auseinanderfallen.[2]

Es bleibt daher als Bürgschaft für die Harmonie der Staatsgewalten nur die moralische. Die Sittlichkeit der Ver-

nur, soweit sie in den Staatshaushaltsetat aufgenommen oder durch besondere Gesetze angeordnet sind, erhoben werden.

[1] Rößler hat kurz darauf seine staatsrechtlichen Anschauungen in ausführlicher Weise in seinen „Studien zur Fortbildung der preußischen Verfassung" niedergelegt. Namentlich die Aufsätze über „Den Landtag und das Budget" und über „Die parlamentarische Regierung" (I, S. 85—227) führen die in der Flugschrift nur angedeuteten Ansichten weiter aus.

[2] Nach Erskine May, History of the Const. of England since the reign of George III. seien seit 1688 niemals Forderungen der Krone für irgendwelche notwendigen Staatszwecke unbewilligt geblieben.

fassung wird schon untergraben, wenn man irgendeinen Schwerpunkt, d. h. größere Rechte für irgendeinen Staatsfaktor begründet, weil die Harmonie der Staatsgewalten auf sittlicher Wechselwirkung beruht. Für den Fall des Versagens des sittlichen Geistes, für den Fall, daß die Staatsgewalten sich über eine große Entscheidung nicht einigen können, kennt die Tagesvorstellung die Mittel einer Realpolitik, d. h. der Entscheidung durch Macht. Gegen die Machttheorie, die Lehre, daß das Recht erst Haltung erlange, wenn die Macht hinter ihm stehe, wendet sich Rößler mit aller Schärfe. Die Entscheidung über die wichtigsten Fragen im Leben der Völker gibt nach seiner Meinung der Zustand der Geister, wenn die Frage an sie gestellt wird. Selbst wenn sie unvorbereitet sind, sei doch nur eine dem Zustand der öffentlichen Urteilskraft entsprechende Lösung möglich. Wenn in einem Staate, der die Grundzüge einer Verfassung besitzt, ein Konflikt ausbricht, so ist die Entscheidung nicht Macht- noch Rechtsfrage, sondern Gewissensfrage. Denn es ist keine Rechtsfrage mehr, wenn das Recht verletzt worden ist, weil es pflichtwidrig angewendet war. Und nicht die materielle Macht, sondern das Gewissen schlichtet den Streit, daher ist es keine Machtfrage. Ein Konflikt ist überhaupt nur bei einer Verwirrung der Gewissen möglich, denn sonst würde die Staatsgewalt, welche versucht, ihre Pflicht zu verletzen, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung bald damit innehalten, und diese wird durch gemeinsame Schuld der Staatsgewalten am meisten gefördert, wenn sie untereinander Recht mit Unrecht vermischen, nämlich derart, daß der Gegner teilweise ins Recht gesetzt wird, sich aber selbst nicht allen Unrechts enthält.

Solcher Konflikt herrscht nun in Preußen. Er entstand aus der Heeresvorlage, die aber das Land nicht unbefangen würdigen konnte, weil es sah, daß die Minister gegen ihren

Willen die neue Vorlage einseitig einbrachten, ohne irgendwie die Verfassung und die produktive Kraft des Landes sicher zu stellen. So erschien die Vorlage nur als eine Maßregel der inneren Politik. In dem entgegenkommenden Verhalten der folgenden Verwaltung nach dem Sturze der liberalen Minister im Frühjahr sah man nur den Zweck, ohne ernste Sicherstellung der Verfassung das Land an die Last der Heereserneuerung zu gewöhnen. Hätte die Landesvertretung volle Einsicht in die Lage der Dinge gehabt, so hätte sie offenbar die militärischen Anforderungen gegen Sicherung der Freiheit des Volkes bewilligt.

„Man konnte es von dem Landtage von 1860 nicht verlangen, aber es wäre ein großer Moment in der preußischen Geschichte gewesen, wenn die Volksvertretung sofort zu der Forderung der Regierung allein die politische Gegenforderung des Landes ins Auge gefaßt hätte."

„Wenn das Abgeordnetenhaus 1860 einer entschlossenen Annahme der Militärvorlage die feierliche Erklärung folgen ließ: daß mit diesem Beschluß, und von der Stunde an, wo er gefaßt worden, die Volksvertretung die heilige Pflicht übernommen habe, an die Vervollständigung der Verfassung und an die Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes mit ununterbrochenem Nachdruck zu mahnen — so stände unsere Verfassung heute in ganz anderer Macht und Sicherheit da, als wir sie zu unserer Beschämung in diesem Augenblicke dem Landesrecht zutrauen dürfen. Die Realpolitiker werden zu dieser Behauptung lächeln. Wir bekennen uns zur Idealpolitik. Wir halten das über jeden Zweifel erhabene Bewußtsein reiner Pflichterfüllung für die stärkste Waffe der Volksvertretungen und der Völker."

Rößler geht dann weiter auf das Schicksal der Militärreform ein, wie sie durch die Regierung zu einer Finanzfrage

gestempelt wurde und wie dadurch das Mißtrauen im Lande gestiegen ist. Die Verantwortung für diese Stimmung spricht er der Regierung, aber auch allen Männern im Volke, welche die Volksüberzeugung lenken, zu. Es erscheint nicht erforderlich, auf die nun folgenden Erörterungen über die rein militärische Seite der Frage näher einzugehen. Die Forderungen der Abgeordneten werden in jeder Hinsicht ad absurdum geführt. Er deckt die falschen Ansichten des Hauses in dieser Angelegenheit auf und läßt seine Mahnung gipfeln in den Worten: „Die Volksvertreter mögen sich in acht nehmen, daß man sie nicht eines Tages anklagt: mit empörender Frivolität das Blut des Volkes verschwendet zu haben, um durch ein Geldgeschenk, welches sie dem getäuschten Volke für ein paar Jahre hingeworfen, eine verwerfliche Popularität zu erlangen".

Wenn auch nach der National-Zeitung eine Friedensepoche herrscht, so müßte man bei einer Abrüstung wenigstens die gleichzeitige Entwaffnung Europas verfügen. Daher übernimmt das Abgeordnetenhaus bei einer Streichung nicht nur für seinen Teil leichtsinnig die schwerste Verantwortlichkeit, sondern es wälzt eine noch stärkere Last der Verantwortung auf den Träger und die Diener der Krone, die dann die Geschicke des Landes zu leiten haben.

Das Schlußkapitel, „Die Rettung" betitelt, zeigt die möglichen Wege, aus dem Konflikte herauszukommen. Für das Abgeordnetenhaus wäre die Bewilligung für das laufende Jahr möglich, unter der Bedingung der Zurücknahme dieser im nächsten Jahre, wenn die Regierung zur Lösung der Staatsaufgaben sich unfähig zeigen sollte. Doch das Abgeordnetenhaus wird nach Ansicht Rößlers diesen Beschluß nicht fassen. Daher sind die Mittel der Regierung zur Betrachtung geeigneter.

Eine Verwerfung des verminderten Militäretats zugleich mit dem ganzen Budget durch das Herrenhaus ist zwecklos,

solange dies nicht zu einem wirklichen Oberhause, d. h. einem solchen, das durch Stellung und Bildung seiner Mitglieder die höchste Unparteilichkeit und Einsicht des Landes darstellt, reformiert ist. Die von der Kreuzzeitung vorgeschlagene Verwerfung des Gesamtbudgets durch den König und Fortregieren ohne Budget ist unzulässig, da das Budget aus einzelnen Teilen besteht und jedenfalls die genehmigten Teile zur Ausführung gelangen müssen. Die Durchführung der Reorganisation durch eine große Etatsüberschreitung würde auch den Konflikt nicht beseitigen. Als einziger Ausweg bleibt, daß die Minister dem Könige die Notwendigkeit ihres Rücktrittes vorstellen, wenn das Abgeordnetenhaus das Geld unter der oben genannten Bedingung bewilligt oder 8—9 Millionen streicht. Die Aufgabe des neuen Ministeriums wird es dann sein, das Land von jeder Besorgnis zu befreien durch die Sicherstellung der Verfassung und des Wohlstandes des Landes. Die Sicherstellung der Verfassung sieht Rößler in erster Linie in einer gründlichen Reform des Herrenhauses, die des einzelnen erörtert wird, wodurch dies zugleich zum Gerichtshof für Ministeranklagen wird[1], ferner muß durch die unverzögerte Organisation des selfgovernment eine weitere Sicherung geschaffen werden.

Ein neues Ministerium muß ferner noch in diesem Jahre vor das Abgeordnetenhaus treten mit der Erklärung, daß es das Budget annimmt, daß es aber eine Etatsüberschreitung vor den nächsten Landtag bringen wird. Das Ministerium wird die Entwaffnung nicht ausführen; denn das wäre Unfähigkeit oder Hochverrat. Aber es wird zugleich mit der Etatsüberschreitung die Herrenhausreform und die Ministerverantwortlichkeit einbringen. Damit wäre der Verfassungskonflikt beseitigt. Doch zu solcher Sprache gehört der rechte Mann.

[1] Insbesondere sollen die präsentierten Mitglieder ausgeschieden werden und die Mitglieder des Staatsrats eintreten.

Als solche bezeichnet Rößler einmal Georg von Vincke[1] wegen seiner inneren Kraft, der Lauterkeit seines Herzens; dann Herrn von Bismarck. Woher gerade den? Hören wir die Gründe, die Rößler für ihn anführt!

„Vor allem zwei Dinge richten die öffentliche Erwartung auf jenen Staatsmann. Es ist bekannt, daß er das echte Gefühl für die Ehre Preußens hat, und daß er die Politik dieses Staates auf die selbständige Kraft desselben stellen will. Beide Dinge sind etwas so Ungewöhnliches gewesen unter denen, die sich von jeher mit preußischer Diplomatie befaßt hatten, daß sie eine außerordentliche Erwartung rechtfertigen."

Dann erinnert Rößler daran, daß die Zweifel, die man wegen Bismarcks Parteistandpunkt hegt, nicht stichhaltig sind und führt zum Beweise die Wandlungen Pitts, Fox', Burkes Camings, Peels u. a. an. Auch hofft Rößler von ihm, daß er die Kräfte seiner ehemaligen Partei wieder auf den rechten Weg bringen wird. — Als dritter im Bunde wird General von Bonin[2] genannt, der wie kein zweiter für die richtige Verwendung der für das Militär bewilligten Summen sorgen könnte.

Das Meiste für die Entscheidung des Konfliktes muß nach Rößlers Ansicht die Volksvertretung tun, sie muß nach irgendeiner Richtung einen großen Entschluß fassen, sonst wird der Konflikt sich kraftlos hinziehen, bis ein äußeres Ereignis den schon zu lange geschwächten Staat davon befreit.

Die klaren Ausführungen des ehemaligen Professors hätten

[1] Georg Ernst Friedrich von Vincke, geb. 1811, 1837 Landrat für Hagen, Mitglied des Vereinigten Landtages 1847, der Nationalversammlung 1848, der preußischen II. Kammer 1849, des Erfurter Parlaments 1850—55 und 1858—63 Mitglied des Abgeordnetenhauses als Führer der Altliberalen und Verfechter konstitutioneller Ideen. Gest. 1875.

[2] Eduard v. Bonin, geb. 1793, 1848—50 Oberbefehlshaber des schleswig-holsteinischen Heeres, 1852—54 und 1858—59 preußischer Kriegsminister. Gest. 1865.

es wohl verdient, eine größere Beachtung zu finden, als es tatsächlich in damaliger Zeit geschah. Bei einer teilweisen Befolgung seiner Ratschläge — denn eine so glatte Lösung wie auf dem Papier war bei der damaligen Erregung der Geister schon nicht mehr möglich — hätten manche harten Kämpfe unterbleiben können. Die Ehre der Krone und der Abgeordneten war schon zu sehr engagiert, als daß nicht eine Erklärung wie die vorgeschlagene zu einer empfindlichen Schwächung des Ansehens der Krone hätte führen müssen. Jedoch war die klare Darlegung des Streitpunktes und die gründliche Widerlegung der übertriebenen Forderungen beider Parteien durchaus verdienstlich. Der Hauptgrund dafür, daß die Dinge eine so ganz andere Entwickelung nahmen, als Rößler es wünschte, lag wohl darin, daß Rößler wie die meisten Mitglieder seiner Partei die Macht der Idee sehr hoch schätzte, während der Mann, der die Geschicke Preußens in die Hand nahm, die Dinge nahm, wie er sie vorfand und durchaus ein Realpolitiker war. Das, was Rößler von Bismarck zu berichten weiß, zeugt davon, daß er fähig war, die Grundzüge seines Wesens richtig zu erkennen und bereit war, ihm vorurteilslos zu begegnen.

Aber trotzdem wich seine Denkweise ganz außerordentlich von der des von ihm so hoch bewerteten Mannes ab. Zwar hatte Rößler offiziell der Wissenschaft entsagt, aber er verleugnet doch in keinem Satze, in keinem Gedankenaufbau den Philosophen. Er sucht ganz allgemein gültige abstrakte Sätze zu formulieren, und diese zu einem logischen Aufbau zu vereinigen, dann erst wendet er die auf rein theoretischem Wege gefundene Erkenntnis auf die tatsächlichen Verhältnisse an. Eine derartige Art, seine Entschlüsse zu begründen, lag dem neuen Ministerpräsidenten natürlich gänzlich fern. Doch fanden sich beide Männer auf dem Boden der Politik wieder besser zusammen, wenn auch hier die verschiedene Schulung stets deutlich blieb. Und doch erkannte

Rößler ebensogut wie Bismarck, daß von seiten des Abgeordnetenhauses keine Lösung zu erhoffen war. Der Ministerwechsel erscheint ihm als durchaus notwendig. Er hofft, daß mit klaren Erklärungen der Minister sich viel erreichen läßt und darin finden wir eine große Ähnlichkeit mit Bismarckschen Anschauungen. Das Gleiche ist der Fall in der rückhaltlosen Erkenntnis der Notwendigkeit einer Heeresreform. Bismarck suchte anfangs, ganz nach Rößlerschem Vorschlag, vermittelnde Vorschläge zu machen, wenn er dann schließlich doch zu anderen Maßnahmen griff, so war er eben als Staatsmann, der kühl mit den gegebenen Verhältnissen rechnete, dazu gezwungen und auf diesem Wege konnte er ethisch-philosophische Erörterungen nicht mehr in Betracht ziehen.

Drittes Kapitel.

Die ersten Wochen des Ministeriums Bismarck in der öffentlichen Meinung (24. Sept. — 12. Oktbr. 1862).

Persönliche Charakteristiken Bismarcks.

So war denn geschehen, was man verschiedentlich vorausgesehen und vorausgesagt hatte: Herr von Bismarck war zum Ministerpräsidenten ernannt worden. Man hatte mit dem Gedanken schon vielfach gespielt, ernstlich erwogen war die Möglichkeit seines Eintrittes mit allen ihren Folgen bisher noch kaum. Jetzt, da die Tatsache vorlag, war es selbstverständlich, daß die Presse sich mit der Persönlichkeit und den Plänen des neuen Ministerpräsidenten beschäftigte, daß sie damit zugleich ihre Stellung den neuen Verhältnissen gegenüber einnahm. So finden wir denn in den Tagen nach der Ernennung eine Fülle von Zeitungsartikeln, die sich mit dem neuen Ereignis beschäftigen. Die wichtigsten dieser Preßstimmen hier anzuführen, ist schon deshalb von Interesse, weil wir sehen werden, daß,

wenn die Haltung der Parteien in den Grundzügen auch feststeht, doch eine volle Sicherheit dem homo novus gegenüber noch nicht gewonnen ist. Auch sind gerade die Ansichten über die Persönlichkeit des neuen Ministerpräsidenten von besonderem Reize. Natürlich kann es nicht fehlen, daß dem neuen Leiter der Geschäfte die verschiedensten Absichten untergeschoben werden.

Die offiziösen Blätter haben, wie wir oben bereits gesagt haben, keine Veranlassung, sich eingehender mit der Person des neuen Ministers abzugeben. Das spätere offiziöse Organ, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung[1], welches am 21. September die ersten Nachrichten über den voraussichtlichen Eintritt Bismarcks in das Ministerium gebracht hat, hält sich in seinem Urteil gleichfalls sehr zurück und geht nur gegen die fortschrittlichen Blätter vor, weil sie Bismarck lediglich wegen seiner voraussichtlichen äußeren Politik angreifen.[2] Nach der Ansicht dieses Blattes wird der Ministerpräsident, dem eine große Tatkraft zugetraut wird, den richtigen Zeitpunkt zum Handeln abzuwarten wissen.[3]

Auf jeden Fall hat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung von vornherein eine sehr günstige Meinung von den staatsmännischen Fähigkeiten Bismarcks, doch zeigt sie sich in ihrem Urteil durchaus zurückhaltend.

Die Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung[4] zeigt sich, wie es nicht anders zu erwarten ist, sehr befriedigt über den Verlauf

[1] Diese bestand seit dem 1. Oktober 1861. Sie war von Hamburger Großkaufleuten gegründet, und zeigte anfänglich eine großdeutsch-demokratische Tendenz. Ihr Redakteur, der auch mit dem Wechsel der Haltung des Blattes die Leitung behielt, war Braß, ein 48er Berliner Demokrat, der längere Zeit flüchtig im Auslande sich aufgehalten hatte. 1862 waren einige Zeit Schweichel und Liebknecht (soz.) Mitredakteure, die jedoch bald wieder ausschieden. cf. Parisius, Hoverbeck II, I, 124 f.

[2] N. A. Z. 263. 26./9. — [3] 266. 29./9. — [4] Nr. 225. 26./9. 62.

der Dinge. Sie sieht in dem teilweisen Wechsel des Ministeriums eine Klärung der Lage; das Ausscheiden Heydts und Bernstorffs, die Ernennung Bismarcks bedeutet für sie, daß von nun ab alles Schwanken aufhören wird. In Bismarck sieht sie den geeigneten Mann für die Bewältigung aller Schwierigkeiten: „zum Glück haben wir es nicht mit einem schwächlichen, sondern mit einem energischen Charakter zu tun; mit einem Manne, dessen staatsmännische Einsicht klar genug ist, um zu wissen, daß, wenn die Demokratie ihren Angriff gegen das Königtum sofort gegen dessen stärkste aber auch verwundbarste Stelle, gegen die Armee richtete, damit die Notwendigkeit gegeben ist, auf diesem Gebiete den Entscheidungskampf zu schlagen, aber damit freilich auch die Folge, daß mit diesem ersten Siege auch der endliche Sieg errungen wird". Die Kreuzzeitung hofft also auf eine energische Durchkämpfung des inneren Konfliktes durch Bismarck. Ausdrücklich lehnt sie es jedoch ab, sich mit ihm zu identifizieren. Die Pläne, die Bismarck von den Demokraten untergeschoben werden, „die Schwierigkeiten im Innern durch eine kühne Politik nach außen zu überwinden", weist sie schroff zurück, für sie ist das Königtum stark genug, um auch ohne va-banque Spiel der Lage Herr zu werden.

Die Auffassung der ganzen Sachlage erscheint hier durchaus optimistisch, Bismarck wird als der Retter in der Not begrüßt. Damit wird die allgemeine Auffassung der Konservativen wiedergegeben.

Wesentlich anders stellen sich naturgemäß schon die altliberalen Organe zu der neuen Wendung der Dinge. Die Kölnische Zeitung, die, wie wir oben gesehen haben, bereits seit längerer Zeit mit der Möglichkeit eines Eintritts Bismarcks in das Ministerium rechnete, zeigt in den Tagen der Entscheidung eine fieberhafte Spannung. Als dann die Ernennung

Bismarcks feststeht, äußern sich sofort ihre sämtlichen Berliner Korrespondenten über die Lage.[1] Im Anschluß an deren Äußerungen und ähnlich wie der △Korrespondent urteilt dann ein Leitartikel „Das Kreuzzeitungsministerium".[2] Doch zeigt sich hier immerhin eine gewisse Zurückhaltung, wenn auch nicht so sehr in betreff der Pläne und Absichten Bismarcks, so doch seiner Persönlichkeit. Bismarck ist ein Junker, er hat sich selbst als solchen bezeichnet, doch ist er „jedenfalls unter den Junkern unserer östlichen Provinzen ein seltener Vogel, ein Mann von Geist und Bildung, dem es weder an persönlicher Liebenswürdigkeit fehlt, noch an Beredsamkeit und Unternehmungsgeist, kein unfähiger, aber noch weniger ein ungefährlicher Mann". Seine Stellung zu den äußeren Fragen wird hier nur gestreift, so, daß er seit 1859 daran denke, die deutsche Frage in ähnlicher Weise wie die italienische zu lösen, wenn auch die Behauptung auftaucht, daß er äußere Verwicklungen nur herbeiwünscht, um die inneren zur Ruhe oder doch zum Schweigen zu bringen. Als besonders wichtig wird wieder seine Stellung zum inneren Konflikt hervorgehoben. Man legt großes Gewicht auf seine Äußerungen im Landtage von 1849 und hält es daher für möglich, daß er sich zur Theorie der Kreuzzeitung bekennen wird. Die Kreuzzeitung nimmt an, daß Bismarck Roons Reorganisation kräftig unterstützen wird. „Rücksichts-

[1] Nr. 266 vom 25. September 1862: Der †Berichterstatter will abwarten, ob Bismarck die Indemnität für 1862 nachsuchen wird, der △Korrespondent sieht die Entscheidung darin, ob das Bismarcksche Programm: Großmachtspolitik und dazu Reorganisation in Kauf oder das Roonsche und das der Militärpartei: Reorganisation sans phrase siegen wird. Im übrigen hält er Bismarck nach seiner Rede vom 24. September 1849 über den Artikel 98 der Verfassung und einer ähnlichen Äußerung, die er angeblich in Königsberg bei der Krönung getan hat, für sehr geeignet zur Durchführung des Kreuzzeitungs-Programmes.

[2] Nr. 267. 26./9.

losigkeit mit starken Neigungen zu großartigen Plänen, die man wohl als Abenteuerlichkeit bezeichnen darf, scheint Bismarcks Charakter. Er wird tout court ohne Budget regieren wollen, und sich darauf verlassen, die auswärtige Politik für Kriegsbereitschaft in Gang, resp. Verwirrung zu bringen." Allerdings würde er mit dieser Politik kaum den Beifall der Bevölkerung finden.

Wie man sieht, ist hier die Persönlichkeit Bismarcks in ihren Grundzügen, doch nur bis zu einer gewissen, wenig erheblichen Tiefe ziemlich erfaßt. Vor allem wird seine Entwicklung seit 1850 nicht in ausreichender Weise berücksichtigt, so daß man betreffs seiner Absichten im Dunkeln tappt. Andere Zeitungen derselben Partei äußern sich weit pessimistischer über die Lage. So findet die Schlesische Zeitung, daß man sich auf einem beklagenswerten Weg bewege, weil das Ziel, zu dem er führt, nicht der Friede mit dem Lande ist. Die Berliner Allgemeine Zeitung sieht in Bismarck einen landed gentleman von mäßiger politischer Bildung, der in Frankfurt a. M. sich Kenntnisse in dem diplomatischen Zeremoniale erworben und in Petersburg und Paris intrigierenden Prinzessinnen ihre Geheimnisse abgelauscht hat, aber das mühevolle innere Getriebe des Staats sei ihm fremd. An ihm werde sich Schleinitzs Wort bewahrheiten, daß Politik eine sehr positive Kunst ist. Auch glaubt sie an die Möglichkeit, daß Bismarck einen äußeren Konflikt heraufbeschwören wird, obgleich schon ein Blick auf seine Kollegen ihm dartun müßte, daß für geniale Kombinationen jetzt nicht die Zeit sei, und gibt dafür, da ein solcher Versuch zu namenlosem Elend für Preußen und Österreich ausschlagen müßte, die Parole aus: Kein Gut und kein Blut.

Sofort nach dem Eintritt Bismarcks in das Ministerium beschäftigen sich auch die Preußischen Jahrbücher[1] mit der Per-

---

[1] Pr. J. X, 302. Pol. Korrespond. 28./9. 62.

sönlichkeit des neuen Ministerpräsidenten. Sie nehmen die in Anbetracht der Verhältnisse einzig richtige Stellung ein, die Entwicklung der Dinge erst abzuwarten, bevor sie ein abschließendes Urteil fällen. Sie begrüßen es mit Freuden, daß durch die Ernennung Bismarcks ein einheitliches Ministerium gesichert erscheint, weil dadurch der Fehler des liberalen Ministeriums, daß die Initiative der inneren Politik durch die vis inertiae des Auswärtigen Amtes brach gelegt wurde, vermieden wird. Bismarck selbst wird mit den Goetheschen Worten empfangen: „Wir wollen ihn erwarten". Das Ministerium läßt sich noch nicht beurteilen, weil der Finanzminister noch fehlt. — Wollte man Bismarck nach seiner parlamentarischen Vorgeschichte beurteilen, so wäre er ein entschiedener Gegner des Liberalismus. Er könnte aber dem Königtum keine tiefere Wunde schlagen, als wenn er etwa die Auslegung des Artikels 99 so zur Geltung bringen wollte, wie er es am 24. Februar 1851[1] ausgeführt hat. „Doch halten wir mit dem Urteil zurück, weil zwischen jener parlamentarischen Sturm- und Drangperiode und seinem Eintritt in das Ministerium eine zehnjährige diplomatische Laufbahn liegt, die recht dazu geeignet war, den schloßgesessenen Junker zum Staatsmann zu bilden." Trotzdem scheinen die Preußischen Jahrbücher allen Gerüchten, die über Bismarck im Umlauf sind, Glauben beizumessen. So fügen sie denn gleich eine nachdrückliche Warnung unter Hinweis auf diese Pläne bei. „Wir erinnern uns auch eines deutschen Programmes, das im Namen des Herrn von Bismarck kolportiert wurde, gleichzeitig verbreitete sich die Nachricht, daß dieser Diplomat durch Konzessionen an die Annexionsgelüste des Kaisers der Franzosen den freien Spielraum für Preußens deutsche Politik zu erkaufen geneigt sei.[2] Deutsche

[1] Vgl. H. Kohl, Bismarcks Reden, Bd. I.

[2] Dergleichen Gerüchte tauchten immer wieder namentlich in der N. B. W. auf.

Politik machen heißt: Sich auf die vorwärts strebenden Kräfte der Nation stützen. Die ganze Nation aber wird sich von ihm abwenden, wenn ihn wirklich gelüsten sollte, einen Fußbreit Deutscher Erde preiszugeben." — Dagegen wird in bezug auf die inneren Angelegenheiten die Regierung aufgefordert, dem Übergewicht einer dominierenden Volksvertretung möglichst bald Einhalt zu gebieten. Der ganze Artikel ist ausgezeichnet durch große Sachlichkeit, doch ist der Eindruck einer gewissen Beklemmung, die durch den Wechsel der Ereignisse hervorgerufen ist, unverkennbar. Beschäftigen sich die Preußischen Jahrbücher sehr stark mit den neuen Verhältnissen, so äußern sich die Grenzboten zunächst gar nicht über diese Dinge. Sie halten offenbar mit ihrem Urteil zurück, bis sie erst tatsächliche Amtshandlungen Bismarcks beurteilen können.

Die Haltung der altliberalen Partei Bismarck gegenüber ist also im wesentlichen abwartend, von irgendwelchem Hasse und großer Feindschaft kann nicht die Rede sein. Allerdings ist ihnen die neue Lage nicht sehr angenehm, die Erfüllung ihres Wunsches, zur ministeriellen Partei zu werden, ist dadurch doch einigermaßen in die Ferne gerückt. In der persönlichen Beurteilung Bismarcks befleißigen sie sich einer großen Sachlichkeit.

Ebensowenig zeigt sich die katholische Partei, der wir uns jetzt zuwenden, völlig einverstanden mit der neuen Gestaltung der Dinge, doch sucht auch sie zu einer ruhigen Betrachtung zu gelangen. Die „Kölnischen Blätter", obgleich wie oben bemerkt, nicht das offizielle Organ der katholischen Landtagsfraktion, geben die Stimmung aus diesem Lager ziemlich richtig wieder. Die Meinung des Blattes geht dahin, daß Bismarck Roons Pläne durchführen wird[1], und im übrigen ziemlich über-

[1] K. B. 271. 26./9.

einstimmend mit dem Programm des Königs von 1858 die Geschäfte zu leiten denkt.[1] In zwei längeren Artikeln[2] beschäftigt sich die Zeitung dann noch eingehender mit der Person und den Plänen Bismarcks. In der Ernennung des neuen Ministerpräsidenten sei die klare Absicht zu erkennen, durch ein festes Programm und straffe Organisation über die Landtagsmajorität zu siegen. Bismarck sei nicht ein einfacher Anhänger der Kreuzzeitungspartei, vielmehr sei für ihn stets die auswärtige Politik das Entscheidende, ihr zuliebe habe er selbst wichtige Punkte des Parteiprogrammes geopfert. So trete für ihn jetzt die Sorge, mit den Liberalen fertig zu werden, in den Hintergrund. — Die Pläne, die Bismarck angeblich für seine auswärtige Politik gefaßt hat, beunruhigen auch die Kölner Blätter, wenn sie es auch für unmöglich halten, daß er sie durchsetzt. „Wären sie wahr, so würden sie ihn als den undeutschesten unserer Staatsmänner charakterisieren.“ Es gab früher eine Partei in Preußen, welche auf auswärtige Verwicklungen spekulierte. Herr v. Bismarck hat diese oft herbeigesehnt, um das Werk durch die Verwegenheit der Tat zu krönen. Jetzt ist Bismarck gekommen, aber er findet seine Partei nicht mehr. Auch hier also stoßen wir auf Zurückhaltung seiner Person gegenüber, auf entschiedene Abneigung gegen seine angeblichen Absichten.

Vorläufig recht freundlich steht auch die Augsburger Allgemeine Zeitung dem neuen Minister gegenüber. Natürlich fürchtet auch sie die auswärtige Politik Bismarcks, da ihr seine Abneigung gegen Österreich bekannt ist, doch will sie nicht von vornherein deswegen ablehnend urteilen. Allerdings bedauert sie die Ernennung Bismarcks, weil die politischen Antezedentien und der bekannte Charakter des genialen Staatsmannes ihr keinen Zweifel darüber lassen, daß die preußische Regierung,

[1] 273. 28./9. — [2] 274. 28./9. 275. 30./8.

anstatt ihren Frieden mit der Landesvertretung zu schließen und dem Ausbau der verfassungsmäßigen Institutionen ihre Fürsorge zu widmen, nicht davor zurückschrecken wird, ohne Budget zu regieren und sich einer abenteuerlichen Großmachtspolitik in die Arme zu werfen.[1] Ein anderer Mitarbeiter hält es gleichfalls für ausgemacht, daß Bismarck im Innern den Absolutismus begünstigen und nach außen eine Verständigung mit Rußland und Frankreich, und so eine Vergrößerung Preußens in Deutschland anstreben wird.[2] Abweichend davon findet sich auch die Ansicht, daß Bismarck viel zu klug sei, als daß er eine Lösung des Konfliktes lediglich durch nackte Gewalt versuchen, sondern in der Militärfrage ein Entgegenkommen zeigen werde. Damit sind allerdings die Zweifel um so berechtigter, „ob es Herrn v. Bismarck trotz seiner selbst von den Gegnern anerkannten großen Begabung und seiner unleugbar seltenen Talente gelingen wird, die Schwierigkeiten der Lage zu bewältigen".

Von anderer Seite wird Bismarck als „der Typus eines die Uniform unter dem Frack versteckenden Ministerpräsidenten" hingestellt. Ob er die Unterstützung Frankreichs und Rußlands finden wird, bleibt zweifelhaft, um ihn zu beurteilen, soll man jedoch erst auf Taten warten.[3] Ein zusammenfassendes Urteil über die Gesamthaltung und die eigentliche Ansicht der durch diese Zeitung vertretenen Kreise über den preußischen Ministerwechsel aus diesen widersprechenden Auffassungen zu fällen, erscheint mißlich. Als gemeinsames charakteristisches Merkmal tritt uns entschieden die Furcht vor einem rücksichtslosen und scharfen Vorgehen in der deutschen Frage entgegen. Das Persönliche interessiert die Augsburger Allgemeine Zeitung scheinbar weniger,

[1] A. A. Z. Nr. 269. 26./9. 62.
[2] 270. 27./9.
[3] 29./9. 272.

sie läßt ihre Korrespondenten sich frei äußern, ohne doch selbst vorläufig eine entschiedene Haltung Bismarck gegenüber einzunehmen.

Eine ganz andere Sprache redet das andere großdeutsch-katholische Organ, die Historisch-Politischen Blätter.[1] Ihr Artikel über den „Gipfel der preußischen Krisis in Herrn von Bismarck-Schönhausen"[2] liest sich wie ein Lobeshymnus auf Bismarck und eine Kriegserklärung gegen die Liberalen. Die Sehnsucht, der in derselben Zeit der altliberale C. Rößler noch beredteren Ausdruck zu geben wußte[3], tritt uns auch aus den Ausführungen des Blattes entgegen, die Sehnsucht nach einem Manne der Tat. „Er mußte kommen, ist aber doch über Erwarten schnell gekommen, der Mann, dem das Meerwunder zugetraut wird, daß er an dem Steuer des preußischen Staatsschiffes nicht nur einen politischen Plan mitbringe, sondern auch die Kraft, seinen Willen durchzusetzen. Man atmet auf bei der Aussicht, einen Mann taten und 100000 Schwätzern das Konzept verderben zu sehen. Schlimmer kann es nicht werden als die jetzt grassierende Epidemie der Kleingeisterei, an der Deutschland zerfließen müßte in Noten, Artikeln und Reden. Schneidet Herr v. Bismarck diesen fauligen Prozeß kurz ab, so werden wir ihn als unseren persönlichen Wohltäter verehren, und wir glauben, daß er es tun wird, weil er muß!" Es wird dann entwickelt, daß Bismarck vor allem Geld braucht, daß er zu diesem Zwecke in der Militärfrage auf einer neuen Basis die Verständigung suchen wird. Er muß die Militär-

[1] 1838 gegründet, verfechten sie in den 60er Jahren unter Leitung von Dr. Jörg hauptsächlich den Gedanken der Wiederaufrichtung des alten Kaisertums unter Habsburgs Leitung und bekämpfen energisch alles Liberale.

[2] H. P. B. L, 684 ff. 10./10. 62.

[3] Vgl. u. S. 126.

frage wieder als politische behandeln, zeigen, daß er das Heer für politische Zwecke braucht. Dann werden ihm selbst die Gothaer als die Majorität der Liberalen zufallen.

Alle liberalen Schwätzer fürchten, daß er ihnen ihre Phrasenarbeit durch eine Politik aut Caesar, aut nihil gründlich verdirbt. Da Bismarck noch der „Naturbursche" ist, so hat man seine Reden ernst zu nehmen. Die Konflikte sind in Deutschland schon vorhanden, er braucht nur energisch vorzugehen, so hat er bald alle Parteien außer der gothaischen hinter sich. Die Liberalen rechnen zwar mit seinem baldigen Sturze, „doch dann fällt ein Höherer mit ihm und es kommt sicher nichts Besseres nach". — Wahrlich ein ganz seltsamer Ton, wenn wir die Stellung des Blattes berücksichtigen. Ohne Umschweife werden hier die Dinge beim rechten Namen genannt und die tatsächlichen Verhältnisse aufgedeckt. Der Liberalismus ist nach Ansicht der Historisch-Politischen Blätter schwach und ohne rechtes Leben, unfähig zur Tat und daher einem Manne der Tat nicht im geringsten gewachsen. Es wäre falsch, wenn man aus dem Lobe, das Bismarck gespendet wird, etwa auf große Sympathien für ihn in diesem Lager schließen wollte. Sie erstreben in erster Linie eine Politik, durch die die Gothaer ausgeschaltet werden und die der Ausbildung des parlamentarischen Lebens in Preußen im liberalen Sinne entgegenwirkt. Vielleicht sehen sie auch in den Liberalen den gefährlicheren Gegner und freuen sich daher über ihr Unglück. Aus den ersten Äußerungen der verschiedenen großdeutsch-katholischen Blätter über den Ministerwechsel läßt sich jedenfalls ein klares Bild über die Stellung der Partei zu der Frage und zu der Persönlichkeit des neuen Ministers nicht gewinnen. Fast jedes Urteil über die Lage unterscheidet sich von dem nächsten, irgendein offizieller Standpunkt ist nicht festzustellen. Im allgemeinen scheint man kaum eine Besserung der herrschenden Zustände zu erwarten,

wenn auch eine gewisse Genugtuung über die Niederlage des Liberalismus nicht zu verkennen ist.

Dieser stand in seinen radikaleren Elementen dem neuen Minister weniger freundlich gegenüber, wenn auch von einem erbitterten Haß von vornherein nicht die Rede sein kann. Die Volkszeitung bespricht den durch den Eintritt Bismarcks hervorgerufenen Wechsel der Dinge in einer Artikelserie, betitelt „Mystische Auswege".[1] Sie bezeichnet Bismarck als das geheimnisvolle Etwas, dem allem Anscheine nach die Aufgabe zufalle, eine allerneueste Ära einzuleiten. Im übrigen nimmt sie eine abwartende Haltung ein, auf dem Gebiete der nationalen und europäischen Politik glaubt sie das Hauptfeld für die Tätigkeit Bismarcks zu sehen. Im Grunde hat sie gegen eine Aktionspolitik Bismarcks nichts einzuwenden: „Wenn einmal ein preußisches Ministerium seine Existenz durch geschichtliche Ereignisse verewigen will, würde sich das Volk nicht allzu ängstlich an formale Rechte klammern und sich um ein bißchen mehr oder weniger Liberalismus und eine Handvoll Millionen nicht sehr kümmern". Aber doch warnt das Blatt vor genialischer Ideenpolitik, da dazu mindestens das Volksvertrauen nötig sei und dies kaum zu finden sein würde, das Sichere bleibe immerhin die Politik der „freien Hand". „Wir werden vielleicht froh sein, wenn alles «Idee» bleibt und wenn der Träger derselben zu der Erkenntnis kommt, daß man vorläufig am weisesten sich durchstümpert." Ein Reaktionsversuch wird als unmöglich abgelehnt.[2]

Aus diesen Zeilen läßt sich unmöglich eine entschiedene Feindschaft gegen Bismarck konstruieren. Die einzelnen Möglichkeiten werden ruhig erwogen und eine Mitwirkung bei einer tatkräftigen Politik, insofern sie den Bestrebungen der V. Z. nicht zuwiderläuft, durchaus nicht von der Hand gewiesen.

[1] V. Z. Nr. 224—226, 25.—27./9. 62. — [2] 227. 28./9.

Die Deutschen Jahrbücher beschäftigen[1] sich wiederum nur mit dem angeblichen Plane Bismarcks, ein Bündnis mit Frankreich einzugehen. Sie sind nicht Gegner eines solchen Bundes, doch wollen sie ihn nur dann, wenn er auf klaren Voraussetzungen beruht und von einem durch populäre Haltung und einträchtige Volksstimmung gekräftigten, zu bestimmten Zwecken ausgerüsteten Preußen ausgeht. Da nun zu einer kühnen Politik die richtigen Menschen, der richtige Zeitpunkt und die richtigen Mittel gehören, alle drei aber jetzt fehlen, so halten auch sie es für richtiger sich zu bescheiden.

Das Persönliche ist hier fast ganz außer acht gelassen, im übrigen zeigt sich große Ähnlichkeit mit der Volkszeitung. Ebensowenig wie die Volkszeitung glaubt die Nationalzeitung an Erfolge einer von Bismarck begonnenen kühnen Politik.

Neben diesen preußischen Preßäußerungen führen wir hier noch ein paar andere an. Die Weserzeitung ist der Ansicht, daß Bismarck ein Mann ist, der alle politischen Strömungen ohne Bedenken für seine Zwecke benützt, sie aber auch ohne weiteres wieder beiseite schiebt. Sie glaubt im übrigen, daß er sich vorläufig auf Demonstrationen beschränken muß und dabei leicht zu der Überzeugung kommen wird, daß er zu früh gekommen ist. Auch die offizielle hannoversche Zeitung für Norddeutschland hält eine große Aktionspolitik für unmöglich, da es schon schwer genug sein dürfte, budgetlos zu regieren. Ein Organ, das mit seiner Abneigung nicht hinter dem Berge hält, ist die Wochenschrift des Nationalvereins. Sie geht sofort in der schärfsten Tonart gegen Bismarck vor.[2] Herr von Rochau[3] schreibt, das preußische Volk sei, nachdem es seine Ab-

[1] B. 163 ff. 5./10. 62. — [2] Nr. 127. 3./10. 62.

[3] August Ludwig von Rochau, geb. 1810, Burschenschafter, floh 1833 nach Paris, kehrte 1848 nach Deutschland zurück, seit 1851 in Heidelberg schriftstellerisch tätig, gest. 1873.

neigung gegen v. d. Heydt und Roon gezeigt habe, durch die Berufung des Herrn von Bismarck gezüchtigt. „Mit der Verwendung dieses Mannes ist der schärfste und letzte Bolzen der Reaktion von Gottes Gnaden verschossen."

„Wenn er auch manches gelernt und verlernt haben mag, ein vollgültiger Staatsmann ist er keinesfalls, sondern nur ein Abenteurer vom allergewöhnlichsten Schnitt, dem es lediglich um den nächsten Tag zu tun ist." Große Pläne seien nicht von ihm zu erwarten, sondern nur kleine diplomatische Possen. Und der Berliner Korrespondent vervollständigt das Bild, indem er seinen Brief über den Ministerwechsel sehr passend mit dem Motto eröffnet: „Und ein Edelknecht sanft und keck, tritt aus der Knappen zagendem Chor" und uns im übrigen zu berichten weiß, daß Bismarck äußere Verwickelungen suchen wird, daß das preußische Volk aber zu nüchtern ist, um sich durch einigen diplomatischen oder militärischen Ruhm begeistern zu lassen. Hier ist allerdings von vornherein die schärfste Ablehnung gegen Bismarck ausgesprochen. Die Mitglieder des Nationalvereins sollen mit aller Energie gegen dieses Ministerium, das nichts anderes sein kann als die Verkörperung der entschiedensten Reaktion, sich erklären.

Zur Ergänzung der Äußerungen der öffentlichen Meinung fügen wir hier noch einige gleichzeitige Aufzeichnungen von verschiedenen Männern an, die den politischen Dingen nahe standen. So schrieb der fortschrittliche Max von Forckenbeck[1] am 24. September: Bismarck-Schönhausen bedeutet: regieren ohne Etat, Säbelregiment im Innern, Krieg nach außen. Ich halte ihn für den gefährlichsten Minister für Preußens Freiheit und Glück. Dagegen hatte der altliberale Max Duncker großes Vertrauen zu Bismarck.[2] Der Führer der katholischen Partei,

[1] Vgl. Philippson, Forckenbeck, S. 101 f.

[2] Haym, Duncker, S. 281.

August Reichensperger äußert sich folgendermaßen: „Die Ernennung bezeichnet einen Wendepunkt. Ich heiße ihn eher willkommen, als ich ihn bedaure, obgleich Bismarck und seine Politik mir durchaus antipathisch ist. Rebus sic stantibus kann er keine gefährlichen Schachzüge machen, außer höchstens dem heuchlerischen Radikalismus gegenüber, dessen Triumph der allerschönste gewesen sein würde bei der herrschenden Verwirrung der Geister. Bismarck wird sich abnützen." [1] Georg von Bunsen, der der Fraktion von Bockum-Dolffs angehörte, schrieb am 25. September: „Bismarck mag genau wissen, was er will und was er kann, aber sonst weiß es keiner. Die neuen Minister sind schlecht verkappte Kreuzzeitungsleute, aber Bismarck und Eulenburg sind auf jeden Fall begabte Menschen und der erste hat den Ehrgeiz, sich einen Namen machen zu wollen. Er ist verwegen und ohne Grundsätze, sein Tun wird sehr sorgfältig verfolgt werden müssen." [2]

Theodor von Bernhardi hielt ein Ministerium Bismarck an und für sich auch nicht für erfreulich — „aber es führt wahrscheinlich den Krieg herbei und da gibt sich wohl manches". [3]

Überblicken wir die Gesamtheit aller Äußerungen, so finden wir, daß alle Parteien sich der entscheidenden Wendung, die mit dem Ministerwechsel eingetreten ist, wohl bewußt sind. Ob zum Guten oder zum Bösen, darüber wagt vorläufig außer den Radikalsten beider Richtungen niemand sich frei zu erklären. Man hat von allerlei Plänen gehört, mißt ihnen auch Glauben bei, ist aber doch so vorsichtig, nicht einfach auf Grund dieser Gerüchte ein Urteil zu fällen. Der neue Ministerpräsident erscheint allen als ein Mann der Tat und infolgedessen macht man sich darauf gefaßt, bald von ihm zu hören. Von vorn-

[1] Pastor, A. Reichensperger, S. 455.
[2] Marie v. Bunsen, G. v. Bunsen, S. 194.
[3] Theodor v. Bernhardi: Aus meinem Leben IV, 325 f.

herein ist man in bezug auf seine Absichten, seinen Charakter, seine Laufbahn nur mit dem Allergröbsten vertraut.[1] Man glaubte im allgemeinen, daß Bismarck mit einem festen Programm seinen neuen Posten antrat, doch widersprachen sich die Meinungen über dessen Inhalt. Über seine allgemeinen Absichten kann heute kein Zweifel mehr herrschen.[2] Ihm lag vor allem daran, Preußen aus der gedrückten Lage, in der es sich befand, zu befreien. Er wollte aber keinen Streit vom Zaune brechen, sondern er ließ sich tragen von der Zeitströmung, um im entscheidenden Momente einzugreifen, sowie er es später einmal aussprach: „Man kann nicht selber etwas schaffen; man kann nur abwarten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört: dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen — das ist alles".[3] Damals aber wußte man in der Allgemeinheit von alledem so gut wie nichts, nur wenige, mit denen Bismarck sich in der vorhergehenden Zeit in politische Gespräche eingelassen hatte, waren etwas besser unterrichtet. So war es nur richtig, wenn man sich vorläufig in seinem Urteil beschied, wenigstens soweit dies für die Öffentlichkeit bestimmt war, und nur in privaten Äußerungen sich sofort entschlossen auf eine Seite stellte.

Das entscheidende Ergebnis unserer Zusammenstellung über die Stimmung bei Bismarcks Eintritt müssen wir dahin zu-

[1] Bezeichnend hierfür ist auch eine biographische Skizze in der Spenerschen Zeitung, nach der Karl von Bismarck im Jahre 1813 in Brandenburg geboren ist.

[2] Sehr wesentlich für seine nächsten Pläne ist der Brief, den er am 10. Oktober 1862 an Beust richtete. (Inhalt s. u.) Beust I, 306 ff.; vgl. auch die Unterredung, die Bismarck im Sommer 1862 anläßlich eines Besuches der Londoner Weltausstellung mit Benjamin D'Israeli führte (mitgeteilt in der Schrift: Wie Herr v. Bismarck Minister wurde, 1888, S. 10 f.).

[3] Vgl. Bettelheims Biographische Blätter I, 1895, S. 136.

sammenfassen, daß, entgegen dem allgemeinen Urteil, von einer sofortigen allgemeinen Erbitterung gegen Bismarck nicht gesprochen werden kann, vielmehr ging die allgemeine Ansicht dahin, abzuwarten, was geschehen würde. Der Unwille gegen Bismarck trat erst hervor, nachdem sein erstes Auftreten in der Öffentlichkeit Stoff zur Kritik bot und den Parteien Gelegenheit gab, eine feste Stellung einzunehmen. Mag man ihm immerhin von vornherein großes Mißtrauen entgegengebracht haben, so war man doch jedenfalls bemüht, ihn nicht kurzerhand als Gegner zu behandeln. Die Preßäußerungen zeigen, wie sehr man im allgemeinen mit seinem Urteil zurückhielt.

Nach diesen hauptsächlich über seine Persönlichkeit gefällten Urteilen wenden wir uns nunmehr der Kritik seiner ersten Amtshandlungen zu und geben zu diesem Zwecke zunächst einen kurzen Überblick der nächsten Ereignisse. Die ersten Schritte Bismarcks dem Abgeordnetenhause gegenüber, das eben (am 23.) die Kosten für die Reorganisation des Heeres mit 308 : 11 Stimmen verworfen hatte, waren durchaus versöhnlicher Natur: er bat das Präsidium wegen der im Ministerium eingetretenen Personalveränderungen um Vertagung bis zum nächsten Montag, d. h. bis zum 29.[1], was auch ohne weiteres gewährt wurde. Ferner stattete er sofort am 24. dem Präsidenten Grabow einen Besuch ab.[2] In der ersten Sitzung, der er als Minister beiwohnte, legte er dann eine Erklärung der Regierung vor, wonach der Etat für 1863 zurückgezogen wurde, da „zu gewärtigen stehe, daß die Ergebnisse einer sofortigen Beschlußnahme über den Etat von 1863 der zukünftigen Erledigung der streitigen Fragen nicht förderlich seien, sondern die Schwierigkeiten desselben erheblich vermehren werden“.[3] Das Haus beschloß

[1] St. B. A. H., Anl., Nr. 142. 1862 VIII, 1515.

[2] N. P. Z., Nr. 225.

[3] St. B. A. H. 1862 IV, S. 1889.

darauf, auf Antrag des Abgeordneten Dr. Frese, diese Erklärung an die Budgetkommission zur baldigen Beratung und Berichterstattung zu verweisen.[1] Bismarck hatte sicher mit der Zurückziehung eines wesentlichen Streitobjektes versöhnliche Pläne im Auge, wie denn auch sein ganzes Verhalten in dieser ersten Zeit äußerst rücksichtsvoll war. Er hatte verschiedenen Altliberalen Sitze im Ministerium angeboten, doch hinderte das Beharren dieser bei der zweijährigen Dienstzeit eine Einigung.[2] Auch in der Budgetkommission, an deren Beratungen er am 29. und 30. teilnahm, zeigte er sich in jeder Weise zuvorkommend.[3] Er sprach es aus, daß der Grund für die Erklärung der Wunsch nach Beilegung der vorhandenen Differenzen wäre, eine Wiederberufung des Landtages noch vor Schluß des Jahres könne er indes den Abgeordneten nicht versprechen. In der zweiten Sitzung erklärte er sich gegen die Vorschläge der Kommission und entwickelte seine Theorie in betreff der staatsrechtlichen Frage. Er erklärte, daß jeder der drei Faktoren: König, Herren- und Abgeordnetenhaus das Recht habe, ein Budgetgesetz zu verwerfen, das Zustandekommen des Budgetgesetzes setze die Zustimmung der drei Faktoren voraus, ein einseitiges Bewilligungsrecht stehe dem Abgeordnetenhause nicht zu. Wenn das Gesetz nicht zustande komme, so folge daraus ein Notrecht für die Regierung, die Verwaltung auch ohne ein Etatgesetz weiterzuführen. Er verwahrte sich gegen den Vorwurf, die Lösung des inneren Konfliktes durch äußere Verwickelungen zu versuchen.[4]

Es war klar, daß diese Äußerungen, insbesondere seine Entwickelung eines Notrechtes der Regierung, großes Aufsehen

[1] Ebenda 1890.

[2] Lenz, S. 148; Gneist, Militärvorlage, 62; Sybel, a. a. O. II, 456.

[3] Bekannt ist die Episode mit dem in Avignon gepflückten Ölzweige.

[4] St. B. A. H., Nr. 151, 1862 VIII, 1609/10.

erregen und lebhaften Widerspruch finden mußten. Bisher hatte man sich noch gescheut, den eigentlichen Streitpunkt klar vorzutragen, jetzt wurde durch die scharfe Präzisierung der Stellung der Regierung der Konflikt gewissermaßen akut, es handelte sich nunmehr darum, welcher Partei es gelingen würde, ihrer Ansicht zum Siege zu verhelfen. Nicht minderes Aufsehen als diese Äußerungen erregten jedoch auch seine privaten Ausführungen in den Kommissionen über die Krisen, denen Preußen entgegengehe. Preußen müsse seine Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt sei; „nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut".[1] Das waren Worte, die man zu hören nicht gewohnt war, und wenn sie auch eigentlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, sie verfehlten ihre Wirkung nicht. Ein Abgeordneter urteilte über Bismarcks Auftreten[2]: „Hier sprudelte etwas von Geist. Aber als man dazu kam, mit ruhiger Überlegung zu kosten, da war's kein Wein, höchstens Soda. Je länger der Minister sprach, desto schärfer trat der Gegensatz hervor zwischen der ernsten sachlichen Art, mit der bisher gerade die Budgetkommission die Sache des Landes gefördert hat und zwischen diesem reichlich mit Fremdwörtern verzierten Geplauder. . . . . Seine Ausführungen . . . . fördern die gesuchte Verständigung wohl wenig."[3] Wenn man allgemein nur „Soda"

[1] K. Z. 274. 3./10. 62. Der „Nürnberger Korrespondent" vermutete, daß Bismarck Schenkendorffs Gedicht vorgeschwebt habe: „Denn nur Eisen kann uns retten, uns erlösen kann nur Blut, von den sündenschweren Ketten, von des Bösen Übermut!" (Kap. I.). Bismarck dürfte wohl von solchen poetischen Reminiszenzen in dem Augenblicke ziemlich frei gewesen sein.

[2] K. Z. 274. 3./10.

[3] Vgl. dazu auch Bismarck, G. u. E. I, 284.

in den Reden Bismarcks gesehen hätte, hätten sich wahrscheinlich alle Organe nicht so sehr darum gekümmert, wie es tatsächlich geschah.

Nach den Beratungen der Budgetkommission folgten die Verhandlungen im Plenum. Zu dem Antrage der Majorität der Kommission: zu erklären:

„1. Die Kgl. Staatsregierung wird aufgefordert, den Etat pro 1863 dem Hause der Abgeordneten zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme so schleunig vorzulegen, daß die Feststellung desselben noch vor dem 1. Januar 1863 erfolgen kann. 2. Es ist verfassungswidrig, wenn die Kgl. Staatsregierung eine Ausgabe verfügt, welche durch einen Beschluß des Hauses der Abgeordneten definitiv und ausdrücklich abgelehnt worden ist"[1], waren von Vincke und den Altliberalen, Reichensperger und dem Zentrum und Osterrath abweichende Anträge eingegangen. Bismarck, der am 7. Oktober das Wort ergriff, erklärte namens der Staatsregierung, in der Annahme der vorgeschlagenen Resolution eine Herausforderung zur schleunigen Fortsetzung des Streites sehen zu müssen. Dagegen erklärte er die Bereitwilligkeit, Vorschläge gemäß dem Antrage Vincke zu machen, ohne sich jedoch dessen Motive anzueignen.[2] Vincke hatte die Beantragung eines außerordentliches Kredits gewünscht, wenn die Vorlegung des Budgets nicht mehr vor dem 1. Januar erfolgen könnte.[3] Doch wurde dieser Antrag abgelehnt und der Kommissionsantrag mit 251 gegen 36 Stimmen angenommen.[4] Die Folge davon war, daß Bismarck im Herrenhause erklärte, daß die Regierung auf eine Erneuerung der Verhandlungen verzichte.

[1] St. B. A. H., Nr. 151, 1862 VIII, 1608.
[2] St. B. A. H. IV, 2127/28.
[3] St. B. A. H., Nr. 152, VIII, 1611.
[4] St. B. A. H. IV, 2153.

Das Abgeordnetenhaus stellte unterdessen das Budget für 1862 fertig, dieses wurde jedoch vom Herrenhause nicht nur rundweg abgelehnt, sondern es wurde auch in offenbar verfassungswidrigem Verfahren auf das Budget der Regierung zurückgegriffen und dieses angenommen.[1] Nachdem es dann dem Abgeordnetenhause noch gelungen war, diesen Beschluß seinerseits für null und nichtig zu erklären, schloß Bismarck am 13. Oktober vor einer verhältnismäßig geringen Zahl von Abgeordneten den Landtag. Damit hatte der erste, wenn auch sehr kurze Abschnitt des neuen Ministeriums sein Ende erreicht. In dieser Zeit hatte es sich auch vervollständigt. Es bestand jetzt aus folgenden Mitgliedern: v. Bismarck-Schönhausen als Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, v. Bodelschwingh für Finanzen, v. Jagow für Inneres, Graf Itzenplitz für Landwirtschaft und provisorisch für Handel, Graf zur Lippe für Justiz, von Mühler für Kultus, Roon für Krieg.[2]

Es ist nun zu untersuchen, wie sich die öffentliche Meinung zu dem ersten Auftreten Bismarcks stellte. Seine eigenen Absichten werden sich nicht ganz enträtseln lassen; die Ausführungen Lenzs[3] sind wohl als durchaus richtig anzusehen, der eine im Grunde versöhnliche Stimmung Bismarcks annimmt, aber dabei doch stark betont, daß Bismarck auf keinen Fall die Leitung mit einem anderen teilen wollte, sondern daß er den Weg angeben wollte, auf dem die anderen ihm folgen sollten.

---

[1] Es soll später noch die Schrift des Grafen Arnim-Boytzenburg „Das Recht des Herrenhauses bei Festsetzung des Staatshaushaltsetats", die die rechtliche Begründung für den Beschluß des Herrenhauses zu geben versucht, ihrem Inhalte nach skizziert werden.

[2] Über die einzelnen Mitglieder vgl. Bismarck, G. u. E. I, 297 ff.; vgl. ferner u. Buch II, Kap. 1.

[3] 148 ff.

Näheren Aufschluß — wenn auch nicht durchaus zuverlässig — über die entschiedene Absicht Bismarcks, sich nicht beeinflussen zu lassen, gibt auch ein Brief, den er am 10. Oktober an den sächsischen Minister Beust richtete, in dem er sich dahin aussprach, daß es in bezug auf die inneren Angelegenheiten seine nächste Pflicht sei, gegen das wachsende Gewicht des Hauses der Abgeordneten und des parlamentarischen Beamtentums die Schwerkraft der Krone zu wahren und zu stärken. Er glaube dies erreichen zu können, ohne mit positiven Bestimmungen der Verfassung zu brechen. Alle ihm untergeschobenen abenteuerlichen Pläne auswärtiger Politik wies er hier entschieden zurück.[1]

Daß Bismarck tatsächlich Verständigung suchte, davon zeugt neben der bekannten Anekdote von dem Ölzweig von Avignon in der Budgetkommission auch der Umstand, daß er, wie erwähnt, mehrfach versuchte, Altliberale zum Eintritt in sein Ministerium zu bewegen. So besuchte er Simson in dessen Chambre garnie-Wohnung und legte ihm und seinen Parteigenossen ein Zusammengehen nahe.[2] Auch aus dem Briefwechsel mit Roon läßt sich eine versöhnliche Stimmung entnehmen.

Unruh gegenüber äußerte er sich in einem Gespräche im Eisenbahncoupé im Oktober 1862 dahin, daß er auf eine Verständigung bei seinem Eintritt gehofft habe. Jetzt bleibe ihm nichts anderes übrig, als nach den Vorschriften der Verfassung zu verfahren, welche die Regierung nur verpflichte, das Budget dem Landtage rechtzeitig vorzulegen.[3] Eine Verständigung

[1] Pol. Br. I, 370; Beust I, 306ff.

[2] Ed. v. Simson, Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt von Bernhard v. Simson, Leipzig 1900, S. 255.

[3] H. B. von Unruh, Erinnerungen aus meinem Leben, Deutsche Revue 1881, IV, 1ff., und Poschinger, Unruh, 215f.

zwischen Bismarck und den Abgeordneten mußte als ausgeschlossen erscheinen, da beide Parteien durchaus bei ihrer Auslegung der Verfassung beharrten. Es handelt sich jetzt bereits nicht mehr nur um die Budgetfrage, sondern überhaupt um die Frage der Vormachtstellung von Krone oder Parlament. Um zu erkennen, wie schwierig es ist, eine Entscheidung darüber zu geben, auf wessen Seite das Recht stand, genügt ein Blick auf die in der staatsrechtlichen Literatur niedergelegten Anschauungen. Die Mehrheit der Wähler stand unzweifelhaft damals auf seiten des Abgeordnetenhauses.

Wir müssen hier kurz auf die Streitfrage eingehen, da sie hauptsächlich den Gegensatz zwischen Ministerium und Volksvertretung hervortreten ließ. Hervorgerufen war der ganze Streit durch die einander widersprechenden Bestimmungen der Artikel 99, 100 und 109 der Verfassung, von denen der letzte, sobald die Regierung sich auf ihn stützte, den ersten gewissermaßen annullierte. Schon bei der Beratung der Verfassungsurkunde hatte man den Widerspruch in den Bestimmungen erkannt, doch war die ursprüngliche Form stehen geblieben, da man sich über eine Abänderung nicht hatte einigen können.[1] Erst im Jahre 1862 führten jedoch die widersprechenden Bestimmungen zu einem Konflikt. Die überwiegende Majorität der Abgeordneten fußte auf dem Wortlaut des Artikel 99, der von der Voraussetzung ausgeht, daß eine Vereinbarung zwischen der Staatsregierung und den beiden Häusern des Landtages zustande kommen müsse. Darnach hätte also die Regierung die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß rechtzeitig ein Budgetgesetz zustande kommt. Dagegen stellte sich die Regierung und insbesondere Bismarck auf den Standpunkt, daß für den Fall, wo ein Etatsgesetz nicht zustande käme, nur der Artikel 109

[1] Vgl. zu den folgenden Ausführungen: L. v. Rönne, Das Staatsrecht der preußischen Monarchie, 4. Aufl., 1881, Bd. I, § 118, S. 622ff.

in Betracht kommen könnte, und infolgedessen die Regierung berechtigt wäre, die bestehenden Steuern und Abgaben fortzuerheben und nach Maßgabe des früheren Budgets zu verwenden. Es wäre unverantwortlich von der Regierung, die Verwaltung des Landes nicht weiter zu führen, wenn kein Etatsgesetz zustande gekommen sei. Beide Theorien enthalten Richtiges wie Unrichtiges. Aus der Fassung der Artikel 99 und 100 allein kann man zur Not zu der Forderung gelangen, daß ein Etatsgesetz zustande kommen muß, doch war damit die Entscheidung über alle Finanzfragen in die Gewalt des Abgeordnetenhauses gegeben, was dem Sinne der Verfassung nicht entsprach. Ebenso ließ sich ganz richtig gegen die sogenannte Lückentheorie einwenden, was vom Abgeordnetenhaus auch mehrfach hervorgehoben wurde, daß auf Grund dieser die Regierung leicht die gesamte Tätigkeit der Volksvertretung in bezug auf das Budget lahmlegen kann, nämlich dadurch, daß sie exorbitante Forderungen stellt, die das Abgeordnetenhaus nie annehmen könnte. Nachdem aber einmal die Festlegung auf die extrem einseitige Auslegung der Verfassungsbestimmungen hier wie dort erfolgt war, konnte keine Seite zurück ohne Gefahr, ihren gesamten Einfluß zu verlieren. Auf seiten der Abgeordneten kam man vielfach dadurch in eine falsche Auffassung der Sachlage, daß man die englischen parlamentarischen Verhältnisse, die man aber zumeist nur verändert aus der französischen und vor allem der belgischen Verfassung kannte, ohne weiteres als vorbildlich hinstellte, ohne zu bedenken, daß diese undurchführbar waren in einem Lande mit einem einigermaßen starken Königtum, und ohne sich über die Bedeutung des englischen sogenannten Consolidated fund klar zu sein. Nach englischem Brauch genügt allerdings einfach die Verwerfung auch nur eines Teiles des Budgets, um das Ministerium zum Rücktritt zu zwingen und auf diese Weise den Kompetenzkonflikt zu lösen. Daß damit

aber in einem monarchisch konstitutionellen Staate zugleich das Recht des Staatsoberhauptes, Minister zu ernennen, praktisch hinfällig wäre, machten sich wohl die wenigsten Verfechter der Theorie damals wirklich klar, oder wenn sie diese Folgen kannten, so handelten sie in bewußter Absicht, den Staat zu demokratisieren. Die rechtliche Entscheidung der Frage kam neben der faktischen für die damalige Zeit nur wenig in Betracht. Vom Standpunkt des Historikers muß hier darauf darauf hingewiesen werden, daß eine Einigung der Anschauungen, wie sie die liberalen und konservativen Parteien vertraten, damals nicht möglich war. Beide stützten sich auf den Wortlaut der Verfassung, gaben ihm aber die extremste Auslegung. Eine Frage von großer Bedeutung war es auch, inwieweit das Gesetz von 1814 und der Mobilmachungsplan von 1821 eine notwendige Verstärkung des Heeres billigte und der Regierung die gesetzliche Ermächtigung hierzu gab. Damals aber war und blieb die Lage eine unregelmäßige und der Kampf unerläßlich. In der Hitze des Streites vergaß man auch die etwaige Steuerverweigerung für neue Ausgaben zu scheiden von dem Regierungsanspruch, die dauernd bewilligten Summen weiter einzuziehen und auszugeben. Denn hierfür konnte die Regierung sich ohne Zweifel mit vollem Rechte auf das Gesetz von 1814, das nach Artikel 109 der Verfassung noch Gültigkeit hatte, berufen und außerdem auf die sachliche Notwendigkeit, die außerhalb allen Staatsrechts steht. Die Zeit war für die Durchführung einer vermittelnden Ansicht nicht günstig, außerdem wünschten beide Parteien, ihrer Auffassung zum Siege zu verhelfen, stritt man doch gleichzeitig gewissermaßen um die Vorherrschaft im Staate. Es bewährte sich auch hier der alte Satz: Inter arma silent leges. Ebenso wie man damals in den Vereinigten Staaten die Frage, ob Staatenbund, ob Bundesstaat, mit den Waffen entschied, ebenso war man auch hier bereit, die Entscheidung über den Vorrang

von Krone oder Volksvertretung durch die Mittel einer Machtpolitik herbeizuführen. Der Ausgang des Konfliktes zwischen Regierung und Volksvertretung entschied sich schließlich zugunsten der Seite, bei der die größere Macht und die Gunst der politischen Verhältnisse war.[1] Ob nicht bei ähnlichen Anlässen, wie Jellinek es annimmt, die Entscheidung wieder in derselben Weise fallen wird, mag dahingestellt bleiben. Die herrschende staatsrechtliche Meinung geht heute dahin, daß die Regierung auch ohne etatsmäßige Ermächtigung befugt ist, die gesetzlich feststehenden Einnahmen zu erheben und die gesetzlich feststehenden Ausgaben zu leisten. Für die nicht gesetzlich feststehenden Einnahmen und Ausgaben, wozu also damals die Kosten der Heeresreorganisation gehört hätten, trägt sie hingegen eine staatsrechtliche Verantwortlichkeit. Man hat sich also in der Theorie auf eine durchaus vermittelnde Stellung geeinigt.[2]

Wir wollen hier im Zusammenhang mit der Frage gleich einige Erörterungen der damaligen Zeit über sie anführen. Die Mehrheit der Fortschrittspartei fußte in ihren verschiedenen Äußerungen im wesentlichen auf der Auffassung Rönnes, die dieser in seinem preußischen Staatsrecht (1859) niedergelegt hatte. Der Berichterstatter der Budgetkommission, von Forcken-

[1] Jellinek in Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften II, 876.

[2] Vgl. hierzu Meyer-Anschütz, Lehrbuch des Deutschen Staatsrechtes, § 204 ff., insbesondere § 207, wo die Literatur im einzelnen aufgeführt ist. Über die abweichenden Ansichten von Haenel (Studien zum Deutschen Staatsrechte II, 2: das Gesetz im formellen und im materiellen Sinne, Leipzig, 1888, S. 328 [232]); Zorn (Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, 1. Aufl., II, 340, 2. Aufl., I, 449); Jellinek (Gesetz und Verordnung, Freiburg, 1887, S. 302 f.) vgl. auch die eingehenden Erörterungen bei W. van Calker, Das badische Budgetrecht in seinen Grundzügen I, 1901, S. 18 ff.; ferner noch Laband, Staatsrecht des Deutschen Reiches 4a, 532 ff.

beck, hob dies in seiner Rede vom 6. Oktober 1862 ausdrücklich hervor.[1] Darnach ist die Regierung unbedingt verpflichtet, wenn trotz verschiedener Versuche eine Einigung über den Etat sich nicht erzielen läßt, zu einem der konstitutionellen Auskunftsmittel zu greifen, um ein Zustandekommen des Budgetgesetzes zu ermöglichen, d. h. entweder die Minister zu entlassen, oder das Abgeordnetenhaus aufzulösen, oder die Zusammensetzung des Herrenhauses zu ändern.[2] Dieselbe Ansicht wurde von Lasker in einem Aufsatze der Oppenheimschen Jahrbücher ausgesprochen.[3] Auf die verschiedenen Reden der Abgeordneten, die das Thema zu wiederholten Malen, oft in eindringendster Weise behandelten, hier einzugehen, würde uns zu weit führen.

Die Flugschriften, die sich mit der staatsrechtlichen Frage wie überhaupt damit beschäftigten, wie allen Kompetenzstreitigkeiten abgeholfen werden kann, und die zu diesem Zwecke natürlich mehr oder weniger radikale Mittel vorschlagen, werden wir an andern Stellen anführen. Wir gehen jetzt wieder zu dem Punkte zurück, von dem wir ausgegangen waren und betrachten die Wirkungen, die das erste Auftreten Bismarcks als Minister hervorrief.

Die offiziös-ministerielle Sternzeitung hat naturgemäß die Aufgabe, die Ansichten des Ministeriums zu verteidigen und seine Schritte zu rechtfertigen. Sie hebt wiederholt die friedlichen Absichten der Regierung hervor, die sich zur Genüge in der Zurückziehung des Etats für 1863 und in der bereitwilligen Erklärung, das Amendement Vinckes anzunehmen, gezeigt hätten. Die Schuld an dem Nichtzustandekommen des Staatshaushalts trifft einzig und allein das Abgeordnetenhaus, das durch seine Beschlüsse eine Einigung zur baren Unmöglichkeit gemacht hat.

[1] St. B. A. H. 1862 IV, 2095.
[2] Rönne IV, 640 ff.
[3] IV, 41 ff.

Die Regierung wird jedoch in dem Bewußtsein, mit den Rechten der Krone zugleich das Gesamtinteresse des Staates zu wahren, die Kraft finden, die Schwierigkeiten zu überwinden.

Das persönliche Verhalten Bismarcks ist, wie vorauszusehen war, hier nirgends besprochen. Nur einmal wird eine Klage erhoben über entstellte Wiedergabe von Äußerungen Bismarcks in den Kommissionsverhandlungen, die überhaupt nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen seien.[1] Die gesamten Äußerungen dieses Blattes sind, wie gesagt, rein offizieller Natur und vermögen uns über die Stimmung in den Kreisen der Bevölkerung natürlich so gut wie nichts zu sagen.

Die Kreuzzeitung berichtet im wesentlichen nur kurz über die einzelnen Schritte der Regierung und schiebt gleichfalls alle Schuld an der Nichteinigung auf die demokratische Partei. Sie kann natürlich freier sprechen als die Sternzeitung und infolgedessen empfiehlt sie auch offen als Kampfziel die Niederwerfung der Demokratie. Mit der Person des Ministerpräsidenten unmittelbar beschäftigt sie sich verhältnismäßig wenig, sie bringt einmal seine Rede vom 24. Februar 1851, um zu zeigen, daß er sich schon damals zu der Theorie bekannte, die jetzt als „verfassungswidrige Pfiffigkeit" so heftig angegriffen wird. — Aus der Gesamthaltung der Zeitung geht hervor, daß die Konservativen offenbar ganz zufrieden mit dem Stande der Dinge waren und eine Kritik der Regierungshandlungen ihnen durchaus fern lag.

Ganz anders steht es mit den liberalen Organen. Die Kölnische Zeitung kommt allerdings erst ganz allmählich zu einer Ablehnung Bismarcks. Sie will zunächst die Hoffnung auf Verständigung nicht fallen lassen, wenn sie auch in den

[1] Ähnlich hält die N. A. Z. es für gewagt, nach nicht authentischen Mitteilungen über die Haltung des Ministers urteilen zu wollen (N. A. Z. 270. 3./10).

Ausführungen Bismarcks keine Andeutung einer Konzession sieht. Sie kennzeichnet die Lage mit dem Worte „Verschleppung". Die ganze Persönlichkeit Bismarcks kommt ihr offenbar etwas rätselhaft vor, daher beschäftigt sich ein längerer Artikel, betitelt „Herr von Bismarck-Schönhausen peint par lui-même" damit, aus seinen früheren Handlungen sein wahrscheinliches Verhalten als Minister zu konstruieren. Man glaubt, daß Bismarck, wie er es am 8. April 1851 geäußert hat, den Namen des Junkertums zu Ehren und Ansehen bringen will. Ob es ihm gelingen wird, ist allerdings eine andere Frage.

Die persönliche Haltung Bismarcks, sein persönliches Entgegenkommen wird wiederholt hervorgehoben. Seine Erklärungen aber werden durchweg als für eine Verständigung ungenügend befunden. Eine stark oppositionelle Stimmung gegen die Handlungsweise des Ministeriums tritt erst nach der Erklärung über den Vinckeschen Antrag hervor. Diese wird als ein offenbarer Hohn bezeichnet. Ein Leitartikel „Wo ist die Versöhnlichkeit?"[1] geht unter schnellem Vergessen der bisherigen Haltung scharf mit Bismarck ins Gericht. „Wenn wir schon bei der Ernennung des Herrn von Bismarck-Schönhausen zum preußischen Premierminister die stärksten Zweifel an seiner Befähigung für diesen hohen Posten äußerten, so müssen wir nach seinem bisherigen Auftreten sagen, daß unsere Zweifel nur zu sehr gerechtfertigt waren. Vielleicht hat es noch keinen preußischen Minister gegeben, der Preußen weniger gekannt hat. Nie sind bei uns die öffentlichen Geschäfte weniger geschäftsmäßig behandelt worden, und manche unüberlegte Äußerung des preußischen Premier hat in weiten Kreisen Ärgernis gegeben. — Der Hoffnung, daß er sich geändert hat, ist durch seine Reden ein

[1] K. Z. 281. 10./10.

Ende gemacht. Er beharrt auf einer absolut falschen Auslegung der Verfassung. . . . . Derartige Ansichten über Staatsrecht verdienten keine ernsthafte Besprechung. Seine auswärtige Politik erregt noch mehr Anstoß." In dieser Weise werden alle Regierungshandlungen Bismarcks durchaus abfällig beurteilt. Es spricht aus diesen Äußerungen der Groll darüber, daß es Vincke nicht gelungen ist, das Ministerium auf seine Seite zu ziehen: wäre dies geschehen, so hätten die Altliberalen leicht wieder ihre Stellung verstärken können. Wie die Verhältnisse jetzt lagen, standen sie gänzlich ohne Zusammenhang mit irgendeiner Partei.

Nach Schluß der Session wird in einem Artikel über den Zustand Preußens[1] noch einmal aller Zorn geäußert: „Wir sind nicht imstande, dem neuen Ministerpräsidenten, an den sich das Land noch gar nicht gewöhnen kann, unsere Ansichten über sein Verfahren gerade herauszusagen. Dazu reichen die Grenzen unserer Preßfreiheit bei weitem nicht aus." Des weiteren wird Bismarck vor einem Ministerverantwortlichkeitsgesetz gewarnt, das man fordern wird. Dem Auftreten des Ministeriums Bismarck-Schönhausen gegenüber gebe es im Lande keine Partei mehr.

Sehr schnell ist hier der Umschlag erfolgt, fast überraschend, wenn man nicht annimmt, daß eine innere Abneigung schon vorher bestand, die man aber nicht eher zum Austrag bringen wollte, bis ein klarer Grund zur Aufkündigung der Freundschaft vorlag. Doch muß man daran festhalten — wie es sich zeigen wird —, daß mit der entschiedenen Opposition gegen die ersten Regierungsmaßnahmen Bismarcks noch nicht ein prinzipieller Gegensatz, eine rückhaltlose Ablehnung sich herausgebildet hat.

[1] 286. 15./10.

In ähnlichem Tone äußern sich die Preußischen Jahrbücher. Sie sprechen es zunächst noch offen aus, daß der Eintritt Bismarcks eine Wendung zum Besseren bedeuten konnte.[1] „Man konnte es vorläufig als einen Gewinn betrachten, daß unsere innere Politik nun in die Hand eines Mannes gelegt wurde, der darauf angewiesen war, sie nach den großen Gesichtspunkten unserer auswärtigen Interessen zu leiten." Doch schnell hat sich eine gegenteilige Entwickelung vollzogen: „von Bismarck ist nichts mehr zu erwarten". Er hat sich zur Theorie der Kreuzzeitung bekannt. Allerdings wird Bismarck immerhin noch besser beurteilt als das Herrenhaus. Dieses hat, statt eine versöhnliche Stellung einzunehmen, den Konflikt nur verschärft, weil es ungeduldig nach dem Bruch verlangte. Es hat durch seine Beschlüsse die wahre Natur des Streites enthüllt: den Kampf des Bürgertums gegen das mit den absolutistischen Tendenzen verbündete Junkertum. Für jedes spätere liberale Ministerium wird nach diesen Vorgängen eine fundamentale Reform des Herrenhauses unvermeidlich sein. — Die äußere Politik Bismarcks ist durch seine innere lahmgelegt, so daß für die nächste Zeit hierin nichts zu erwarten ist. In dem gesamten dramatischen Verlauf der Jahre 1858 bis 1862 erscheint den Jahrbüchern das Auftreten Bismarcks nur wie eine Szene.

Auch hier also ein schneller Umschwung zur Ablehnung des neuen Ministeriums, wenn auch die Ausführungen weit sachlicher und nicht so radikal gehalten sind wie die der Kölner Zeitung.

Im ganzen sehr ruhig äußern sich die „Grenzboten".[2] Sie erteilen dem Verhalten des Abgeordnetenhauses Lob, die

[1] 1862, X, 462 ff.; Pol. Korresp. vom 28./11.

[2] 1862, IV, 159 ff.

Hauptstärke der nationalen Partei sehen sie unter den gegenwärtig herrschenden Verhältnissen in den rechtsstehenden Elementen der liberalen Parteien. Das Ministerium hat sich um alle Sympathien gebracht, es wird vergeblich versuchen, die öffentliche Meinung niederzuwerfen. „Wenn Herr v. Bismarck noch ein Jahr den Sturm aushält, den er so behend gegen sich erregt hat, so wollen wir ihm das Prädikat eines entschlossenen Mannes nicht versagen, aber wir zweifeln, daß auch eine größere Kraft solange das Gleichgewicht zu bewahren vermag." Hier kann man noch weniger von Feindschaft sprechen, zwar erfolgt die Ablehnung der bestehenden Regierung, doch ohne irgendwelche Schärfe.

Allgemein betrachtet, läßt sich nach den ersten Wochen schon ein tiefgreifender Umschwung in der Haltung der Rechtsliberalen dem neuen Ministerium gegenüber verzeichnen. Man hatte Anderes erhofft und sah sich nun durch das energische selbständige Vorgehen Bismarcks, der sich um keine Partei groß kümmerte, doch einigermaßen enttäuscht. Man tadelte sein erstes Auftreten, ohne jedoch die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge aufzugeben.

Die Katholiken und Großdeutschen beschäftigen sich verhältnismäßig wenig mit der inneren Krise des Staates. Ihnen bleibt die auswärtige Politik Preußens die Hauptsache. In den Schritten Bismarcks sehen die Kölnischen Blätter wenig Aussicht auf Verständigung. Mit den Vorschlägen Forckenbecks erklären sie sich nicht ganz einverstanden, da eine vom Hause abgelehnte Ausgabe durch die Regierung nach ihrer Ansicht nicht absolut verfassungswidrig ist (sic!). Wichtiger sei eine Beschlußfassung darüber, daß das Ministerium dem Hause gegenüber verantwortlich sei. Das Verhalten des Herrenhauses erfährt auch hier eine scharfe Zurückweisung. Die Regierung wird vor einem wiederholten Kampf um das Budget gewarnt.

Mehr mit der Person des Ministerpräsidenten befaßt sich die Augsburger Allgemeine Zeitung. Bis zu der bekannten Erklärung über den Etat steht auch sie Herrn von Bismarck durchaus wohlwollend gegenüber, erst dann wird sie etwas schärfer. Überall finden sich in ihren Korrespondenzen Betrachtungen über die wahrscheinlichen Schritte Bismarcks nach außen hin eingestreut. Für gefährlich wird er durchaus nicht gehalten. Man glaubt, daß Bismarck von der Notwendigkeit tatsächlicher Zugeständnisse an das Land überzeugt ist; daß ihm hauptsächlich daran liegt, ohne Verfassungsbruch aus der Krisis herauszukommen und die königliche Gewalt im Inneren zu stärken. Hier finden wir auch eine recht hübsche Charakteristik über die persönliche Stellung der Abgeordneten zu Bismarck.[1] „Eine Animosität gegen Herrn von Bismarck ist übrigens im Abgeordnetenhause nicht vorhanden. Man läßt seiner Liebenswürdigkeit, seinem Witz alle Gerechtigkeit widerfahren. Man bedauert nur, daß es einem so vielfach begabten Manne ebensosehr an positiven Kenntnissen wie an der eigentlichen Festigkeit fehlt, die auch dem Gegner Respekt einflößen muß.... Das Gefühl, welches die Abgeordneten der Opposition Herrn von Bismarck gegenüber beseelt, ist ganz anders." „Er ist liebenswürdig, er ist amüsant, er spricht nicht übel, er hat für einen märkischen Junker recht viel Witz." — Das sind die Äußerungen, die man allerorten über ihn hört. Der Korrespondent ist der Ansicht, daß Bismarck sich kaum lange halten wird. — Doch erfolgt auch hier ein schneller Umschlag, es wird von einem betrübenden Eindruck gesprochen, den das Ministerium gemacht hat. Bismarck erscheint als das letzte Mittel in den jetzt chronischen Ministerkrisen. Die Gerüchte, die über Bismarcks auswärtige Pläne im Umlauf waren, werden von ver-

[1] A. A. Z. 7./10. 62. 280.

schiedenen Seiten als unbegründet hingestellt. Die Stimmung der Zeitung ist ganz allgemein die, daß großdeutsche Katholiken von Bismarck nichts zu fürchten haben; aus allen Berichten läßt sich die Freude herauslesen, daß alle Sorge wegen großer auswärtiger Taten Preußens unbegründet war.

Die Fortschrittspartei in ihrem Organe hält einerseits eine Reaktion unter den jetzigen Verhältnissen für durchaus unmöglich, andererseits hat sie aber auch zunächst noch nicht alle Hoffnung auf Bismarck aufgegeben. Die Volkszeitung ist der Ansicht, daß von Bismarck nichts zu fürchten sei, dagegen hält sie es für sehr möglich, daß er Zugeständnisse machen wird, was er um so leichter kann, da er sich in der Minorität befindet.[1] Die leichte Behandlung aller Angelegenheiten gefällt der Partei wenig. Doch erscheint ihr eine brüske Reaktion ungefährlich, überhaupt diene die ganze Krise nur zur Gesundung. Die Haltung des Blattes ist durchaus zuversichtlich, man hält es wohl kaum der Mühe wert, gegen Bismarck sich irgendwie scharf zu äußern. Der Unwille gegen ihn hält sich in sehr bescheidenen Grenzen, es ist mehr ein gewisses Mitleid, das durchklingt.

Eigentliche Feindschaft und offene Wut über den neuen Ministerpräsidenten zeigt wieder die Wochenschrift des Nationalvereins. Da man an seinen Handlungen nicht viel aussetzen kann, so wird behauptet, daß er nur durch die Macht der Verhältnisse etwas gebändigt sei, sonst würde er noch weit verwunderlichere Dinge zutage fördern als vor zwölf bis fünfzehn Jahren. Aus allen Äußerungen über ihn spricht nicht etwa ein ironisches Mitleid wie bei den übrigen fortschrittlichen Organen, sondern ein verhaltener Ärger, eine verbissene Wut gegen sein ganzes Auftreten. Mit der Wahrheit wird es da-

[1] V.-Z. 23./9. 3./10.

bei nicht allzu genau genommen.[1] Der ganze Ton der Auslassungen ist nicht gerade erfreulich.

Wenn wir noch einmal diese Wochen überblicken, so haben wir allerdings einen gewissen Umschlag in der öffentlichen Meinung zu verzeichnen. Die tadelnden mißbilligenden Stimmen gegen Bismarck mehren sich entschieden; man ist von der eigenen Stärke noch zu fest überzeugt, um sich irgendwie durch das selbständige Gebaren des Ministerpräsidenten einschüchtern zu lassen, fast alle Parteien sehen in ihm nur eine Übergangsstufe zu besseren Zuständen. Eine Zufriedenheit mit der Lage zeigt sich fast nirgends, doch ebensowenig ein Verzweifeln oder ein Anstürmen gegen die Regierung. Die ersten selbständigen Regierungsakte Bismarcks werden allerdings von allen Parteien, abgesehen von den Konservativen, scharf getadelt. Doch hält man sie nicht für sehr wichtig, einmal aus dem Grunde, weil sie dem entsprechen, was man auch von dem früheren Ministerium erwartete, und dann, weil man gerade durch die Klärung der Sachlage eine erhebliche Stärkung in dem Kampfe gegen die Regierung zu finden hofft. Das Vertuschungssystem hatte aufgehört; sowie Bismarck den Standpunkt der Regierung offen dargelegt hatte, hielt auch die Opposition es nicht mehr für nötig, auch nur im geringsten mit ihren Absichten zurückzuhalten. Es ist nicht so sehr die Verschärfung der Gegensätze, als vielmehr eine reinliche Scheidung, die in diesen Wochen stattfindet. Person und Sache werden jedoch noch oft ganz verschieden beurteilt.

In dieses Kapitel, in dem die staatsrechtliche Frage erörtert ist, lassen sich am besten auch die Anschauungen Lassalles über sie einfügen.

---

[1] Immerhin glaublich ist ein Bericht vom 17./10., Nr. 129, wonach Bismarck stammelnd und mit zitternden Händen im Abgeordnetenhause aufgetreten sein soll.

Gerade in dieser Zeit trat ja auch die Sozialdemokratie durch seine lebhafte Agitation stärker in Tätigkeit. Doch wollen wir nicht auf sein soziales Programm, auf seinen Kampf mit den Sozialpolitikern der Fortschrittspartei, vor allem mit Schulze-Delitzsch eingehen. Uns interessiert hier nur die rein politische Seite seines Auftretens. Er ist während dieser Jahre häufig mit Reden und Broschüren an die Öffentlichkeit getreten, er hat eingegriffen in alle politischen Tageskämpfe, rücksichtslos, scharf, zersetzend, stark in Hegelscher Spekulation, wie das seine Art war. Wir werden seine einzelnen Schriften weiter unten eingehend zu erörtern haben, hier muß vor allem hervorgehoben werden, wie er es verstand, den Augenblick für seine eigentlichen Pläne zu benützen.[1] Da er ein heftiger Gegner der Fortschrittspartei als derjenigen Partei, aus der er in erster Linie seine Anhänger gewinnen mußte, war, so war es nicht wunderlich, daß Bismarck sich ihm näherte. Die Aufmerksamkeit Bismarcks wird vornehmlich auf Lassalle gelenkt worden sein durch die Reden und Flugschriften, die er in der kritischen Zeit veröffentlichte. Es sind dies seine beiden Vorträge über Verfassungswesen und sein Vortrag „Über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode und der Idee des Arbeiterstandes", auch wohl kurz als „Arbeiterprogramm" bezeichnet. Letzterer interessiert uns, da er rein sozialpolitisch gehalten ist, hier nur wenig. Er wurde am 12. April 1862 in einer Arbeiterversammlung in Berlin gehalten und verfolgte wesentlich den Zweck, die Arbeiter darüber aufzuklären, daß sie ein eigenes Klasseninteresse zu verfolgen hätten. Seine Lehren sind der Ausgangspunkt unserer modernen Arbeiterbewegung geworden.[2]

[1] Oncken 198. Auf das ungünstige Urteil E. Richters über Lassalle in seinen „Jugenderinnerungen" darf kein großer Wert gelegt werden.

[2] Das Nähere siehe bei Oncken, 214ff. Auffallend ist, daß

Wie stellt sich nun Lassalle zu den Verfassungswirren in Preußen? Die Antwort gibt uns die Analyse des Vortrages „Über Verfassungswesen". Von der Umschreibung der Verfassung als Grundgesetz ausgehend, bezeichnet er diese als tätige Kraft, welche alle anderen Gesetze und Rechtseinrichtungen, die in diesem Lande erlassen werden, mit Notwendigkeit zu dem macht, was sie eben sind. Eine derartige Kraft sind die tatsächlichen Machtverhältnisse, die in einer gegebenen Gesellschaft bestehen. Zum Beweise setzt er den Fall, daß alle Gesetze verbrennen, dann würde doch der König eine neue Verfassung erlassen, wie es ihm gefiele, denn — „ein König, dem das Heer gehorcht und die Kanonen, das ist ein Stück Verfassung!" — Dieselbe Macht besitzen die adeligen Großgrundbesitzer vermöge ihres Einflusses bei Hofe. Andererseits sind die großen Industriellen durch ihre Geldmittel ein Stück Verfassung. Da die Börse der Regierung bei Anleihen unentbehrlich ist, so stellt sie auch einen Teil der Verfassung dar. In gewissen alleräußersten Fällen ist dann schließlich auch der Arbeiter- und Kleinbürgerstand ein Stück Verfassung. Die tatsächlichen Machtverhältnisse werden Recht dadurch, daß man sie niederschreibt und veröffentlicht. Lassalle zeigt nun, in welcher Weise man die Rechtsverhältnisse so gestaltet, wie man es will. Er weist darauf hin, wie das allgemeine Wahlrecht durch die oktroyierte Verfassung von 1849 den niederen Klassen ohne Mühe genommen worden ist, wie nach dem jetzigen Gesetz ein Reicher siebzehnmal mehr politisches Recht hat als ein anderer Bürger. Ebenso hat der Grundbesitzer seine besondere Macht durch die Einrichtung des Herrenhauses; der König aber hat ganz besondere Macht durch Artikel 47 und 108 der Verfassung, wodurch das Heer in rein persönliche Beziehung zum

Mehring II, 31 ff. das Einsetzen der Bewegung erst von dem „Offenen Antwortschreiben" datiert und das Arbeiterprogramm kaum erwähnt.

König gesetzt ist. Das Heer ist organisiert, es hat Kanonen, daher kann es sich oft lange Zeit gegen die unorganisierte Masse des Volkes halten. Im allgemeinen hat also der König mehr Macht als das ganze Volk.

Da die Verfassung oder Konstitution nun nichts anderes ist als der Ausdruck der realen Machtverhältnisse, so hat jedes Land zu jeder Zeit eine Verfassung gehabt. Der modernen Zeit sind nur die geschriebenen Verfassungen eigentümlich. Das Streben hiernach läßt sich nur aus einer Änderung der wirklichen Machtverhältnisse erklären. Diese entscheidende Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen König und Volk zeigte sich 1848, man kam dadurch in die Notlage, eine neue Verfassung zu schaffen. Man wußte aber nicht eine Änderung der realen tatsächlichen Machtverhältnisse herbeizuführen — wozu vor allem gehört hätte, das Fürstenheer zu einem Volksheer zu machen — und daher blieb die Bewegung ergebnislos. Ein einziger praktischer Antrag wurde damals gestellt, der von Stein, alle reaktionären Offiziere zu zwingen, ihren Abschied zu nehmen; doch das Land wollte nur die Verfassung und zeigte damit, daß es nichts von ihrem Wesen verstand. Die Frankfurter Nationalversammlung kam so zu nichts. Aber auch wenn sie eine Verfassung ausgearbeitet hätte, so hätte das am Laufe der Dinge nichts geändert, denn die oktroyierte Verfassung entsprach im wesentlichen der, die zu erwarten stand. Man mußte den neuen Entwurf jährlich ändern, weil er nicht den tatsächlichen Verhältnissen entsprach. „Keine Fahne, die hundert Schlachten mitgemacht hat, kann so zerfetzt und durchlöchert sein wie unsere Verfassung." Wenn eine Partei — die Fortschrittspartei — sich fortdauernd an die Verfassung klammert, so ist das ein Zeichen, daß diese in ihren letzten Zügen liegt, da — nach Lassalles Ansicht — mit einer richtigen Verfassung kein Mensch anzubinden wagt. Daher muß die geschriebene Verfassung ab-

geändert werden, entweder nach rechts durch die organisierte Macht des Staates oder nach links durch die unorganisierten Kräfte der Gesellschaft. Lassalle faßt dann noch einmal seine Ausführungen zusammen: „Verfassungsfragen sind ursprünglich nicht Rechtsfragen sondern Machtfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den reellen tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen, geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind. . . . Sie werden, meine Herren, aus dem Vortrag selbst erfahren haben, aus welchem Bedürfnis die neuen Militärvorlagen hervorgegangen sind. Das Fürstentum hat praktische Diener, nicht Schönredner, aber praktische Diener, wie Sie Ihnen zu wünschen wären."[1]

Das Entscheidende bei seiner Auffassung der Verhältnisse ist der klare Blick des Realpolitikers, der überall hervortritt. Ein Bündnis mit den Liberalen lehnt er ab, da sie für die Erhaltung der geschriebenen Verfassung eintreten, während das Streben der reinen Demokratie nach dem allgemeinen Wahlrecht gehen muß. Lassalle bekennt sich hier als Anhänger der Machttheorie, die den Staat als Herrschaft des Starken über den Schwachen auffaßt und dieses Herrschaftsverhältnis als durch die Natur begründet erklärt. Die Anhänger dieser Theorie müssen aber notwendig in ihren Folgerungen auf die Zerstörung des jeweiligen Staates ausgehen, denn der Beherrschte wird darnach streben, die Herrschaft an sich zu reißen, zumal da er durch kein sittliches Band gebunden ist.[2] Es liegt also eine versteckte Aufforderung zu selbständigem Vorgehen in dem ganzen Vortrage.

---

[1] Oncken, S. 322 ff.

[2] Vgl. Jellinek, Allg. Staatslehre, S. 170—74.

Von einem bevorstehenden Wechsel im Ministerium war Lassalle damals nichts bekannt, als kluger Politiker aber faßte er einen weitblickenden Plan, um auf Grund seiner Erörterungen im Notfalle dann gleich unmittelbar in den Streit der Meinungen eingreifen zu können.

Zweites Buch.

Bismarck und der Verfassungskonflikt (Mitte Oktober 1862 bis Mitte November 1863).

Erstes Kapitel.

Bis zur Wiedereröffnung des Landtages am 14. Januar 1863.

Das Vierteljahr von Mitte Oktober 1862 bis Mitte Januar 1863 stellt sich, rein äußerlich betrachtet, als das ruhigste der beiden Jahre dar. Der Landtag war geschlossen, damit war das eine große Sprachrohr der öffentlichen Meinung verstummt und nur die Zeitungen verfolgen, allerdings mit steigender Erbitterung, die Ereignisse. Die äußere Politik bringt wenig Aufregendes, erst gegen Schluß dieser Periode wird das Verhältnis Preußens zur deutschen Reform auf Grund Bismarckscher privater Äußerungen lebhafter erörtert. Die Lage Europas erscheint als durchaus friedlich. Verschiedene Punkte sind es, die die öffentliche Meinung lebhafter interessieren. Die Maßregelungen einiger oppositioneller Beamten rufen eine lebhafte Entrüstung hervor, die häufige Entsendung von Loyalitätsadressen nach Berlin führt zu lebhaften Protesten gegen diese Beeinflussung der Krongewalt. Die Erledigung der kurhessischen Frage erweckt einige Verwunderung. Schließlich werden die verschiedenen staatsrechtlichen Fragen, die der Konflikt hervor-

rust, lebhaft erörtert; das voraussichtliche Verhalten der Regierung, der mögliche Ausgang des Streites wird eingehend besprochen, die Wünsche und Hoffnungen vorgebracht. Immer mehr bricht sich jetzt die Erkenntnis Bahn, daß der Streit nicht nur um das Budget, sondern um mehr, um die höchste Macht im Staate geführt wird. Das sind die Punkte, die wir in dieser Zeit in den Blättern besprochen finden. Gelegentlich taucht daneben, namentlich gegen Ende dieses Zeitabschnittes eine Erörterung über Fragen der auswärtigen Politik, insbesondere die deutsche Reform auf, doch werden wir diese später im Zusammenhang betrachten.

Bismarck selbst benutzte die Zeit nach Schluß des Landtages zur Vervollständigung seines Ministeriums, zu Änderungen im Beamtenstand, sowie überhaupt zur Einrichtung in den neuen Verhältnissen. Er überbrachte sein Abberufungsschreiben nach Paris, wobei er einige wichtige Konferenzen mit leitenden Staatsmännern an der Seine hatte. Im übrigen hielt er sich persönlich nach außen sehr zurück, hatte nur in Berlin verschiedentlich Besprechungen mit auswärtigen Diplomaten, deren Inhalt, nachdem er allmählich an die Öffentlichkeit gelangt war, zumeist infolge seiner kühnen Sprache ein gelindes Entsetzen hervorrief. Seine Stellung war in Fragen der inneren Politik ganz auf Seite eines starken Königtums, in äußeren Angelegenheiten auf dem Boden starker preußischer Interessenpolitik zu finden.

Vor allem galt es, das Ministerium, das bisher noch ein Torso geblieben war, zu vervollständigen.[1] An die Stelle v. d. Heydts trat als Finanzminister Karl von Bodelschwingh[2], der bereits unter Manteuffel dies Amt innegehabt hatte. Die Besetzung der anderen Stellen bereitete größere Schwierigkeiten,

[1] Vgl. auch G. u. E. I, 297 ff.

[2] A. D. B. III, S. 5. Karl von Bodelschwingh, geb. 1800, 1851—1858 und 1862—1866 preußischer Minister, streng konservativ.

namentlich die des Ministeriums des Innern. Das Handelsministerium hatte an Stelle von v. Holzbrinck der Landwirtschaftsminister Graf Itzenplitz provisorisch übernommen, der dann am 8. Dezember die definitive Ernennung erhielt. Bismarck versuchte dann den General von Kunowski zum Eintritt in das Ministerium zu veranlassen, doch scheiterten diese Unterhandlungen. Dafür wurde dann Eulenburg das Handelsministerium angeboten, dieser wünschte jedoch das Innere zu erhalten und an Stelle Jagows[1] zu treten, indem zugleich der Oberpräsident von Selchow das Landwirtschaftsministerium übernahm.[2] Der König nahm die dahingehenden Vorschläge Bismarcks[3] an und am 8. Dezember erfolgte dann die definitive Ernennung des Grafen Itzenplitz zum Handelsminister, des Herrn von Selchow zum Landwirtschaftsminister und des Grafen Eulenburg zum Minister des Innern. Allgemein wurde hierin eine Verstärkung des Ministeriums in konservativ-reaktionärem Sinne erblickt, verschiedene Blätter äußerten sich in diesem Sinne.

Zur Leitung des offiziellen Preßbureaus wurde Geheimrat Zitelmann berufen, der schon früher unter Bismarck in Frankfurt tätig gewesen war. Er bearbeitete die auswärtigen Angelegenheiten im Berliner Preßbureau; für das Innere war neben ihm Dr. L. Hahn[4] tätig.[5]

[1] Geb. 1813, vom März bis September 1862 Minister, vorher Polizeipräsident in Breslau, später Oberpräsident von Brandenburg, cf. A. D. B. XIII, 660 ff.

[2] Vgl. Anh. G. u. E. I, Nr. 22, S. 36.

[3] Ebenda Nr. 23, S. 38.

[4] Seit 1850 Hilfsarbeiter im Unterrichtsministerium, 1855—58 Geh. Reg.-Rat im Ministerium des Innern, 1858—62 Schulrat in Stralsund, dann 1862—82 wieder im Ministerium des Innern, cf. A. D. B. IL, 709 ff.

[5] Vgl. über das Berliner Preßbureau: H. Wuttke, Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. 2. Auflage, Leipzig 1875, 130 ff.

In dieser Zeit, wo der Landtag geschlossen war, gewannen die offiziellen Preßäußerungen naturgemäß eine erhöhte Bedeutung. Der König selbst gab verschiedentlich bei dem Empfange von Deputationen aus allen Teilen des Landes, die Loyalitätsadressen überreichten, seiner Meinung öffentlich Ausdruck, natürlich in scharfer Ablehnung aller Ansprüche der Abgeordneten. Die Absendung der Deputationen an den König war wesentlich ein Werk des konservativen preußischen Volksvereins, der es sich in geschickter Weise angelegen sein ließ, Stimmung zu machen.[1] Bei der oft kläglichen Zahl der Unterschriften und der seltsamen Auswahl der Überbringer verfehlten diese Demonstrationen aber ziemlich ihren Zweck, sie trugen nur dazu bei, die Gegensätze zu verschärfen und riefen eine sehr starke Kundgebung von Wählern zugunsten des Abgeordnetenhauses hervor. Die offizielle und feudale Presse nahm verschiedentlich Veranlassung, auf diese Deputationen, besonders auf die Antworten des Königs zur Stütze ihrer Ausführungen Bezug zu nehmen. Man bemühte sich allerdings auf beiden Seiten, eine Zurückhaltung der Person des Königs gegenüber wenigstens offiziell zu beobachten, dagegen erregte die Sache an sich um so heftigeren Streit.

Den demokratischen Parteien gereichte der sogenannte Adressenschwindel deshalb besonders zum Ärgernis, weil dadurch eine Verständigung mit dem Königtum erheblich erschwert wurde und sie die vielen geheimen Umtriebe, die bei der Abfassung der Adressen stattfanden, wohl durchschauten. Selbst die Volkszeitung erkannte sehr wohl, daß diese ganze Bewegung mit dem Ministerium in gar keinem Zusammenhange stand, daß vielmehr nur die Kreuzzeitungspartei dahinter stand und wühlte. Sie erkannte durchaus die scheinbar wenigstens noch versöhnliche Stimmung des Ministeriums an und sah daher in den Adressen

[1] Die N. V. W. will wissen, daß die Königin-Witwe Elisabeth den Rat zu dem Adressensturm gegeben hätte.

gleichzeitig ein Wühlen gegen das Ministerium und dessen versöhnliche Tendenzen.[1] Sie wies auch auf den Umstand hin, daß erst in der Abwesenheit Bismarcks von Berlin „Die Soldschreiber der Sternzeitung" angefangen hätten, von der Staatswichtigkeit der Adressen zu sprechen. Da nun der Verkehr mit der Krone direkt durch Volkspetitionen (nach Artikel 32) nur im äußersten Notfall, im Falle, daß der Landtag sich zur richtigen Vertretung des Volkes unwirksam erweist, gestattet sei, diese Adressen den Landtag aber als hochverräterisch darstellen, so macht die Volkszeitung den Vorschlag, Gegenpetitionen an den König zu richten.[2] Dagegen stellt sich der Nationalverein auf den Standpunkt, daß es besser sei, die Adressen an das Abgeordnetenhaus zu richten, da „der König über die Stimmung des Landes scheinbar doch nichts anderes glauben wolle, als was seinen Ansichten und Neigungen entspricht".[3]

Beinahe schärfer noch als die Volkszeitung äußern sich die Preußischen Jahrbücher über den Adressenschwindel. Sie sehen darin nur eine bewußte Täuschung der Krone über die Stimmung des Landes und einen Versuch, die Verhältnisse in einen Weg einmünden zu lassen, wo mit dem konstitutionellen System gebrochen werden müßte.[4]

Die Kölner Blätter erkannten die Wirkung ganz richtig dahin, daß die Opposition durch die Äußerungen des Königs nunmehr auch antiköniglich erscheine, daß dadurch einige Mandatsniederlegungen von Beamten und Wahl entschiedener Demokraten erfolgen würde.[5]

Die offiziösen Organe und insbesondere feudale Blätter waren natürlich eifrigst bemüht, die verschiedenen Adressen einzeln

[1] V.-Z. 250. 25./10. 62.
[2] V.-Z. 263. 9./11. 62. Die Logik ist immerhin beachtenswert.
[3] N. V. W., Nr. 136. 5./12. 62.
[4] Pr. J. X, 498. — [5] K. Bl. 357. 9./12.

aufzuführen, und den Empfang bei dem Könige möglichst breit zu schildern. Es wurde wiederholt die freie Entschließung der Unterzeichner bei der Abfassung der Adresse betont, während doch in Wirklichkeit starke Beeinflussung dabei tätig gewesen war. Gegen diese wendete sich selbst Schinckel in der protestantischen Kirchenzeitung, indem er die Behauptung zurückwies, daß die Unterzeichnung der Adressen eine Sache des christlichen Gewissens und der christlichen Untertanentreue sein solle. Natürlich mußten den Blättern, die der Regierung nahe standen, die heftigen Angriffe auf das Adressenwesen, das ihnen eine bequeme Handhabe bot, sich mit der Person des Königs zu decken, höchst unangenehm sein. Die Sternzeitung tadelte in äußerst scharfer Sprache die Haltung der demokratischen Blätter in bezug auf die Adressenbewegung. Ihnen werden die gröbsten und unwahrsten Verdächtigungen der Gesinnungen und Motive der Adressenunterzeichner und gehässigste persönliche Verunglimpfung zur Last gelegt, die darauf berechnet seien, den monarchischen Sinn der Bevölkerung zu untergraben.[1]

Ebenso erbitternd wirkten die Maßnahmen der Regierung. Diese bestanden darin, angesehene Mitglieder der Opposition, die zugleich Staatsbeamte waren, zu maßregeln, dadurch, daß sie versetzt oder zur Disposition gestellt wurden. Bismarck hatte dies in seinem Briefe an Beust[2] schon angekündigt, man hatte auch sonst derartiges erwartet. Dennoch rief die vollendete Tatsache weitgehende Erbitterung hervor, obgleich die Maßregelung politischer Beamten auch unter liberalem Regime gang und gäbe war. Insbesondere erregte die Versetzung des Vorsitzenden der Budgetkommission, des Oberregierungsrates v. Bockum-Dolffs, von Koblenz nach Gumbinnen, sowie die Entlassung des Staatsanwaltes Oppermann großen Unwillen. Daß Bismarck

[1] Allg. Pr. Z. 559. 29./11. 62.
[2] S. o. Buch I, Kap. 3.

sehr für die Maßregelungen der oppositionellen Beamten eintrat, entnehmen wir aus einem Briefe an den König vom 19. Oktober 1862 (Geb. und E. Anh. I, 32), in dem er bedauert, infolge Uneinigkeiten im Ministerium nicht in der Lage zu sein, Vorschläge betreffend allgemeiner Maßregeln gegen die Beamten, wie z. B. Wiederbesetzung der Stellen, deren Inhaber zum Landtag abwesend sind, Belastung der gewählten Beamten mit den Stellvertretungskosten, anderweitige Regelung der Diätenzahlung usw., zu machen. Er plante demnach ein viel umfassenderes Vorgehen gegen die oppositionellen Beamten, als es tatsächlich erfolgte.

Die Blätter aller Parteien mit Ausnahme der Konservativen verurteilten diese Maßnahmen der Regierung auf das schärfste, weil sie darin naturgemäß Vorboten eines absoluten Regimentes sehen mußten.[1] Das Zentralwahlkomitee forderte sofort nach den ersten Maßregelungen zur Sammlung eines Nationalfonds zur Unterstützung für die durch das Vorgehen der Regierung betroffenen Beamten auf und in nicht allzulanger Zeit kamen tatsächlich 75000 Taler für diesen Zweck zusammen. Die Kreuzzeitung hingegen hielt die Schritte der Regierung noch für durchaus unzureichend und forderte wiederholt umfassendere Maßnahmen gegen das Beamtentum.[2] In dem Nationalfonds sieht sie nur einen großartigen Schwindel, der darauf berechnet sei, der Regierung zu imponieren und einzelne Gimpel unter den jüngeren Beamten einzufangen.[3]

[1] Pr. J. X, 622. Die konstitutionelle Staatsform verlange nicht die Maßregelung der Bureaukratie, sondern die Hinwegschaffung der bureaukratischen Institutionen, die Heranbildung und Erweiterung der Organe der Selbstverwaltung.

[2] Die N. B. W. (137) findet in den Vorschlägen der Kreuzzeitung eine Überspannung, die sich von eigentlicher Verrücktheit nur durch den schonenden Namen unterscheidet.

[3] 2./11. 62, Nr. 257.

Die Bureaukratie ist neben der Demokratie nach ihrer Ansicht der Krebsschaden des Staates, der bemeistert werden muß. Die Wiederherstellung der Disziplin im Beamtentum tut vor allem not, man kann dies erreichen durch Verminderung in der Zahl, Verbesserung in der Qualität, durch Schaffung der entsprechenden sozialen und politischen Stellung der Beamten.[1] In der festen Konsequenz der Regierung sieht Gerlach das Heil, weil dadurch die Beamten deren unerschütterliche Absicht erkennen, sich durchzusetzen. Diese beständigen Aufforderungen an die Regierung, mit schärferen Maßnahmen vorzugehen, hatten weiter keinen Erfolg. Gewissermaßen zur Rechtfertigung der Regierungsmaßnahmen erschienen dann am 28. November, 4. und 27. Dezember von Bismarck durchgesehene Artikel im Journal des Débats, die die Verfassungskrise in Preußen besprachen und dabei insbesondere stark die Anomalie zwischen der Verantwortlichkeit der Minister und der nahezu absoluten Unabsetzbarkeit der Beamten hervorhoben. Irgendwelche Gewaltmaßregeln gegen die Beamten wurden hier jedoch in keiner Weise angeraten, vielmehr wurde eine Verständigung zwischen den streitenden Gewalten des Konfliktes dadurch empfohlen, daß beide der Verfassung treu bleiben und sich über die notwendig einzuführenden Reformen einigen sollten. Vor allem müßte die Furcht vor Staatsstreichen beseitigt werden.[2] Der hier angeschlagene versöhnliche Ton wirkte jetzt nicht mehr stark, weil die Maßregelungen bereits aufreizend gewirkt hatten und weil man den offiziösen Erklärungen nicht mehr recht glaubte.

In der Einberufung der Provinziallandtage am 16. November, jenes letzten Restes ständischer Verwaltung, sah die erregte öffentliche Meinung einen ferneren Versuch, das absolutistische Regiment wieder einzuführen und die Tätigkeit des

[1] Kreuzzeitung 285. 5./12. 62.

[2] Vgl. B.-Jahrb. I, 16 ff.

Abgeordnetenhauses völlig lahmzulegen. Tatsächlich wurden diesen Versammlungen nur Entwürfe vorgelegt, die die Einzelprovinzen beschäftigten, mit einziger Ausnahme vielleicht der Kreisordnung. Doch konnte die Regierung immerhin, bevor sie einen neuen Gesetzesvorschlag an das Abgeordnetenhaus brachte, zunächst die Meinung der Vertretung der Einzelprovinzen darüber hören. Irgendeine Demonstration gegen die bestehende Verfassung war wohl kaum mit der Einberufung bezweckt. Die Landtage erledigten denn auch im wesentlichen die ihnen zugewiesenen Arbeiten, und ließen eine Ergebenheitsadresse an den König gelangen, ohne daß sie sich irgendwie weitergehende Machtbefugnisse angemaßt hätten. Die Stimmung, die im Anfange stark gegen sie war, schlug infolgedessen um.

So sah die Nationalzeitung[1] zunächst in der Einberufung eine Gefahr für die gesetzlich bestehende Landesverfassung, eine ganz offene Verfassungskrise. Eine Woche später aber schon äußerte sie eine durchaus günstige Meinung über diese Versammlungen, sie verträten die Gesamtheit der Grundbesitzer und ließen sich durchaus nicht zum Sturm auf die Verfassung führen.[2]

Die Preußischen Jahrbücher prophezeien von der Einmischung der Stände in die Politik nur eine ähnliche Wirkung wie von dem Herrenhausbeschluß vom 11. Oktober.

Die katholischen Kölnischen Blätter wünschen allerdings nicht ein Eingreifen der Provinziallandtage in allgemeine Landtagsangelegenheiten, doch sehen sie in ihnen durchaus die berechtigten Vertreter der Provinzinteressen.[3] Die Sternzeitung als offizielles Organ nimmt natürlich die Landtage in Schutz, findet die Einberufung durchaus gerechtfertigt, sogar nötig, und ist der festen Überzeugung, daß die Regierung unzweifelhaft in

[1] 19./11. 62. — [2] 26./11. 62.

[3] K. B. 319. 11./11., 331. 23./11.

ihnen finden wird, was sie zu suchen berechtigt war: ernsten, treuen und gewichtigen Rat in betreff der provinziellen Interessen, auch in deren Beziehung zu den allgemeinen Landesinteressen, getragen von altbewährter echter Liebe zu König und Vaterland.[1]

Die Vorfälle riefen aber doch eine tiefe Erregung hervor. Man sah dies alles als Vorläufer eines mehr oder weniger absoluten Regimentes an. Besonders wild dem Verhalten des Junkertums und der Regierung gegenüber gebärdet sich die Wochenschrift des Nationalvereins.[2] Doch vertrat sie auch den äußersten Standpunkt der Opposition in Fragen der auswärtigen Politik wie der Verfassung. Nachdem sie Bismarck verblümt als katilinarische Existenz bezeichnet hatte, fragt sie: „Ist seine Genialität ein Mythus? Ist er der Pegasus im Joche des Junkertums? Was wir vor uns sehen, ist ganz ordinäre polizeiliche Reaktion mit kleinlichen Schikanen.“ Die feudale Presse aber wird folgendermaßen abgetan: „Was in der Presse dem zujauchzt, ist geifernde Servilität zelotisch orthodoxer Pfaffen, welche nach Unfreiheit und Verdummung des Volkes schreien; die giftigen Wutausbrüche des geistesarmen Junkertums“.

Es erscheint immerhin seltsam, daß der erste kühne diplomatische Streich Bismarcks, der gegen Kurhessen, sehr wenig Beachtung in der Presse fand. Man konnte darin bereits die Anfänge einer Bismarck auch persönlich unfreundlichen Stimmung sehen.

Es handelte sich in Kurhessen bekanntlich um die Wiedereinführung der Verfassung von 1831, die zur Zeit der stärksten Reaktion 1852 vom Bundestag aufgehoben worden war. 1860 war nach langen Verhandlungen eine neue Kompromißverfassung oktroyiert worden. Die Liberalen im Lande, an ihrer Spitze

[1] A. Pr. Z. 560. 30./11.
[2] N. V. W. 133. 14./11.

der Rechtsanwalt Dr. Friedrich Ötker, strebten jedoch nach wie vor nach Wiederherstellung der alten Verfassung. Am 8. März 1862 stellten Preußen und Österreich infolge der Initiative Badens am Bunde den Antrag auf Wiederherstellung dieser, doch machte nichtsdestoweniger der Kurfürst die Beteiligung an den Wahlen von der Anerkennung der neuen Verfassung abhängig. Die breiten und unlogischen verschiedentlichen Drohungen, die man nach Cassel abgehen ließ, blieben so gut wie wirkungslos, erst jetzt bewirkte ein spitzer Druck Bismarcks auf die persönliche Stellung des Landgrafen, daß eine schnelle Erledigung der Angelegenheit in befriedigendem Sinne erfolgte.[1]

Andererseits hatte das kraftvolle Vorgehen Bismarcks auch bei den Agnaten einige Sorge um die Zukunft des Landes hervorgerufen. Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, der sich bei Bismarck über seine Absichten erkundigte, erhielt jedoch die beruhigende Zusage, daß nur eine fortdauernd unfreundliche Politik Hessens nicht geduldet werden könne und eventuell eine Annexion herbeiführen würde.[2]

Ohne diese rasche Erledigung irgendwie hervorzuheben, bringt die offiziöse Sternzeitung nur den Inhalt der preußischen Depesche. Die Kreuzzeitung hüllt sich in völliges Schweigen, da nach ihren gesamten staatsrechtlichen Anschauungen dieses Vorgehen gegen ein gekröntes Haupt ihr nicht eben sehr lobenswert erscheinen konnte. Anders die Kölnische Zeitung, die zwar nicht sehr gut unterrichtet ist, wenn sie am 20. davon spricht, daß Bismarcks Note in Wien zur Begutachtung vorgelegt sei. Als der Text wirklich vorliegt, findet er die vollste Zustimmung, er wird als sehr gut und energisch befunden; es wird nicht bezweifelt, daß Bismarck dem Worte die Tat folgen lassen wird.

[1] cf. hierzu v. Sybel II, 344 ff., 431 ff., 461 ff.

[2] cf. . . . . dw. . . . Kapitel aus einem bewegten Leben, S. 199 f. (v. Ortzen).

Besonders gelobt wird, daß man von einer militärischen Demonstration und einem Ultimatum Abstand genommen hat.[1] Allerdings bleibt der Hinweis auf den naheliegenden Gegensatz in dem Verhalten Bismarcks zu einer Regierung ohne Budget in Hessen und Preußen nicht aus[2], wobei die allgemeine Lage, die Bismarck vorfand, ganz außer acht gelassen wird. Daß dies Aufsehen erregen mußte, war ja klar. Die Volkszeitung verwunderte sich auch darüber, um so mehr, da die hessische Verfassung in jeder Beziehung für die Volksvertretung günstiger sei als die preußische.[3] Während nun aber die Spenersche Zeitung diese Anomalie bei dem Vorgehen Bismarcks stark betont, und die Konsequenzen der auswärtigen Politik auch für die innere fordert[4], geht die Volkszeitung nicht soweit, sondern betrachtet das Vorgehen Bismarcks nach außen zunächst einmal selbständig und weist dann nach, daß, da Bismarck scheinbar nach dem Vorbilde Louis Napoleons handele, man seine innere Tätigkeit vorläufig noch nicht beurteilen könne, solange nicht einmal feststehe, wie die ähnlichen Versuche seines Vorbildes auslaufen würden. Der hessischen Politik Bismarcks spendet sie sogar reiches Lob. Sie sollte von allen verfassungstreuen Parteien mit Beifall aufgenommen werden. „Wir stellen es nicht in Abrede, daß in diesem Auftreten für die Verfassung in Kurhessen und gegen das «persönliche Regiment» des Kurfürsten ein so tiefer prinzipieller Bruch mit den Tendenzen der Kreuzzeitungspartei liegt, daß dies allein hinreichen könnte, Herrn von Bismarck populär zu machen. Wir stellen es auch nicht in Abrede, daß das Hinübergreifen über den deutschen Bundestag, das in der Depesche an Kurhessen sehr stramm und glatt angekündigt ist, auf alle Freisinnigen in Deutschland wie ein Stück moralischer Eroberung wirken mußte.“ Als Grund der

[1] K. Z. 330. 28./11. — [2] 29./11. 331.

[3] 264—266. 11.—13./11. 62. — [4] Sp. Z. 30./11.

allgemeinen schweigenden Zurückhaltung dieser Politik gegenüber wird dann die schon erwähnte Anomalie in den preußischen und hessischen Zuständen angeführt.[1]

Weniger zustimmend spricht sich Oppenheim in seinen Jahrbüchern aus. Er erkennt zwar den großen Eindruck an, den die Entsendung des Feldjägers gemacht hat. Er hat auch gegen die Form weiter nichts einzuwenden, doch fällt er kein Urteil über das Vorgehen Bismarcks.[2] Rochau hatte noch am 16. Oktober in der Nationalvereins-Wochenschrift prophezeit, daß die hessische Sache erst in Fluß geraten werde, wenn in Preußen das Eis bräche. Bismarck würde den hessischen Verfassungskampf als „innere Angelegenheit" lieber sich selbst überlassen.[3] Als dann Bismarck doch eingriff, hieß es sofort, daß dies nicht freiwillig geschehen sei, sondern daß man in Wien und Berlin in deutschen Angelegenheiten nur dem Zwange folge. Die liberale Partei hätte die deutsche Bewegung angefacht und treibe sie weiter. Ihr entgegen stände nur noch „ein Herr von Bismarck mit Leuten noch geringeren Schlages und eine Bundesverfassung, die von ihren eigenen Trägern preisgegeben ist".

Hieraus spricht doch nur der Ärger, daß Bismarck mit einer einzigen Tat bedeutend weiter gekommen ist als der Nationalverein mit allen moralischen Sympathien. Interessant ist die Auffassung der katholischen Blätter über die Erledigung des hessischen Streites. Sowohl die Kölnischen Blätter, wie auch die Augsburger Allgemeine Zeitung geben als Grund für die schnelle Nachgiebigkeit des Kurfürsten nicht so sehr das scharfe Auftreten Bismarcks an, sondern wissen vielmehr zu berichten, daß der Kurfürst wesentlich deshalb sich den Wünschen gefügt hat, weil auch Österreich und der Bund sich auf Seite Preußens

[1] B. Z. 282. 2./12. 62.

[2] D. J. V, 505, Politischer Monatsbericht 9./12.

[3] N. B. W. 134. 21./11.

stellten. Die Wiener Blätter, insbesondere der „Wiener Botschafter", das offizielle Organ, wüteten natürlich gegen das selbständige Verfahren Bismarcks. Dieser schrieb z. B. „Bescheidener kann man nicht sein, gemeiner kann man sich nicht machen, als diesmal Preußen es tut. Herr von Bismarck ist freilich ein Mann der Extreme. Dem Genie ist der Fehler eigen, daß es eben so leicht unter als über das Ziel schießt. Herr von Bismarck ist von formloser Kneipenpolitik aus der Zeit der Frühstücke mit dem Demokraten d'Ester fortgerissen worden." Die Augsburger Allgemeine Zeitung glaubt auch, daß Bismarck im eigenen Interesse handelte, weil in Hessen eine Steuerverweigerung möglich wäre, die ansteckend auf Preußen wirken könnte.[1] Daß diesem Organe ein selbständiges energisches Vorgehen Preußens nicht passen konnte, ist klar; ohne den Segen des Bundestages war ihm keine Handlungsweise recht.

Aus der Gesamtheit der Preßäußerungen geht hier klar hervor, daß jeder nur das in Bismarcks Handlungen sah, was er sehen wollte, jede Partei machte sich einen eigenen Reim auf die neue Melodie. Doch fehlt die unbefangene Betrachtung und Beurteilung der Bismarckschen Politik noch nicht ganz. Zumeist jedoch schiebt man ihm ein festes System unter, in das nun alle seine Handlungen sich einreihen lassen müssen, oder aber man findet Fehler in jedem seiner Schritte. Doch wird ihm, wenn auch nur vereinzelt, Lob gespendet. Auf jeden Fall wird die Sache schnell abgetan. Man betonte eben schon damals mehr den Gegensatz in der inneren Politik. Bismarck selbst dachte noch immer an Ausgleich, das beweisen seine Handlungen. Verschiedentlich fand er auch Verständnis bei einzelnen Persönlichkeiten, doch die Haltung der großen Mehrzahl blieb davon unberührt. Er hatte in dieser Zeit mehrfach Unterredungen

[1] K.B. 338. 30./11., 340. 2./12.; A.A.Z. 333. 29./11., 337/38. 3./4.12.

mit Männern der liberalen Parteien, so konferierte er Ende Oktober mit dem Redakteur der Nationalzeitung Dr. Zabel über die Haltung der Presse ihm gegenüber und am 21. November mit mehreren Abgeordneten der Fortschrittspartei über die Herbeiführung eines Ausgleiches.[1] Bei der Unterredung mit Zabel beschwerte sich dieser über das scharfe Vorgehen der Regierung gegen die Presse, Bismarck seinerseits wünschte eine freundlichere Beurteilung seiner Leistungen durch diese.[2] Über die Ausgleichsverhandlungen drang so gut wie nichts an die Öffentlichkeit. Da man so wie so über die Absichten Bismarcks im unklaren schwebte, so war es natürlich die Hauptbeschäftigung der Zeitungen, alle Möglichkeiten ins Auge zu fassen und zu allen ihren unmaßgeblichen Rat zu erteilen, oder aber die verschiedenen staatsrechtlichen Fragen zu erörtern. Wir beschränken uns hier darauf, nur die Erörterungen, die sich mit den inneren Verhältnissen des Staats beschäftigen, zu betrachten und zu gliedern; alles, was sich auf auswärtige Verhältnisse, namentlich auf die deutsche Frage bezieht, werden wir später im Zusammenhang behandeln.

Die Kritik der wenigen tatsächlichen Regierungshandlungen sahen wir oben; die Wünsche über die zukünftige Gestaltung der Dinge nehmen einen viel breiteren Raum ein. Die Sternzeitung hat natürlich keinen Grund, sich mit Plänen zu beschäftigen, die dem Ministerium ganz fern lagen, sie gibt sich auch gar nicht erst damit ab, die verschiedenen Gerüchte zu widerlegen. Anders die Kreuzzeitung, die treibt, wo sie kann und ihre Wünsche manchmal als festes Programm der Regierung hinstellt. Die Mittel, die der Fortschrittspartei zu einer siegreichen Durchführung ihres Kampfes zur Verfügung stehen, werden sehr gering geschätzt, der Sieg der Regierung scheint der Kreuzzeitung vollkommen sicher, doch ist ihr das Vorgehen der

[1] Kohl, B. R., S. 189, 191.

[2] K. Z. 3./11. 305.

Regierung noch lange nicht scharf genug, sie sieht die Lage für um so besser an, je schärfer sich die Gegensätze entwickeln, da zu jeder Heilung eine Krise unvermeidlich sei. Vor allem erwartet sie eine scharfe Durchführung der verschiedenen Anläufe, die bisher gemacht sind. In der steigenden Erbitterung und Verwirrung sieht sie nur Symptome des beginnenden Sieges. Sehr eingehend äußert sich Gerlach über die Aufgaben der Regierung in einer Artikelserie: Preußens Kampf gegen die Demokratie.[1] Vor allem empfiehlt er der Regierung größte Festigkeit, nicht die geringste Nachgiebigkeit. Dann wird es ihr ein leichtes sein, ihre Wünsche durchzuführen, die Demokratie wird sich schon bescheiden. Eine Regierung ohne Etatsgesetz erscheint ihm durchaus angebracht, doch empfiehlt er, den Boden der Verfassung (natürlich in seiner Auslegung) nicht zu verlassen. Es werden über die Verfassung auch sonst Erörterungen angestellt, wie z. B. daß die Regierung berechtigt sei, ein neues Wahlgesetz zu oktroyieren, Steuern fortzuerheben (nach Artikel 109) und daß Regierung und Volk den budgetlosen Zustand nicht zu scheuen brauchen, solange die Steuern zur Bestreitung der Ausgaben genügen. Wie man sieht, erteilt die Kreuzzeitung der Regierung vielerlei Ratschläge, alle in der Absicht, die Volksvertretung möglichst kalt zu stellen und eine ziemlich unbeschränkte Macht der Krone aufzurichten. Die altliberalen und fortschrittlichen Blätter geben sich mehr mit Gerüchten ab und versuchen es weniger, die Regierung beeinflussen zu wollen. Gleich nach Schluß des Landtages hegt die Kölner Zeitung noch die Hoffnung, daß Bismarck die nächste Zeit zu Zugeständnissen in der Militärfrage benutzen wird, wenn auch dergleichen unwahrscheinlich erscheint. Die Berliner Allgemeine Zeitung bringt, nachdem sie in einem anderen Artikel bereits diesen Weg zur Ver-

[1] N. P. Z., Nr. 6–8, 8.–10./1. 63.

ständigung als einzig möglichen, der zur Verfassung zurückführt, gekennzeichnet hat, einen längeren Aufsatz über die Aufgaben der konstitutionellen Partei, in dem sie die sichere Hoffnung auf Verständigung ausspricht und zwar auf Grund der zweijährigen Dienstzeit und Indemnisation der unbewilligt verausgabten Summen. Die Hauptaufgabe der konstitionellen Partei muß es sein, die Möglichkeit zu einem Ausgleich aufrechtzuerhalten.[1] Die Elberfelder Zeitung berichtet von Uneinigkeiten im Schoße des Ministeriums und daß man dort beschlossen habe, sich vorläufig nicht zu sehr um die Sache zu kümmern.[2] Die Danziger Zeitung weiß zu melden, daß Bismarck alles daransetzen werde, den Konflikt aus der Welt zu schaffen und nur im äußersten Notfalle zu schärferen Maßregeln greifen werde. Bis Mitte November bleibt allgemein die optimistische Stimmung, daß Bismarck alles versuchen wird, um den Konflikt zu vermeiden, daß er vor allem tätig sei, Konzessionen in der Militärfrage zu diesem Zwecke von dem Könige zu erlangen, bestehen. Dann beginnt langsam eine etwas kühlere Auffassung Platz zu greifen. Man glaubt zwar noch immer nicht an irgendwelche scharfe Maßregeln des neuen Ministeriums, doch verschwindet auch die Hoffnung auf Konzessionen mehr und mehr. Die Frage der Einberufung oder Auflösung des Abgeordnetenhauses wird mehrfach erörtert, bis hierin durch Kabinettsordre vom 28. Dezember Gewißheit eintritt. Mit dem neuen Jahre bleiben die alten Zweifel; die Partei, die bisher geherrscht hat, hält es für ausgeschlossen, daß die Regierung sich ganz allein auf die stützen will, deren System mit dem Gedeihen des Landes unerträglich ist. Von der neuen Session des Landtages wird nicht allzuviel erwartet, solange die Regierung nicht ein bei weitem größeres Entgegenkommen zeigt. Nur wird, so in der Berliner All-

[1] B. A. Z. 23./10., 13./11. — [2] E. Z. 16./10.

gemeinen Zeitung[1], gefürchtet, daß, da ein Programm fehlt, die altliberale Partei wieder ein Spielball der Verhältnisse werden wird. An Gewaltpläne des Ministeriums glaubt man nicht. Im ganzen ist man besonders in der Kölner Zeitung krampfhaft bemüht, die Lage der Dinge im rosigsten Lichte zu sehen, und sich in eine möglichst gute Stellung zur Regierung zu bringen. Die altliberale Partei mußte die Hoffnung hegen, bei einer etwaigen Verständigung in erster Linie herangezogen zu werden und besprach daher vorläufig die ganzen Verhältnisse immer noch höchst vorsichtig. Die periodischen Schriften der Partei verhalten sich den Plänen der Regierung gegenüber viel abweisender. Die Preußischen Jahrbücher sehen in allem, was bisher geschehen ist, einen Versuch, die Gegner zu ermüden, die Dinge zu verschleppen. Von der neuen Session erwarten sie nur eine Steigerung des Konfliktes. Das Heilmittel sehen sie nicht in einem Kompromiß, sondern nur in einer absoluten Änderung, in einem neuen Ministerium, das „liberal und entschieden" sein müßte. Vor allem wollen sie auf der Verfassung fußen, keines der Grundrechte des Volkes preisgeben.

Die Grenzboten bestehen gleichfalls auf der Forderung eines neuen Ministeriums. Sie sprechen es scharf aus, daß es sich nicht mehr um die Militärorganisation und zweijährige Dienstzeit, sondern darum handelt, ob die Regierung nach dem zufälligen Willen der Majestät oder in gesetzlichen Formen durch die Übereinstimmung der Volksmajorität mit den höchsten Beamten der Krone geleitet werden soll. Sie verlangen, daß, wenn durch neue Wahlen keine Änderung herbeigeführt wird, die Krone ihre persönlichen Wünsche opfert. Bismarck ist nach ihrer Meinung außerstande, den Konflikt zu lösen. Sie glauben, daß ihm nichts anderes übrig bleiben wird, als zu einem Staatsstreich, zur Abschaffung der Verfassung seine Zu-

[1] 14./1. 63.

flucht zu nehmen. Allerdings wird dies nicht demonstrativ mit einem Male, sondern nur wie bisher auf dem Wege der Interpretation geschehen. Der Sieg der nationalen Partei und damit einer durchaus parlamentarischen Regierung erscheint den grünen Blättern sicher.[1]

Es wird hier also gewissermaßen als unvermeidlich angenommen, daß die Sachen zu einer verschärften Krisis treiben. Alle Maßregeln der Regierung können den Bruch nicht abwenden. Die Abkehr von Bismarck hat sich hier bereits entschieden vollzogen. Mit dieser entschiedenen Auffassung nähern sich die Grenzboten stark dem Standpunkt der rein fortschrittlichen Blätter, die ebenfalls einen Ministerwechsel fordern.

Die Volkszeitung sieht ganz ohne Hoffnung in die Zukunft. Ihr ist vor allem darum zu tun, die Regierung von der Kreuzzeitung loszulösen, in der sie die Quelle alles Übels sieht. Gegen diese wenden sich fast ausschließlich ihre Angriffe. Für die Regierung bleibt nur übrig, entweder das Abgeordnetenhaus aufzulösen oder die Agitation der neupreußischen Partei zu beseitigen.[2] Eine etwaige scharfe Maßregelungspolitik der Regierung scheint die Volkszeitung nicht zu fürchten, doch werden verschiedene Pläne besprochen, die von der Kreuzzeitung ersonnen sein sollen. Vor allem geht deren Partei angeblich darauf aus, jede Verbindung zwischen dem Könige und seinem Volke zu vernichten. Doch glaubt die Volkszeitung auch immer stärker an allerlei reaktionäre Pläne der Regierung. Der Leitartikel zum neuen Jahre äußert sich recht pessimistisch über die Lage. Eine Schärfung des Konflikts wird vorausgesehen. Ein Indemnitätsgesuch wird von vornherein als nicht genügend abgelehnt, bei gesetzlicher Feststellung der zweijährigen Dienstzeit wird eine erhöhte Bewilligung im Militäretat in Aussicht gestellt. Dem

[1] Grenzboten IV, 469 ff. — [2] V. Z. 277. 26./11.

neu zusammentretenden Abgeordnetenhause wird als erster Schritt die Einbringung einer Adresse empfohlen. Ein Versuch der Regierung, die inneren Schwierigkeiten durch eine erhöhte Tätigkeit nach außen zu lösen, wird als undurchführbar betrachtet, da die Mittel für eine solche Aktion verweigert werden würden. Im Abgeordnetenhause soll nach Artikel 82 der Verfassung eine Kommission zur Untersuchung von Tatsachen eingesetzt werden. — Diese und ähnliche Maßregeln, die empfohlen werden, sprechen deutlich für die Zuspitzung der Verhältnisse. Die Scheidung zwischen einer Politik der Kreuzzeitungspartei und einer des Ministeriums hört in dieser Zeit bereits gänzlich auf. Sowie die Einberufung des Hauses feststeht, wächst auch wieder der Mut der Partei und man sucht durch alle verfassungsmäßigen Mittel zu einer Verschärfung und dadurch zu einer Klärung der Sachlage zu gelangen. Man ist doch schon bis zur vollkommenen Ablehnung der bestehenden Regierung gekommen. Als die einzige, wenn auch nur geringe Aussicht auf Verständigung bleibt die rückhaltlose Bewilligung der zweijährigen Dienstzeit bestehen.

Auch die Deutschen Jahrbücher empfehlen eine Erklärung des Inhalts, daß vor allem der tiefe Rechtsbruch, der in einer Regierung ohne Verfassung liegt, geheilt werden müsse. Ed. Lasker, der spätere nationalliberale Abgeordnete, zeigt sich in einer Neujahrsbetrachtung: «Rex legibus solutus» von dem Sieg der Sache des Fortschritts völlig durchdrungen. Wenn er schreibt: „Das Genie kann sich nur in der richtigen Benutzung der Zeitideen bewähren, niemals in ihrer Verleugnung"[1], so war allerdings nach dieser Ansicht Bismarcks Zeit vorläufig noch nicht gekommen. Oppenheim wirft in einer sehr feinen Auseinandersetzung, anknüpfend an das angebliche Wort Bis-

[1] D. J. VI, 1.

marcks, die Presse werde von Leuten geleitet, die ihren Beruf verfehlt hätten oder, nach einer andern Lesart, die ihre Karriere verfehlt hätten, die Frage auf, ob Bismarck damit, daß er eine glänzende Karriere gemacht hat, nun auch seinen Beruf erfüllt hat. Auch er wirft ihm vor, daß seine Leistungen nicht mit den Forderungen und Bedürfnissen der Zeit in Einklang ständen und hält deshalb den Kampf gegen ihn für äußerst leicht. Doch wird hier noch immer eine Scheidung zwischen den Feudalen und dem Ministerium gemacht. Während jene der stärksten Anmaßung geziehen werden[1], ist das Blatt doch weit entfernt, dem Ministerium solche Pläne zuzutrauen, „im Gegenteil glauben wir aus verschiedenen Äußerungen entdeckt zu haben, daß dieses Ministerium, so wie es ist, sich noch gegen das Drängen von den äußersten Rechten abwehrend verhält“.

Auch hier die feste Erwartung, daß die Tage des Ministeriums gezählt sind, und daß es dem Ansturm von beiden Seiten nicht wird widerstehen können.

Sehr ausführlich beleuchtet die Wochenschrift des Nationalvereins die Tätigkeit des Ministeriums Bismarck, natürlich nicht eben in der freundlichsten Weise.[2] Der Ton, in dem sich die Ausführungen bewegen, zeigt deutlich genug, auf wie schwachen Argumenten die Behauptungen stehen. Die Hauptwut richtet sich allerdings gegen die Junkerpartei, die das persönliche Königtum in Verbindung mit der persönlichen Vertretung der noch vorhandenen Stände wolle, aber auch Bismarck erhält manchen

[1] Um sie zu verhöhnen, wird folgendes Wahlgesetz vorgeschlagen: Nur Landräte sind wahlfähig und zwar nur solche, deren korrekte Gesinnung von dem Vorstande irgendeines patentierten Treubundes oder Preußischen Vereins innerhalb der letzten sechs Wochen vor der Wahl schriftlich verbürgt wird. Urwähler ist nur, wer die eigenhändige Unterschreibung von mindestens drei Loyalitätsadressen gegen das bisherige Abgeordnetenhaus nachweisen kann. D. J. VI, 160 ff.

[2] N. B. W., Nr. 133—141.

Hieb. Er wolle nur die Reorganisation, ein bewilligtes Budget mit sehr viel Geld und ein klein wenig Ruhm mit oder ohne Blut und Eisen erreichen, wie, sei ihm einerlei. Für die Welt und vielleicht auch für sich selbst ist das Ministerium Bismarck-Schönhausen ein großes Rätsel. Wenn etwaige Neuwahlen dasselbe Haus ergeben wie bisher, so wird angenommen, daß Bismarck den Kampf aufgeben wird. Der Landtag müßte als erstes ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz beantragen. Überhaupt wird gegenüber der scheinbaren Verschleppungspolitik der Regierung zum schärfsten Angriff geraten. Wenn Bismarck noch weiter herrschen will, bleibt ihm nichts anderes übrig als Unterdrückung alles Liberalen und Restauration des vom Junkertum gegängelten Absolutismus.

Die gesamten Ausführungen zeigen ein ziemliches Durcheinander. Daß Bismarck nicht identisch sei mit der Partei der „Junker" wird zu wiederholten Malen erkannt und trotzdem wird er ebenso angegriffen wie diese. Man fühlt sich offenbar recht unsicher ihm gegenüber, und suchte, in dem Wunsche ihn zu stürzen, aus Plänen, die irgendwo auftauchten, Grund zu Angriffen gegen ihn zu finden. Der Haß, der keiner vernünftigen Aussprache mehr zugänglich ist, war in diesem Lager schon zu bedenklicher Höhe gestiegen.

Sehr vorsichtig hingegen äußern sich während dieser ganzen Zeit noch die katholischen Blätter. So sind die Kölnischen Blätter der Meinung, daß Bismarck zunächst mehr polizeien als regieren wird.[1] Irgendwelche Aussichten für die Lösung der Krisis sehen sie nicht, sie glauben, daß die Regierung mit der Entwickelung des *gesunden* Gedankens der Heeresorganisation der Demokratie den Boden entziehen kann, d. h. durch eine Verminderung der Lasten bei Erhöhung der Wehrfähigkeit. Als die Einberufung des Abgeordnetenhauses bekannt

[1] 3./5., 7./11.

geworden ist, glauben sie an eine schnelle Entwickelung der Dinge, doch enthalten sie sich, irgendwie Einzelheiten vorauszusagen. Das politische System glauben sie seit Schleinitz wenig geändert, wenn auch eine lebhaftere Bewegung in der Diplomatie nicht abgestritten werden kann.[1] Auf jeden Fall sind die Äußerungen dieses Blattes sehr vorsichtig und abwartend, man läßt es darauf ankommen, wie der Hase laufen wird.

Die Haltung der Augsburger Allgemeinen Zeitung ist nicht viel anders, zunächst aber freundlicher als das rheinische Blatt. Sie glaubt wie die Altliberalen an Verständigung, ja an Vereinigung Bismarcks mit den Liberalen. Die große Frage dabei ist, ob es ihm gelingen wird, die nötigen Konzessionen hierzu zu erlangen. Solange er aber den verfassungsmäßigen Zustand im Innern nicht wiederherstellt, ist überhaupt kaum auf eine Unterstützung des Landes zu rechnen. Allerdings erscheint ihr Bismarck dem Feudalismus abgeneigt. Der weiteren Entwickelung wird mit großer Besorgnis entgegengesehen, wenn man auch noch auf die Anbahnung einer milderen Regierungspraxis hofft. Die Stimmung des Blattes ist ziemlich versöhnlich, nur die Haltung Bismarcks in der deutschen Frage erregt ihr größere Bedenken. Im ganzen aber steht auch sie den Dingen abwartend als wenig beteiligter Zuschauer gegenüber. Die katholische Partei hatte nach der einen oder anderen Seite wenig zu erwarten und verhielt sich infolgedessen sehr zurückhaltend. Namentlich war es für sie überflüssig, sich mit allen Möglichkeiten eingehend auseinanderzusetzen.

Fassen wir kurz die gesamten Betrachtungen zusammen, so erkennen wir, wie wenig man über die Absichten der Regierung unterrichtet war. Fast alle Parteien tappen im Dunkeln und wenn sie richtige Gedanken bringen, so ist dies meist reiner Zufall. Jede Partei sucht vorläufig das aus den wenigen An-

[1] Nr. 9, 14, 9. 14./1. 63.

deutungen der Regierungspolitik herauszulesen, was ihr als das wünschenswerteste erscheint. Einen vollkommenen Bruch mit dem Ministerium hat trotz vielfacher feindseliger Stimmung eigentlich noch keine Partei vollzogen außer dem Nationalverein. Zwischen ihm und Bismarck erscheint allerdings jede Verständigung aussichtslos. Aber überall sonst glaubt man doch noch an die Möglichkeit eines Ausgleichs[1], wenn auch gegen Ende der Periode diese Aussicht der Mehrzahl bereits sehr gering erscheint. Die Hauptangriffe der Mehrheit richten sich gegen die „kleine, aber mächtige" Partei, die ihrerseits die Lage auszunutzen sucht, um im trüben zu fischen. Jeder Schritt Bismarcks, der eine Trennung von ihr zu bedeuten scheint, wird mit Freuden begrüßt, doch ist dies nur selten der Fall. Die liberalen Parteien sehen aber nicht ein, daß infolge ihres zu engherzigen Beharrens auf dem sogenannten Geiste der Verfassung und infolge ihrer Unnachgiebigkeit sie das Ministerium mehr und mehr in die Lage bringen, sich Unterstützung bei ihren Gegnern suchen zu müssen. Eine ruhige Verständigung schien bereits unmöglich, dazu war die Kampfesleidenschaft zu hoch angeschwollen, die gegenseitigen Forderungen zu groß. Die allgemein herrschende mißtrauische Stimmung gegen die Regierung war allerdings nicht erst durch Bismarck selbst hervorgerufen worden, zum großen Teil war sie von seinen Vorgängern auf ihn übergegangen, wie sie denn überhaupt in den großen ungelösten Fragen beruhten, die die Lage beherrschten. Doch wurde sie entschieden verstärkt durch die leidenschaftlichen Angriffe der Kreuzzeitung gegen alles, was liberal hieß; auch verschiedene Regierungsmaßnahmen, die besser unterblieben wären,

[1] Auch M. Duncker schrieb im November 1862: Verfolgt das Ministerium seinerseits einen festen Plan in der inneren wie in der äußeren Politik, kommt man der nächsten Kammer mit den erforderlichen Zugeständnissen entgegen, so können sich die Dinge zum guten wenden.

da ihr Erfolg doch nur äußerst gering war, trugen stark dazu bei, die Mißstimmung zu erhöhen.

Während die allgemeine Stimmung zum mindesten dem Ministerpräsidenten sehr kühl gegenüberstehlt, gab es doch schon in dieser Zeit einzelne Männer, die einigermaßen den rechten Kern in ihm erkannten. Während die Volkszeitung[1] in Bismarck wesentlich nur den Schüler Stahls, Gerlachs und Napoleons, eine sekundäre Natur sah, spendete ihm ein Mitglied der Fortschrittspartei, v. Kirchmann, großes Lob. Er äußerte bei einer Feier in Breslau zu Ehren der Abgeordneten, indem er darauf hinwies, wie vielerlei Bismarck in den letzten zehn Jahren gesehen und gehört habe: „Es ist unmöglich, daß nicht diese Verhältnisse ihre Wirkung auf diesen, an sich von der Natur hochbegabten Mann geäußert haben sollten. Und aus den Worten, die er in der Budgetkommission in freier und offener Weise aussprach, habe ich die Überzeugung gewonnen, daß allerdings sein Gesichtspunkt weit hinausgeht über die kleine Minorität, die nur an sich und ihre Privilegien denkt und sollte auch das Land darüber zu einem Kleinstaat wie Hessen herabsinken."[2] Friedrich Ötker, der Führer der hessischen Liberalen, der sich ihm mit vieler Zurückhaltung näherte, fand bei seiner Unterredung in ihm „keine Spur von aristokratischem Übermut, borniertem Junkertum, feudaler Einseitigkeit, prinzipieller Verranntheit, diplomatischer Zurückhaltung" und erkannte gleich in ihm den hervorragenden Staatsmann.[3] Als solcher war er auch von einem Konservativen, wahrscheinlich von Blanckenburg-Zimmerhausen[4], erkannt worden, der am 9. Oktober in sein

[1] 2./12. 62. 282. — [2] K. Z. 298. 27./10.

[3] Ötker, Lebenserinnerungen III, 334, Kassel 1885; vgl. Sybel II, 462. Allerdings ist etwas Vorsicht geboten, da die Aufzeichnungen erst erheblich später erfolgt sind.

[4] Ich sehe in diesem den Verfasser, weil es einen anderen konservativen Abgeordneten von B.-Z. zu jener Zeit nicht gab.

Tagebuch schrieb: Nach gewissen Eröffnungen zweifle ich nicht, daß wir in unserem neuen Ministerpräsidenten einen Staatsmann ersten Ranges besitzen. Bismarck ist weit entfernt, sein Genie in Disputen über Etatsrecht oder seine Zeit in Experimenten mit Verfassungsschablonen zu zersplittern oder zu verderben. Diese Dinge sind für ihn eine Art von Lutschbeutel für unartige Kinder und die spanische Wand, hinter welcher er seine eigentlichen Geschäfte treibt.[1]

Eine ähnlich günstige Auffassung von Bismarck, wenn auch nicht so scharf ausgesprochen, tritt uns in einer Broschüre aus dieser Zeit entgegen. Sie ist betitelt: Preußen nach dem Landtage von 1862.[2] Ihr Verfasser ist, wie wir durch H. Delbrück wissen[3], Dr. Konstantin Rößler. Diese Schrift zerfällt in drei Teile: den Anfang und das Ende bilden Betrachtungen darüber, was nun zu tun sei, und wie der Konflikt aus der Welt geschafft werden könne, eingeschoben ist eine Untersuchung über die Entwickelung der napoleonischen Politik und ihre Folgen für Preußen. Eine strenge Disposition ist in den einzelnen Teilen nicht durchgeführt. Die Schrift ist vollendet am 6. November, also wahrscheinlich unmittelbar nach der Schließung des Landtages begonnen. Daher beschäftigen sich die ersten Ausführungen mit dem, was nun werden soll. Die Verfassung ist, abgesehen von dem wirkungslosen Herrenhausbeschlusse, nach Rößler noch nicht verletzt. Es ist erfreulich, daß die Entscheidung jetzt bei der Regierung liegt. Rößler sieht keine Lücke in der Verfassung, die Vereinbarungsversuche sind einfach so lange zu erneuern, bis sie zum Ziele geführt haben. Auf diesem Standpunkte steht angeblich auch die Regierung — eine Behauptung, die sich wohl kaum aufrechterhalten läßt. Die

[1] D. R. 1889, I, 257 ff.
[2] Berlin, Springer 47 S.
[3] Pr. Jahrb. XC, 187 ff.

materielle Differenz zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus ließe sich nach Rößler leicht erledigen, wenn die Regierung sich dazu verstehen wollte, dem Volke einige Zugeständnisse in der Militärfrage zu machen, d. h. ihm vor allem die zweijährige Dienstzeit zu bewilligen. Um den formellen Streitpunkt zu erledigen, wird allgemein von der Regierung verlangt, daß sie die Indemnität für die bisher geleisteten Ausgaben nachsuche. Rößler weist nun sehr treffend darauf hin, daß bisher stets, da das Budget meist zu spät zum Abschluß gebracht wurde, die Indemnität für die in dem betreffenden Jahre bereits geleisteten Ausgaben stillschweigend erteilt wurde. Soll diese Art der Bewilligung nicht mehr genügen, so müßte man der Regierung die ausdrückliche Nachsuchung für alle Ausgaben auferlegen. Verlangt man diese nur für einen Teil, so setzt das die Unterscheidung eines ordentlichen, d. h. eines auf viele Jahre hinaus festgestellten Budgets und eines außerordentlichen Ausgabeetats, nur für ein einmaliges Bedürfnis des laufenden Jahres voraus. Diese Unterscheidung gilt jedoch vorläufig nur in England. Verlangen die Abgeordneten daher jetzt für einen Teil ausdrückliche Indemnität, so braucht diese für den anderen Teil nicht mehr nachgesucht zu werden, d. h. sie schädigen sich selbst. Das Haus tut daher besser daran, die weiteren Schritte der Regierung abzuwarten. Erfolgt die Vorlage des Budgets für 1862 noch vor dem 1. Januar, so genügt es, die Indemnität durch eine Resolution zu erteilen, erfolgt sie dagegen erst 1863, so muß die Regierung, um Frieden mit dem Lande zu finden, ein Indemnitätsgesetz einbringen. Nach diesen staatsrechtlichen Außeneinandersetzungen folgt ein längerer Exkurs über die napoleonische Politik und im Anschluß daran an das zweckmäßige Verhalten Preußens nach außen hin. Wir werden darauf im Zusammenhange der äußeren Fragen zurückkommen. Von besonderer Wichtigkeit für uns sind die nun folgenden Erörte-

rungen. Rößler ist der Ansicht, daß der innere Zwiespalt sich zum mindesten seines Gegenstandes nicht bewußt ist. Gegenüberstellung von Königtum und Parlament und stehendem Heere und Volksheer gehören nach seiner Meinung der Phrase und Ausartung des Parteiwesens an. — Diese Behauptung ist wohl in Anbetracht der tatsächlichen Verhältnisse zu weitgehend. — Als Grund für die Ablehnung der Militärfrage gibt Rößler die Furcht davor an, daß sie alle anderen Reformen hindern würde. Der erste notwendige Schritt zur Verhütuug des Konfliktes war die Zurückziehung des Budgets von 1863 durch das jetzige Ministerium. Es hätte wahrscheinlich einen Ergänzungskredit auch noch für Anfang 1863 erhalten, wenn Bismarck nicht mit Verfassungsinterpretationen hervorgetreten wäre, sondern das Ende der Verhandlungen über den 1862er Etat abgewartet hätte. Trotzdem erscheint der Zwiespalt auch bei der jetzigen Lage noch keineswegs unausgleichbar. Aber Stimmen im Lande wollen ihn nicht ausgleichen lassen und wünschen Repressionen, die systematisch als Reaktion ausgeübt werden sollen. Diese ist antikonservativ, von ihr ist vor allem die Verfassung bedroht. Vorläufig geht man nur darauf aus, die Funktionen der Verfassung zu lähmen. Sollte man aber dazu kommen, sie ganz abzuschaffen, dann „wird auf die reaktionäre Zerstörung eine andere Verfassung folgen, an welcher der Konservative bedauern mag, daß sie manche Bestimmung ihrer Vorgängerin nicht enthält". Rößler wendet sich dann der Stellung des Beamtenstandes zu. Er verlangt für diesen eine bessere Sicherung gegen Benachteiligung wegen Ausübung politischer Rechte, wenn auch vielleicht mit Einschränkung seiner politischen Rechte. Sollte es der Reaktion gelingen, die Beamten von ihrer Partei abhängig zu machen, so würde dies nach Rößler nur zur Folge haben, daß das Volk sich vou dem Beamtenstand emanzipiert und sich einen anderen Stand der Autorität schafft. Besonders

warnt der Verfasser vor der Bekämpfung der Presse. Eine freie Aussprache über alle Dinge wird eine unfruchtbare Neutralität der öffentlichen Meinung schaffen, die der günstigste Boden staatsmännischer Wirksamkeit ist. Wenn die preußische Presse sich aller Besprechung preußischer Angelegenheiten enthalten würde, so würde dadurch die preußische Diplomatie machtlos in der Wahrnehmung ihrer Interessen gegenüber der öffentlichen Meinung des Auslandes. Auch unliebsame Preßstimmen des Auslandes zu verbieten, ist kurzsichtig. „Wer heute noch mit der Preßfreiheit anbindet, kennt nicht die Elemente der heutigen Politik.“ Will die Reaktion überhaupt der Nation das öffentliche Leben abschneiden, so wird eine Reformation der politischen Begriffe erfolgen. Die neuen Wege des politischen Denkens werden nicht zum Radikalismus führen.

Sollte es der Reaktion gelingen, ihre Pläne durchzuführen, so braucht sie vor allem Frieden. Zu diesem Zwecke wünscht sie Wiederherstellung der heiligen Allianz. Doch dem steht außer den leitenden Kreisen in Österreich und Rußland auch die Persönlichkeit des jetzigen Ministerpräsidenten, „den sie schlau als den ihren preisen“, gegenüber. Interessant für Rößler ist die Stellung der Kreuzzeitung zu der auswärtigen Politik, die sie Bismarck zutraut. Ist sie bedenklich, so schreibt sie, daß die Liberalen es sind, die das Bedenkliche verlangen. Wenn sie sicher wäre, daß auswärtige Wagnisse für ihre Zwecke günstig ausschlügen, so würde die Reaktion das bedenklichste Spiel, d. h. wohl irgendeinen beliebigen auswärtigen Krieg, nicht scheuen. — Es ist möglich, daß die Regierung sich mit einigen repressiven Maßregeln nur Ruhe bis zum Beginn der eigentlichen Aktion schaffen wollte. „Eine Überzeugung müssen wir jedoch aussprechen, unberührt von dem Aufschrei des Widerspruches, welchen sie hervorrufen wird. Wenn Herr von Bismarck der Regierung, an deren Spitze er steht, den Impuls zu einer

kühnen, fortwirkenden unwiderruflichen Tat in der deutschen Frage geben kann, so wird in wenigen Tagen vergessen sein, was er noch heute und gestern gesprochen, getan und zugelassen hat. Dann ist es mit der Reaktion zu Ende, aber auch mit der Opposition. Unter anfänglichem Widerstreben wird lawinenartig durch die deutschen Provinzen der Ruf einer Nation sich fortpflanzen, welche durch die Reden zur Verzweiflung gebracht ist... Die deutsche Nation wird jubelnd rufen: Eine Diktatur für einen Mann!"

Zum Schluß ergeht die Aufforderung an die Opposition, Bismarck nicht entgegenzutreten, wenn er den inneren Frieden für den Staat erforderlich hält. Ein Zurückgehen auf den Stand von 1859 in betreff der Militärfrage ist unmöglich, das 1860 geschaffene Provisorium muß den Ausgangspunkt bilden. Der Haupttadel, der gegen die Reorganisation gerichtet wurde, die Beseitigung der Landwehr, ist unbegründet, da sie jetzt nur in die Stellung einer selbständigen Reserve treten wird. Folgende Punkte bleiben als gerechte Forderung bestehen: 1. Gesetzliche Fixierung der Zahl der Rekruten; 2. gesetzliche Ermächtigung der Regierung zur einstweiligen Vervollständigung der Linie durch die jüngsten Jahrgänge der Landwehr im Falle eines baldigen Krieges; 3. gesetzliche Ermächtigung der Regierung, die zweijährige Präsenz bis zu einer eventuellen Veränderung der Kriegsdienstpflicht im stehenden Heere ausreichen zu lassen. Um jede Befürchtung über eine unendliche Steigerung der Heeresausgaben zu vermeiden, muß die Regierung die Summe angeben, welche sie als Maximum der Militärausgaben nicht zu überschreiten gedenkt. Die Aufgabe der Landesvertretung aber ist es, der Regierung bis zu der Grenze entgegenzukommen, „wo die heiligste Gewissenhaftigkeit im Dienste eines Volkes, das, wie nur eines, die treue Wartung seines Heiles verdient, Einhalt gebietet. An dieser Grenze angelangt, hat die Volks-

vertretung, wenn sie versöhnenden Sinn nicht findet, das Weitere der Hand Gottes anheimzustellen." Diese zweite Schrift Rößlers enthält, wie nicht anders zu erwarten ist, manche Ähnlichkeiten mit der oben besprochenen. Doch fehlen philosophische Konstruktionen fast gänzlich, sie beschäftigt sich so gut wie ausschließlich mit der herrschenden Lage. Rößler hat sich der Regierung scheinbar noch mehr genähert, er hat die Bewilligung von Zugeständnissen stark verringert. Neu ist die nachdrückliche Betonung des Einflusses äußerer Taten auf die innere Politik.

Rößlers ideale Auffassung der Verhältnisse, die uns fortgesetzt entgegentritt, entsprach aber nicht der tatsächlichen Lage der Dinge; in Wirklichkeit waren die Leidenschaften doch schon zu stark angeschwollen.[1] Infolgedessen mußten seine Vorschläge, die auch im Grunde von einer merkwürdigen Halbheit sind, ungehört verhallen. Was Rößlers Schrift besonders wertvoll macht, ist, daß er Bismarck von der Reaktion zu trennen weiß, und diese in ihrem ganzen staatszerrüttenden Treiben offen bloßstellt, während er zu Bismarcks staatsmännischen Eigenschaften volles Vertrauen zeigt. Er kennt die Hoffnung und das Sehnen des Volkes und kann daher gleich einem Propheten die Entwickelung der Dinge voraussagen: wie durch eine kühne Tat nach außen aller Parteihader verschwinden wird, wie die Nation dem jetzt verhaßten und verachteten Ministerpräsidenten zujubeln wird. An diesen Stellen erhebt sich auch seine Sprache zu einem begeisterten Schwunge. Nur das verkennt Rößler, daß zu der Zeit, wo er diese Zeilen schrieb, die Lage noch nicht

[1] Die Pr. Jahrbücher X, 523 werfen dem Verfasser gleichfalls ein ungenügendes Verständnis für die realen Verhältnisse des Lebens vor. Sie sprechen ihm sogar ein Talent zu, vor den wirklichen Hergängen und ihren Motiven die Augen zu verschließen. Sie finden die glatte Trennung Bismarcks von der feudalen Partei, „die sonst der offiziösen Presse kaum gelingt", seltsam. Die vom Zaun gebrochene große Tat wird ihres Erachtens ein Phantasma bleiben.

reif war. Der Mann, auf den er seine Hoffnungen setzte, wartete des Augenblicks und bereitete derweil seinen König seinen Zwecken gemäß vor. Immerhin zeigt er ein viel weitgehenderes Verständnis für die Bismarckſche Politik als die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen, bei denen er in dieser Hinsicht wenig Gegenliebe fand.[1]

Auf einer ganz anderen Ansicht hinsichtlich der Lösung des Konfliktes steht eine Schrift aus diesen Monaten, betitelt: Die Lösung des Konfliktes. Eine Mahnung zur Eintracht.[2] Der Verfasser geht davon aus, daß es eine Pflicht für jeden guten Preußen sei, in dem drohenden Zwiespalt zwischen Krone und Land es nicht zum äußersten kommen zu lassen. Der Konflikt ist nach Ansicht des Verfassers durch eine falsche Auffassung der Sachlage von seiten des Landes in den Jahren 1861/62 herbeigeführt. Naturgemäß gibt es nun in Preußen nur drei Parteien, die reaktionäre, demokratische und die liberale. Um nun deren falsche Ansichten bekämpfen zu können, ist es notwendig, sie näher kennen zu lernen. Es wird uns daher eine Analyse dieser drei großen Parteien gegeben. Die reaktionäre Partei ist verfassungsfeindlich, an Zahl verschwindend klein, aber doch mächtig durch ihren Einfluß auf die Staatsgewalt. Die demokratische Partei steht auf dem Boden des allgemeinen gleichen Wahlrechtes und erstrebt möglichste Erweiterung der Macht der Volksvertretung. In ruhigen Zeiten ist ihr Einfluß gering, erst in Zeiten politischer Aufregung tritt er mehr hervor. Die liberale Partei ist die des vom Betrage der Steuer abhängigen Wahlrechts. Sie erstrebt die Fortbildung der Verfassung und des preußischen Staates durch einträchtiges Zusammenwirken von Krone

[1] So zeigte man in jenen Tagen Rößler auf der Straße in Berlin Wilhelm Scherer als „den wunderlichen Menschen, der glaube, Bismarck werde es machen". (Delbrück im Pr. Jahrb. XC, 192.)

[2] Berlin 1863, Heymann 38 S.

und Land. Diese Partei ist aber, seitdem 1861 die demokratische in sie eingedrungen ist, in einem Zersetzungsprozeß begriffen.

In der Entwickelung des Konfliktes verzeichnet der Verfasser drei Entwickelungspunkte, die sich ihm als Erfolge der Fortschrittspartei darstellen. Es waren dies die Bildung des Ministeriums Hohenzollern—Heydt, dann der Eintritt Bismarcks, wodurch „ein einheitliches Ministerium geschaffen wurde, das die Fortschrittspartei von jeher anstrebte", und schließlich die Erklärung Bismarcks, daß ohne Budget regiert werden würde. Alles, was sonst noch geschehen ist und geschieht, diene nur dazu, den Konflikt noch zu verschärfen.

Ihn zu lösen, ist das Ministerium Bismarck nach Ansicht des Verfassers völlig unvermögend, da es die Ursachen des Konfliktes nicht beseitigen kann und solange diese bestehen, können höchstens einige Symptome gehoben werden. Die Ursachen des Konfliktes sind nach Ansicht des Verfassers: 1. das Herrenhaus in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung, 2. ein fortschrittliches Abgeordnetenhaus und 3. ein liberales Ministerium. — Das Herrenhaus handelt nach den Ansichten der reaktionären Partei, also gegen die Verfassung. Seine Forteristenz führt daher notwendig zu einer Verstimmung des Landes nicht nur gegen das Herrenhaus, sondern auch gegen die Krone. Gerade gegen die Reform des Herrenhauses ist jedoch ein fortschrittliches Abgeordnetenhaus ein großes Hindernis, denn die Krone wird sich nur zu einer Reform des ersteren verstehen, wenn sie überzeugt ist, in dem Abgeordnetenhause eine nicht wankende Stütze zu besitzen. „Es zeugt daher von einer großen politischen Unreife des Landes, daß es der Krone ein solches Abgeordnetenhaus gegenüberstellt und sich also sein Ziel, die Reform des Herrenhauses zu erreichen, in die Ferne rückt."

Ein illiberales Ministerium nun kann nicht einmal die erste Aufgabe lösen, den in der Verfassung ausgesprochenen

Grundsätzen durch entsprechende Gesetze reale Wirklichkeit zu verschaffen. Das Ministerium Bismarck ist nicht nur einfach illiberal, sondern sogar spezifisch reaktionär. Es hat sich durchweg als solches gezeigt. Der Name des Chefs gibt sichere Gewähr dafür. Bismarck ist ein viel zu fester Charakter, als daß es gestattet wäre, ihm eine Änderung seiner Grundansichten unterzulegen. Es gibt daher für das Ministerium Bismarck keinen Weg zur Verständigung mit dem Abgeordnetenhause, vielmehr wird sich früher oder später für es die Unmöglichkeit herausstellen, auf dem Boden der Verfassung den Konflikt zu beseitigen. Da die Oktroyierung eines Wahlgesetzes oder einer anderen Verfassung nicht möglich ist, so bleibt kein anderer Weg übrig als die Entlassung des Ministeriums. Dafür wird die Ernennung eines entschieden liberalen Ministeriums gewünscht, welches seine Existenz einsetzt: 1. für Durchführung der Militärorganisation in ihren wesentlichen Punkten, nötigenfalls durch Auflösung des Abgeordnetenhauses, 2. für Durchführung der Verfassung in allen Teilen, nötigenfalls durch Reform des Herrenhauses. Das Ministerium müßte vor allem Eintracht zwischen Krone und Land erstreben. Die Fortschrittspartei würde durch die Entschiedenheit eines liberalen Ministeriums zersprengt werden. Das Land müßte selbst zu weitgehenden Forderungen der Regierung bezüglich der allgemeinen Wehrpflicht zustimmen, um vor allem die Durchführung der Verfassung zu sichern. — Der Verfasser sieht allerdings zur Zeit wenig Aussicht auf eine befriedigende Lösung.

Von jeder Gehässigkeit hält sich die Schrift frei. Eine durchaus logische Entwickelung der einzelnen Folgerungen ist nicht zu verkennen, nur daß eben der Verfasser manchmal von irrigen Voraussetzungen ausgeht und so zu falschen Schlüssen gelangt. Das ist vor allem der Fall, wenn er in dem Ministerium Bismarck ein durchaus reaktionäres sieht, er hat sich

hierbei offenbar durch den äußeren Schein täuschen lassen. Er will das Beste, bekennt sich als Feind aller Extreme und als Anhänger der liberalen Partei und zwar muß man ihn der gemäßigten Richtung derselben zurechnen. Seine Beurteilung Bismarcks ist allerdings nichts weniger als günstig, doch kann man ihm ein Verständnis für die allgemeine Lage und die Erforderniße der Zeit nicht abstreiten. Die Militärforderungen der Regierung erkennt er im ganzen als durchaus berechtigt an, doch weiß er, daß es nicht mehr ausreichte, dem Abgeordnetenhause einfach die Annahme der Regierungsforderungen zu empfehlen, um den Konflikt aus der Welt zu schaffen. Die Irrtümer in der Auffassung von dem Wesen des herrschenden Ministeriums teilt er mit der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen, im übrigen bringt seine Broschüre eine ganze Anzahl richtiger Gedanken in vortrefflicher Gliederung. Trotzdem enthalten die maßvollen Ausführungen keine irgendwie wegweisenden, zur Umsetzung in die Praxis geeigneten Vorschläge.[1]

Gegenüber diesen Ausführungen mutet die Schrift des Dr. Friedrich Bayer „Wer verschuldet die jetzt in Preußen eingetretenen unseligen Zustände und wie können dieselben beseitigt werden?"[2] trotz der in ihr ausgesprochenen königstreuen Gesinnung — oder gerade wegen dieser — etwas seltsam an. Der Verfasser verrät uns, daß er 71 Jahre alt ist, infolgedessen ist es nicht zu verwundern, daß seine Schrift einigermaßen oldfashioned auf uns wirkt. Er gibt dem Könige alle Rechte und eifert gegen alles, was das Abgeordnetenhaus unternommen hat. Nur der König hat das Recht, im Zweifel über die Auslegung der Verfassung zu entscheiden. Die Minister sind die

[1] Die Ausführungen des Verfassers finden die völlige Zustimmung der Pr. Jahrb. X, 639.

[2] Breslau 1863; bei Dülfer S. 36.

Vertreter des Königs, daher verletzt „ein so ungeeignetes Benehmen des Abgeordnetenhauses gegen diese Minister, deren Präsident als Diplomat und hoher Staatsbeamter längst großen Ruhm sich erworben hat, offenbar, wenigstens indirekt auch die des Staates Oberhaupte schuldige Ehrfurcht". Bayer hält den Beschluß des Herrenhauses zwar für nicht ganz korrekt, in der Erklärung des Abgeordnetenhauses dagegen sieht er eine unbefugte Anmaßung. Zur Stützung der Verstärkung des Heeres führt er an, daß Friedrich der Große bereits 200000 Soldaten besaß. Er empfiehlt der Regierung, allen Anmaßungen der Demokraten gegenüber fest zu bleiben; als Mittel zur Lösung des Konfliktes wünscht er Auflösung und Neuberufung des Abgeordnetenhauses, bis es zu seiner Pflicht zurückgeführt sein wird. Er fügt jedoch hinzu: „Ob der durch die Demokraten herbeigeführte Streit auf so friedlichem Wege werde beseitigt werden, vermögen wir gegenwärtig noch nicht zu beurteilen. Im Falle einer Revolution werden wir Konservativen Gut und Blut freudig opfern; wir dürfen auf Sieg über pflichtvergessene Aufrührer hoffen."

Wichtig sind diese Ausführungen nur insofern, als sie als der Ausfluß der Meinung einer gesonderten Gruppe erscheinen, deren Vorhandensein sich doch bisweilen noch geltend machte und manche Erscheinungen des damaligen politischen Lebens erklärt. Für die eigentliche Lage, für die entscheidende Wendung, die durch den letzten Ministerwechsel eingetreten ist, hat Dr. Bayer auf jeden Fall kein Verständnis.

Und ebensowenig überzeugend wirken die Ausführungen des M. v. Wittenburg „Ideen zur Befreiung der preußischen Monarchie aus der Revolution".[1] Da er sich mit der eigentlichen Lage des Staates nicht beschäftigt, überhaupt auf den

[1] Görlitz 1862, bei Renner S. 69.

Konflikt gar nicht eingeht, sondern nur allgemeine philosophische Betrachtungen anstellt, so können wir uns auf eine sehr kurze Wiedergabe seiner Forderungen hier beschränken. Er weist in langer Untersuchung den derzeitigen Subjektivismus als Quelle alles Übels nach und spricht die Meinung aus, daß für Preußen der einzige Weg zur Rettung die Aufhebung der bestehenden Verfassung durch den König sei. Ferner wünscht er die Organisation eines auf der geschichtlichen Entwickelung der sittlich-organischen Staatselemente begründeten Landes- und Volksrates, d. h. eine ständische Vertretung. Die Vollmachten des Landtages sind auf den Umfang zurückzuführen, wie sie unter Friedrich Wilhelm IV. für den vereinigten Landtag bestanden. Nachdem diese Lehren philosophisch begründet sind, kommt Wittenburg in seinem Schlußwort noch einmal darauf zurück, daß die Wiedererhebung nur in der Lossagung von dem Prinzip und den Idolen der Irrlehre des Subjektivismus bestehen kann. Der Staat der Zukunft ist nach ihm immer deutlicher ein Staat des Absolutismus. Nur in dem Staate des sittlichen Absolutismus, oder richtiger bezeichnet, in der sittlichen Monarchie werden fernerhin nach Wittenburgs Meinung die großen Völker noch weiter bestehen können.

Die Ausführungen zeugen von einseitigem philosophischen Doktrinarismus. Zu den Fragen der Zeit äußern sie sich gar nicht; den Beweis für seine Behauptungen bleibt der Verfasser vielfach schuldig. Der vorgeschlagene künstliche Rückschritt hätte sich in den vierziger Jahren vielleicht noch durchführen lassen, in der damaligen Zeit sicher nicht mehr. Es finden sich auch in dieser Schrift Ideen der ständischen Gruppe vertreten.

Auch die Ausführungen Ernst v. Fliegel-Bergs in seiner Broschüre: „Für das preußische Volk“ [1] sind ziemlich belanglos,

[1] Berlin 1863, 48 S.

da zu einseitig konservativ. Nach ihm hat der Landtag trotz Artikel 109 kein Steuerverweigerungsrecht, sondern sowie Gleichgewicht aller Einnahmen und Ausgaben hergestellt ist, ist das Budgetbewilligungsrecht gegenstandslos. Es war anerkannt, daß das Extraordinarium, auch nach Schluß des Etatsjahres 1862, wenn der neue Etat nicht festgestellt sei, nicht aufhören könne. Es genüge daher auch die Feststellung des Etats im Verordnungswege. — Diese Auffassung ist natürlich kaum haltbar, denn damit ist gewissermaßen das gesamte Finanzrecht der Volksvertretung illusorisch gemacht. Ihre Zustimmung brauchte in diesem Falle überhaupt nur äußerst selten eingeholt zu werden. Fliegel sieht in der Durchführung der Reorganisation nichts als die strikte Durchführung bestehender Gesetze. Das Parlament hat daher nicht die Macht, irgend etwas hiergegen einzuwenden. Die Demokraten haben auch ganz verschiedene Ansichten über die Militärfrage und werden daher niemals über die bloße Verneinung hinaus beieinander bleiben. Die Regierung wird zur Festigkeit und zu scharfen Maßregeln gegen die republikanische Bureaukratie aufgefordert.

Die Stellung des Ministeriums ist mit keinem Worte erwähnt. Die Behauptung, daß es sich bei der Reorganisation nur um die Durchführung bestehender Gesetze handle, läßt sich im Hinblick auf das Wehrgesetz von 1814 allenfalls vertreten. Jedenfalls ist dies der Frage gegenüber der bequemste Standpunkt, weil dadurch zugleich alle Untersuchungen über das Budgetrecht hinfällig werden.

Lediglich mit einer Rechtsfrage beschäftigt sich Graf Arnim-Boytzenburg[1] in seiner Schrift: „Das Recht des Herrenhauses

[1] Adolf Heinrich, Graf v. A.-B., geb. 1803. 1842—45 Minister des Innern, ebenso 19.—29./3. 48. 1854 Mitglied des Herrenhauses, Führer der gemäßigten Konservativen. Gest. 1868.

bei Festsetzung des Staatshaushalts".[1] Der Verfasser gibt zunächst eine eingehende Darstellung der Geschichte des Artikels 62 der Verfassung und sucht aus den Beratungen der Kammern von 1848—50 nachzuweisen, daß damals über einen den meisten Mitgliedern völlig neuen Gegenstand nach Anhörung von nur zwei Rednern abgestimmt wurde und daß eine Zurückverweisung des Beschlusses des Abgeordnetenhauses durch das Herrenhaus nur aus Besorgnis vor einer Verzögerung des Abschlusses des Verfassungswerkes nicht erfolgte. Als Folgerungen des materiellen Rechts sucht Graf Arnim aus den Beratungen zu entnehmen, daß zwar das Abgeordnetenhaus über die einzelnen Teile des Etatsentwurfs allein zu beschließen hat und dem Herrenhause nicht das Recht zusteht, selbständig einen neuen Etat aufzustellen, daß hingegen das Herrenhaus nicht nur über den vom Abgeordnetenhause aufgestellten, sondern auch über den von der Regierung aufgestellten Etat abstimmen könne. Diese Auffassung wird noch eingehender damit begründet, daß es sonst dem Herrenhause unmöglich wäre, der Regierung sein Einverständnis mit ihren Vorschlägen zu zeigen. Eine einfache Ablehnung des Abgeordnetenvorschlages sei widersinnig, weil das Herrenhaus mehr bewilligen wolle als dieses. Außerdem trüge bei einer Verwerfung die erste Kammer stets die Verantwortung für das Fehlen des Budgets. Die Regierung müßte dann, wenn das Herrenhaus nur über das verbesserte Budget beschließen dürfte, jedenfalls ein Budget, das ihr in der vom Abgeordnetenhause genehmigten Form unannehmbar erscheint, zurückziehen, weil eine Annahme oder Verwerfung durch das Herrenhaus dann doch völlig belanglos wäre. Es bliebe unter dieser Voraussetzung dem Herrenhaus überhaupt nichts anderes übrig, als den Entwurf des Abgeordnetenhauses stets anzunehmen, weil jede Verwerfung en bloc einen Verfassungsbruch seitens

[1] Berlin, Stilke 1863, VIII und 67 S.

der Regierung in Gestalt der Verausgabung unbewilligter Mittel in sich schließen würde.

Um einen Einfluß auf die Feststellung des Etats auszuüben, gibt der Verfasser für das Herrenhaus zwei Wege an: entweder in einzelnen Punkten die Regierungsvorlage anzunehmen und diesen Beschluß dem anderen Hause zur Erwägung zu unterbreiten oder seine Bedenken in einer Resolution zusammenzufassen und diese dem Abgeordnetenhause oder der Regierung mitzuteilen. Dann würde dieses noch einmal zu beraten haben und demgemäß dann das Herrenhaus seine Beschlüsse fassen können. Graf Arnim verspricht sich von dieser Art der Teilnahme des Herrenhauses an der Budgetberatung die heilsamsten Folgen. Eine Verzögerung tritt seines Erachtens dadurch nicht ein und der überwiegende Einfluß der Abgeordneten bleibt nach wie vor gewahrt. Gerade in Konfliktsfällen aber würde durch die Annahme der Regierungsvorlage seitens des Herrenhauses eine Vertagung des definitiven Abschlusses geschaffen, die eine Verständigung wesentlich erleichtere.

Nur in der Ausübung dieses Rechts sieht der Verfasser überhaupt die Möglichkeit der Gewährung eines, wenn auch höchst beschränkten, so doch positiven Einflusses des Herrenhauses auf die Feststellung des Staatshaushaltsgesetzes.

Die Schrift ist entschieden mit viel Geschick abgefaßt und verteidigt eine verlorene Sache, so gut sie sich eben verteidigen läßt, nur daß eben Erwägungen allgemein moralischer Art nicht von Belang sind, wenn ihnen feste rechtliche Normen gegenüberstehen. Daß der Beschluß des Herrenhauses offenbar gegen den Wortlaut der Verfassung verstieß, war allen unbefangen Urteilenden klar. Immerhin ist der Versuch nicht uninteressant, durch geschickte Umdeutungen und nachträgliche Interpretationen in dem Sinne des Gesetzgebers ein scheinbar gut fundiertes Recht zu begründen.

Eine Sonderstellung neben diesen Abhandlungen nimmt die Schrift „der Konflikt in Preußen“ insofern ein, als sie durchaus sachlich gehalten ist und nur eine übersichtliche Darstellung des Konfliktes für alle Interessenten gibt.

Nachdem die beiden großen Parteien so in einigen Broschüren zu Worte gekommen sind, wenden wir uns den weiteren Äußerungen zu, die Ferd. Lassalle über das Wesen des Konfliktes und seine Lösung machte. Wir beschränken uns hier wieder lediglich auf seine politischen Ansichten.

Wie wir oben gesehen haben, hatte sich Lassalle schon im Beginne des Jahres 1862 mit der Streitfrage theoretisch beschäftigt. Als er jetzt, im November von einer längeren Reise zurückgekehrt, wieder energisch in den Streit eingriff, war es ihm leicht, von den theoretischen Erörterungen seines ersten Vortrages über Verfassungswesen aus, nunmehr schärfer, praktischer in den Streit der Meinungen einzugreifen. Dies geschah durch seinen Vortrag „Was nun?“, den er am 17. November in einem Berliner Bürgerbezirksverein hielt.[1] Mit Stolz konnte er in den einleitenden Worten seiner Rede darauf hinweisen, daß seine Ausführungen bei den entschiedensten Gegnern, d. h. bei der Kreuzzeitungspartei und den Ministern nicht unbemerkt verhallt wären, sondern daß diese sich vielfach als Anhänger derselben Theorie bekannt hätten. Allerdings kann er es sich nicht versagen, mit einer kleinen Bosheit die Logik des Herrn von Roon zu kritisieren. Er führt dann des näheren aus, wie die „staatsrechtliche Praxis“ des Herrn von Bismarck, die nach dessen Rede vom 7. Oktober die Rechtsfragen entscheidet, nichts anderes ist als das, was er als tatsächliche Machtverhältnisse bezeichnet hat. Als besonders fördernd für die „staatsrechtliche Praxis“ erwiesen sich die Präzedenzfälle, durch deren Schaffung man sich leicht den Schein des Rechts erwerben könne. Es kann

[1] Vgl. zu den folgenden Ausführungen Oncken, Lassalle, S. 235 ff.

Lassalle natürlich nur angenehm sein, den Ministerpräsidenten auf seiner Seite zu sehen, und daher widmet er ihm folgendes Lob, das natürlich nur sehr cum grano salis zu verstehen ist: „Sie werden ersehen haben, daß der Herr Ministerpräsident ein tiefer und feiner Kenner des Verfassungsrechtes ist, daß er ganz und gar auf dem Boden meiner Theorie steht, daß er ganz vortrefflich weiß, wie die wirkliche Verfassung eines Landes nicht in dem Blatt Papier, sondern in den tatsächlichen Machtverhältnissen besteht, ... und daß er sich ausgezeichnet klar darüber ist, wie sie entstehen und wie sie sich nachher verwerten werden. . ."

Seine Voraussage, daß die Verfassung tatsächlich tot sei, hat sich schneller, als er gedacht, bewahrheitet. Daher glaubt er auch das richtige Mittel, das zum Siege führt, zeigen zu können. Allerdings kommt es nicht auf die Erhaltnng der alten geschriebenen Verfassung an, denn das Volk hat an vielen Paragraphen wenig Interesse. Nur das Budgetbewilligungsrecht der Abgeordneten muß auf alle Fälle wieder dauernd hergestellt werden. Ein falsches Mittel dazu wäre die Steuerverweigerung, da hierzu die Machtmittel, die in England reichlich vorhanden sind, fehlen. Das einzig Richtige ist nach seiner Ansicht: Die Kammer muß aussprechen das, was ist!

Ein richtiges Verständnis dieses Satzes zu ermöglichen, hält es Lassalle für nötig, noch einmal das Wesen des Scheinkonstitutionalismus klarzulegen. Er weist nach, daß dieser ein geschicktes Mittel des Absolutismus ist, um sich nach der Besiegung einer Revolution zu halten, ohne beständigen neuen Aufruhr fürchten zu müssen. Denn durch die geschriebene Verfassung ist ein scheinbares Gleichgewicht zwischen den herrschenden Kräften der Regierung und dem Streben der Massen hergestellt. Um nun den Absolutismus zu stürzen, genügt es daher, ihm sein Mäntelchen abzureißen und ihn nackt zu zeigen, so wie er

ist. Die Kammer braucht zu diesem Zwecke nur zu erklären, ihre Sitzungen so lange zu vertagen, bis die Regierung den Nachweis antritt, daß die verweigerten Ausgaben nicht länger fortgesetzt werden. Dann muß die Regierung nachgeben oder als absolute weiterregieren. Im ersten Falle ist sie besiegt; im zweiten wird sie machtlos, denn eine absolute Regierung ist jetzt in Europa ein Unding. Eine solche Regierung würde den größten Demütigungen von seiten der anderen Mächte ausgesetzt sein, sie würde in eine unmögliche Finanzlage geraten, die gesamte Gesellschaft würde in Aufruhr gegen sie sich erheben, kurz ihr Untergang wäre sicher. Bei diesen Ausführungen ist es interessant zu sehen, wie sehr sich Lassalle gegen den Vorwurf unpatriotischen Empfindens verwahrt. — Der Schluß bringt in weiterer Verfolgung dieser Anschauungen scharfe Ausfälle gegen die Volkszeitung und ihr Vertuschungssystem, das alles Unheil herbeigeführt hat.

Alle anderen Mittel, etwa Verweigerung sämtlicher Forderungen der Minister, oder gar Kompromisse, so der der zweijährigen Dienstzeit. sind zu verwerfen; jeder Kompromiß wäre ein gänzliches Preisgeben des öffentlichen Rechtes. Denn damit würde die Bismarckische staatsrechtliche Praxis festgestellt, daß die Kammern nachgeben müssen, wenn die Regierung sich in einem Konflikt mit ihrem verfassungsmäßigen Recht befindet. Sollte die Regierung es versuchen, eine Zeitlang ohne Kammern zu regieren, so würde sie sich nur um so mehr demütigen müssen, wenn sie später zur Umkehr gezwungen wird. In diesem Falle wird es heißen: „Den Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust!"

Soweit die Ausführungen. Was nun zunächst die Stellung Lassalles zu Bismarck betrifft, so finden wir zwar manches lobende Wort über diesen, doch wohl meist ohne wahre innere Überzeugung gesprochen. Anzuerkennen ist wiederum die scharf realistische

Erkenntnis der Dinge, die er aber braucht, um zu schärferen Forderungen als die Fortschrittspartei zu gelangen. Das von ihm vorgeschlagene Mittel war allerdings einem Manne wie Bismarck gegenüber, der sich vor einer Verschärfung des Streites nicht scheute, nutzlos. Ob Lassalle von der Zwecklosigkeit seines Vorschlags so vollkommen überzeugt war, wie Oncken es annimmt[1], erscheint mir zweifelhaft, ihm lag doch wohl ebensoviel an einer Verschärfung des Konfliktes wie an einer Diskreditierung der Liberalen. Er konnte nur hoffen zu gewinnen, wenn die Gegensätze sich immer mehr zuspitzten. Daß er sich mit seinen Ausführungen an das Bürgertum wandte, ist wohl begreiflich, dieses sollte ihm den Weg ebnen, damit er nachher freie Bahn hätte. Auf jeden Fall sticht seine Rede vorteilhaft ab von den vielen liberalen Erzeugnissen durch die unbedingte und reale Logik, die in ihr herrschte.

Eine unmittelbare Wirkung erzielte Lassalle mit seiner Rede nicht. Der Abgeordnete Martiny, der seine Vorschläge der Fortschrittspartei sofort nach dem Wiederzusammentritt am 13. Januar unterbreitete, blieb mit seiner Meinung allein und trat deshalb aus der Partei aus.

Von den fortschrittlichen Organen griff die Volkszeitung Lassalle bereits im Anfange des Jahres 1863 heftig an, er fand zunächst dagegen noch Rückhalt bei der Vossischen Zeitung und der Reform[2], doch bald nahmen auch diese eine ablehnende Haltung gegen ihn an und zwangen ihn dadurch, einen Artikel gegen eine Äußerung der Berliner Reform zur Verteidigung seiner Ansichten als Flugschrift erscheinen zu lassen.

Diese erschien am 7. Februar 1863 unter dem Titel „Macht und Recht". Zurückgehend auf einen Bericht der Berliner

[1] S. 243. Mehring, Geschichte d. d. Sozialdem. II, 362 ff. (2. Aufl., 1903), hält auch den Vorschlag für ernst gemeint.

[2] Mehring, a. a. O. II, 366.

Reform über die Herrenhausrede des Grafen Krassow, wonach dieser Lassalle zugestimmt habe, daß der Konflikt eine Machtfrage sei, verwahrt er sich dagegen, daß er erklärt habe, daß Macht vor Recht gehen solle.[1]

Vielmehr habe er nur erklärt, daß Macht vor Recht gehe, er wünsche durchaus, daß das Recht das Entscheidende sei. Aus der Entwicklung der Verfassung seit 1848 aber weist er nach, daß stets die Macht das Recht gebeugt hat, daß insbesondere auch Schwerin an einem Dutzend Rechtsbrüche teilgenommen habe. Das Recht wird erst dann zur Geltung gelangen, wenn es die Macht hinter sich hat. Dieses je zu erreichen haben die Liberalen durch schwächliche Kompromisse sich versperrt, die entschiedene Demokratie hat allein das Recht vom Recht zu sprechen, da sie allein den Bruch desselben niemals sanktioniert hat. Die Liberalen haben ein Stück Recht aufgegeben, um ein Stück Macht zu erlangen: dafür haben sie von der Macht nur die Fußtritte erhalten.

Wie man sieht, bringen diese Ausführungen nichts Neues. Die Entwicklung des Konfliktes war den Ideen Lassalles wenig günstig, und andererseits konnte er auch theoretisch seine Gedanken nicht weiter ausbauen, und zu noch schärferen Formulierungen gelangen. Daher ist es richtig, von einem toten Punkt zu reden, auf dem seine Konfliktspolitik Anfang 1863 angelangt war.[2]

Fassen wir noch kurz die Gesamtstellung Lassalles zum inneren Konflikt zusammen, so finden wir ihn in isolierter Stellung allen Parteien gegenüber; je schärfer aber der Konflikt wird, um so eher glaubt er, sich gegen seine Gegner durchsetzen zu können, und um so schroffer wird daher der Gegensatz zu den Liberalen, während sich ganz naturgemäß eine, wenn

[1] Auch sonst ging das Gerücht um, daß Lassalle mit Bismarck im Bunde stehe und sich zu dessen Theorie bekenne. — [2] Oncken S. 246.

auch wenig greifbare Annäherung an das Ministerium vollzieht. Nicht als ob er dasselbe gewollt hätte, aber die Wege Bismarcks und Lassalles führen sie in ihren ersten Schritten, in dem Kampfe gegen das Abgeordnetenhaus zusammen. Eine deutliche Annäherung werden wir im Herbste des Jahres zu verzeichnen haben, hier möge genügen, darauf hingewiesen zu haben, daß eine Verwandtschaft in dem klaren Erfassen des Wirklichen bei beiden Männern ohne Zweifel liegt.

Wir verfolgen jetzt die neuen parlamentarischen Kämpfe, die sofort alle Gegensätze, welche bis dahin noch verborgen unter der Oberfläche geruht hatten, scharf hervortreten ließen.

Zweites Kapitel.

Der Landtag von 1863 (14. Januar bis 27. Mai).

Mit der Wiedereröffnung des Landtages kommt sofort eine viel lebhaftere Bewegung in die öffentliche Meinung. Die Schritte, die die Abgeordneten bei der Lage der Dinge unternehmen können, um zu einer Lösung oder wenigstens zu einer klaren Auseinandersetzung mit der Regierung zu gelangen, werden nach allen Richtungen hin erwogen. Freilich, war die Eröffnungsrede des Königs noch verhältnismäßig versöhnlich gehalten, so wurde gleich schon durch die Worte, mit denen Präsident Grabow die neue Session eröffnete, es klar, daß die Majorität des Abgeordnetenhauses nicht im geringsten gewillt war, einen Fuß breit ihrer Stellung aufzugeben. Die Rede klang von vornherein wie eine Kriegsfanfare, die zum Kampfe gegen die Regierung rief. Den ersten Hauptteil der Tätigkeit des Abgeordnetenhauses während dieser Session bildete die Beratung über eine an den König zu richtende Adresse, die nach dreitägiger Debatte nach dem Entwurfe der Kommission angenommen wurde. Auf die Adresse, die dem König direkt

schriftlich zugestellt werden mußte, erfolgte eine persönliche Antwort ohne Gegenzeichnung eines Ministers. Das Herrenhaus seinerseits sandte am 5. Februar eine Loyalitätsadresse an den König. Bis zu diesem Zeitabschnitt beschäftigt sich die öffentliche Meinung fast ausschließlich mit den Vorgängen im Abgeordnetenhause und den sich daraus ergebenden Verwicklungen. Eine Ablenkung von den inneren Verhältnissen erfolgte dann durch das Bekanntwerden des Abschlusses der preußisch-russischen Konvention vom 8. Februar. Dieses führte gleichfalls zu erregten Debatten im Abgeordnetenhause, die ihren Höhepunkt in den Verhandlungen vom 26. bis 28. Februar erreichten. Als dritter Abschnitt der Tätigkeit des Hauses folgte ferner, nachdem eine Interpellation Twestens über die dänische Frage (17. April) und ein Beschluß über Erlaß eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes (22. April), das von der Regierung abgelehnt wurde, kurz erledigt waren, die Beratung über die Militärfrage, d. h. über die Novelle der Regierung zum Militärgesetz von 1814 und dazu gestellte Anträge (7. Mai und folgende Tage). Hierbei kam es zu einem Konflikt zwischen dem Präsidium des Hauses und dem Ministerium (11. Mai). Der König unterstützte die Ansprüche der Minister, infolgedessen beschloß das Abgeordnetenhaus eine zweite Adresse an den König, die sich in sehr scharfen Ausdrücken gegen das Ministerium aussprach. Der König antwortete wiederum mit einem persönlichen Erlaß und verfügte zugleich den Schluß der Session (27. Mai). Hiermit war diese ereignisreiche Sitzungsperiode zum Abschluß gelangt.

Es ist später verschiedentlich hervorgehoben worden, daß wohl niemals bessere Parlamentsreden in Deutschland gehalten worden sind als in den Jahren des Konflikts im preußischen Abgeordnetenhause. Das ist eine Behauptung, die vollauf gerechtfertigt ist. Trotz aller gelegentlichen Schärfen, wie sie

durch die gegenseitige Erbitterung ganz natürlich hervortraten, zeigten die Redner eine Sachlichkeit und ein Pathos, die wir selten, wenigstens nicht so durchgängig in einem Abschnitt unserer parlamentarischen Geschichte finden. Wir werden die Stellung der Parteiführer zu den einzelnen Fragen später näher zu beleuchten haben, da die Parlamentsverhandlungen uns die natürlichste Einteilung des Stoffes geben. Es wird gut sein, um die einzelnen Schwankungen innerhalb der Parteien besser herausheben zu können, daß wir die Stellung der öffentlichen Meinung zu den oben erwähnten drei Hauptfragen einzeln untersuchen, wobei wir jedoch die polnische Frage hier ausscheiden und in einem späteren Kapitel für sich behandeln werden.

Wir haben also zunächst zusammenzustellen, wie sich die öffentliche Meinung den Vorgängen im Abgeordnetenhaus gegenüber bis zur Fertigstellung der Adresse an den König und ihrer Beantwortung verhielt. Wie schon erwähnt, war die Eröffnungsrede auf einen recht versöhnlichen Ton gestimmt. Das Budget für 1863 und 1864 sollte vorgelegt werden, die Regierung verpflichtete sich ferner, ein Gesetz zur Abänderung und Ergänzung des Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 3. September 1814 einzureichen. Dagegen wurde den bereits laut gewordenen Wünschen zur Nachsuchung der Indemnität für die Ausgaben des Jahres 1862 sowie nach sehr weitgehenden Zugeständnissen in der Militärfrage nicht entsprochen.[1] Der bisherige provisorische Präsident des Hauses Grabow[2] ging in seiner Eröffnungsrede gar nicht auf die königliche Botschaft ein, sondern stellte nur in schroffen Worten fest, daß die Verfassung verletzt sei. Dieses Auftreten kennzeichnete

[1] Den Text der Rede siehe St. B. A. H. 1863 I, 1.

[2] Wilhelm G., geb. 1802 zu Prenzlau, 1838 Oberbürgermeister daselbst, 1848 Mitglied und Präsident der Nationalversammlung, 1849 Präsident der preuß. II. Kammer, 1862—1866 des Abgeordnetenhauses. † 1874.

von vornherein die Verschärfung der Gegensätze, die seit dem Schluß der vorigen Session sich vollzogen hatte. Die Regierung legte zunächst das Budget für 1863 und ein Gesetz über die Diäten der Abgeordneten dem Hause zur Beratung vor. Zu eigentlichen Kämpfen kam es dann erst, als am 22. die Abgeordneten Virchow[1] und von Carlowitz[2] den Antrag und Entwurf einer Adresse an den König einbrachten. Nach kurzer Beratung in der Kommission folgte dann vom 27.—29. die Verhandlung über diese in pleno, die schließlich zur Annahme des Kommissionsentwurfes führte. Hierbei kam es zu äußerst lebhaften Debatten. Schon die Äußerungen Bismarcks in der Kommission, daß es eine Grenze gebe für das, was der König von Preußen anhören könne, und seine fest ausgesprochene Behauptung, daß die Verfassung nicht verletzt sei, hatten Unwillen erregt. Dieser steigerte sich noch erheblich, als der Ministerpräsident bei der allgemeinen Beratung das Wort ergriff, um seine Auffassung über das Budgetrecht und den Verfassungskonflikt darzulegen. v. Sybel hatte als Referent der Kommission mit einigen einleitenden Worten die Adresse begründet, Waldeck und Carlowitz hatten in schärferer Weise weitere Bemerkungen hinzugefügt. A. Reichensperger hatte in einer vortrefflichen und sehr ausgedehnten Rede für seinen Antrag gesprochen[3], als Bismarck das Wort ergriff. Er setzte in längerer Rede auseinander, daß durch das Vorgehen des Abgeordnetenhauses die Lage geklärt sei, daß es sich um den Kampf der Krone und des Parlaments um die Herrschaft handle. Die

[1] Rudolf V., Prof. der Pathologie, geb. 1821 in Schivelbein i. P., 1856 Prof. in Berlin, 1862 Mitglied des A. H. † 1902.

[2] Albert v. C., geb. 1802 in Freiberg i. S., 1846—1848 sächsischer Justizminister, seit 1849 in Schlesien. † 1874.

[3] Er beschränkte sich im wesentlichen darauf, um Abstellung des verfassungswidrigen Zustandes, wie er durch das Vorgehen der Staatsregierung geschaffen sei, zu bitten. St. B. A. H. III, Nr. 4, S. 4 f.

Ansprüche des Abgeordnetenhauses wies er zurück, er stellte allen andersartigen Behauptungen gegenüber die Einigkeit zwischen Krone und Ministerium fest. Das Verfassungsleben sei eine Reihe von Kompromissen, würden diese durch die Hartnäckigkeit einer Partei vereitelt, so entständen Konflikte, und Konflikte würden, da das Staatsleben nicht still zu stehen vermöge, zu Machtfragen. Er zeigte, daß die Regierung verschiedentlich Entgegenkommen bewiesen habe und daß man daher nunmehr Zugeständnisse von seiten des Abgeordnetenhauses erwartete. Weiter entwickelte er die Theorie von der Lücke in der Verfassung und wies den Vorwurf des Verfassungsbruches zurück. Mit der Erklärung, jederzeit fest für die Rechte des Königs einzustehen, unter Hinweis auf den Geburtstag des vermutlichen späteren Thronfolgers, schloß Bismarck seine Ausführungen.[1] Unruh trat den Äußerungen Bismarcks sofort entgegen; von größerer Wirkung war noch das Auftreten des Grafen Schwerin, der erklärte, daß Bismarcks Rede in dem Satze kulminiert habe: „Macht geht vor Recht", daß jedoch der Wahlspruch der preußischen Könige umgekehrt lauten müsse: „Recht geht vor Macht; iustitia fundamentum regnorum". Er sprach sich im übrigen gegen den Erlaß einer Adresse aus, verwahrte sich jedoch namens Aller gegen die von Bismarck vorgetragene Auffassung, daß eine Lücke in der Verfassung sei.[2] Demgegenüber fühlte sich dieser veranlaßt, seine zuvor abgegebene Erklärung zu wiederholen und aus ihr nachzuweisen, daß er den ihm von Schwerin involvierten Ausspruch nicht getan habe. Die Debatte wurde am folgenden Tage fortgesetzt.

[1] cf. St. B. A. H. 1863 I, 53—55. Der Hinweis auf den Geburtstag Wilhelms II. war auf besonderen Wunsch des Königs erfolgt (Anh. G. u. E. I, S. 45, Nr. 31). Die Zeitungen fanden ihn verschiedentlich, als eine Hereinziehung privater Angelegenheiten des Königshauses in den Streit, höchst unpassend. — [2] St. B. A. H. 60—62.

Hierbei äußerten sich die Abgeordneten Twesten, Schulze-Delitzsch, Jannisżewski, P. Reichensperger-Beckum, Minister von Bodelschwingh und Abgeordneter Virchow. Besonderes Aufsehen erregten die heftigen Angriffe Virchows auf Bismarck.[1] Er erklärte u. a., daß die Minister eine preußische Sprache redeten, die man in der ganzen Welt nicht verstände, die gegen jedes Recht sei und auf die man überhaupt keine Antwort erteilen könnte. Die Loyalitätsdeputationen machte er in hohem Maße lächerlich. Bismarck tat die Angriffe sehr kurz ab, erklärte auf persönliche Angriffe nicht eingehen zu können. Er sei stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden und die Abgeordneten würden sie noch oft von ihm hören. Den Schluß der Sitzung bildete eine lange Begründung des Freiherrn v. Vincke zu seinem Antrag[2], sowie verschiedene Äußerungen der Minister. Am 29. folgte der Schluß der Beratung. Reichensperger empfahl seinen Antrag, darauf nahm Sybel noch einmal als Berichterstatter in sehr scharfer Rede das Wort. Besonders wirksam war der Teil seiner Rede, wo er auf die allgemeine gefahrdrohende Lage Europas hinwies, trotz der die Regierung nicht angestanden hätte, einen Streit über zwei- oder dreijährige Dienstzeit hineinzutragen und damit das Vaterland bis in seine Fundamente zu erschüttern.[3] Der Minister des Innern gab eine kurze Erklärung des Inhalts ab, daß die Minister die Verfassung nicht verletzt hätten und daß die Regierung das Recht habe, gegen oppositionelle Beamte einzuschreiten. Nach einigen persönlichen Bemerkungen ging man zur Spezialdiskussion über den Kommissionsentwurf über. Die ersten einleitenden Sätze wurden ohne weiteres genehmigt. Gegen den

---

[1] St. B. A. H. I, 63—104.

[2] Er forderte auch unzweifelhafte Anerkennung des Artikels 99 der Verfassung und unverzügliche Feststellung des Staatshaushalts für 1862; sprach sich im übrigen sehr maßvoll aus, den meisten Regierungsvorlagen zustimmend. — [3] St. B. A. H. I, 117.

3. Absatz: „Seitdem haben die von Ew. Majestät berufenen Minister verfassungswidrig die Verwaltung ohne gesetzlichen Etat fortgeführt, und sogar entgegen einer bestimmten Erklärung des Hauses der Abgeordneten solche Ausgaben verfügt, welche durch Beschlüsse des Hauses definitiv und ausdrücklich abgelehnt waren", verwahrte sich Bismarck. Gegen ihn ergriff Gneist das Wort zu einer großen staatsrechtlichen Auseinandersetzung, die mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde. Er erklärte, daß die Regierung das Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht verloren habe. Die Minister hätten mit allen Kräften den Streit in einen persönlichen zwischen dem König und seinen Untertanen verwandelt. Es handle sich um Kabinettsregierung oder Verfassung, um die neuen Regimenter oder den Verfassungseid. Der König habe zwar große Rechte in Preußen, aber nicht diejenigen Rechte, die Bismarck für ihn proklamiert habe. Vor allem habe er nicht das Recht, durch Kabinettsbefehle das Heerwesen beliebig zu regeln. Der Standpunkt des Ministeriums sei rechtlich und sittlich unmöglich, „versuchen sie solche Standpunkte in diplomatischen Noten, wir zerreißen diese Noten". Die Adresse sei nur der Ausdruck eines schweren unverdient erlittenen Unrechtes.[1]

Die weiteren Sätze führten noch zu kürzeren Debatten, Bismarck selbst ergriff noch zweimal das Wort. Dann erfolgte die Annahme der Gesamtadresse nach dem Vorschlage der Kommission mit 255 : 68 Stimmen.[2] In ihr verwahrte sich das Abgeordnetenhaus u. a. noch gegen die Verkümmerung seines Budgetrechts, gegen die Loyalitätsadressen und -Deputationen; gegen alle Maßregelungen von seiten der Regierung. Es wurde ferner darin ausgesprochen, daß die Verfassung durch die Minister verletzt sei, daß das Ausland mit Befremden auf

[1] St. B. A. H. I, 122—127.

[2] St. B. A. H. I, 138.

den Konflikt sehe und wohl wisse, daß Preußen seinen Einfluß in Deutschland nur nach Wiederherstellung der inneren Ordnung wieder gewinnen könne. Zum Schlusse wurde der Erwartung Ausdruck gegeben, daß man zu verfassungsmäßigen Zuständen zurückkehren werde. Der König lehnte den Empfang der Deputation ab und antwortete am 3. Februar. Er wies energisch den Vorwurf der Verfassungsverletzung zurück, und bezeichnete es seinerseits als eine Überschreitung der verfassungsmäßigen Befugnisse des Hauses, wenn es seine Beschlüsse über Staatsausgaben als definitiv maßgebend für die Regierung betrachtet zu sehen wünsche. Auch die anderen Beschwerden wurden als unbegründet zurückgewiesen und zum Schlusse das Abgeordnetenhaus aufgefordert, das nötige Entgegenkommen zu zeigen, um eine Verständigung zu ermöglichen.[1]

Die Loyalitätsadresse des Herrenhauses, die am 5. Februar einstimmig[2] beschlossen wurde, sich auf den Standpunkt der Regierung stellte und ihr die kräftigste Unterstützung zusicherte, wurde vom Könige aus den Händen der Deputation in Gegenwart der Minister entgegengenommen. Die Antwort war, wie es nicht anders zu erwarten war, äußerst gnädig.[3] König Wilhelm sprach der Abordnung seinen Dank für ihre Unterstützung aus und gab der Hoffnung auf baldige Lösung des Konfliktes Ausdruck. Hiermit hatten die Adressenangelegenheiten vorläufig ihren Abschluß erreicht, erzielt war durch das Vorgehen des Abgeordnetenhauses nichts, die einzige deutliche Wirkung war allenfalls in der weiteren Verschärfung der Gegensätze zu spüren.

[1] cf. Die innere Politik der preußischen Regierung 1862/66. Berlin 1866, Nr. 30, S. 147 ff.

[2] Offenbar unter Einfluß des königlichen Wunsches, der irgendwie dem Herrenhaus bekannt gemacht war. (cf. Anh. G. u. E. I, Nr. 36, S. 48.)

[3] Innere Politik, Nr. 31, S. 157.

Dieser verschärfte Gegensatz der Meinungen zeitigte ganz naturgemäß auch in den Blättern eine viel erregtere Sprache als bisher. Der offizielle Staatsanzeiger zeigt sich in der Zurückweisung der Grabowschen Rede allerdings noch sehr maßvoll. Er erklärt das Auftreten des Präsidenten nur für unberechtigt und erklärt ferner die Bereitwilligkeit der Regierung, bei ihren versöhnlichen Absichten zu beharren.[1]

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die seit dem Aufhören der Sternzeitung[2] trotz mancher anfänglichen Dementis[3] als offiziöses Organ wirkte, bemerkt, daß für das Abgeordnetenhaus, indem es eine Verständigung von vornherein zurückweise, nur noch die Möglichkeit eines dauernden Konfliktes oder der Revolution übrig bliebe.[4] Die Stellung der Opposition ist in ein möglichst ungünstiges Licht gerückt. Die Adresse erscheint der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als völlig zwecklos[5] und alle realen Machtverhältnisse verkennend. Besonders eingehend wird die Frage erwogen, was geschehen soll, nachdem die Adresse erlassen ist. Da bei einer Weigerung der Minister, zurückzutreten, den Abgeordneten nur die Mandatsniederlegung übrig bliebe, diese aber nicht vorgenommen werden wird, so muß nach Ansicht der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die Angelegenheit unbedingt mit einem Siege der Regierung enden.[6] Die Adreßdebatte selbst gibt dem Blatte Veranlassung, das entschiedene Auftreten Bismarcks zu loben, ebenso wird eine sehr nachdrückliche Wirkung der königlichen Antwort festgestellt.[7] Auch wird versucht nachzuweisen, daß bei Meinungsverschiedenheiten stets das Recht auf seiten der Macht sein würde.[8] Außer mit dieser Begründung werden auch noch mit anderen Ausführungen die

[1] St. A. 16./1. 63.
[2] Seit 1./1. 63. — [3] So in Nr. 45, 22./2. und Nr. 111, 14./5.
[4] N. A. Z. 13. 16./1. 63. — [5] 17. 21./1. — [6] 21, 23. 26, 28./1.
[7] 36. 12./2. — [8] 24. 29./1.

staatsrechtlichen Anschauungen der Fortschrittspartei zu wiederholten Malen zu widerlegen versucht.

Die Sprache der Zeitung ist oft schon recht heftig, vielfach ironisch. Die Fortschrittspartei erscheint jetzt als Hauptgegner, während früher vielfach hauptsächlich gegen die Altliberalen und die Berliner Allgemeine Zeitung polemisiert worden war. Die Ansichten der Regierung werden natürlich nachdrücklichst und nicht ohne Geschick vertreten.

Die Kreuzzeitung tadelt Grabow heftiger, dagegen lobt sie die Thronrede. Sie hält auch Grabows Meinung, daß ein Konflikt bestehe, für ungerechtfertigt, nach ihrer Ansicht kann man vorläufig nur von einer Meinungsverschiedenheit auf allen Gebieten des Staatslebens reden. Aus dieser wird sich zwar später ein Konflikt entwickeln müssen und um diesen siegreich zu bestehen, genügt nicht ein Weiterregieren in den bisherigen Bahnen, sondern neue praktische positive Maßregeln. Die Adreßdebatte wird leichthin abgetan. Sie ist nach Ansicht der Kreuzzeitung nur eine politische Parteidemonstration, deren Spitze sich gegen die, von denen sie ausgegangen ist, wenden wird. Doch erkennt die Kreuzzeitung nach der Debatte das Vorhandensein einer Krisis an, und zwar handelt es sich jetzt um die Befreiung von den revolutionären Prinzipien von 1789. Das Ziel muß sein die Monarchie des überwundenen Konstitutionalismus.[1] In diesem Sinne wird auch die Adresse des Herrenhauses als ein Übergang zum Angriff sympathisch begrüßt. Klarer als hier geschehen war, konnte eigentlich ein Staatsstreich nicht gepredigt werden. Die Feudalen suchen den einmal entfachten Streit noch nach Möglichkeit zu schüren. Ein gewisses Mißbehagen über das vorsichtige Handeln des Ministeriums ist dabei nicht zu verkennen. Allerdings wird die Unterstellung anderer Parteien, als ob die Konservativen die Veran-

[1] Krz. Z. 4./2. 63, Nr. 29.

staltung von Krawallen planten, energisch zurückgewiesen. Ihre Stellung ist keineswegs identisch mit der des Ministeriums.

Ganz anders ist natürlich das Verhalten der Altliberalen und ihrer Organe. Sie beschäftigen sich stark mit der Möglichkeit eines vollkommenen oder teilweisen Ministerwechsels. Die Kölnische Zeitung schließt von der Thronrede auf eine im ganzen versöhnliche Stimmung der Regierung. Allerdings ist diese Zuversicht nicht sehr groß, wäre die Erklärung von Bismarck persönlich abgegeben worden, so würden sie sich sogar auf das Gegenteil gefaßt machen, denn „er ist ja ein Mann der glatten Worte“.[1] Die Regierung wird vor einer budgetlosen Regierung als einer Unmöglichkeit in Preußen gewarnt. Als wichtigste Aufgabe für den Landtag ergibt sich die Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Rechtes eventuell unter Anklagen der Minister oder durch eine Adresse an den König. Die Notwendigkeit, eine Adresse zu erlassen, wird wiederholt anerkannt, wenn auch die Ansicht noch vorherrschend ist, daß sie zunächst höchstens einen moralischen Erfolg zeitigen wird. Auf einem anderen Standpunkte steht hier die Berliner Allgemeine Zeitung, die gegen die Adresse ist, weil verschiedene Stimmungen in der liberalen Partei sind, so daß nur die Möglichkeit einer Debatte oder die Majorisierung der kleineren Partei, nicht eine einmütige sofortige Annahme möglich ist. Sie ist der Meinung, daß von den Adressen weder das Land sehr erbaut, noch eine Wirkung auf die Krone zu erwarten sein wird. Die Aussicht auf Verständigung wie auf Sturz Bismarcks erscheint ihr gering.[2] Trotzdem bringt sie alle Gerüchte über beabsichtigten Ministerwechsel. Da eine Dauer der bestehenden Verhältnisse naturgemäß zu einer Stärkung der Junker

[1] K. Z. 16./1. 63, Nr. 16.
[2] K. Z. 25./1. 63, Nr. 25.

und der Demokraten führen muß, so suchen die Altliberalen mit allen Kräften zu einem veränderten Zustande zu gelangen.

Bis zur Adreßdebatte ist der Ton gegen das Ministerium, wenn auch nicht gerade freundlich, so doch einigermaßen zurückhaltend. Sofort aber, nachdem Bismarck seine große Rede über das Budgetrecht gehalten hat, ändert sich dies. Seiner Behauptung, daß Krone und Ministerium eins sei, wird scharf widersprochen. Die Rede im ganzen wird so aufreizend gefunden, daß sie als scheinbar beabsichtigt hingestellt wird. Doch wird trotzdem fortgesetzt zur Mäßigung geraten. Dem Minister gegenüber schien der Kölnischen Zeitung das Haus zu bescheiden. Doch ist sie wenigstens für einige Tage der festen Meinung, daß die Stellung des Ministeriums erschüttert ist. Allerdings gibt sie zu, daß eine Zeitlang sich Bismarck auf alle Fälle noch halten wird. — Die Adresse des Herrenhauses wird als maßvoll nicht weiter angegriffen, ebenso will die Kölnische Zeitung die persönliche Antwort des Königs ohne Gegenschritte hinnehmen.

Es ist eine seltsame Mischung von Behauptungen, Hoffnungen und Befürchtungen, die uns hier entgegentritt. Die Lage ist für die gemäßigt liberalen Parteien äußerst unangenehm, daher wird dringend eine Veränderung angestrebt. Das Ministerium findet jetzt durchaus Zurückweisung, ein prinzipielles Mißtrauen macht sich allen seinen Äußerungen gegenüber bemerkbar. Man sucht den Anschein zu erwecken, als ob ein baldiger Wechsel der Dinge unvermeidlich wäre, aber fortgesetzt klingt doch der Zweifel an der Richtigkeit der eigenen Behauptungen wieder durch. Ganz ähnlich ist die Stimmung der Berliner Allgemeinen Zeitung, die zunächst stets auf Entgegenkommen der Regierung hofft und später eine Änderung der Verhältnisse als sicher betrachtet.

Die Preußischen Jahrbücher beschäftigen sich in ihrer

Monatsbetrachtung im wesentlichen mit der Adresse und ihrer möglichen Wirkung. Nach dem Vorgehen der Regierung sehen sie als einzigen Weg zur Verständigung die bedingungslose Unterwerfung des Abgeordnetenhauses. Fand die Kölnische Zeitung die Haltung des Hauses in der Adreßangelegenheit noch zu milde, so wird hier den Altliberalen insbesondere der härteste Vorwurf gemacht, weil sie nicht mit der Fortschrittspartei zusammen gegangen sind. Eine unmittelbare Wirkung wird von der Adresse nicht erhofft. Ein Sturz des herrschenden Systemes wird erst bei einer auswärtigen Verwickelung, bei einer finanziellen Notlage der Regierung erwartet. Ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz wird unbedingt gewünscht, aber dagegen von den Liberalen in der Militärfrage vernünftige Vorschläge gefordert. Denn „wir führen nicht Kampf, um die Krone zu unterwerfen, sondern um ihr einen ehrenvollen Kompromiß zu bieten“.[1] Die Absicht, mit der Regierung zu einer Einigung zu gelangen, tritt auch sonst hervor, doch wird als conditio sine qua non stets eine rückhaltlose Anerkennung des Budgetsrechtes der Volksvertretung durch Beseitigung des Artikels 109 und eine klare Auslegung des Artikels 99, sowie durch Beseitigung des gegenwärtigen Ministeriums gefordert.[2] Um zu diesem Ziele zu gelangen, ist es vorteilhaft, alles sachliche Unrecht, das sich auf der eigenen Seite befindet, hinwegzuschaffen.[3] Der Adreßdebatte wird eine große moralische Wirkung zugesprochen. Es wird aus ihrem Verlaufe die Hoffnung geschöpft, daß die negative Richtung an Einfluß verlieren wird und die verständigen Köpfe das Übergewicht erlangen werden. Der Ruf nach Sachlichkeit in den Verhandlungen wird dringend wiederholt, auf der größeren Ruhe beruhe die beste Aussicht auf Sieg. Den Zug nach links, der sich bisher in der Ent-

[1] Pr. Jahrb. XI, 90. — [2] Vgl. Pr. Jahrb. XI, 162 ff.
[3] XI, 188.

wickelung der liberalen Partei gezeigt habe, glauben die Preußischen Jahrbücher zum Stillstand gekommen.[1]

Die einer Versöhnung geneigte Stimmung ist hier geblieben, nur daß man jetzt Beseitigung des gegenwärtigen Ministeriums fordert. Das Entscheidende in der Haltung dieser Gruppe ist das unbedingte Fußen auf der bestehenden Verfassung oder vielmehr auf ihrer Auslegung derselben. Daraus ergibt sich für sie die unbedingte Ablehnung alles dessen, was dieser widerstreitet. Daher wendet sie sich immer mehr von der Regierung ab und den Demokraten zu.

Auch die Grenzboten raten zu einer Verständigung mit den Demokraten, da die trennenden Momente von 1849 jetzt meist geschwunden sind. Sie sehen daher das Heil nicht in weiterer Nachgiebigkeit, sondern in einem festen Auftreten gegen die Regierung und Ablehnung aller halben Konzessionen, durch Verweigerung der Heeresausgabe für 1863, Haftbarmachung für die nicht bewilligten Ausgaben von 1862, endlich durch Vorbehalt einer Ministeranklage. Alle Wege, die das Ministerium dagegen einschlagen kann, führen ihres Erachtens sicher zu seiner Abdankung.[2]

Hier ist die Abkehr von der Regierung bereits schärfer, sie geht nicht nur gegen das zeitweilige Ministerium, sondern wünscht eine Durchkämpfung des Konfliktes bis zum äußersten. Das ist bei der stark fortschrittlich gefärbten Tendenz der Grenzboten nicht verwunderlich. Mit ihrer Forderung zu verschärften Maßnahmen des Abgeordnetenhauses nähern sie sich stark den fortschrittlichen Organen.

Als Ergebnis des Inhaltes der „konstitutionellen" Preßäußerungen dieser Wochen finden wir überall eine entschiedene Ablehnung des Ministeriums, eine Annäherung an die fortschritt-

[1] Pr. Jahrb. XI, 188 ff.

[2] Grenzboten 1863 I, 116 ff., 281 ff.

liche Partei. Das eigentliche Parteiprogramm war in dieser Zeit der krassen Gegensätze kaum zu halten, dazu kamen die durch die deutsche Frage entstehenden Schwierigkeiten. Es war daher nicht weiter verwunderlich, daß sich eine starke Unsicherheit in der Stellung der Partei geltend machte, und daß sie als Mittelpartei mit divergierenden Strömungen in ihrem Innern stetig an Einfluß und äußerer Macht Einbußen erlitt.

Die fortschrittlichen Organe stellen sich gleich von vornherein auf den Standpunkt, der in der Adresse zum Ausdruck kam, daß „die Verfassung bereits verletzt sei". Daher finden sie auch nichts Versöhnliches in der königlichen Botschaft. Die Volkszeitung beschäftigt sich sofort mit Ermöglichung der Ministeranklage und der Adreßüberreichung. Als nötige Folgen der Annahme der Adresse ergibt sich für sie eine Beschränkung im Verkehr mit den Ministern auf das Äußerste. Ganz energische Zurückweisung erfahren die Auslassungen Bismarcks über das Staatsrecht. Das Betonen der Macht gegenüber den Rechtsverhältnissen stößt auf starken Widerspruch, die Minister haben dafür zu sorgen, daß aus der Rechtsfrage nie eine Machtfrage werde. Wenn ein Stillstand im Staatsleben einzutreten drohe, so sei gerade der Machtinhaber verpflichtet, sich dem Rechtsinhaber zu fügen. Im übrigen wird vor der Machttheorie gewarnt, da auch das Abgeordnetenhaus dazu kommen kann, seine Macht zu mißbrauchen.[1] Die Antwort des Königs wird in Übereinstimmung mit der Freseschen „Kammerkorrespondenz"[2] als der erste offene Schritt zum persönlichen Regiment in Preußen angesehen. Man will indirekt auch dafür die Minister verantwortlich machen.

Der Inhalt sämtlicher Artikel zeigt eine klare Opposition

[1] V. Z. 11 u. 29 bis 31, 4.—6./2. 63.

[2] Brachte kritische Berichte über die Verhandlungen des Landtages in fortschrittlichem Sinne.

gegen die Regierung, eine einfache Verneinung. Der wesentliche Unterschied gegenüber den Altliberalen besteht darin, daß diese doch immerhin noch gelegentlich Vorschläge machen, wie dem Konflikt abgeholfen werden könne, während das Organ der Fortschrittspartei sich für die Durchkämpfung ausspricht. Die rein ablehnende Haltung gegen die Regierung ist entschieden die einfachere, nur kann man kaum erwarten, damit große Erfolge für die eigene Sache, auf die man noch immer hoffte, zu erzielen. Das Ministerium erscheint naturgemäß als der ärgste Feind.

Ebenso ablehnend verhalten sich die Deutschen Jahrbücher, auch sie weisen die Machttheorie scharf zurück. Sie sind der Meinung, daß Bourgeoisie und Demokratie in ihrem Kampfe für das Recht noch eine gute Strecke zusammengehen können. Die Adresse wird stark gelobt, eine Versammlung, die nach solcher Manifestation nicht aufgelöst werde, finde ihre höchste Bestätigung schon in diesem einzigen Umstande. In der Herrenhausadresse sehen die Jahrbücher nur den antiquierten patriarchalischen Absolutismus gepredigt. Bismarcks Politik, „provozierend nach allen Seiten, ohne festen Plan und ohne feste Richtung", wird gänzlich abgelehnt.

Die Haltung ist also genau dieselbe wie die der Volkszeitung. Stehen diese beiden Organe auch auf einem durchaus negierenden Standpunkt und zeigen sie auch keine Sympathien der Regierung gegenüber, so wissen sie doch ihre Ablehnung stets in einen durchaus sachlichen, von groben Ausfällen freien Ton zu kleiden. Das läßt sich von der Wochenschrift des Nationalvereins nicht behaupten. Diese sucht anscheinend direkt etwas darin, in möglichst grober und gehässiger Weise gegen die Regierung, speziell gegen Bismarck zu Felde zu ziehen, wobei ihr natürlich die Unabhängigkeit von der Preußischen Zensur zu statten kommt.

Im Lobe der Adresse an und für sich, dem Tadel für die Diversion der Altliberalen, der Verurteilung der Bismarckschen Äußerungen stimmt sie mit den anderen Blättern überein. Dagegen tadelt sie das Verhalten des Abgeordnetenhauses der königlichen Antwort gegenüber. Da diese der erste offizielle Schritt über die Schranken der Verfassung hinaus sei, so hätte dies sofort konstatiert und zurückgewiesen werden müssen, um keinen Präzedenzfall zu schaffen. Im übrigen ist sie der Ansicht, daß über kurz oder lang die Regierung an einem Punkte angelangt sein wird, wo sie nicht mehr zurück kann, ohne die Ehre zu verletzen und nur noch vorwärts kann im Sinne des Nationalvereins, dem dann von selbst die Führerrolle zufallen würde. Nach ihrer Meinung ist es vielleicht gerade die Aufgabe des „g'spassigen Eisenfressers Bismarck", den Staat in diese Sackgasse zu bringen.[1] Bismarck ist in allen Stücken hinter seiner Zeit zurückgeblieben, er hat noch auf keinem Gebiete etwas geleistet und es ist auch nicht zu erwarten, daß er je etwas Großes schaffen wird.[2]

Wir sehen die Fortschrittspartei und die mit ihr verbündete Nationalpartei also in einer vollkommenen Ablehnung aller Regierungsmaßnahmen. Die Unmöglichkeit zu einer Verständigung zu gelangen, tritt bereits um diese Zeit stark hervor; ebenso die nachdrückliche Sammlung alles Hasses gegen Bismarck und sein Ministerium.

Dagegen ist die Haltung der katholischen Partei der Regierung gegenüber durchaus nicht direkt unfreundlich. Je mehr die Erbitterung bei den anderen Parteien wächst, desto ruhiger und versöhnlicher wird die Stimme der katholischen und großdeutschen Organe. Die Kölner Blätter stehen in Sache der Adreßdebatte natürlich auf seiten des Reichenspergerschen Entwurfes. Kein schwererer Schlag hätte ihres Erachtens das Mi-

[1] N. B. W. 145. 6./2. 63. — [2] 147. 20./2.

nisterium Bismarck treffen können als die Annahme dieser Form, die die formelle und tatsächliche Anerkennung des wirklichen Rechtes der Landesvertretung und nichts darüber hinaus forderte. Der Entwurf der Majorität hat deshalb keinen Erfolg gehabt, weil er nicht Raum ließ für einen Kompromiß mit der Krone und ebensowenig für eine Einigung der Parteien. Die Haltung der Regierung in der Budgetfrage findet allerdings keine Zustimmung, es wird von dieser Seite die nochmalige Beratung des Budgets für 1862 gewünscht. Die Vorlage über die Stellvertretungskosten der Beamten wird als unzeitgemäß betrachtet, aber im übrigen doch für zweckmäßig und notwendig gehalten.

Die Mittelstellung, die diese Partei einnimmt, ist wesentlich geschickter als die der Altliberalen. Sie legt sich nicht auf ein bestimmtes Programm fest und ermöglicht daher ein Zusammengehen mit beiden Lagern je nach den einzelnen Fällen. Die auffallende Milde in der Beurteilung der Bismarckschen Politik war wesentlich durch Gründe auswärtiger Politik bestimmt; doch auch noch andere Umstände, wie die starke Kirchengegnerschaft der extremen Liberalen und ein gewisser Sinn für Autorität, waren darauf von Einfluß.[1] Da die Kölner Blätter sehr ruhig und ohne Schärfe über die Regierung urteilen, so erhalten sie sogar gelegentliches Lob von der Kreuzzeitung.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung ähnelt in der Häufigkeit, mit der sie Gerüchte über Ministerkrisen bringt, der Kölnischen Zeitung, dagegen steht sie in bezug auf die Adresse und auf die anderen inneren Fragen auf seiten der katholischen Partei. Der Entwurf Reichenspergers wird wahrhaft staatsmännisch genannt. Mit dem Virchowschen Entwurfe sei nichts erreicht worden als eine weitere Verschärfung der Gegensätze, was bei

---

[1] Über die Stellungnahme zu Fragen der äußeren Politik im einzelnen vgl. u. Buch IV.

der gegenseitigen Verblendung zu erwarten gewesen wäre. Die Politik Bismarcks wird glatt abgelehnt. Eine Politik, die keinen inneren Halt und keinen äußeren Erfolg haben kann, soll keineswegs unterstützt, sondern wie jede Reaktionspolitik lahmgelegt werden.[1] Durch das gegenseitige scharfe Vorgehen, wesentlich aber doch durch Bismarcks Schuld ist die Frage jetzt: Macht oder Recht, Kabinettspolitik oder Verfassung.

Wenn hier die Hauptschuld immerhin Bismarck beigemessen wird, so nehmen die gelben Blätter ihn merkwürdigerweise stark in Schutz. Für sie ist und bleibt der Kampf gegen den Liberalismus das Entscheidende. Daher messen sie die Hauptschuld an dem Konflikt den liberalen Parteien bei, die ihn durch ihre halben Maßregeln recht eigentlich geschaffen hätten. Die Kammer hätte bei den Vermittelungsvorschlägen der Regierung besser getan, nachzugeben. Die Aussichten Bismarcks werden, besonders wenn der König ihm treu bleibt, für recht gut erachtet. Der Minister selbst ist, was man auch sonst von ihm denken mag, unstreitig ein klarer Kopf und offener Charakter. „Seine Rede vom 27. Januar ist ein Meisterstück in ihrer Art und es weht etwas wie verwegene Energie aus derselben." Die Historisch-Politischen Blätter vermuten, daß Bismarck die Möglichkeit einer konservativen Kammer heranreifen lassen will.[2]

Dieses Organ hat seine Bewunderung für Bismarck bewahrt, die wir schon anläßlich seiner Ernennung zu bemerken Gelegenheit hatten. Nehmen wir sämtliche Preßäußerungen dieser Zeit — natürlich mit Ausnahme der offiziösen Artikel —, so finden wir nirgends eine ähnlich günstige Beurteilung und zugleich eine solche Anerkennung des Wesens der Bismarckschen Politik. Diese Haltung ist wirklich verwunderlich

[1] A. A. Z., Nr. 29, 29./1. 63.
[2] H. P. Bl. LI, 374 ff.

und wie gesagt nur aus dem grimmen Haß gegen Liberale und Kleindeutsche zu erklären. Im ganzen betrachtet ist die Stimmung der katholisch-großdeutschen Organe gegen beide Extreme gerichtet, doch findet die Regierung immerhin eine bedingte Unterstützung in ihnen.

An dem Gesamturteil vermag dies jedoch nichts zu ändern, daß die ersten Wochen des neueinberufenen Landtages sofort den Streit zu voller Schärfe anwachsen lassen, und daß die überwiegende Majorität des Landes von heftigem Zorne gegen die Regierung, insbesondere gegen den Ministerpräsidenten erfüllt ist. Die Schuld an der Verschärfung der Gegensätze tragen beide Parteien, Adresse und Adreßbeantwortung mit allen ihren Nebenumständen haben das Hauptsächlichste dazu getan. Die unsichere Stellung der Mittelparteien, ihr Hinneigen zu der entschiedenen Demokratie, die entschieden feindliche Haltung dieser deuten schon auf die weitere Entwickelung, auf die stetige Ausdehnung des Konfliktes hin.

Haben bis etwa Mitte Februar die Fragen des inneren Staatslebens fast einzig und allein die öffentliche Meinung beschäftigt, so treten diese Erörterungen für kurze Zeit in den Hintergrund vor der Beschäftigung mit der polnischen Frage. Durch das Bekanntwerden der durch General von Alvensleben am 8. Februar mit Rußland abgeschlossenen Konvention, deren Hauptbestimmung darauf hinausging, daß es russischen Truppen gestattet sei, polnische Insurgenten auch auf preußischem Gebiete zu verfolgen, gerieten die Liberalen in große Aufregung. Diese wurde noch vermehrt durch das Verhalten der auswärtigen Mächte, die einen Casus belli in dem Vorgehen Preußens zu suchen schienen und ferner durch das geheimnisvolle und herausfordernde Auftreten des Ministerpräsidenten gegen die in dieser Frage eingebrachten Interpellationen.[1] Doch

[1] Das Nähere über die polnische Frage cf. u. Buch III, Kap. 2 u. 3.

flaute die große Erregung, die anfangs Platz gegriffen hatte, bald merklich ab; die Beschäftigung mit den inneren Fragen, vor allem mit dem Militärgesetz und im Anschluß daran mit dem Budget, trat wieder in den Vordergrund.

Wir verfolgen zunächst wieder den historischen Verlauf dieser Ereignisse.

Am 10. Februar wurde von dem Kriegsminister die Novelle zum Wehrpflichtgesetz von 1814 eingebracht. Beigefügt waren dem Entwurfe sehr eingehende Motive. Die wesentlichsten Änderungen gegenüber dem alten Gesetze bestanden darin, daß die allgemeine Dienstverpflichtung von zwanzig auf sechzehn Jahre ermäßigt wurde und zwar auf drei Jahre aktiven Dienst, vier Jahre Reserve, vier Jahre Landwehr ersten und fünf Jahre zweiten Aufgebotes. Die frühere Einteilung war gewesen: Drei Jahre aktiver Dienst, zwei Jahre Reserve, acht Jahre Landwehr ersten und sieben Jahre zweiten Aufgebotes. Dagegen wurde die Verstärkung des stehenden Heeres durch erhöhte Einstellung von 23000 Rekruten beibehalten, d. h. es wurde die Stärke des Heeres und der Flotte wieder auf zirka 12‰ der Gesamtbevölkerung gebracht, während sie in den letzten Jahren auf etwa $8^1/_2$‰ gesunken war. Die zur Erhaltung der Armee notwendige Summe sollte ein für allemal festgestellt werden, und dann so lange Geltung haben, bis man sich über eine andere geeinigt hätte.

Der neue Gesetzesvorschlag wurde zur Beratung der Militärkommission überwiesen, die am 2. März zum ersten Male zusammentrat. Mittlerweile war am selben Tage, an dem die Militärnovelle eingebracht war, das Diätengesetz (Abänderung des Artikels 85 der Verfassung) fast einstimmig verworfen worden. Die Budgetkommission erstattete am 17. Februar einen Vorbericht an das Haus, der zur Resolution führte, daß das Haus unter Wahrung seines verfassungsmäßigen Rechtes, speziell der Haftbarmachung der Minister für verfassungswidrige

Ausgaben, in die Beratung des Budgets für 1863 eintreten wolle. Die nächsten Wochen waren hauptsächlich erfüllt von den Interpellationen und Debatten über die Polenfrage, die zu leidenschaftlichen Äußerungen von beiden Seiten führten. Von Kommunalbehörden und Handelskammern liefen verschiedentlich Proteste gegen das Verhalten der Regierung ein. Ein von dem Abgeordneten Schulze-Delitzsch eingebrachter Gesetzentwurf über Ministerverantwortlichkeit wurde vom Abgeordnetenhause nach dem Vorschlag der Kommission zwar mit überwältigender Majorität angenommen, von der Regierung jedoch, als für den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht geeignet, sofort abgelehnt (22., 23. April). Nur in der Annahme des Handelsvertrages mit Belgien zeigte sich Übereinstimmung zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus. Der von der Regierung eingebrachte Entwurf wurde mit allen gegen zwei Stimmen angenommen (18. April), da man im allgemeinen freihändlerischen Tendenzen huldigte, und wo dies nicht der Fall war, wie bei den Katholiken, mit Belgien sympathisierte.

Im übrigen beschäftigte sich das Haus, abgesehen von einer Interpellation Twestens in der schleswig-holsteinischen Frage, sowie einigen weniger wichtigen Gesetzesentwürfen, hauptsächlich mit der Budget- und Militärfrage. In der Budgetkommission beantragte der Abgeordnete Vaerst Trennung des Extraordinariums vom Ordinarium, Verweisung aller Kosten der Reorganisation in das erstere und Streichung dieser im Betrage von 5972462 Talern. Die Beratung darüber wurde jedoch ausgesetzt, bis die Militärkommission die Beratung eines von Forckenbeck ausgearbeiteten Gegenentwurfes gegen die königliche Vorlage beendet hatte. Die Kommission erstattete schließlich einen ausführlichen Bericht (Ende April) über die Reorganisation.[1] Sie war zu einer Ablehnung der Vorlage

[1] St. B. A. H. IV, S. 623 ff., Nr. 107.

gelangt und forderte an Stelle derselben drei Gesetze[1]: 1. ein Organisationsgesetz, welches die Stärke des Heeres, dessen Zusammensetzung, die Zahl, Bedeutung der taktischen und organischen Einheiten im Heere und damit die Gesamtleistung der Wehrpflichtigen und die Finanzkosten feststelle; 2. ein Rekrutierungsgesetz über die Wehrpflicht für den Einzelnen und den Schutz des Einzelnen gegen Willkür; 3. ein Gesetz über die Dauer der Dienstzeit, wofür die Kommission zwei Jahre bei den Fahnen für die Infanterie, drei Jahre für die Kavallerie und Spezialwaffen, drei resp. zwei Jahre Reserve, sechs Jahre für die Landwehr ersten, vier für die zweiten Aufgebotes vorschlug. In der Militärkommission war es wiederholt zu schärferen Erörterungen gekommen, da ein Teil der Mitglieder für glatte Ablehnung des gesamten Antrages war, während die Gemäßigteren daran festhielten, positive Vorschläge, wenn auch wohl erst für ein künftiges Ministerium zu machen. Verschiedene Mitglieder fürchteten auch die Erhöhung der Kadres auf 60000 Mann, die von Forckenbeck vorgeschlagen worden war, um eine größere Kriegsstärke zu gewährleisten. Die Gegensätze zwischen Armeegegnern und Armeereformern unter den Liberalen traten in dieser Frage ziemlich scharf hervor und hätten möglicherweise bei einer Durchberatung der gesamten Vorlage, ohne daß ein Zwischenfall dazwischen gekommen wäre, zu einem Bruche zwischen diesen geführt. Doch wie im Jahre 1862, wo auch bereits bei der Beratung des Budgets die Strömungen hervorgetreten waren, die sich unbedingt später trennen mußten, sobald das Bindeglied in der gemeinsamen Opposition gegen die Regierung in Wegfall kam, so trat auch diesmal noch keine Spaltung ein. — Als Nebenantrag war noch die Erklärung seitens der Kommission hinzugefügt, daß

[1] Dies nach Gneist, Die Militärvorlage von 1892 und der preußische Verfassungskonflikt von 1862—66, Berlin 1893, S. 94.

„nur ein Ministerium, welches das verfassungsmäßige Budgetrecht des Abgeordnetenhauses anerkenne und aufrechterhalte, einen befriedigenden Abschluß der Gesetzgebung über das Heerwesen herbeiführen und damit den inneren Frieden des Landes wiederherstellen könne". Die Forckenbeckschen Vorschläge erschienen der Regierung als nicht durchaus unannehmbar, wenigstens ergingen dahingehende Erklärungen mehrfach in offiziöser Weise; die Motive wurden allerdings von vornherein abgelehnt. In diesen Eröffnungen war wohl ein taktisches Manöver zu sehen, um den Block der Opposition zu sprengen, es ist wenigstens nicht anzunehmen, daß der König jemals auf die dreijährige Dienstzeit und auf sein Ministerium verzichtet hat. Seine Haltung war jetzt doch wohl so fest, daß es besonderer Anstrengungen Bismarcks, jeden Kompromiß zu vermeiden, kaum noch bedurfte.[1]

Am 3. Mai begann die Beratung des Militärgesetzes im Plenum. In ihr sprach sich der Abgeordnete von Kirchmann für glatte Verwerfung der Vorlage aus. Die Abgeordneten Taddel, Parisius, Dr. Gneist, von diesen der letzte in sehr tiefgehender Weise, sprachen für die Anträge der Kommission, von Bethusy-Huc stellte sich auf die Seite der Regierung, Meibauer sprach für Vertagung und Schulze-Delitzsch begründete eigene kurzgefaßte Vorschläge.[2] Am 9. wurde die Beratung fortgesetzt. Es sprachen hier Twesten, von Baerst und Rohden für die Kommissionsvorschläge, wobei der erste namentlich das Entgegenkommen des Hauses in der Erhöhung der Kadres auf

---

[1] Vgl. über die Haltung des Königs Marcks, K. W., 4 A., S. 223 f. und Lenz. Bismarck 178 f.

[2] St. B. A. H. 1863 II, 1103—33. Schulzes Vorschläge gingen auf zwei Jahre Dienst, drei Jahre Reserve, je fünf Jahre Landwehr 1. und 2. Aufgebotes; Rückführung der Friedensstärke auf den Stand vor dem 1. April 1859.

60000 Mann betonte; Frese wünschte eine Einigung der beiden liberalen Standpunkte. Der Kriegsminister erklärte die Forderungen der Kommission für unannehmbar und verteidigte scharf die Regierungsvorschläge. v. Unruh, der vor dem Minister sprach, hatte sich für vorläufige Ablehnung der gesamten Vorschläge erklärt.[1] Bei der Fortsetzung der Militärdebatte nun kam es am 11. Mai zu einem Konflikt zwischen dem Präsidium des Abgeordnetenhauses und dem Ministerium. Dr. Becker hatte für runde Ablehnung, Hoverbeck und v. Sybel in ziemlich scharfer Weise gegen die Reorganisation und die Regierungsvorschläge gesprochen. Sybel schloß seine Rede damit, daß er dem Kriegsminister die Fähigkeit absprach, das Haus zum Patriotismus aufzufordern, da keiner mehr wie er den Rechtszustand des Landes geändert habe. Roon bezeichnet darauf in sofortiger Entgegnung dieses Verhalten als ganz unberechtigte Anmaßung. Vizepräsident von Bockum-Dolffs unterbrach ihn wegen dieser Äußerung. Roon stritt jedoch dem Präsidium das Recht ab, ihn zu unterbrechen; das Recht des Präsidenten gehe nur bis an den Ministertisch und nicht weiter. Daraufhin vertagte von Bockum die Versammlung für eine Stunde, indem er sein Haupt bedeckte, unter lebhaftem Beifall der weitaus größeren Mehrzahl der Abgeordneten.[2] Die Szene war offen-

[1] St. B. A. H. 1134—1166.

[2] Vielfach ist bezeugt, wie die Szene eines komischen Beigeschmackes nicht entbehrte, da der Hut, der B.-D. gebracht wurde, ihm viel zu groß war und ihm deshalb tief über die Stirn fiel. Eine anschauliche Schilderung der Szene gibt u. a. . . . bw.: Der zu weite Hut des Vizepräsidenten verfehlte die von ihm erwartete Wirkung als fieberstillendes Mittel; der General, breitschultrig, fest, hoch aufgerichtet, wie leibhaftig in Erz gegossen, hatte den Ordnungsruf nicht angenommen. . . Nach einer halben Stunde war ich beim Ministerpräsidenten und brachte dorthin die erste Kunde von dem Geschehenen. „Oho", rief Bismarck, „es geht los im Abgeordnetenhause und ich war nicht dabei" (S. 219/220). Für

bar ganz zufällig entstanden; die Ansicht Philippsons ist daher zurückzuweisen, der meint, Bismarck habe, da er kein Aufhören des Konfliktes wollte und eine Verständigung in der Militärfrage sich anzubahnen schien, Roon dazu bestimmt, durch irgendeine provozierende Äußerung einen neuen Streitpunkt entstehen zu lassen.[1] Die Folgen dieses an und für sich wenig belangreichen Vorganges waren äußerst weittragend, sie führten gradeswegs zur Schließung des Hauses. Das Ministerium richtete nämlich sofort am nächsten Tage ein Schreiben an das Abgeordnetenhaus, worin es erklärte, von den Sitzungen solange fernbleiben zu wollen, bis das Haus förmlich erkläre, keine Disziplinargewalt über die Minister zu verlangen. Dieses Schreiben wurde sofort der Geschäftsordnungskommission zur schleunigen Berichterstattung überwiesen. Der Antrag dieser, wonach erklärt wurde, daß der Präsident jeden Redner unterbrechen könne, ohne daß dadurch das verfassungsmäßige Recht der Minister, jederzeit gehört zu werden, seitens des Hauses beeinträchtigt würde, daß die Minister hingegen nicht den Verhandlungen des Hauses fernbleiben dürften, und daß daher das Abgeordnetenhaus das Verlangen des Ministeriums nicht erfüllen könne, wurde am 15. Mai mit 295 : 20 Stimmen angenommen. Ferner gelangte ein Antrag Forckenbecks zur Annahme, der die Anwesenheit des Kriegsministers bei der nächsten Beratung des Militärgesetzes nach Artikel 60 der Verfassung verlangte. Allerdings sprach sich eine starke Minorität dagegen aus (138 : 167 Stimmen).[2] Das Ministerium übersandte

das feudale Witzblatt „Der kleine Reaktionär" war die Szene eine günstige Veranlassung zu einem gehässigen Ausfall, indem es B.-D. mit einem Klosettdeckel auf dem Kopf abbildete.

[1] Philippson, Forckenbeck, S. 115. Dagegen ist wohl richtig, worauf Lenz (a. a. O., S. 182 ff.) hinweist, daß der Zufall nachdrücklich von Bismarck ausgenutzt wurde.

[2] St. B. A. H. 1863 II, 1212 ff.

daraufhin für die nächste Sitzung ein Antwortschreiben, in dem es erklärte, daß die Frage nach dem Recht des Präsidenten, einen Minister zu unterbrechen, nicht den Kern berühre, jene infolgedessen als nicht ausreichend zurückwies und wiederholt um eine bestimmte Erklärung ersuchte, ob der Präsident die Disziplinargewalt über die Minister beanspruche. Auf Antrag des Freiherrn von Hoverbeck beschloß das Haus zu erklären, daß es der in dieser Angelegenheit gefaßten Resolution nichts hinzuzufügen habe.[1]

Zugleich beschloß die Versammlung die Annahme einer Resolution in der Fassung von Dr. Löwe und Forckenbeck: die Beratung der Militärnovelle bis auf weiteres von der Tagesordnung abzusetzen und den Kommissionsbericht über eine an den König zu richtende Adresse in der nächsten Sitzung zu beraten.[2] In dieser (am 21. Juni) verlas Bismarck eine königliche Botschaft, die der Ansicht der Minister über den Streitfall beipflichtete und das Haus ermahnte, den Ministern die von ihnen verlangte Anerkennung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu gewähren. Das Haus beschloß demgegenüber einstimmig auf Antrag Virchows die Botschaft der Adreßkommission zur schleunigsten Berichterstattung zu überweisen.[3] Schon am nächsten Tage berichtete die Kommission durch den Mund v. Unruhs über die von ihr beschlossene Adresse. An der daran sich anschließenden Diskussion beteiligten sich in erster Linie die Abgeordneten von Vincke, Reichensperger, Graf Schwerin, die gegen den vorgeschlagenen Entwurf, und v. Sybel, Virchow und Waldeck, die für den Kommissionsvorschlag sprachen. Der Entwurf der Altliberalen, der sich nur mit dem letzten Konflikt befaßte, sich im übrigen außerstande erklärte, der Lage der Dinge

[1] St. B. A. H. 1863 II, 1247 f.
[2] St. B. A. H. II, 1260.
[3] St. B. A. H. II, 1262 ff.

durch Abgabe der von der Kommission gewünschten Erklärung ein Ende zu machen und hinzufügte, daß kein Ergebnis bei weiteren Verhandlungen mit diesem Ministerium zu erwarten sei, wurde mit 257 : 41 Stimmen abgelehnt. Dagegen wurde der Kommissionsentwurf mit 239 : 61 Stimmen angenommen. Gegen die Vorlage stimmten die Konservativen, Altliberalen, Zentrum und Polen. In der Adresse verwahrte sich das Haus zunächst gegen die Unterstellung, als ob das Präsidium sich eine Disziplinargewalt gegen die Minister angemaßt habe und beschwerte sich über das Fernbleiben der Minister auf Grund einer unmöglichen Bedingung.

Darauf folgten Beschwerden über die Minister, die fortgefahren hätten, verfassungswidrige Grundsätze offen auszusprechen und zu betätigen, die jetzt durch Abbruch der Verhandlungen den Zweck der Session vereitelten, die Preußen in Deutschland isoliert hätten. Auf Grund dieses Verhaltens der Minister erklärte das Haus, jede Mitwirkung bei der gegenwärtigen Politik der Regierung ablehnen zu müssen. Zur Abstellung aller Mißstände forderte es einen Wechsel der Personen oder des Systems. Zum Schlusse sprach es den dringenden Wunsch aus, daß von dem Könige diesem Zustande der Rechtsverletzung eine Schranke gesetzt werden möge.[1] Ein persönlicher Empfang der Adreßdeputation seitens des Königs wurde von diesem abgelehnt. Am 26. erfolgte die von keinem Minister unterzeichnete Antwort des Königs, die am 27. zugleich mit der Ankündigung der Schließung des Landtages dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurde. Der König wies in seiner Antwort die Behauptung der Adresse zurück, daß er über den Zustand des Landes nicht richtig unterrichtet sei. In der Äußerung, „daß das Haus von dem Ministerium keine Ver-

[1] St. B. A. H. II, 1311 f.

zichtleistung auf ihre verfassungsmäßige selbständige Stellung gefordert habe", sah er eine Zusicherung, daß es auf seine Ansprüche in dieser Hinsicht verzichte. Wäre diese Erklärung rechtzeitig erfolgt, so hätte der Abbruch der Verhandlungen vermieden werden können. Er sei ebenso wie das Haus selbst in seiner Adresse der Ansicht, daß jede Hoffnung auf irgendein ersprießliches Resultat der fortgesetzten Verhandlungen aufzugeben sei. In dem Wunsche auf einen Personen- oder Systemwechsel, sowie in der Bestreitung des alleinigen königlichen Rechtes über Krieg und Frieden müsse er ein verfassungswidriges Bestreben des Abgeordnetenhauses, sich größere Rechte anzumaßen, sehen. „Dies Verlangen weise ich zurück, Meine Minister besitzen Mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen sind mit Meiner Bewilligung geschehen, und Ich weiß es ihnen Dank, daß sie es sich angelegen sein lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegenzutreten." Zum Schlusse spricht der König die Hoffnung aus, daß es ihm gelingen werde, die sträflichen Versuche zu vereiteln, welche daraufhin gerichtet seien, das Band des Vertrauens und der Treue zwischen Fürst und Volk zu lockern.[1]

Die Schließung des Landtages war nur die Ausführung dieser Erklärung. Der Präsident Grabow schloß die Session mit der festen Zuversicht, „daß Preußens Volk das Palladium seiner durch seine Abgeordneten erworbenen Rechte und Freiheiten gegen jede verfassungswidrige Oktroyierung heilig halten und schützen wird".

Mittags erfolgte dann die offizielle Schließung durch den Ministerpräsidenten vor einer verhältnismäßig geringen Zahl von Abgeordneten. Die Schlußrede enthielt noch einmal die

[1] St. B. A. H. II, 1322 f.

verschiedenen Vorwürfe gegen die Abgeordneten und erklärte in voller Erkenntnis des Ernstes der Lage, die Erhaltung der wichtigsten Güter des Vaterlandes bis zu einer Verständigung mit der Landesvertretung fest wahren zu wollen.[1]

Damit war der Schluß der Session, einer der ereignisreichsten in dem parlamentarischen Leben Preußens, erreicht. Unter der Maske kleiner Spitzfindigkeiten, juristischer Feinheiten wurde doch stets der große Kampf ausgefochten zwischen Krone und Parlament. Daß tatsächlich um die Vormacht zwischen diesen beiden Faktoren gekämpft wurde, war jetzt jedem klar geworden. Wenn auch die kleinen offen dargelegten Gegensätze zu überbrücken waren: der Kern des Streites konnte nicht entfernt werden, bevor nicht der Kampf bis zum äußersten durchgekämpft war und andere Umstände eine Wiedervereinigung ermöglichten.

Natürlich rufen die lebhaften Parlamentsverhandlungen eingehende Besprechungen der Lage in den Zeitungen hervor, die wir jetzt, insofern sie sich mit der inneren Politik beschäftigen, im einzelnen betrachten wollen.

Die offiziöse Provinzialkorrespondenz unter der geschickten Leitung Hahns äußert sich durchgehends in mildem Tone über den Konflikt. Die scheinbare Beruhigung der Gemüter nach den stürmischen Polendebatten wird von ihr als ein günstiges Zeichen für die baldige Beendigung des Streites angesehen.[2] Die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der liberalen Parteien werden naturgemäß gern gesehen, da sie eine indirekte Stärkung der königlichen Gewalt mit sich bringen. Gelegentlich wird der Ton bei Zurückweisung der Angriffe des Abgeordnetenhauses etwas schärfer.[3] Daß die Verfassung in allen zweifelhaften Fragen zugunsten der Regierung ausgelegt wird, ist selbstver-

[1] St. B. A. H. II, 1325 f.

[2] P. K. 31./3. 63. — [3] P. K. 28./4. 63.

ständlich, in dieser Hinsicht ist das Blatt einigermaßen rechthaberisch. Doch muß man anerkennen, daß es sich von Versuchen zur Schärfung des Streites zurückhält.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung urteilt im allgemeinen schärfer. Verschiedene größere staatsrechtliche Erörterungen und Widerlegungen demokratischer Ansprüche werden auch weiterhin von ihr gebracht. Daneben erfolgen gelegentlich Dementis der Gerüchte über einen Ministerwechsel. Von einem Siege der Regierung ist das Blatt fest überzeugt. Eine eingehendere Beschäftigung mit den inneren Fragen, insbesondere der Militärfrage beginnt jedoch erst wieder im April. Die Verhandlungen der Militärkommission werden allerdings auch schon vorher mit Interesse verfolgt und verschiedene Behauptungen der liberalen Mitglieder widerlegt. Ein versöhnlicher Ton fehlt noch nicht ganz, so wird, um zu einer besseren Finanzregulierung zu gelangen, vorgeschlagen, eine strenge Scheidung der gesamten Staatseinnahmen und -Ausgaben in ein Ordinarium und Extraordinarium vorzunehmen. Das Ordinarium soll dann im Falle des Nichtzustandekommens eines Budgets weiter geleistet werden können. Die Regierung aber hätte, um alle Schwierigkeiten zu vermeiden, alle dauernden notwendigen Ausgaben in das Ordinarium zu setzen, also unter anderem auch die Kosten für die Reorganisation. Mit der Vorlage eines ähnlichen Vorschlages würde nach Ansicht der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung es klar werden, ob von der Fortschrittspartei eine absolut parlamentarische Regierung angestrebt wird, da sie dann auch mit einem positiven Programm hervortreten muß.[1] Die angeblichen Gegensätze in der liberalen Partei werden natürlich mit Genugtuung verzeichnet.[2] Die Zeitung zeigt sich einem Ausgleich auf Grund der Forckenbeckschen Vorschläge nicht abgeneigt, doch glaubt sie,

[1] N. A. Z. 81. 82. 85. 8. 9. 12./4. — [2] 89. 17./4.

daß dieser unmöglich ist, weil die Frage nach der Dienstzeit von der Fortschrittspartei von einer militärischen zu einer politischen erhoben worden ist.[1] Die Verhandlungen über die Militärfrage im Abgeordnetenhause werden eingehend und mit durchaus sachlicher, wenn auch etwas ironischer Kritik verfolgt. In dem Streite zwischen Ministerium und Präsidium des Hauses nimmt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hingegen ganz energisch Partei und fordert die entschiedenste Zurückweisung der Ansprüche des Parlaments.[2] Das Vorgehen des Ministeriums wird als durchaus korrekt, die Verweigerung der Antwort auf sein zweites Schreiben seitens des Abgeordnetenhauses als unglaubliches Armutszeugnis hingestellt. Jedenfalls erachtet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung das Haus durch die scharfe Zuspitzung des Streites in eine sehr mißliche Lage versetzt. Von einer Auflösung wird kaum gesprochen, besonders da diese der Fortschrittspartei angenehm erscheinen könnte. Dagegen wird für die Schließung plädiert, da das Haus ausdrücklich seine Mitwirkung zu der Politik der Regierung versagt hat.[3] Die vollzogene Tatsache wird mit Beifall begrüßt und die Verwunderung über die Maßnahmen der Regierung, die sich in verschiedenen liberalen Blättern ausspricht, wie die ruhige Haltung der Bevölkerung mit Genugtuung verzeichnet.[4] Für die Folge wird auf den Nutzen der Anwendung des Art. 63 der Verfassung sehr bald hingewiesen.[5]

Im ganzen läßt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung es sich angelegen sein, die Stellung der Regierung mit Nachdruck zu vertreten. Sie beschäftigt sich verhältnismäßig lebhaft mit den inneren Fragen. Verschiedene staatsrechtliche Abhandlungen werden gebracht, um den vorgebrachten Anschauungen die nötige

[1] N. A. Z. 93. 96. 22. 25./4.

[2] Vgl. besonders Nr. 112, 16./5. und 118, 23./5.

[3] 119–120. 24. 27./5. — [4] 122. 29./5. — [5] 125. 2./6.

Stütze zu verleihen. Von dem Siege der Regierung ist das Blatt fest überzeugt. Der offiziöse Charakter tritt trotz aller Dementis ziemlich stark hervor.

Die Kreuzzeitung beschäftigt sich zunächst mehr mit gelegentlichen Angriffen auf die ihr politisch feindlich gegenüberstehenden Parteien. Sie bestreitet unter anderem dem Hause das Recht, durch Streichung einzelner Posten das Zustandekommen des Etatgesetzes zu vereiteln; das bisherige Gesetz habe in Gültigkeit zu bleiben, bis das Abgeordnetenhaus die Regierung von der Richtigkeit seiner Auffassung überzeugt habe.[1] Gegen die Demokratie und besonders auch den Nationalverein wird verschiedentlich polemisiert, so anläßlich des Fernbleibens bei der Feier des 17. März, der 50 jährigen Wiederkehr des Tages, an dem Friedrich Wilhelm III. den Aufruf „An mein Volk" erließ. Vor den Bestrebungen des Nationalvereins werden die deutschen Konservativen eindringlichst gewarnt.[2] Die Wiederaufnahme des Projektes einer Reichsverfassung durch den Nationalverein, die Begrüßung des Abgeordnetenhauses durch eine Adresse werden scharf angegriffen. Weidlich ausgebeutet wird natürlich der Streit der liberalen Parteien in der Militärfrage. Das Ziel der Liberalen steht allerdings nach der Meinung der Kreuzzeitung fest: Sie wollen die Militärorganisation in gesetzlicher Form nicht zustande kommen lassen, weil sie den Konflikt verewigen wollen. Forckenbeck will dies durch unmögliche Vorschläge erreichen, Waldeck aber fürchtet, daß dabei Verhandlungen herauskommen könnten und ist daher für die Ablehnung en bloc. Ob man den Zwist innerhalb der liberalen Parteien als mehr oder weniger tiefgehend auffassen soll, darüber ist sich das Blatt nicht recht einig, es weiß bald von Gegensätzen, bald von schneller Einigung zu berichten. In der Beratung des

[1] Krz.-Z. 21./2., Nr. 44.

[2] Krz.-Z. 1./4., Nr. 77.

Ministerverantwortlichkeitsgesetzes wird eher eine Bestätigung der ersteren Stimmung gesehen. Auch das verschiedentlich ablehnende Verhalten des linken Zentrums der Fortschrittspartei gegenüber wird dahin erklärt. In dem Konflikt zwischen Ministerium und Präsidium des Hauses steht das Blatt natürlich auf seiten der Minister, es sieht in dem Verhalten Bockum-Dolffs' nur eine lächerliche und ärgerliche Parodie des englischen Originals. Die staatsrechtlichen Ansichten, die es dabei zutage fördert, sind allerdings höchst merkwürdiger Art, so z. B. daß eine Veranlassung zur Unterbrechung nie in den Worten des Ministers gefunden werden dürfte. Auch die Stellung der Kreuzzeitung der Frage der Schließung des Landtages gegenüber ist interessant. Zunächst sieht sie in der beschlossenen Adresse der liberalen Partei nur das Bestreben, eine Schließung des Landtages zu erzielen, um die Spaltung innerhalb der Partei in der Militärfrage nicht hervortreten zu lassen. Ein besonderer Artikel von v. R(osenberg)-L(ipinsky) (?) spricht sich auch gegen eine Auflösung aus, bevor nicht zum mindesten die Macht der Krone zuvor stärker fundiert ist.[1] Als dann die Adresse aber beschlossen ist, bleibt ihrer Meinung nach der Regierung kein anderer Ausweg als die Schließung des Landtages. Und diese wird dann auch als weiterer Fortschritt bezeichnet. Die Sprache des persönlichen Königtums wird wohltuend empfunden.[2] Hier tritt die Anpassung an die jeweiligen Regierungsmaximen ziemlich deutlich hervor. Die staatsrechtlichen Erörterungen, die in dieser Zeit vorgebracht werden, enthalten nichts Neues. Jede Verschärfung des Konfliktes wird mit Freuden begrüßt, der innerste Wunsch bleibt eine möglichste Beschränkung der Verfassungsfreiheiten. Um das nicht zu deutlich zu machen, wird gelegentlich der Unterschied zwischen konstitutioneller und parlamentarischer Regierung hervorgehoben, und dann

[1] Krz.-Z. 115. 20./5. — [2] Krz.-Z. 122. 29./5.

nur die letztere Form verurteilt. Von einer Versöhnung unter irgendwelchen Umständen ist bei der Kreuzzeitung vor dem vollendeten Siege des Königtums nicht die Rede.

Der Kölner Zeitung geben die Polendebatten, sowie die ganze Stellung des Ministeriums gegenüber dem Abgeordnetenhause wieder erwünschte Gelegenheit, allerlei Gerüchte über den bevorstehenden Ministerwechsel zu bringen. Bismarck erscheint jetzt als der schlimmste Feind aller Liberalen. Das Urteil über ihn sei bereits überall und in allen Zungen der Völker gleichlautend gefällt.[1] Diese allgemeine Verurteilung wird wiederholt hervorgehoben. Sein Auftreten gegen die Abgeordneten wird strenge getadelt. Doch auch Waldecks leidenschaftliche Reden finden keine Billigung in diesen Kreisen. So urteilt die Berliner Allgemeine Zeitung über seine Äußerung, daß man bei einem äußeren Einfall nicht vor einem Ministerwechsel die zur Verteidigung nötigen Gelder bewilligen werde, äußerst scharf. Immer und immer wieder wird Bismarcks erschütterte Stellung hervorgehoben, daneben wird seine deutliche Annäherung an die Kreuzzeitungspartei festgestellt. Doch wird ihm jede Konsequenz in seiner Politik abgesprochen. Der Ausbruch des akuten Konflikts wird als letztes Glied einer Reihe von demütigenden Handlungen der Minister gegenüber dem Abgeordnetenhause angesehen. Der Erlaß der Adresse wird für notwendig erachtet, einzig zu dem Zwecke, um sich von dem gegenwärtigen Ministerium völlig loszusagen. Noch bis zum letzten Moment wird von dem Vorgehen des Abgeordnetenhauses ein Regierungswechsel erwartet, erst die Antwort des Königs vernichtet diese Hoffnungen.

Die Gesamthaltung ist dieselbe geblieben: stete Hoffnung auf Wechsel in den leitenden Stellen, energische Ablehnung des gegenwärtigen Ministeriums. Die schärfere Opposition läßt die

[1] K. Z. 5./3., Nr. 64.

Partei immer mehr in eine unfruchtbare Negation fallen; die weitere Annäherung an die radikalen Elemente tritt ziemlich deutlich hervor.

Andere Blätter derselben Richtung stehen auf einem ähnlichen Standpunkt. Gelegentliche Äußerungen der Berliner Allgemeinen Zeitung, der Elberfelder Zeitung bestätigen dies. Die Rheinische Zeitung weiß sogar positiv zu berichten, daß Roon und Bismarck im Ministerium ganz allein stehen, nur von der Militärpartei gestützt, daß alle anderen Minister, vornehmlich Bodelschwingh, ihnen feind sind. Die Spenersche Zeitung ist durchaus pessimistisch gestimmt.

Die Preußischen Jahrbücher haben auch ihre Hoffnung auf Besserung der Lage der Mittelparteien, die sie noch kurz zuvor äußerten, aufgegeben, und erkennen die durch kalte Rücksichtslosigkeit auf der einen Seite und erbitterte Indignation von der anderen herbeigeführte völlige Auflösung an.[1] Die Militärdebatte halten sie nur deshalb für erforderlich, um die liberalen Parteien für einen positiven Standpunkt in der Militärfrage zu einigen und dadurch zugleich Bismarck seinen Hauptrückhalt zu entziehen. Zu diesem Zwecke halten sie die Annahme der Forckenbeckschen Vorschläge für das Geeignetste. Denn diese wollen dem Staate die Waffe erhalten, die es im stehenden Heere besitzt und zugleich die Regierung zwingen, dieses Heer auf einen volkstümlichen, verfassungsmäßigen Boden zu stellen.[2] Überhaupt soll das Bestreben der liberalen Parteien dahingehen, eine neue positive Parteibildung vorzubereiten, die ein konstitutionelles Ministerium stützen kann. Die Wünsche der Partei gehen noch etwas weiter als die Forckenbecks, doch soll man ruhig versuchen, sich erst auf Grund dieser zu verständigen.[3] Die Hauptschuld an dem Scheitern der

[1] Siehe Pr. Jahrb. XI, 309.

[2] Pr. Jahrb. XI, 387. — [3] Pr. Jahrb. XI, 407.

Verhandlungen schreiben sie dem Ministerium zu, das in dem Augenblicke, wo eine Klärung sich vorbereitete, einen Inzidenzfall dazwischen warf, durch welchen der wichtigste Zweck der Session vereitelt wurde. Der Wunsch der äußersten Linken ging damit in Erfüllung. Dem Abgeordnetenhaus wird der Vorwurf gemacht, daß es sich zu leicht hat aus der Fassung bringen lassen. Nach der Entwickelung der Dinge stehen die Preußischen Jahrbücher nicht an, Gewaltmaßregeln der Regierung vorauszusagen, da sie suchen muß, sich mit allen Mitteln zu stützen.

Die Jahrbücher behalten immer noch die Möglichkeit einer baldigen Verständigung und eines baldigen Systemwechsels im Auge. Ihr Sinnen und Trachten ist daher nach wie vor darauf gerichtet, nicht einfach in der Ablehnung zu verharren, sondern positive Vorschläge zu machen, die einer späteren Regierung von Nutzen sein können. Während die Kölner Zeitung gewisse Beziehungen zu den radikaleren Parteien nicht verbergen kann, beharren die Jahrbücher auf ihrem selbständigen Standpunkt und vertreten durchaus die Meinungen einer zur Regierung berufenen Partei. Die Feudalen auf der einen Seite und die Demokraten auf der anderen werden vollkommen abgelehnt, Bismarck gegenüber nehmen sie wohl die zurückhaltendste Stellung von allen liberalen Blättern an, indem sie sich jeden persönlichen Angriffes enthalten.

Anders die Grenzboten, die eine energische Angriffstaktik empfehlen. Sie verurteilen die Politik des Ministeriums aufs schärfste.[1] Das Abgeordnetenhaus soll durch gesetzliche Mittel die Kampfstimmung steigern, bis das gegenwärtige System zusammenbricht (Ministerverantwortlichkeitsgesetz) und wichtige or-

[1] Grenzboten I, 428: Die Politik gleicht jetzt bereits dem Stinktier, welches der Sage nach einsam durch die Öde der Bäume irrt und durch seinen üblen Geruch vor allen Angriffen der Bewohner des Waldes geschützt ist.

ganische Gesetze durcharbeiten, auf denen der Neubau des preußischen Staates beruhen muß. Sie sind gegen alle langen Beratungen, „diejenige liberale Partei hat die beste Berechtigung, welche die bestehende Regierung mit der geringsten Schonung angreift. Das Haus der Abgeordneten hat jetzt keine andere Aufgabe, als dem Ministerium seine Auflösung notwendig zu machen. — Jetzt ist dem Kampfe ein schneller Verlauf, starke Schläge, dauernde Popularität der gegenwärtigen Opposition und dem Volke dauerhafte Entschlossenheit und Vertrauen zu seinen Führern zu wünschen."[1]

Die Maßregeln der preußischen Regierung gegen den Nationalverein und seine Organe haben ganz offenbar verbitternd auf die Grenzboten eingewirkt. G. Freytag macht seinem Unwillen in beredten Worten Luft.[2] Sie wollen von Verständigung nichts mehr wissen, dagegen halten auch sie es für nötig, die Möglichkeit einer späteren Einigung mit der Regierung trotz aller Abneigung gegen das gegenwärtige System im Auge zu behalten. Bemerkenswert ist, wie scharf schon hier der Gegensatz zu den Preußischen Jahrbüchern ausgeprägt ist. Bei ihren engen Beziehungen zum Nationalverein ist es nicht verwunderlich, daß Bismarck den grünen Blättern als der Inbegriff alles Übels erscheint.

Nicht milder urteilen natürlich die fortschrittlichen Blätter. Die Volkszeitung sieht in Bismarcks Existenz ein Rätsel unlösbarer Natur. „Wenn man nicht annimmt, daß mitunter politische Zustände nur existieren, um der Welt zu zeigen, wie man nicht regieren soll, wissen wir Zweck und Ziel dieses Ministeriums uns wirklich nicht anzugeben."[3] Die letzte Hoffnung auf Verständigung durch Konzessionen in der Militärfrage ist

[1] Grenzboten 1863 II, 321.

[2] Parisius, Hoverbeck II, 1, 130.

[3] V. Z. 15./2. 63, Nr. 39.

erloschen, denn die neue Regierungsvorlage ist nur eine Vernichtung des ganzen Wesens des Gesetzes von 1814.[1] Bismarck hält sich nach Ansicht des Blattes nur, weil die Lage des Staates so verfahren ist, daß niemand seine Erbschaft antreten mag, die Staatskrisis läßt die Wahrscheinlichkeit einer Ministerkrise stark sinken.[2] Alles, was Bismarck tut, wird angegriffen und zum mindesten als ungewöhnlich hingestellt, ja man geht sogar soweit anzudeuten, daß er vielleicht in eine Geisteskrankheit verfallen würde.[3] Auf einen völligen Systemwechsel wird mit aller Macht hingearbeitet.[4] Man will durchaus mit dieser Regierung zu einem Bruche kommen, daher werden auch ihre scheinbar günstigen Berichte und Vorschläge, wie z. B., die Mitteilung über den günstigen Abschluß des Etats für 1862, mit äußerstem Mißtrauen entgegengenommen. Kommt es nicht zum Systemwechsel, so wird mit der völligen Anarchie gedroht, durch die der Staat in schweres Mißgeschick geraten würde.[5] Es ist auch der einzige treue Dienst, den Bismarck nach Ansicht der Volkszeitung Preußen noch leisten kann, daß er schleunigst zurücktritt. Bei der Erwägung der Sachlage kommt sie sogar soweit, eine feierliche Abdikation des Herrschers zu verlangen.[6] Der Systemwechsel soll eventuell durch eine allgemeine direkte Petition des Landes erreicht werden, da der Landtag nur beschränkte Rechte hat. Das Drängen auf diesen Wechsel ist schließlich das Einzige, was die Volkszeitung noch beschäftigt; täglich wiederholt sie ihre Forderungen. Und als schließlich das gerade

[1] Noch deutlicher spricht sich die Magdeburger Zeitung gegen die neue Vorlage aus, indem sie erklärt, daß stehende Heere in freien Staaten überhaupt etwas Abnormes sind.

[2] 27./2. 49. 1./3. 51.

[3] Siehe Notiz aus der Rhein. Zeitung, V. Z. v. 8./3., Nr. 57.

[4] D. Berliner Lib. Korresp. erwartet derartiges erst von dem Drucke auswärtiger Ereignisse.

[5] V. Z. 88. 16./4. — [6] 115. 20./5.

Gegenteil eintritt und der Landtag geschlossen wird, da gibt sie der festen Überzeugung Ausdruck, daß vor 90 Tagen eine neue Berufung unter anderen Aussichten erfolgen wird und daß man sich dann an ein energisches Studium der Lücken in der Verfassung machen wird.

Es ist eben die völlige Ablehnung des Ministeriums, die in diesem Lager Platz gegriffen hat. Man verkennt dabei, daß man mehr oder weniger in eine Sackgasse gerannt ist, die niemals zu schöpferischem Wirken führen kann. Dadurch war das Ministerium dieser Partei gegenüber entschieden im Vorteil, es verfügte über lebendige Kräfte, die einer Stagnation des Staatslebens sofort Einhalt gebieten konnten, während die gegnerische Partei von sich aus nichts mehr unternehmen konnte, noch wollte, sondern auf Maßregeln des Ministeriums warten mußte, um diesem ihre Verneinung entgegenzusetzen. Wären nicht die äußeren Ereignisse belebend dazwischen gekommen, so hätte dieser verbissene hartnäckige Groll, dem eigentlich alles selbsttätig Schöpferische fehlte, nur zu ganz unzuträglichen Verhältnissen führen können. Bemerkenswert ist es, wie vor dem einen Wunsche die Beschäftigung mit den sonstigen Tagesfragen erheblich zurücktritt. Es konnte der Volkszeitung auch wenig daran liegen, den Konflikt zwischen Mitte und äußerster Linken vor aller Welt laut zu verkündigen.

In vieler Hinsicht entgegengesetzt zeigen sich die Deutschen Jahrbücher. Zwar über das neue Militärgesetz wird von Ed. Lasker ebenso scharf der Stab gebrochen, wie es von der Volkszeitung geschehen ist. Er spricht dem Entwurf jede legislative Bedeutung ab. Die Volksvertreter hätten eine Verbesserung des Bestehenden gewollt und man antworte ihnen mit dem Vorschlage, die Rechte des Volkes in die Hand des Königs zurückzulegen.[1] Nach Ansicht der Jahrbücher wird Bismarck bald zur Man-

[1] Deutsche Jahrbücher VI, 464ff.

teuffelschen Schneckenhauspolitik zurückkehren. „Herr von Bismarck glaube aber nicht, daß wir seinen Sturz wünschen; von allen Ministern seiner Partei ist er uns weitaus der Liebste; denn, wie ein englischer Publizist sagt: A man, who will go about making himself the living reductio ad absurdum of an erroneous argument, performs a public service and ought not to be discouraged. Somit wäre Deutschland unserem gesprächigen und unternehmenden Ministerpräsidenten zu vielfachem Danke verpflichtet.“[1] Die Jahrbücher nähern sich mehr altliberalen Vorschlägen, wenn sie wünschen, daß die Grundlinien des Rechtsstaates für eine nahe bevorstehende Zukunft vom Abgeordnetenhause gezogen werden möchten. Eine Spaltung innerhalb der Fortschrittspartei durch die Militärfrage wird direkt abgeleugnet, im Gegenteil wird eine Stärkung des Parlamentarismus festgestellt. Das entspricht natürlich nicht ganz den Tatsachen. Der Zwischenfall, der zu einem unerwartet schnellen Abschluß führt, wird denn auch freudig begrüßt, da dadurch die Gefahr für den Sieg des Prinzips beseitigt ist. Die Verwickelungen der inneren Politik hält Oppenheim durch die Adresse vom 22. Mai auf alle Fälle zum Abschluß gebracht.[2]

Die Haltung ist im ganzen nicht so schroff wie die der Volkszeitung; eine größere Ruhe, auch wohl ein wenig mehr Verständnis für die tatsächlichen Erfordernisse der Lage, wenigstens scheinbar, ist nicht zu verkennen. Das Richtigste ist wohl, die Blätter als gemäßigt-fortschrittlich zu bezeichnen.

Dieses Prädikat kann man der Wochenschrift des Nationalvereins unmöglich beilegen. Ist schon die Volkszeitung in Wut geraten über das Verhalten Bismarcks dem Verein gegenüber, so ist es kein Wunder, daß sein offizielles Organ sich noch heftiger gebärdet und nichts Gutes mehr an der preußischen Regierung läßt. Ihr ist es nicht genug, von einer allgemeinen

[1] Ebenda VII, 145 ff. — [2] VII, 500.

Verdammung der Bismarckschen Politik zu sprechen, unlöschlicher Unwille, unaussprechlicher Ekel vor der Berliner Mißregierung, die wie eine widerliche Monstrosität in der Natur in Europa dasteht, sind nach ihrer Ansicht die allgemeinen Empfindungen in Deutschland.[1] Alle eingebrachten Gesetzentwürfe sind unannehmbar. Die Zeitschrift gibt sich jedoch keinen Illusionen darüber hin, daß die Stellung Bismarcks durch alle Mißerfolge nur noch stärker befestigt wird. Die Meldung der Rheinischen Zeitung über Spuren angeblicher Geistesgestörtheit Bismarcks wird natürlich gerne als glaubwürdig angenommen. In der Militärfrage schimmert als innerster Wunsch die Schaffung eines Milizheeres durch, da aber der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen zu sein scheint, so ist das Blatt im ganzen für die Forckenbeckschen Anträge, nur soll man nicht der Regierung etwa Vorschläge machen, die über ihre eigenen Anträge hinausgehen.[2] Im übrigen werden alle Vorschläge der Regierung, auch die scheinbar günstigen, wie der Finanzabschluß für 1862 und der Handelsvertrag mit Belgien, so abfällig wie möglich beurteilt. Daß man das Ministerium lieber heute als morgen gestürzt sehen möchte, ist nach der Gesamthaltung klar, nur weiß man nicht, wie man es anstellen soll.[3] Der einzige Vorschlag, der

[1] N. V. W. 149. 150. Sehr hübsch wird auch Bismarcks persönliches Auftreten geschildert: Sein Mund trieft von giftigem Hohn und geiferndem Trotz . . . wären nicht seine bekannten gesellschaftlichen Gewohnheiten . . . so würde er ohne Zweifel seine Rede damit schließen, daß er das Werkzeug derselben der Zuhörerschaft zur Schau stellte. N. V. W. 6./3. 149.

[2] 153. 3./4.

[3] Mit der einfachen Aufforderung eines Rheinpreußen (§): „statt über unsere Staatsdoktoren, ihre vertrackten Gebärden, ihre schnotterigen Redensarten, ihre halbverrückten Experimente und barbarischen Quacksalbereien uns weidlich lustig zu machen . . . sollen wir lieber darauf bedacht sein, uns und den Staat so schnell wie möglich ihren Pfuscherhänden zu entreißen“, ist es natürlich nicht getan. N. V. W. 156. 24./4.

gemacht wird, ist für das Abgeordnetenhaus tagtäglich Sturm zu laufen auf das Ministerium und das Land zu eigener Initiative, zur Selbsthilfe aufzufordern.[1] Diese kann zunächst in Demonstrationen oder Deputationen von allen Seiten bestehen. Da vorläufig nichts dergleichen erfolgt, so sucht wenigstens die Nationalvereinswochenschrift Sturm gegen das Ministerium zu laufen. Deshalb wird auch wieder von der Annahme der Forckenbeckschen Vorschläge abgeraten, da diese von der Regierung mißbraucht werden könnten. Ein Hauptgrund für das Wüten gegen die Regierung liegt in der Furcht vor einer auswärtigen Verwickelung, „die mit Bismarck am Steuer und Roon im Maschinenraum“ unzweifelhaft zu einem furchtbaren Unglück für den Staat führen muß. Die parlamentarischen Kämpfe werden als Raufereien mit insolenten Junkern bezeichnet. Der Schluß der Landtagsverhandlungen paßt dem Nationalverein sehr schlecht, da aus ihm sich wenig Kapital schlagen läßt. Die Massendemonstrationen erscheinen fortgesetzt als einziges Auskunftsmittel. Roons Auftreten wird natürlich genügend getadelt.[2] Die notgedrungene Verzögerung in der Beschlußfassung über eine Adresse ist durchaus nicht nach dem Sinne der Zeitschrift, die, nachdem es soweit gekommen, möglichst schnelle Erledigung des ganzen Streitfalles wünscht. Sie weiß es daher der Regierung Dank, daß sie die königliche Ermahnung veranlaßt hat, wodurch dem Hause Zeit gegeben ist, seine Adresse fertigzustellen, auf deren Grundlage der Bruch unter sehr günstigen Bedingungen für den Fortschritt erfolgen wird. Nach der Schließung sollen dann die Kundgebungen der Bevölkerung mit aller Macht stattfinden. Das Herrenhaus erscheint der Nationalvereinswochenschrift nach seinen letzten Beschlüssen als lebendiger

[1] N. V. W. 156. 157.

[2] Der Berichterstatter wählt als Motto: Wie 10000 reisige Männer im Streit, so brüllte der eherne Ares.

Anachronismus, eine Verkörperung politischer Unvernunft. Im Abgeordnetenhause steht sie auf seiten des entschiedenen Fortschritts, selbst das linke Zentrum erhält einen Tadel, weil es durch die Gneistschen Amendements eine Abschwächung des ersten Virchowschen Adressenentwurfes herbeigeführt hat.[1] Mit der Schließung des Landtages ist der entschiedene Bruch mit der Verfassung vollzogen, die Wiederherstellung des bisherigen Verfassungszustandes zur Unmöglichkeit geworden. Es handelt sich nur noch darum, ob der preußische Militärdespotismus sich durchsetzt oder völlig gebrochen wird. Die Abgeordneten und die Presse werden getadelt, weil sie nicht sofort das Massenaufgebot organisiert haben, ihre Ruhe erscheint der Wochenschrift unbegreiflich. Bei der Kritik der letzten Landtagsverhandlungen kommen die Altliberalen und namentlich Reichensperger schlecht weg, der Schluß wird in möglichst günstiger Beleuchtung für die fortschrittlichen Abgeordneten, mit allerlei kleinen Histörchen geschmückt, geschildert. Darin, daß die Regierung nicht gewagt hat, das Haus aufzulösen, wird ein Eingeständnis der eigenen Schwäche gesehen.[2]

Der Adressensturm, der im Notfalle sich zu einer Massenerhebung steigern kann, erscheint als die ultimo ratio der von der Nationalvereinswochenschrift empfohlenen Auskunftsmittel. Kampf auf alle Fälle, keine Versöhnung ist die Parole, die sie fort und fort ausgibt.

Die Nationalvereinswochenschrift vertritt wohl sachlich wie persönlich Bismarck gegenüber den schroffsten Standpunkt. Es war von seiten des Ministeriums ganz besonders begreiflich, dieses Organ in Preußen zu verbieten, denn die meist hetzerischen Artikel konnten bei der allgemeinen Erregung leicht allerlei Unheil anrichten. Eine Verständigung zwischen den beiden

[1] N. V. W. 31./5. 05., Nr. 161.

[2] 162. 7./6.

Lagern war auch, solange dieser verbitterte Groll herrschte, nicht möglich. Die Artikel der Wochenschrift waren, wie man zur Ehre ihrer Verfasser annehmen muß, von der besten Gesinnung gegen Preußen diktiert, man wollte ein starkes Preußen und glaubte, daß bei der Fortdauer des Bismarckschen Regiments eine Katastrophe über das Land hereinbrechen würde. Damit wäre aber dem Nationalverein die Hauptstütze seiner Kraft, das Ziel seines Strebens, entzogen, seine Existenz in Frage gestellt worden. Daher ist diese Wut recht begreiflich. Merkwürdig bleibt dieses Verkennen der populären und der Bismarckschen Kräfte und Fähigkeiten immerhin; andere Organe der Partei fanden auch Worte der Anerkennung für ihn, wenn sie auch das System an sich verurteilen.[1] Doch hier trat der einseitige Doktrinarismus, in dem man befangen war und der sich zu dieser Zeit wieder in dem Zurückgehen auf die Reichsverfassung vom 28. März 1849 zeigte — jene Verfassung, die praktisch wie theoretisch bereits als vollkommen überwunden gelten mußte —, und das Vorurteil, das man gegen Bismarck von vornherein, schon seit 1861, gefaßt hatte, hindernd in den Weg. Nachdem man aber erst einmal begonnen hatte, in Bismarck die Wurzel alles Übels, einen gänzlich unfähigen, leichtsinnigen Staatsmann zu erblicken, war es leicht, indem man nur die Außenseite der Dinge betrachtete, diese schlechte Meinung von ihm fortdauernd zu verstärken und ihn vollkommen abzulehnen.

Weitaus milder und versöhnlicher ist die Sprache der katholischen Organe. Die Haltung der Partei im Landtage war ja auch in vieler Hinsicht der Regierung gegenüber durchaus freundlicher Art. Allerdings verwerfen die Kölner Blätter die Regierungsvorlage über die Heeresreform durchaus. Eine Verständigung des Ministeriums mit dem Abgeordnetenhaus halten auch sie für ausgeschlossen, wenn sie auch an eine versöhnliche

[1] Vgl. hierzu z. B. Neue Frankfurter Zeitung 17./2. 63 u. a. a. O.

Stimmung der Regierung, wie sie besonders bei dem Empfange des Präsidiums des Abgeordnetenhauses durch den König am 22. März hervorgetreten ist, glauben. Die Hauptschuld an dem Streite messen sie doch mehr der Fortschrittspartei und ihren übertriebenen Forderungen zu. In den Forckenbeckschen Vorschlägen sehen sie nur neuen Stoff zur Uneinigkeit. Bei dem bekannten Zwischenfall weisen sie Sybel die Hauptschuld zu, materiell finden sie Roon durchaus im Recht.[1] Durch Antrag Forckenbecks, die Minister zum Erscheinen bei den Sitzungen des Hauses aufzufordern, sehen sie den Bruch als vollzogen an. Nur fehlt es der Fortschrittspartei an der nötigen Macht, um das Ministerium zu biegen oder zu brechen. Ihre Unversöhnlichkeit ist auch durch die Ablehnung des Reichenspergerschen Antrages deutlich geworden. Durch die Adressenberatung ist die Spaltung der koalierten liberalen Parteien verhindert worden, doch wird die Adresse selbst ohne Wirkung bleiben und vor allem nicht einen Ministerwechsel herbeiführen. Beide liberalen Adreßentwürfe werden natürlich von den Kölner Blättern, die auf dem Boden der Reichenspergerschen Vorschläge stehen, verurteilt: Binckes Entwurf spricht nach unten und spekuliert nach oben; Virchow spricht nach oben und zielt nach unten. Als Gründe für die Schließung der Session führen sie die von den Liberalen versagte Mitwirkung des Abgeordnetenhauses bei der Gesetzesarbeit und den Wunsch des Königs, mehr für seine Gesundheit tun zu können, an. Für Herbeiführung neuer günstiger Wahlen werden strenge Maßregeln der Regierung erwartet.

Die Kölner Blätter lehnen zwar auch das bestehende Ministerium ab, aber weniger wegen seiner inneren Politik als vielmehr wegen seiner Stellung zu den deutschen Angelegenheiten. Ihren stärkeren Gegner sehen sie in der Fortschritts-

[1] Das mag sich z. T. auch aus dem persönlichen Haß gegen Sybel als den rheinischen Kirchenfeind erklären.

partei, vielleicht auch aus dem Grunde, weil sie eine dauerndere Wirkung von seiten des Liberalismus erwarten als von seiten des Ministeriums, dessen Stellung auch ihnen für einigermaßen erschüttert gilt.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung sieht nach den Polendebatten keinen anderen Ausweg als Auflösung der Kammer oder Entlassung der Minister. Als nächste Folge dieses geradezu beispiellosen Auftretens verzeichnet sie einen engeren Zusammenschluß aller liberalen Fraktionen aneinander.[1] Die allgemeine Verurteilung der Bismarckschen Politik in der öffentlichen Meinung wird wiederholt hervorgehoben.[2] Ein Ausgleich in der Militärfrage allein wird nicht für unmöglich gehalten, doch bleibt damit eine allgemeine Verständigung noch höchst unwahrscheinlich. — Bei dem Zwischenfall hätte Bockum-D. nach Ansicht der Augsburger Allgemeinen Zeitung seine Zurückweisung in einen mehr parlamentarischen Ton kleiden können. Über die Schließung zeigt sie dieselbe Ansicht wie die Kölner Blätter, ebenso über die zu erwartenden Maßregeln, um die Parteien zu desorganisieren.

Im allgemeinen tritt die Abneigung gegen das Ministerium in der Augsburger Allgemeinen Zeitung klarer zutage als in den Kölner Blättern. Es zeigt sich bei beiden eine gewisse Genugtuung über die scheinbare Schwäche Preußens, die ihren Plänen natürlich sehr gelegen kommen muß. Die Gesamtstimmung zeigt mehr ein bedauerndes Mitgefühl als gerade einen Haß gegen die Leiter der Geschicke Preußens. Die selbständige Haltung der Partei ist in allen Fragen durchaus gewahrt.

Die Broschüren aus dieser Zeit beschäftigen sich meist mit

---

[1] A. A. Z. 3./3., Nr. 62.

[2] Auch die Bayr. Zeitung vom 7. April verurteilt Bismarck und erwartet von ihm keine Besserung der Lage Preußens.

der polnischen Frage, da diese mit allen ihren Verwickelungen erhöhtes Interesse gegenüber den immerhin einander ziemlich gleichen Kammerverhandlungen erregte und eine bessere Gelegenheit bot, vom Parteistandpunkt abweichenden Ansichten Ausdruck zu geben. So ist die Flugschriftenliteratur, insofern sie sich auf die inneren Zustände bezieht, nur ziemlich spärlich und weist keine bedeutenden Erscheinungen auf.

Bayer[1] hat seinen Betrachtungen nach der Eröffnung des Landtages noch einige Bemerkungen angefügt, die aber nichts Neues bringen. Das Abgeordnetenhaus und sein Präsident werden getadelt, der König gelobt; die Minister gegen den Vorwurf der Verfassungsverletzung in Schutz genommen, da die Reorganisation schon vor ihrem Amtsantritt bestand, außerdem wären sie nur ihrem Könige und ihrem Gewissen verantwortlich. Kurz, es spricht viel Königstreue, aber nicht allzuviel Verständnis der Lage aus diesen Zeilen. Begründungen der vorgebrachten Behauptungen fehlen gänzlich. Irgendwelche Bedeutung ist daher diesen Ausführungen nicht beizumessen.

Eine gänzlich zwecklose Schrift betitelt sich: „Das Junkertum, wie es entstanden ist und wie weit es uns gebracht hat" von P.[2] Es will angeblich eine Geschichte des Junkertums geben und seine verderblichen Einflüsse auf die deutschen Verhältnisse zeigen. In der Schrift ist davon aber nichts zu spüren. Ein wildes Durcheinander von allerlei Daten und Begebenheiten wird darin aufgetischt. Das einzige, was sich einigermaßen klar liest, sind die Forderungen, welche P. stellt, um dem Übel abzuhelfen. Er fordert, daß die Regierung versuche, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, dann käme es auf 50—60000 Soldaten mehr oder weniger nicht an. Ferner sollen alle Standesvorrechte und -verschiedenheiten beseitigt werden. Eine all-

[1] Siehe oben S. 131.

[2] 76 S., Gotha bei Stollberg.

gemeine Duldsamkeit allen Ständen, Nationen und Konfessionen gegenüber soll Platz greifen. Ferner soll bei der allgemeinen Wehrpflicht jeder nach seinem Verdienste befördert und schließlich ein freies Gemeindewesen anerkannt werden.

Diese Vorschläge enthalten schon an und für sich nur Gemeinplätze. Die vorgeschlagenen Maßregeln sind zu derselben Zeit wiederholt vorgebracht worden, namentlich eine demokratische Ausgestaltung des Heerwesens wurde vielfach angestrebt. Mit den eigentlichen Streitfragen beschäftigt sich diese Broschüre nicht, ihre Absicht, das Junkertum zu bekämpfen und ihm Abbruch zu tun, hat sie schwerlich erreicht.

Wichtiger und mit ihren Vorschlägen sich mehr an die Zeitströmungen haltend ist die Schrift des Dr. J. Levinstein: „Über die vornehmsten Ursachen der derzeitigen politischen Störungen".[1] Levinstein fordert als Mittel zur Lösung aller äußeren und inneren Schwierigkeiten einen gegenseitigen freien Verkehr der einzelnen Völker untereinander und eine allgemeine Entwaffnung, d. h. keine Kriege aus dynastischer Eitelkeit. Das heutige bewaffnete Handels- und Friedenssystem hält er durchaus verderblich für die Wohlfahrt der Völker. Ein freier Handelsaustausch ist für Preußen zurzeit mit England und Frankreich möglich, durch Handelsverträge mit diesen Ländern wird auch der allgemeine Frieden gestärkt werden. Dagegen ist Österreich, das wegen seiner ungünstigen wirtschaftlichen und politischen Lage noch nicht einmal niedrige Finanzzölle einführen kann, von einem Zollbund auszuschließen. Das bewaffnete Friedenssystem ist nach Meinung des Verfassers für den Frieden zu viel, für den Krieg zu wenig, es ist mehr ein Werkzeug nach innen als nach außen und ruft Zwietracht zwischen König und Volk hervor. Der Verfasser meint, daß die Innehaltung des Gesetzes zur Aufrechterhaltung desselben im Innern genügt.

[1] Berlin, Schlingmann 1863, 66 S.

Ein Bündnis Preußen-Frankreich-England würde Preußen freie Hand im Innern geben. „Preußens Gouvernement, das jetzt wenig Sympathien für sich hat, hat keinen Grund, irgendwo Öl ins Feuer zu gießen, um die Abneigung, die seine Schritte begleitet, noch zu vermehren. Nur jener Übermut, der gewöhnlich der Poltronnerie eigen ist, der den Mangel an wirklicher Kraft und Stärke durch dreiste Leichtfertigkeit, durch blindes Dreinfahren zu ersetzen sucht, wird Ähnliches wagen. Preußens zeitiger Verwaltung wäre in ihrer Spitze ein ruhiges Urteil und wohl auch noch mehr Sachkunde zu wünschen."

Um nicht in eine ungünstige Lage nach außen zu gelangen, muß Preußen im Innern einlenken. Dem Volke muß eine wirkliche Teilnahme an der Verwaltung gewährt werden. Durch ein vernünftiges selfgovernment würden die Herrscher zu einer wohltätigen Appellationsinstanz, was ohne Zweifel nur ein Vorteil für sie sein würde. Hat Preußen durch diese Reformen die nötige innere Festigung erlangt, so ist durch den Anschluß der deutschen Fürsten an Preußen die einfachste Lösung der deutschen Frage gegeben. Soweit ist die Schrift etwa bis Januar 1863 geschrieben. In einem Nachwort tadelt der Verfasser dann noch die äußere Politik Preußens in der Polenfrage, wodurch ein handelspolitischer Ausgleich erschwert und Österreich in Vorteil gesetzt ist. Den Hauptwert muß seines Erachtens Preußen nach wie vor auf die innere Einheit legen. Es handelt sich jetzt darum, ob das Bürgertum oder die feudale Partei in Preußen regieren soll. Die festen natürlichen Stützen der Monarchie liegen im Bürgertum. Der Regierung ist zu raten, das Gegenteil von dem zu tun, was man schon getan hat oder in demselben Sinne noch weiter tun möchte.

Die Schrift zeigt manche vernünftige Erwägungen, doch enthält sie daneben viel Plattes. Vor allem läßt sie alle politischen Realitäten sehr außer acht. Dem Verfasser ist hauptsächlich um

eine Zolleinigung zu tun, er ist überzeugter Freihändler. Seine Ansichten über die Anbahnung eines durchaus friedlichen Verkehrs unter den Völkern, über das Verschwinden aller äußeren und inneren Unruhen sind reichlich utopistisch und zeigen wenig Verständnis für reale Verhältnisse. Seine Pläne für Preußens auswärtige Politik zeigen auch eine zu starke Betonung des Handelspolitischen. Der Wunsch nach innerer Eintracht als erste Bedingung zu irgendwelchen Erfolgen entspricht der allgemein herrschenden Ansicht fast aller Parlamentarier der Zeit. Praktische Vorschläge, dies Ziel zu erreichen, sind jedoch nicht gemacht. Viel Neues bringt die Schrift also nicht, sie enthält in sachlichem, ruhigem Tone die derzeitigen Wünsche des mittleren Bürgerstandes, dem alle Gewaltmaßregeln zuwider sind. Die Haupterfordernisse für eine wirkungsvolle Flugschrift, klarer Stil, klare Anordnung und klarer Wille sind nur in geringem Maße erfüllt; der Stoff ist recht bunt durcheinander geworfen.

Beschäftigt sich Levinstein mit den handels- und allgemeinpolitischen Fragen, so liegt uns in der Schrift des Hauptmanns a. D. Friedrich von Kall „Zur Militärfrage"[1] eine Äußerung zur Reform des Heerwesens vor. Der Verfasser steht im wesentlichen auf dem Boden des Programmes der Fortschrittspartei, wenn er auch darüber hinaus selbständige Ratschläge vorbringt. Sein Leitsatz ist, daß das Wehrsystem, wie es die unbeschränkte Monarchie in einem großen stehenden Friedensheere schuf, mit der konstitutionellen Monarchie unverträglich ist. Er wünscht deshalb die Ausbildung eines Wehrsystems, welches das Verfassungsleben nicht mehr gefährdet und zu diesem Zwecke ein Wiederbeleben des Grundprinzips, des Prinzips des rationellen Milizwesens. Um dies zu ermöglichen, wünscht Kall die Einführung militärischer Exerzitien und des deutschen Turnens in den Schulen, da hierdurch sich eine zweijährige und noch kürzere

[1] Berlin, G. Jansen 1863, 20 S.

Präsenz ermöglichen läßt; ferner Wiedereinführung des Instituts der Landwehrrekruten, Beförderung der Unteroffiziere bei guten Leistungen bis zum Hauptmann einschließlich; Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit für alle nicht streng dienstlichen Strafsachen. Es sind keine eigentlich neuen Vorschläge, die hier vorgebracht werden. Von den ehemaligen Offizieren standen mehrere auf seiten der Fortschrittspartei, zu diesen gehörte auch der Verfasser. Eine gewisse Sachkenntnis ist dem Verfasser nicht abzusprechen, wenn auch seine Vorschläge schwerlich zur inneren Kräftigung des Heeres von Nutzen gewesen sein würden. Die Ausführungen sind in ruhigem, sachlichem Tone gehalten.

Gegenüber den Angriffen der konservativen Blätter, die dem Abgeordnetenhause vorwarfen, sich mit nebensächlichen Dingen befaßt und dadurch die Fertigstellung der vorgelegten Gesetzentwürfe gehindert zu haben, wurde von liberaler Seite ganz entschieden Einspruch erhoben. Neben den Verwahrungen einzelner Abgeordneter in Ansprachen an ihre Wähler[1] erschien eine Broschüre: „Die preußische Volksvertretung im Jahre 1863"[2], die es sich zur Aufgabe machte, die Unrichtigkeit dieser Behauptungen im einzelnen nachzuweisen und darzutun, wie notwendig einerseits die Beratungen der Adressen und die Vervollständigung der Verfassung (Ministerverantwortlichkeitsgesetz), und wie weit fortgeschritten anderseits auch schon die Beratung der von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe gewesen wäre, und daß nur der plötzliche Schluß der Session die Vollendung verhindert hätte. Den Ausführungen im einzelnen nachzugehen, erscheint nicht erforderlich.

Die Ausbeute von Flugschriften aus dieser Zeit ist, wie gesagt, nicht groß. Die größere Mehrzahl beschäftigt sich mit den Fragen der äußeren Politik und diese werden wir nachher

[1] Siehe unter Kap. 3.

[2] Berlin, Jonas, 16 S.

zu betrachten haben. Die Stellung der öffentlichen Meinung zu den inneren Fragen, zu der inneren Politik der Regierung müssen wir aus den Zeitungen und den Kammerverhandlungen uns klar zu machen suchen. Und da ergibt sich nach allem, was wir gesehen haben, doch eine beträchtliche Steigerung der Gegensätze im Lande. Überall Kampfesstimmung; von der Eröffnung bis zum Schlusse der Session des Landtages Streit und Kampf. Diese Meinung teilt sich auch dem Lande mit, die fortschrittlichen Organe eifern, so scharf es innerhalb der Grenzen des Preßgesetzes geht, gegen die Regierung und für eine radikale Umgestaltung der Dinge. Die gemäßigt Liberalen, vorsichtiger in ihrem ganzen Auftreten, machen doch kein Hehl aus ihrer Unzufriedenheit mit dem Zustand des Landes und wünschen nichts sehnlicher als einen Systemwechsel. Die Katholiken allein scheinen nicht ganz mit der Regierung gebrochen zu haben, sie befinden sich in der Mitte zwischen zwei Strömungen, die ihnen gleichermaßen verhaßt sind; wo sie nicht ganz ihre eigenen Wege wandeln, treffen sie ihre Entscheidung von Fall zu Fall und schließen sich bald der einen, bald der anderen Richtung mehr an. Die Konservativen scheinen ja zwar auf seiten der Regierung zu stehen, aber tatsächlich ist das Verhältnis keineswegs festgeknüpft. Was sie bejubeln, sind zumeist die Maßregeln, zu denen nur die Not des Augenblickes die Regierung zwingt, die nichts Lebenschaffendes, nichts Fruchtbares in sich bergen. So steht das Ministerium mit seinem Führer im wesentlichen allein. Ohne Unterstützung, doch fest gedeckt durch die rückhaltlose Zustimmung des Königs muß es den Stürmen trotzen. Zwar nach außen hin sucht es den Anschein zu erwecken, als ob nur die Abgeordneten und die Presse, nicht aber das eigentliche Volk ihm feindlich gesinnt sind, sondern daß dieses dem Streit ziemlich gleichgültig gegenübersteht.[1] Aber es weiß sehr gut, daß

[1] Cf. Äußerungen Bismarcks zu Artikel IV b. Ndr. vom 29. Ja-

dem doch nicht so ist: für die Anteilnahme des Volkes an dem Streite sprechen zu deutlich die Zahlen der Zustimmungsadressen an das Abgeordnetenhaus, die sich am Schlusse der Session auf 318 mit 359222 Unterschriften beliefen, obgleich einige lediglich von Wahlmännern unterzeichnet waren. Mißtrauensvoten waren nur 9 mit 4031 Unterschriften eingegangen.[1] Die Loyalitätsadressen an den König mochten allenfalls 40000 Unterzeichner gefunden haben.

Dabei ist der Kernpunkt des Streites doch nicht von dem Ministerium geschaffen, sondern von den Vorgängern übernommen. Allerdings, die eigenen Maßnahmen der neuen Regierung wirken keineswegs versöhnlich, man sieht nicht die Triebfedern des Handelns, der Ministerpräsident zeigt sich in seinem Auftreten absichtlich geheimnisvoll, auch wohl geradezu schroff verletzend. Da ist es ja weiter kein Wunder, daß die allgemeine Mißstimmung sich steigert.

Die Gegensätze, die das Land zerrissen, machten sich nicht nur in der Presse bemerkbar. Bei den Erinnerungsfeiern, die an Preußens größte Jahre gemahnten, zeigte sich die tiefe Verstimmung der Gemüter. Es hatte in der Absicht der Regierung gelegen, die 100jährige Wiederkehr des Friedensschlusses von Hubertusburg (18. Februar) und die 50jährige Jubelfeier des Erlasses des Aufrufs „An mein Volk“ als den Beginn der großen nationalen Erhebung der Befreiungskriege festlich zu begehen. Infolge der ablehnenden Haltung der Bevölkerung war an den beiden Tagen außer der offiziellen Feier von einer Feststimmung nichts zu spüren. Der 18. Februar wurde lediglich durch einen allgemeinen Festgottesdienst in den Kirchen

nuar 1863 (H. Kohl, Reden II, 94); ferner den Brief G. v. Bunsens vom 3. Juni 1863 a. f. Mutter: Bismarck erzählt jedem Gesandten, daß die Bevölkerung völlig gleichgültig sei und die Abgeordneten bald vergessen sein werden.

[1] St. B. A. H. II, 1317—19.

gefeiert; während am 17. März das Denkmal Friedrich Wilhelms III. in Berlin enthüllt wurde, die Ritter des eisernen Kreuzes vom Könige zur Festtafel geladen und in den Provinzhauptstädten die Mitkämpfer zu Festmählern vereinigt wurden. Die Bevölkerung hielt sich von diesen Festlichkeiten überall fern, in Berlin zeigten an privaten Gebäuden nur einige Hoflieferanten Flaggenschmuck, die Gewerbe, die zu einem Festzuge aufgefordert waren, lehnten eine Beteiligung daran ab. So kleinlich dieses Fernbleiben von den Erinnerungsfeiern großer Tage sonst sein mochte — es zeigte deutlicher als vieles andere die Entfremdung, die zwischen Herrscher und Volk eingetreten war. Eine vorübergehende Besserung der Lage, wie sie durch den Glückwunsch des Abgeordnetenhauses zum Geburtstage des Königs und die darauf erfolgende freundliche Antwort geschaffen zu sein schien, konnte doch auf die Dauer über diese Entfremdung nicht hinwegtäuschen. Die Erbitterung gegen das Ministerium blieb bestehen, man hatte die Überzeugung, daß Bismarck jedes Mittel recht sei, seine freiheitswidrigen Pläne durchzusetzen.[1] Daß damals der Haß gegen Bismarck zu einer gewaltigen Höhe gestiegen war, können wir neben den Äußerungen der Blätter auch aus privaten Briefen dieser Tage entnehmen. So schrieb Hoverbeck am 1. März an Mahraun: „Die Erbitterung gegen dieses Ministerium hier in Berlin, sowie bei fast allen Abgeordneten ist so intensiv, daß ich glaube, sie kann gar nicht mehr höher steigen". Die Steigerung der ablehnenden Stimmung läßt sich bei Bernhardi verfolgen. Am 14. Januar spricht er von dem traurigen Eindruck, den die Thronrede gemacht hat. Am 30. Januar berichtet er, daß von verschiedenen Seiten geäußert sei: „Wir gehen schnurgerade auf einen Staatsstreich zu". Schon am 24. soll Bismarck ein oktroyiertes Wahlgesetz vorgeschlagen haben. Im Februar folgen verschiedene

[1] Cf. Parisius, Hoverbeck II, 1, 139.

Gerüchte über Ministerkrisen, die sich in den altliberalen Organen wiederfinden. Im März äußert sich Max Duncker in wiederholten Gesprächen mit Bernhardi darüber, daß Bismarck sich gegen seinen Willen der Kreuzzeitungspartei immer mehr nähere und auch eine Annäherung an Österreich suche. Die Vorschläge Bismarcks zu Oktroyierungen zu greifen hätten beim König kein Gehör gefunden.[1] Anfang Mai äußert sich Bernhardi schroff gegen die unversöhnliche Stellung des Abgeordnetenhauses, das im Augenblicke der Gefahr dummdreist alles aufbiete, um die Armee zu vernichten und Preußen seinen Feinden wehrlos gegenüberzustellen. Geffcken meint, daß der allgemeine Haß sich dermaßen auf Bismarck konzentriere, daß der König die Militärvorlage durchbringen werde, wenn er nur Bismarck fallen ließe. Duncker sieht in Bismarck einen Spieler, der die Existenz Preußens und der Dynastie ohne Bedenken einsetzt. Er wie Hohenzollern halten ein Ende mit Schrecken nicht für unwahrscheinlich. Am 18. Mai sieht Gneist durch die Annahme der Adresse die Auflösung der Kammer und die „Juliordonnanzen" voraus. Die Fortschrittspartei hat nach Bernhardis Meinung die Auflösung beabsichtigt, da sie auf gänzlich demokratische Neuwahlen hofft.[2] Aus den Äußerungen Reichenspergers entnehmen wir, daß das Zentrum alles tat, um zu vermitteln und die Herstellung eines Einvernehmens mit der Krone anzubahnen. Reichensperger hatte verschiedentlich vertrauliche Unterredungen mit dem Minister Eulenburg, in denen er sich offen über die Lage aussprach. Auch mit Bismarck kamen beide Brüder Reichensperger privatim zusammen. Bei diesen Anlässen war Bismarck stets guter Laune und nicht im geringsten niedergeschlagen; er witzelte sogar über die Lage. Roon äußerte

[1] Die verschiedenen Mitteilungen über beabsichtigte Oktroyierungen sind natürlich nur schlechtbegründete Gerüchte.

[2] Bernhardi, a. d. L. Th. v. B. V, 15—109.

sich schon am 17. Mai dahin, daß der Bruch wohl unabwendbar sei. Die Schritte der Regierung zur Schließung des Landtags erschienen Reichensperger nicht glücklich; er sah in Bismarcks Schreiben „bureaukratische Schulpensa, die die Pointe nicht trafen und die das imperatoria est brevitas vermissen ließen". In einer Unterredung mit Roon am 27. Mai, also am Tage der Schließung, zeigte dieser sich mit Reichensperger in allem Wesentlichen einverstanden.[1] So klar wie in diesen Aufzeichnungen tritt uns die durchaus vermittelnde Stellung der katholischen Zentrumspartei aus den Zeitungen nicht entgegen. Im ganzen sah die katholische Fraktion Unrecht und Verkehrtheiten auf beiden Seiten und wünschte keiner den Sieg, noch weniger der Kammermehrheit als der Regierung.[2]

Einmal konnten die Führer die parlamentarische Partei aber nicht soweit zu ihren Anschauungen herüberziehen, wie sie es vielleicht wünschten. Dann hatten die Zeitungen auch Rücksicht zu nehmen auf die doch auch in diesen Kreisen erregte Stimmung des Publikums.

Die Meinung, die wir vielfach in den Zeitungen vertreten finden, als habe Bismarck von sich aus die Gegensätze verschärft, ohne daß der König mit allen seinen Handlungen einverstanden gewesen sei, ist vollkommen irrig. Die Organe der mittleren Parteien wollten dem Gedanken nicht Raum geben, daß der König eine so unbeugsame Haltung entgegen den Wünschen der Abgeordneten einnehmen könne. Doch mußte ihnen bekannt sein, wie sehr die Reorganisation das eigenste Werk Wilhelms war, da sie aber gegen dieses Werk den bittersten Haß empfanden, während ihre Treue gegen das Königshaus doch nicht erschüttert war, so mußten sie einen Ausweg suchen, um diese widerstrebenden Gefühle zu vereinigen, und konnten

[1] Vgl. Pastor, A. Reichensperger, S. 456–465.

[2] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt 264.

dies nur tun, indem sie das Ministerium für alles ihnen Unangenehme verantwortlich machten, wozu sie auf Grund der Verfassung ja berechtigt waren. Wie sehr der König auf seiten seiner Minister stand, erhellt besonders deutlich aus seinem privaten Briefwechsel mit Bismarck aus dieser Zeit. In der Aufnahme und dem Erlaß von Adressen handelte er durchaus nach eigenem Ermessen und billigte das Verfahren der Minister in jeder Weise.[1] Daß allerdings diese nicht in allen Fragen übereinstimmender Meinung waren, und daß Bismarck oft genug scharf durchgreifen mußte, ist sicher.[2] Die Stimmung des Königs war vielfach gedrückt, doch nie hoffnungslos. Bekannt ist in dieser Hinsicht der Brief, den er an Freiherrn von Vincke-Ollendorff als Antwort auf dessen Neujahrswunsch richtete.[3] Gerüchte, die über Auseinandersetzungen innerhalb des Staatsministeriums in die Öffentlichkeit drangen, wurden begierig aufgegriffen und daraus wenn möglich sofort das Vorhandensein einer Ministerkrisis konstruiert.[4]

Bei dieser allgemeinen Erbitterung, den fortwährenden Angriffen auf die Regierung, war es nicht weiter verwunderlich, daß nunmehr auch diese zu Maßregeln griff, die ihr ermöglichten, ihre Pläne zu verfolgen, ohne sie beständig einer abweisenden und der Sachlichkeit entbehrenden Kritik unterzogen zu sehen. Wir wenden uns zu der Periode, wo Ausnahmegesetze die freie Meinungsäußerung erheblich einschränkten und scheinbar eine Beruhigung der öffentlichen Meinung bewirkten.

[1] Vgl. Anh. G. u. E. I, Nr. 35, 36, 67.

[2] Auch in seiner Kritik über das Ministerium in den G. u. E. finden sich die derzeitigen Gegensätze noch bisweilen ausgeprägt.

[3] G. u. E. I, 303 ff.

[4] Vgl. Anh. G. u. E. I, Nr. 64—66. Vgl. hierzu auch das Gespräch mit Hermann v. Beckerath am 19. November 1862 (abgedruckt bei Hugo Kopstadt, Hermann v. Beckerath, Ein Lebensbild, 1875, S. 189 ff.).

Drittes Kapitel.

Von der Schließung des Landtages bis zum Wiederzusammentritt des neuen (27. Juni bis 9. November 1863).

Mit der Schließung des Landtages am 27. Juni ist der Konflikt auf einem Höhepunkt angelangt, der eine Versöhnung vorläufig als unmöglich erscheinen läßt. Die nächste Zeit bis zur Wiedereröffnung des neugewählten Landtages entbehrt von vornherein des einen großen Sprachrohrs der öffentlichen Meinung: der Tribüne der Kammer. Es folgen einige Tage Spannung über das, was die Regierung zunächst tun wird[1], bis sie durch die ungerechtfertigte Preßverordnung vom 1. Juni sich wenigstens für die nächsten Monate fast völlige Ruhe zu verschaffen weiß. Versuche, eine Meinung in Broschüren frei zu äußern, werden nach Möglichkeit durch häufige Konfiskationen verhindert. Der August bringt dann eine erwünschte Ablenkung von dem inneren Zwiste durch die Einberufung des Fürstenkongresses nach Frankfurt a. M. durch Kaiser Franz Joseph. Für längere Zeit beschäftigt sich die öffentliche Meinung fast ausschließlich mit diesem Ereignis. Erst als die preußische Regierung sich selbständig zu der Sache äußert, mit eigenen Reformvorschlägen hervortritt und aus dem Vorgehen Österreichs Kapital für die neuen Wahlen zu schlagen sucht, wendet sich auch ein erhöhtes Interesse wieder den inneren Angelegenheiten zu. Nach der am 3. September erfolgten Auflösung des Abgeordnetenhauses und Anordnung der Neuwahlen haben sich natürlich die Parteien mit den Vorbereitungen für den Wahlkampf zu befassen. Die letzten Wochen dieser Periode sind daher

[1] In dieser Zeit hieß es: Die Regierung ist «fortiter in rebus», d. h. stark in Rätseln. Berl. Börsen-Ztg. vom 31./5.

neben der Beschäftigung mit der deutschen Frage mit Erörterungen über die Aussichten der Parteien im kommenden Wahlkampfe, über die Forderungen und Wünsche der einzelnen Richtungen erfüllt.

Das ist in kurzem die Signatur der jetzt näher zu behandelnden Epoche. Da wir die deutsche Frage hier ausscheiden, so ergeben sich zwei deutlich geschiedene Zeitabschnitte, die wir hier getrennt behandeln können. Der erste reicht von Anfang Juni bis Mitte August, der zweite von Ende August bis Anfang November. Die aktuellen Ereignisse, mit denen sich die öffentliche Meinung natürlich hauptsächlich beschäftigt, sind für die erste Epoche die Preßverordnung, ihre Folgen, sowie andere Maßnahmen der Regierung, für die zweite die Auflösung des Landtages, ihre Motivierung durch die Regierung und das Verhalten dieser bei den Wahlen. Wir beschäftigen uns hier zunächst mit der ersten Epoche und geben daher eine nähere Analyse der Preßverordnung und der durch sie hervorgerufenen Folgen.

In seinem Bericht an den König rechtfertigte das Staatsministerium seinen Schritt mit der Begründung, daß es „die dringende und unerläßliche Aufgabe der Staatsregierung" sei, „ihrerseits auf jede Weise dahin zu wirken, daß die leidenschaftliche und unnatürliche Aufregung, welche in den letzten Jahren infolge des Parteitreibens die Gemüter ergriffen hat, einer ruhigen und unbefangenen Stimmung weiche. Hierzu scheine es vor allem erforderlich, daß der aufregenden und verwirrenden Einwirkung der Tagespresse kräftig und wirksam entgegengetreten werde." Da sich nun die Einwirkung der Justizbehörden auf Grund des Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 als unzureichend erwiesen habe, um die Ausschreitungen der Presse erfolgreich zu hindern, so wird es als notwendig hingestellt, daß auf Grund der Gesamthaltung gegen ein Blatt eingeschritten werden kann. Ein Verbot soll nicht wie früher die einzelnen

Teilnehmer an einem Unternehmen (§§ 71—74 der Gewerbeordnung), sondern die Zeitung direkt treffen. Das Verbot soll durch die Regierung erfolgen, und sich eintretendenfalls auch auf auswärtige Blätter erstrecken. Das Ministerium ist der Ansicht, daß es auf Grund der Artikel 27 und 63 der Verfassung zur Ergreifung derartiger Maßregeln berechtigt sei.[1] Auf Grund dieses Berichtes wurde unter dem 1. Juni die Preßordonnanz erlassen. Diese erteilte den Verwaltungsbehörden das Recht, das fernere Erscheinen einer Zeitung zu verbieten, wenn die öffentliche Wohlfahrt durch die Haltung der Zeitung gefährdet würde. Die Gefährdung konnte durch einzelne Artikel oder auch durch die Gesamthaltung des Blattes erfolgen. Das Verbot konnte nach zweimaliger Verwarnung durch Plenarbeschluß der Bezirksregieruug ausgesprochen werden. Das Verfahren wegen des Verbotes mußte innerhalb zweier Monate nach Erlaß der zweiten Verwarnung eingeleitet werden. Eine gleichzeitig erlassene Ministerialinstruktion bezeichnete das Wesen der gemeingefährlichen Haltung noch näher; jede Kritik einer Regierungshandlung wurde darin verboten. Zugleich wurde zu möglichster Schärfe in der Anwendung der Verordnung aufgefordert, damit die Zeitungen sich fügten oder verboten werden könnten.[2]

Offenbar war die Regierung zu dieser Maßregel formell nicht berechtigt. Der Artikel 63 der Verfassung läßt nur in dem Fall, wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Notstandes es dringend erfordern, insofern die Kammern nicht versammelt sind, den Erlaß von Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, unter Verantwortlichkeit des gesamten Staatsministeriums zu. Nun konnte man wohl von einer tiefgehenden

[1] Cf. die innere Politik der preuß. Regierung Nr. 44, p. 195 ff.

[2] Schultheß 1863, S. 135.

Erregung im Lande sprechen, von einer Gefährdung der öffentlichen Sicherheit konnte jedoch unmöglich die Rede sein. Eine allgemeine Entrüstung — abgesehen von den Kreisen der Feudalen — war daher eine ganz natürliche Folge dieser Maßregel. In den Kreisen der Opposition wurde es mit besonderem Beifall begrüßt, als der Kronprinz sich gelegentlich einer militärischen Inspektionsreise durch die Provinz Preußen in einer öffentlichen Rede in Danzig mißbilligend über die neuesten Maßnahmen der Regierung aussprach und seine Beteiligung daran ausdrücklich ablehnte. Diese Äußerung machte die Runde durch alle Zeitungen. Neben dieser öffentlichen Mißbilligung der Verordnung hatte der Kronprinz am 4. noch persönlich an den König eine Beschwerdeschrift aus demselben Grunde gerichtet. Am 7. erfolgte darauf eine ernste Rüge des Königs, worauf der Kronprinz antwortete, indem er seine Entbindung von allen Ämtern erbat. Am 11. Juni erteilte der König die Verzeihung und legte ihm für die Zukunft Schweigen auf. Das Wesentlichste dieses Briefwechsels gelangte durch eine Indiskretion — wahrscheinlich in der Umgebung der Königin — in die Times und von da aus in die übrigen Blätter. Im Juli erfolgten noch ausführlichere Mitteilungen in der Deutschen Allgemeinen Zeitung, die genau alle Einzelheiten der Korrespondenz enthielten und begreiflicherweise das lebhafteste Mißfallen Bismarcks erregten.[1]

Natürlich erregte die Veröffentlichung dieser Mitteilungen gewaltiges Aufsehen. Untersuchungen, die angestellt wurden, um den Schuldigen zu entdecken, führten zu keinem Ergebnis.[2]

Nicht weiter bekannt wurde der Briefwechsel des Kronprinzen mit Bismarck, in dem er sich durchaus abfällig über

[1] Cf. Brief an Roon vom 6./7. 63, B.-J. III, 268 ff.

[2] Vgl. Bismarcks G. u. E. I, 316 ff. Haym, Aus dem Leben M. Dunckers, S. 298 ff.

die Haltung der Regierung aussprach und erklärte, Bismarck als einen der allergefährlichsten Ratgeber für Krone und Vaterland betrachten zu müssen. Er wünschte von der Teilnahme an den Sitzungen des Staatsministeriums befreit zu werden.[1] Der König wollte davon jedoch nichts wissen.[2]

Bei dieser Angelegenheit erwies sich die Preßverordnung insofern ganz nützlich, weil sie eine weitergehende Besprechung der im königlichen Hause ausgebrochenen Meinungsverschiedenheiten hinderte und dadurch eine unauffälligere Beilegung der Gegensätze ermöglichte.

Neben der Preßverordnung erregten auch noch andere Maßregeln der Regierung den allgemeinen Unwillen. Die Stadtverordnetenversammlungen verschiedener Städte, an ihrer Spitze Berlin, hatten alsbald nach Bekanntwerden der Preßverordnung beschlossen oder wenigstens Anstalten getroffen, Deputationen an den König zu senden, die ihn um Zurücknahme der Oktroyierungen und um Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Zustandes im Lande, möglichst durch baldige Wiedereinberufung des Landtages, ersuchen sollten. Gegen dieses Vorgehen der Stadtverordnetenversammlungen richtete sich ein energischer Erlaß des Grafen Eulenburg, der die Beschäftigung der Stadtverordnetenversammlungen und Magistrate mit diesen politischen Angelegenheiten auf das strengste als gesetzwidrig verbot. Die Kommunal-Aufsichtsbehörden wurden zum sofortigen energischen Einschreiten gegen derartige Beschlüsse und ihre Ausführung aufgefordert.[3] Alle Versuche, die von den städtischen Vertretern in dieser Hinsicht unternommen wurden, wurden denn auch ohne weiteres zurückgewiesen; die Adressen, die doch abgingen, blieben gänzlich unbeachtet. Wohl oder übel mußten sich die Städte

[1] Anhang G. u. E. II, Nr. 182, p. 349 ff.

[2] Ebenda I, Nr. 77, p. 76.

[3] Cf. Die innere Politik, Nr. 45, p. 199 f.

hierein fügen. Einige suchten sich allerdings dadurch zu rächen, daß sie die Absendung jeglicher Adressen an das königliche Haus verweigerten (so Berlin), oder sich um durchreisende Mitglieder des königlichen Hauses nicht weiter kümmerten. So nahm die allgemeine Erbitterung eine immer persönlichere Spitze gegen das Königshaus an.[1]

An Maßregelungen der oppositionellen Beamten ließ es die Regierung auch nicht fehlen. U. a. wurde der Abgeordnete Oberregierungsrat v. Dieberichs von Potsdam nach Marienwerder versetzt; der Prof. Möller in Königsberg, weil er den Vorsitz in einer fortschrittlichen Versammlung geführt hatte, suspendiert.

Das Land war im ganzen ziemlich machtlos allem diesem gegenüber. Es bildete sich zwar in Berlin auf Schulze-Delitzschs Betreiben ein „Verein zur Wahrung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit in Preußen", dessen Broschüren jedoch, soweit sie nicht sofort nach ihrem Erscheinen konfisziert wurden, nur geringe Wirkung erzielten. Im ganzen war er überhaupt nicht sehr tätig. Die von ihm eingeholten Rechtsgutachten der juristischen Fakultäten von Göttingen, Kiel und Heidelberg über die Rechtmäßigkeit der Preßverordnung übten weiter keine Wirkung aus.[2] Zu einer großen Demonstration gestaltete sich nur ein Fest in Köln zu Ehren der fortschrittlichen Abgeordneten der Rheinprovinz und Westfalens am 18.—19. Juli. Namentlich die Rheinfahrt am zweiten Tage, bei der die Ufer in glänzender Beleuchtung erstrahlten, während eine vieltausendköpfige Menge an beiden Seiten des Stromes die Abgeordneten mit begeisterten Zurufen begrüßte, zeigte die Unzufriedenheit mit der

[1] Bezeichnend dafür war das Fernbleiben der Berliner städtischen Korporationen bei der Beisetzung des Prinzen Friedrich, eines Mitgliedes des königl. Hauses, der der Politik völlig ferne stand (31./8.).

[2] Parisius, Hoverbeck, II¹, 170 f. Die Rechtsgutachten erschienen übrigens auch als besondere Flugschriften.

Regierung.[1] Nach außen hin erschien aber im übrigen das Land in vollkommen apathischer Ruhe.

Nicht viel anders stand es mit der Presse, deren Tätigkeit während dieser Periode wir jetzt verfolgen wollen. Die offiziösen und feudalen Organe machten sich natürlich die Hülflosigkeit ihrer Gegner weidlich zunutze und zeigten sich unermüdlich in Angriffen auf diese. Die von der Regierung zur Beeinflussung der provinziellen Zeitungen kürzlich gegründete Provinzialkorrespondenz konnte jetzt erst ihre Tätigkeit als halbamtliches Blatt mit Nachdruck eröffnen, nachdem die fortschrittlichen Blätter auf mehr oder weniger spärliche Nachrichten und Berichte beschränkt waren. In jeder Nummer brachte sie einen inspirierten Leitartikel über die allgemeine Lage, staatsrechtliche Fragen oder zur Rechtfertigung der Regierung. Sie sucht die Unhaltbarkeit der fortschrittlichen Äußerungen über die traurige Lage des Landes darzutun, indem sie nur eine kurze Zeit der Ruhe fordert, um zu einer Beseitigung des einzigen Streitpunktes, zur Verständigung über die Militärfrage, zwischen Regierung und Landesvertretung zu gelangen.[2] Dem Abgeordnetenhaus wird das Recht, als Obrigkeit zu gelten, das es sich verschiedentlich angemaßt hat, entschieden bestritten.[3] Die Ansicht der Preuß. Jahrb., daß die Regierung die letzten Maßnahmen nur im Interesse des Landes ergriffen habe und das Beste damit beabsichtige, wird durchaus bestätigt und wiederholt die wohlmeinenden Absichten des Königtums hervorgehoben.[4] Es wird auch stets betont, daß das Königtum, so unbequem es ihm oft

[1] Ein ausführlicher Bericht über dieses Fest erschien bald darauf als besondere Broschüre unter dem Titel: „Das Fest der Abgeordneten von Rheinland-Westfalen gehalten zu Köln am 18. und 19. Juli 1863" bei Wigand in Leipzig.

[2] Pr. C. 17./6.

[3] Pr. C. 1. u. 8./7.

[4] Pr. C. 15./7.

gewesen sei, doch stets die Verfassung geachtet hätte, während die Fortschrittspartei nur eine Erweiterung ihrer Macht angestrebt hätte.[1] Hauptsächlich habe sie dies in der Behandlung der Militärfrage gezeigt. Alle diese Artikel vertreten natürlich einen durchaus einseitigen Standpunkt, sind aber in ruhiger Form gehalten und sehr geschickt abgefaßt. Als ihr Verfertiger ist wohl Hahn oder sonst eine der leitenden Persönlichkeiten des Preßbureaus anzusehen. Es ließ sich von diesen systematischen Erörterungen immerhin einige Beeinflussung, namentlich des flachen Landes, erwarten.

Die N. A. Ztg. sucht zunächst vor allem die Notwendigkeit einer Beaufsichtigung der politischen Presse durch den Staat zu rechtfertigen. Die Gründe, die sie dafür anzuführen weiß, sind allerdings nicht sehr überzeugender Natur. Insbesondere wird versucht nachzuweisen, daß die Preßverordnung eigentlich nur den fehlenden Verwaltungsgerichtshof für die Presse schafft, der besonders aus dem Grunde notwendig sei, weil viele Richter ganz im politischen Parteitreiben ständen.[2] Im übrigen werden die Äußerungen der liberalen Zeitungen sorgfältig verfolgt und ziemlich ironisch abgetan. Natürlich wird auch das Verhalten der Magistrate und Stadtverordnetenversammlungen wie überhaupt die demokratischen Bestrebungen in den Kommunalverbänden scharf getadelt.[3] Trotz aller Dementis wird das Vorhandensein einer umstürzlerischen Organisation behauptet.[4] Daneben finden sich auch in dieser Zeit verschiedene staatsrechtliche Erörterungen über das Wesen des konstitutionellen Staates. Die offenbar unbequeme Haltung des Kronprinzen wird mit einigen patriotischen Phrasen abgetan[1] und der von

---

[1] Pr. C. 22./7.–5./8. — [2] 126–128, 3.–5./6.

[3] Insbesondere der Berliner anläßlich der Beisetzung des Prinzen Friedrich. Cf. Nr. 178, 2./8.

[4] Vgl. u. a. 184. 9./8. über d. „Preuß. Geh. Nationalregierung".

der Südd. Ztg. mitgeteilte Briefwechsel zwischen König und Kronprinz als erfunden hinzustellen versucht. Ebenso wird das Einschreiten gegen oppositionelle Beamte, als durch das konstitutionelle Regierungssystem gegeben, durchaus gebilligt. Gegenüber den Festen zu Ehren der Abgeordneten wird auf die Begrüßung Roons durch die Grafschaft Ravensberg nachdrücklich hingewiesen. Mitteilungen über angebliche Spaltungen in fortschrittlichen Kreisen werden gelegentlich gebracht.

Von jeder gehässigen Polemik wie etwa die Krzztg. hält die N. A. Z. sich in dieser Zeit fern. Sie bespricht zwar alle Vorfälle und erteilt Lob und Tadel ihrer Parteistellung entsprechend, ohne jedoch aggressiv zu sein. Einzig die verschiedentlich auftauchenden falschen Erlasse und geheimen Zuschriften werden in schärferer Weise gebrandmarkt. Die äußeren Angelegenheiten beschäftigen sie zudem stärker, namentlich die einzelnen Phasen der polnischen Frage werden eingehend verfolgt. Wenn auch die N. A. Z. nicht ganz über den Parteien steht, so polemisiert sie doch sowohl gegen fortschrittliche wie konservative Blätter.

Die Ausnahmeverordnungen sind ganz nach dem Sinne der Kreuzzeitung, doch ist ihr auch mit den letzten Schritten der Regierung noch nicht genug geschehen. Mit der Preßverordnung ist sie scheinbar doch nicht ganz einverstanden, sie fühlt sich in etwas solidarisch mit ihren gefährdeten Kollegen — die ihrerseits übrigens hiervon sehr wenig wissen wollen. Ein Provisorium hätte ihr besser gefallen, und zwar nicht nur nach Artikel 63, sondern auch nach Art. 45[2] und 111[3]. Sie nimmt jedoch als feststehend an, daß die Haltung der Presse nicht länger ge-

[1] 158. 10./7.

[2] Vollziehende Gewalt des Königs.

[3] Aufhebung verschiedener Verfassungsartikel im Falle eines Aufruhrs.

duldet werden konnte und daß in der Maßregel keine Verfassungsverletzung liegt.[1]

Viel erfreuter über die Verordnung ist die stark reaktionäre Berliner Revue, die erst das Verhalten der einzelnen Zeitungen schildert, das Verbot der V. Z. fordert, und ihre Betrachtung über das Verhalten der Presse nach Erlaß der Verordnung in die Worte bringt: „Ein reizendes Brummkonzert und als Abwechselung zu der vorhergegangenen gellenden Keiferei recht anerkennenswert". Sehr ungnädig äußert sich wieder die Kreuzzeitung über das Vorgehen der Stadtverordnetenversammlungen. Hiergegen soll die Regierung mit Disziplinaruntersuchungen und Geldstrafen einschreiten. Auch gegen die Vereine soll die Regierung schärfer vorgehen, den wühlerischen Zusammenhang zwischen Presse und Vereinen zerreißen. In dem Einschreiten der Stadtverordneten sieht sie überhaupt nur agitatorische Demonstrationen ohne ernsthafte Überlegung, eine Überschreitung der Kompetenzen. Ende Juli findet die Kreuzzeitung bereits, daß die Stimmung des Landes ruhiger geworden ist und erblickt darin einen Ansporn für die Regierung, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Um die Gegensätze nicht abflauen zu lassen, weiß sie jeden Umstand, der für irgendwelche Agitationen der Fortschrittspartei spricht, zu benutzen. Ein Brief, der sich in den „Alten Elbinger Nachrichten" fand, und in dem eine Zurückhaltung bei der Begrüßung des Kronprinzen, ja ein ganzes System, um ihm die Trauer des Landes klar zu machen, empfohlen wurde, beweist ihr, daß man künstlich in den Kreisen des Fortschritts versucht, die Stimmung wieder aufzuhetzen. Den Hauptherd für diese Agitationen, wie für eine Beeinflussung der Wahlen im fortschrittlichen Sinne glaubt sie in dem Zentral-Wahlkomitee der demokratischen Partei zu finden und verlangt

[1] Kreuzztg. 5./6. 128.

daher eine entschiedene Gegenwirkung gegen dieses. Infolge der Tätigkeit dieses Komitees wird ein Abgeordnetenhaus gewählt, welches nur formell, nicht materiell die Meinung der Volksmehrheit vertritt; das Komitee leitet überdies die Partei im Abgeordnetenhause, veranstaltet Petitionen, Adressen usw., kurz, entwickelt die lebhafteste Tätigkeit gegen die Regierung. Eine baldige Auflösung des Hauses mit gleichzeitigem Vorgehen gegen das Zentralwahlkomitee erscheint daher als der nächste notwendige Schritt der Regierung.[1] Die Berichte über das Verhalten des Kronprinzen werden kurzerhand als entstellt abgetan. In der Krone und der organisierten Armee liegt nach wie vor die Stärke Preußens, welche nicht einer revolutionären Doktrin, die schließlich zum suffrage universel führt, geopfert werden darf, denn dieses „verträgt sich nicht mit der Wahrhaftigkeit des deutschen Geistes".[2]

Die Zeit des Schweigens der übrigen Presse macht sich offensichtlich die Kreuzzeitung zunutze, um ihre eigenen Ansprüche energischer zu vertreten. Sie ist wohl des Glaubens, daß die Regierung endgültig jeden Versuch der Verständigung aufgegeben hat und wünscht daher schärfere Maßnahmen, um so schnell wie möglich zu dem Ziele einer autokratischen Herrschaft zu gelangen. Sie kann sich dabei ganz ungehindert aussprechen, denn die Regierung dachte natürlich nicht daran, gegen das Organ der einzigen sicheren Regierungspartei im Landtage einzuschreiten.

Am meisten hat wohl die Preßverordnung auf die Kölnische Zeitung eingewirkt, die beinahe völlig in den nächsten Wochen verstummt. Politische Nachrichten werden in äußerst dürftiger Form, meist ohne irgendwelchen Kommentar, gebracht. Dieses Verhalten erregt den begreiflichen Unwillen der meisten liberalen Organe, die der Köln. Ztg. ebenso wie der Rheinischen und

[1] N. Pr. Z., Nr. 148. 156. 157. — [2] 152. 3./7.

auch der Nationalzeitung Feigheit und ähnliches vorwerfen.[1] Die Köln. Zeitung beharrt jedoch auf ihrem Standpunkt, um ihr Bestehen nicht zu gefährden.[2] Einen Kampf gegen das Ministerium unter den gegenwärtigen Umständen hält sie nicht bloß für ganz nutzlos, sondern auch für ganz unmöglich.[3]

Ein großer Streit über die richtige Taktik den Maßnahmen der Regierung gegenüber entbrennt zwischen den Preußischen Jahrbüchern und den Grenzboten und führt dadurch zum Nachteil der gemäßigt-liberalen und nationalen Partei zu einer längeren Entfremdung zwischen diesen beiden Organen.

Rudolf Haym bespricht in den Preuß. Jahrbüchern sofort die Preßverordnung.[4] Er geht davon aus, daß auch das heutige Regierungssystem Preußens Ehre, Glück und Größe im Auge habe, und daß durch die Verordnung der freien Meinungsäußerung, welche die Verfassung gewährleisten will, in Wahrheit kein Eintrag geschehe, daß vielmehr die Verordnung die Preßfreiheit selbst nur auf den Boden der Sittlichkeit und Selbstachtung zurückführen will. Trotzdem hätten sich die Minister wohl in einem Irrtum befunden, denn eine Verwirrung der Gemüter lag offenbar nicht vor. Die Verordnung sei in ihrer Überstürzung jedenfalls nicht weise. Die einzige unmittelbare Wirkung sei die Verwirrung des öffentlichen Rechtsbewußtseins. Die Aufgabe der liberalen Presse unter dem Drucke der neuen Verordnung sei es, nicht zu schweigen, sondern in maßvollen

[1] Die Börs.-Z. urteilt darüber: Die Tätigkeit der Presse lasse sich nicht wie ein kaufmännisches Geschäft wegen ungünstiger Handelskonjunkturen unterbrechen.

[2] Die meisten liberalen Zeitungen sind durch die Verordnung äußerst verwirrt. Die Spenersche und Nat. Z. fürchten sofort weitere scharfe Maßregeln.

[3] Die B. A. Z. hält einen Sieg der Liberalen für ausgeschlossen und empfiehlt daher „nur Schritt für Schritt zurückzuweichen".

[4] Pr. J. XI, 627 ff.

Artikeln sich weiter zur Lage zu äußern. Die einzige Rettung aus dem gegenwärtigen Zustande liege in der Umkehr von dem betretenen Wege, in der Rückkehr zum Vertrauen auf den gesunden Sinn, die Wünsche und Bedürfnisse der Nation.

Dieser Artikel erregte den Zorn Heinrich von Treitschkes, der damals noch in Leipzig war. Er griff in scharfen Worten diese Auffassung Hayms an.[1] Er forderte, daß die Preußischen Jahrbücher, statt die Verfassungsverletzung pathetisch in Frage zu stellen, diese sofort hätte konstatieren müssen. „Wir von der preußischen Partei außerhalb Preußens werden immer unsere stolzesten Hoffnungen auf Preußen auch dann noch setzen, wenn ein Bismarck X. in Preußen regieren sollte." Von diesem Ministerium eine Wohlmeinung für das Land anzunehmen, sei unangebracht, wie denn auch der ganze Artikel eine unglaubliche Vertrauensseligkeit zeige. Bismarck werde bei der Lektüre desselben wohl mit einem befriedigten Lächeln gesagt haben: „Das konnte ich nicht erwarten, daß diese Herren Liberalen mir glauben würden, ich stehe auf dem Boden ihrer Sittlichkeit".

Die liberalen Blätter dürfen diesem Ministerium kein Vertrauen entgegenbringen. Es steht die ganze Zukunft des Hauses Hohenzollern auf dem Spiele. Man soll die Krone stets wieder an das Wort Karl Mathys erinnern: „Es ist leichter möglich, daß ein Preußen ohne einen Erbkönig bestehe als ein Preußen ohne Deutschland". Die Presse steht durch die Verordnung dem Unberechenbaren gegenüber. Ein wirklich oppositioneller Artikel wird jedenfalls zur Konfiskation eines Blattes führen; und wenn es überhaupt redet, so muß es feststellen, daß die Verfassung verletzt ist. Daher ist also das einzig Richtige, zu schweigen. Man kann von einem altangesehenen Blatte nicht verlangen, daß es für diese kurze Frist sein

[1] Auch der N. B. W. waren die dem Ministerium gewidmeten Worte unverständlich. Nr. 168, p. 1420.

Dasein aufs Spiel setzt. Ein „feiges Verstummen" darf man deshalb der Publizistik nicht vorwerfen. Wenn eine Zeitung trotzdem den Widerspruch gegen das herrschende System noch fortführen will, so möge sie es tun ohne Überhebung vor ihren Genossen und ohne dem Gegner Zugeständnisse zu machen. „Von dem sittlichen Rechte des Standpunkts der preußischen Regierung wie die Jahrbücher können wir nicht reden. Hier scheiden sich die Wege."[1]

Gegen diesen Angriff verwahrte sich Haym.[2] Er wies darauf hin, daß die Preußischen Jahrbücher seit dem ersten Auftreten des Bismarckschen Ministeriums die durch dasselbe in Szene gesetzte Deutung des Verfassungsrechts Schritt für Schritt in ihrer inneren Unhaltbarkeit wie in ihren unheilvollen Folgen verurteilt hätten, doch könne er sich nicht zu nutzlosen radikalen Maßnahmen verstehen. Das Schweigen der Presse bedauere er nur, nie sei es ihm eingefallen, das Bedauern zu einer allgemeinen Beschuldigung auszudehnen.

Er sieht den Grund der plötzlichen Trennung in der schiefen Stellung der Grenzboten, die in der Meinung des Publikums im Zusammenhange mit der altliberalen Partei standen, während sie tatsächlich bereits politisch fortgeschrittener waren. Die Gelegenheit zur Trennung sei aber in einem Augenblicke, wo alle zum Kampfe gegen einen gemeinschaftlichen Feind zusammenstehen sollten, nicht zweckmäßig gewählt.

Die Lossagung Treitschkes war für Haym nach seiner eigenen Aussage das schmerzlichste Erlebnis seiner Redaktion. Erst 1865 söhnte sich Treitschke wieder mit den Jahrbüchern aus.[3] Haym hatte jedenfalls darin recht, daß der Zeitpunkt zu einem Bruche zu dieser Zeit, wo die liberale Tagespresse ziemlich zur Macht-

[1] Grenzboten 1863, III, 111 ff. 17./7. 63.
[2] Pr. Jahrb. XII, 62 ff.
[3] Haym, Aus meinem Leben, p. 270.

losigkeit verdammt war und gerade die periodischen Schriften ein gutes Gegengewicht gegen feudale Übergriffe hätten bieten können, schlecht gewählt war. Auch ging Treitschke wohl zu scharf gegen die Preßverordnung als einen Verfassungsbruch vor.[1]

Die Jahrbücher beschäftigten sich neben dem Artikel Hayms auch noch in der politischen Korrespondenz eingehend mit der Preßverordnung. Hier erörterten sie hauptsächlich die rechtliche Seite der Frage. Schon an und für sich erscheint es ihnen zweifelhaft, ob der Artikel 63 überhaupt auf die Presse anwendbar sei, da Artikel 27 die freie Meinungsäußerung garantiere und das Grundrecht vorgehen müsse. Der Artikel 63 sei überhaupt nur für besondere Notfälle genehmigt worden, nicht um dem Urteil der anderen Faktoren zu widersprechen, sondern um es zu antizipieren. Daher widerspreche der Erlaß auf jeden Fall dem historischen Sinne des Artikels 63. Für die Zukunft werde entscheidend sein, ob die Partei, die die äußerliche Macht besitze, imstande sei, sich ein williges Unterhaus zu schaffen. Könne sie dies nicht, so sind nach Ansicht der Jahrbücher alle anderen Schritte nur ein großer Fehler und ein Rückzug auf Kosten der Gerechtsame der Krone muß angetreten werden. Die herrschende Partei beginne nach dem Auftreten des Kronprinzen mit der Möglichkeit zu rechnen, von der Krone verlassen zu werden.[2]

Dieser Optimismus ist bald darauf wieder geschwunden. Der Ton, der aus der nächsten politischen Korrespondenz spricht, ist ziemlich hoffnungslos. Nachdem die Dinge soweit gekommen sind, glauben die Jahrbücher, daß kein Mittel mehr ausreichen wird, um den „dritten Faktor" wieder in Übereinstimmung mit den beiden anderen zu bringen.[3]

[1] Schiemann, Treitschke, p. 195.

[2] Pr. Jahrb., XI, 644. 29./6. — [3] Ebenda, XII, 78 ff.

So sagen auch die Jahrbücher sich jetzt im Grunde von der Politik der Regierung los. Doch beharren sie stets bei ruhiger Beurteilung der Sachlage, dem steten Versuche, nicht gänzlich sich von dem allgemeinen Unwillen fortreißen zu lassen, sondern in einer Mittelstellung auszuharren. Geändert hat sich die Haltung des Blattes infolge der letzten Maßnahmen wenig, die angeblichen Zugeständnisse, die sie nach Treitschke der Regierung macht, hat sie stets gemacht, sie bestehen im wesentlichen nur in einem Verstehenwollen der ministeriellen Beweggründe und dadurch in einer ruhigeren und versöhnlicheren Haltung.

Wie tief aber doch auch in den den Jahrbüchern nahestehenden Kreisen die Erbitterung über die Preßverordnung ging, zeigt sich in den Äußerungen Th. v. Bernhardis hierüber. Er meint, Bismarck habe durch diese Maßregel das legitime Königtum auf dieselbe Stufe mit dem revolutionären Kaisertum gestellt; er wünschte sofort nach dem Wiederzusammentritt des Abgeordnetenhauses eine Anklage gegen die Minister und zwar sollte der Antrag hierzu von der altliberalen Partei ausgehen.[1]

Die Grenzboten hingegen empfehlen ihrer oben besprochenen Haltung gemäß nach Auflösung des Hauses vor allem Selbsthülfe, in erster Linie durch die Kommunen, dann auch durch schärfere Organisation und Disziplin der Partei.[2] Sie finden einen Trost über die traurigen Verhältnisse darin, daß die Gegner sich alle Sympathien verscherzen. Das geschehe namentlich durch die offiziösen Preßäußerungen. „Wir halten es für eine ganz besondere Schickung, daß der Ministerpräsident seine Reorganisation des Staates durch so übel duftende Vertraute empfehlen muß." Im übrigen erscheint den Grenzboten eine baldige gewaltsame Lösung der Dinge sicher.[3] Das Verhalten des Kronprinzen hat nach ihrer Meinung dem herrschenden

[1] Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, IV, 111 ff.

[2] Grenzboten, II, 391. — [3] II, 472.

System einen harten Schlag zugefügt und weitere Oktroyierungen verhindert. Einen Wechsel des Ministeriums, der vielleicht infolge österreichischer Warnungen an den König eintreten könnte, halten sie im Interesse der liberalen Parteien jetzt nicht für erwünscht. „Denn Bismarck und seine Kollegen geben uns die Bürgschaft eines vollständigen Sieges, eines Sieges der liberalen Partei, wie er notwendig ist, um den preußischen Staat und das Fürstengeschlecht der Hohenzollern für die Zukunft zu retten."[1] Die Presseverordnung hat dadurch, daß Neuigkeiten durch mündlichen und schriftlichen Privatverkehr verbreitet werden, i. E. die gegenteilige Wirkung, als beabsichtigt war, erzielt. Vom Kronprinzen wünschen sie, daß er seine Ämter niederlege; seine Unterstützung sei nicht notwendig, das Volk wünsche seine Kraft zu zeigen und vorläufig den Kampf allein durchzufechten.

Die Oppositionsstimmung tritt hier scharf hervor. Eine Durchkämpfung des Streites wird durchaus gewünscht, jeder Versuch eines Ausgleiches ist aufgegeben. Die Stimmung ist siegessicher, je schärfer die Maßnahmen der Regierung, desto besser die Aussichten der national-liberalen Partei. Von der preußisch-altliberalen Partei ist eine deutliche Abkehr erfolgt zu dem linken parlamentarischen Flügel hin.

Die preußischen demokratischen Blätter sind natürlich in der freien Meinungsäußerung durch die Preßverordnung stark gehindert. Allerdings hatten sie sich nicht ohne Kampf unterworfen. Sofort nach Bekanntwerden der Preßverordnung veröffentlichten die Berliner Allgemeine Zeitung, Berliner Reform, National-Zeitung, Spenersche Zeitung, Volkszeitung und Vossische Zeitung eine Protesterklärung gegen diese. Sie erklärten sie als unvereinbar mit den Bestimmungen der Verfassung. Auf jeden Fall sei es erforderlich, daß die Regierung, wenn sie von Artikel 63 Gebrauch mache, die Umstände, welche sie hierzu

[1] Grenzboten, II, 515.

veranlaßten, mit strengster Begründung und im strengsten Anschluß an die Worte des Gesetzes darlege. Aber alles Derartige fehle in der Verordnung und ihrer Motivierung. Die „leidenschaftliche Aufregung", die das Ministerium als Grund seiner Maßnahmen anführe, gefährde durchaus nicht die öffentliche Sicherheit. An keinem Orte und zu keiner Zeit sei den Anordnungen der Obrigkeit der Gehorsam versagt worden. Die Preßfreiheit sei durch die Verfassung gewährleistet, infolgedessen dürfe sie nicht auf dem Wege der Oktroyierung eingeschränkt werden. Die Entziehung des Eigentums, mit der die Verordnung drohe, sei ungesetzlich. „Angesichts dieses Schrittes der Staatsregierung, für dessen gesetzliche Begründung sie dem Lande den Beweis schuldig geblieben ist, verwahren wir hierdurch feierlich unser Recht . . . . Wir sind uns klar bewußt, daß wir bei jedem Worte nur durch das patriotische Bestreben geleitet worden sind, dem Lande nach unserem besten Wissen zu nützen." Zum Schlusse wird jeder Einzelne im Volke aufgefordert, mitzuwirken für einen glücklichen Ausgang des Verfassungskampfes.[1]

Als die Regierung jedoch sofort eine Verwarnung wegen Entstellung der Tatsachen, Preisgebung der Verordnung dem Hasse, Anreizung zum Ungehorsam gegen Anordnungen der Obrigkeit gegen die Redakteure der Zeitungen ergehen ließ, hielten sie es doch für richtiger, um ihre Existenz nicht aufs Spiel zu setzen, sich in der Kritik der Regierungsmaßnahmen möglichst zu mäßigen. Die V. Z. erklärte dieses ihren Lesern und bot als Ersatz ausgedehnte Nachrichten über allgemeine gesellschaft-

[1] V. Z. 128. 5./6. Der Erklärung schlossen sich weiterhin noch an: Die Magdeburger, Danziger, Elberfelder, Ostdeutsche (Posen), Neue Stettiner, Ostsee- (Stettin), Pommersche (Stettin), Westfälische (Dortmund), Thüringische (Erfurt), Posener, Bromberger, Düsseldorfer, Bergische (Elberfeld), Hallesche, Graudenzer Gesellige, Berliner Abend-, Wupper- (Hückeswagen) Zeitung, die in gleicher Weise verwarnt wurden.

liche Interessen und Naturwissenschaften an. Infolgedessen fehlen in der nächsten Zeit Besprechungen der inneren Lage. Nur die Veröffentlichung des an die „Alten Elbinger Nachrichten" gesandten Schriftstückes[1] und dessen Besprechung durch die Kreuzzeitung fordert die V. Z. zu energischer Abwehr heraus. Sie betont ganz richtig, daß, wenn das Schriftstück wirklich von einem geheimen Komitee herrührte, es der Gerichtspraxis ein leichtes sein müßte, dieses zu ermitteln. Eine Verdunkelung des Tatbestandes durch die Kreuzzeitung hält sie auf alle Fälle für erwiesen. Das Schriftstück habe überhaupt nur Sinn, wenn es von einer Partei ausgehe, welche in enger Beziehung zum Thronfolger stehe. Es sei in ihm die fingierte Sprache einer fingierten Partei, welche die nächste Aussicht habe, an die Regierung zu kommen. Die früheren Enthüllungen der Kreuzzeitung über eine geheime Verbindung Constantia und die ungeschickte Abfassung des Artikels (der, am 29./5. angeblich geschrieben, schon weiß, daß der Kronprinz am 5. Juni antworten wird) legen die Vermutung nahe, daß in den Kreisen dieses Blattes der Verfasser des Artikels zu finden sei.[2] Die Angriffe der Kreuzzeitung gegen das Zentralwahlkomitee werden mit großer Ruhe aufgenommen, man sieht darin nur ihr Bestreben, alle Vereine für verfassungsmäßige Wahlfreiheit zu vernichten.[3]

Diese Angriffe gegen die Kreuzzeitung bilden den einzigen Ersatz für die fehlende Besprechung der inneren Angelegenheiten. Es ist dadurch in ganz geschickter Weise ein wenn auch durchaus nicht vollgültiger Ersatz für das erzwungene Schweigen geschaffen. Die Maßregeln der Regierung werden auch nicht mit einem Worte besprochen, dagegen nehmen die Ausführungen über die Konstellationen der europäischen Politik einen recht breiten Raum ein.

[1] Vgl. oben S. 209 ff.

[2] V. Z. 150—152, 1.—3./7. 63. — [3] 158. 160. 10./7. 12./7.

Eingehender zur inneren Lage äußern sich die Deutschen Jahrbücher. Ihr Risiko ist aus dem Grunde geringer, weil eine Verwarnung sie nur in jedem Monat einmal treffen kann, während die Volkszeitung täglich mit diesem Umstande zu rechnen hat. Sie glauben, daß die Kreuzzeitung weitgehende Pläne verfolgt. Wenn man von der Verfassung nur die Artikel gelten läßt, welche Befugnisse einräumen, dagegen die, welche Gewalten beschränken, gar nicht, so ist man nicht halb verfassungstreu, sondern gar nicht. Die Preßverordnung halten sie für nutzlos. Sie widerspreche den Artikeln 27, 28, 8, 7, 9, 63, 111. Die Preßfreiheit und Verfassung bedingten einander in jeder Beziehung, daher sei mit ihrem Verlust zugleich die Verfassung gefährdet. Daß die liberalen Zeitungen schweigen, könne man ihnen nicht verargen, daß aber die reaktionären Blätter sie dafür verhöhnen, sei wohl das Äußerste, was noch jemals oder irgendwo an Verleugnung körperschaftlichen Ehrgefühls geleistet worden sei. Die Jahrbücher glauben nicht, daß das gegenwärtige System von Dauer sei.[1] Die Folge dieser freimütigen Besprechung der Lage ist eine Verwarnung. Darauf beschränken auch sie sich, das Verfahren der Feudalen scharf anzugreifen. Immerhin haben sie trotz ihres Verzichts ihren Zweck insofern erreicht, als sie sich abfällig über die Maßnahmen der Regierung ausgesprochen haben und das folgende Schweigen höchstens nur um so beredter für ihre Stellung sprechen kann.

Von der Rücksicht, ein Blatt vor den Mund nehmen zu müssen, ist die Wochenschrift des National-Vereins natürlich frei, und so läßt sie es sich denn auch nicht nehmen, in schärfster Weise die preußische Regierung anzugreifen. Am 31. Mai sagte sich der Verein wesentlich auf Grund der auswärtigen Politik Preußens von der preußischen Regierung los. „Wenn

[1] D. J. VIII, 161. P. M. B. 23./6.

diejenigen, die jetzt an der Spitze des preußischen Staates, vom eigenen Volke verurteilt, am Ruin der preußischen Staatsmacht arbeiten, vollends nach der Leitung Deutschlands greifen wollten, so würden sie in der ersten Reihe der Kämpfer gegen eine solche Vermessenheit dem Nationalverein begegnen."[1] Das war das gerade Gegenteil von dem, was bei der Gründung des Vereins am 4. September 1860 erklärt worden war. Der Bruch war innerlich allerdings schon vor einem Jahre vollzogen worden. Die Kritik ist naturgemäß recht scharf, besonders gegen die Preßverordnung.[2] Diese sei aber zwecklos, weil man Preußen nicht von dem übrigen Deutschland absperren kann. Wenn die preußische Presse etwas Gemeingeist und Mut zeigt, wird Bismarck nichts gegen sie durchsetzen können. Er rechnet vor allem auf ihre Furcht; wenn sie von sich aus schweigt, so zeigt sie damit, daß sie keinen Anspruch auf das Recht hat, welches sie verlangt. Die Verwahrung der Berliner Zeitungen und die Bewegung in den Kommunalbehörden wird im Sinne der Nationalvereins-Politik mit Beifall begrüßt. Dagegen wird getadelt, daß die Fortschrittspartei nicht rechtzeitig durch Errichtung einer Zentralstelle für die Möglichkeit einer umfassenden Agitation gesorgt hat. Von den städtischen Körperschaften wird erwartet, daß sie sich auf keinen Fall einschüchtern lassen werden. Bismarck wird als zweiter Polignac, als Goday bezeichnet. Dem rheinischen Korrespondenten erscheint er als Tollhäusler. Da die allgemeine preußische Agitation ausbleibt, sollen die außerpreußischen

[1] N. V. W. 161. 31./5. 63.

[2] Als Stilprobe der Beurteilung: „Das Originalgenie des Herrn von Bismarck, nachdem es seine Fruchtbarkeit in rohen und lächerlichen Mißgeburten erschöpft hat, deren nicht eine einzige lebendig zur Welt gekommen ist, nimmt einen französischen Wechselbalg an Kindesstatt an. Der große Staatsmann mit der Eroberermiene enthüllt sich als eine Art Hinckeldey oder Patzke." 163. 14./6.

Kammern zum mindesten ein Verdammungsurteil über die preußische Politik fällen. Die Preßverordnung ist nach der Nationalvereins-Wochenschrift nur der Beginn einer Reihe von Oktroyierungen. Die Haltung des Kronprinzen findet naturgemäß begeisterte Zustimmung. Immer wieder wird den Liberalen größere Energie empfohlen, wenigstens sollen sie die gesetzlich möglichen Mittel gebrauchen. Mit den Demonstrationen in Gestalt von Festen allein ist es in Preußen nicht getan. Einzelne Adressen nützen auch nichts, nur eine große Gesamtpetition kann helfen. Die Verwarnungen der Presse und die Behandlung der Stadtverordnetenpetitionen erregen den heftigsten Zorn der Nationalvereins-Wochenschrift. Sie ist verwundert, wie schnell die letzten Reste der altpreußischen Tradition verschwunden sind.[1] Vor allem fordert sie den Systemwechsel: „Und wenn dieses System untrennbar ist von König Wilhelm III. (sic!), wenn es ihm unmöglich ist, sich und seine Überzeugung in Einklang zu bringen mit den Pflichten, welche die Lage Preußens und Deutschlands ihm auferlegen — dann appelliert das deutsche Vaterland an das Gewissen des Königs . . . . und es fordert von ihm die Niederlegung der Krone in die Hände seines gesetzlichen Nachfolgers".[2] Das war deutlich gesprochen und eine ähnliche Forderung, wie die Grenzboten sie aufgestellt hatten.[3] Hauptsächlich wünscht die Nationalvereins-Wochenschrift einen beschleunigten Bruch und zwar durch eigene Tatkraft des Volkes. Das Stillschweigen und Zusehen behagt ihr durchaus nicht. Sie läßt sich durch die geringen Erfolge, die sie mit ihrer agitatorischen Tätigkeit bisher erzielt hat, auch nicht abschrecken, sondern fordert immer wieder zu Massendemonstrationen auf. Es ist anerkennenswert, daß die preußischen Mitglieder des N. V., die doch auf Umwegen jedenfalls auch das Vereinsblatt erhielten, sich durch die wilden Expektorationen der

[1] 171. 9./8. — [2] N. V. W. 173. 23./8. — [3] Siehe Buch IV, Kap. 2.

Wochenschrift nicht zu nutzlosen und gefährlichen Schritten hinreißen ließen, sondern durchaus ihr ruhiges Verhalten bewahrten.

Ob die Zeitungen nun, wie die N. B. W. oder die Deutschen Jahrb. in ihrem ersten Artikel, unumwunden sich abfällig über die Maßregeln des Ministeriums äußern, oder ob sie sich in ein Schweigen hüllen, das ebenso beredt ist: die Stellung der Fortschrittspartei ist klar. Keine Verständigung mit dem Ministerium, Kampf bis zum äußersten ist das, was sie anstrebt. Doch hat sie erkannt, daß sie z. Zt. nichts erreichen kann und deshalb weiß sie sich im ganzen zu mäßigen und einen günstigeren Zeitpunkt zur freieren Aussprache ihrer Meinung abzuwarten.

Von den katholischen Blättern sind natürlich die Kölnischen Blätter auch gezwungen, sich vorsichtig zu äußern, da sie gleichfalls der Preßverordnung unterliegen. Vor Bekanntwerden dieser verwahrten sie sich gegen die Auffassung der Regierung, daß die budgetlose Regierung nicht verfassungswidrig sei. Die Abspannung im Lande könne nicht etwa als Zustimmung zu den Taten der Regierung gelten. Sie finden, daß die Fortschrittspartei, weil sie zu schroff vorgegangen ist, eine Niederlage erlitten hat, die sie ihr natürlich gern gönnen.[1] Sie erklären nach Erlaß der Verordnung von preußischen Verhältnissen nur Tatsächliches mit möglichster Objektivität mitteilen und nach beiden Seiten eine Zurückhaltung beobachten zu wollen. Eine baldige Zurücknahme der Verordnung ist ihnen sehr erwünscht.[2] Im übrigen verfahren sie nach dieser Anweisung und beschäftigen sich fast ausschließlich mit den auswärtigen Verhältnissen. Trotzdem entgehen auch sie einer Verwarnung nicht, und zwar auf Grund eines Artikels gegen die N. A. Z. in Sachen des Handelsvertrages.[3]

---

[1] K. Bl. 157. 8./6. — [2] 170. 16./6. — [3] 219. 5./8.

Die Preßordonnanz hat in den K. Bl. ein Organ zum Schweigen gebracht, das immerhin zugunsten der ministeriellen Anschauungen wahrscheinlich zu wiederholten Malen eingetreten wäre. Über die Ansichten des Blattes selbst läßt sich bei dem völligen Fehlen aller Anhaltspunkte nichts sagen.

Die A. A. Z. kann freier sprechen, aus ihr lassen sich die Ansichten der großdeutsch-katholischen Richtung zu dieser Zeit schon eher ersehen, wenn sie sich auch überwiegend mit der deutschen Frage beschäftigt. Das Verfahren der Regierung erscheint ihr als unbegreiflich. Das Ministerium Bismarck hätte lieber danach trachten sollen, eine gesunde nationale Harmonie im eigenen Lande und in Deutschland herauszuarbeiten. Selbst die Sympathien seiner eigenen — d. h. der Kreuzzeitungspartei — scheint es zu verlieren, seine Unbedeutendheit fängt an, selbst seinen Freunden unbequem zu werden. Daher ist ein Wechsel im Ministerium nicht unwahrscheinlich.[1] Der Preßverordnung gegenüber halten sie es für die preußischen Zeitungen als das einzig Richtige, die ministerielle Leibgarde für sich allein reden zu lassen.[2] Der schwäbische Korrespondent des Blattes glaubt nach der vorherrschenden Anschauung in seinem Lande, daß Herr von Bismarck zunächst wenigstens als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wird. Billigung findet dagegen das Vorgehen des Ministeriums auch hier nicht. Auch sonst weiß die A. A. Z. von Mißstimmung in deutschen Landen über Preußen zu berichten. Die feudale Partei wird noch schärfer abgewiesen, ihr Verhalten erscheine durchaus kläglich, ihre Versammlungen seien ein Armutszeugnis für die Partei. Der Pariser Korrespondent des Blattes, der überhaupt durchweg eine gute Meinung von Bismarck hat, hält einen Ministerwechsel für völlig ausgeschlossen, denn „Herr von Bismarck ist zurzeit in Berlin weder zu ersetzen, noch zu überbieten; die

[1] A. A. Z. 3., 4./6. 154. 155. — [2] 13./6. 164.

Lage und die Politik des Augenblickes kann durch keine andere Persönlichkeit ebenso geschickt, geschweige besser, vertreten werden". „Herr von Bismarck ist Naturalist in der Politik, aber ein sehr befähigter und zugleich ungewöhnlich energisch, dazu kommt, daß er nach seinem Rücktritt keine Zukunft mehr hätte."[1]

Solche wohlwollende Urteile sind namentlich zu dieser Zeit eine große Seltenheit und setzen eine sehr große Objektivität voraus. Die Gesamthaltung des Blattes ist nicht gerade unfreundlich zur Regierung. Die Verhältnisse werden sehr ruhig und kühl beurteilt, jede Aufregung fehlt, wäre ja auch bei der Stellung des Blattes zwecklos. Allerdings läßt sich bei den abweichenden Ansichten der verschiedenen Mitarbeiter der eigentliche Standpunkt des Blattes wieder nur schwer herausfinden, zumal da sich im allgemeinen die Erörterungen auf eine einfache Berichterstattung über den Zustand des Landes beschränken. Das Urteil über die innere Politik ist jedenfalls stark von der großdeutschen Haltung der A. A. Z. beeinflußt.

Die Historisch-Politischen Blätter beharren bei ihrer in erster Linie dem Liberalismus feindlichen Gesinnung. Sie verlangen einen Kampf gegen ihn auf der ganzen Linie. Das Hauptmittel dazu sei, möglichste Dezentralisation und freieste Kommunalverfassung zu schaffen und zwar durch eine neue Städte- und Kommunalordnung. Zweifelhaft bleibe es allerdings, ob Bismarck diesen Weg gehen wird oder kann.[2] Bismarck wird von diesem Blatte fortgesetzt recht freundlich beurteilt.

Die Gesamthaltung der großdeutschen Organe ist schwer zu präzisieren, eigentlich nimmt jedes seine besondere Stellung ein, was in der Haltung zu den inneren Fragen Preußens auch nicht weiter verwunderlich ist. Ein wichtiges Zeugnis über die Ansichten der katholischen Partei im Abgeordnetenhause haben wir in den Äußerungen August Reichenspergers aus dieser Zeit.

[1] 12./7. 193. — [2] H.-P. Bl. VII, 1 ff.

Dieser sieht in der Preßverordnung den Anfang der entschiedenen Reaktion, doch zweifelt er, ob das Ministerium die geistigen und technischen Kräfte besitzt, um auf diesem Wege zu einem guten Ende zu kommen. „Au fond hat es recht, allein es betreibt Imperialismus ohne Imperialisten, und Bismarck ist ein Aventurier." Am 11. Juni schreibt er: „Kaum quiekfen einige Zeitungen. Das Ministerium könnte alles wagen ohne eine augenblickliche Gefahr — aber freilich, womit enden?"[1] Er steht also den Maßnahmen der Regierung sehr kühl gegenüber, doch erkennt er ihre überlegene Macht ohne weiteres an. Das Ende vermag auch er nicht abzusehen. Und so beschränken sich auch die Blätter der Partei im allgemeinen auf das Abwarten.

Nach diesem Überblick über die Preßäußerungen haben wir wieder ein zusammenfassendes Urteil über die Haltung der Presse abzugeben. Sehen wir da nun von den offiziösen, feudalen und nichtpreußischen Zeitungen ab, so läßt sich das Verhalten der übrigen Presse in die Worte des „Moniteur" zusammenfassen, der bereits Mitte Juni schrieb: A l'agitation de ces jours derniers a succédé à Berlin une période de calme. Les journaux s'abstiennent maintenant de toute polémique, et un silence absolu paraît régner dans la presse comme dans le public.[2] Die Regierung hatte ihre Absicht, dem verderblichen Treiben der Presse entgegenzutreten, so gut wie völlig erreicht. Dagegen war der Plan der reaktionären Heißsporne, die fortschrittlichen Blätter wirtschaftlich zu ruinieren und konservative Organe an deren Stelle zu bringen, nicht gelungen. Die heftigen Angriffe der feudalen Zeitungen gegen die Feigheit ihrer Gegner waren zum großen Teil nur Ausdrücke des Ärgers darüber, daß ihre eigentlichen Absichten gescheitert waren. Doch wurde mit diesem Ver-

[1] Pastor, Reichensperger, 465 f. — [2] B. A. Z. 18./6.

stummen der öffentlichen Erörterungen über die Lage des Staates die innere Erbitterung nicht geringer, sondern diese stieg nur um so mehr, da sie keinen Ausweg zur freien Meinungsäußerung fand.[1] Der Unwillen wurde noch gesteigert durch die ungeschickten Demonstrationen des preußischen Volksvereins und der übrigen feudalen Vereine, die sich in Herabsetzung der Liberalen, in Vorschlägen reaktionärer Natur überboten. Überhaupt zeigte sich eigentlich die konservative Partei der Lage am wenigsten gewachsen. Statt durch ein vernünftiges maßvolles Vorgehen die immerhin für sie günstige Lage auszunutzen, zeigte sie ein derartiges gewalttätiges Auftreten, daß sie nicht nur alle nicht durchaus Feudalen zurückstieß, sondern sich auch die Regierung, die unmöglich derartige Pläne billigen konnte, immer mehr entfremdete. Die Verschwörungenriecherei mußte die Kreuz-Zeitung in den Augen aller vernünftig Denkenden einfach lächerlich machen. Gegenüber den harten Maßnahmen der Regierung ist es hoch anzuerkennen, daß auch nicht ein Versuch der Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung erfolgte, sondern daß die gesamte Opposition dabei blieb, eine Besserung nur auf gesetzmäßigem Wege herbeiführen zu wollen. Von allen Seiten angefeindet, ohne irgendwelche Regierungspartei hinter sich, versuchte das Ministerium das Äußerste und lud dadurch eine gewaltige Verantwortung auf sich, größer als sie bisher ein preußisches Ministerium auf sich genommen hatte. Die liberalen Organe halten es einfach für unmöglich, daß Bismarck sich bei seinen Maßregeln alles wohl überlegt haben könne und nie beabsichtigt hätte, die Verfassung zu stürzen.

[1] Eine allgemeine Verstimmung ist in den Zeitungen so vielfach bezeugt, daß dagegen solche Äußerungen wie die Bodelschwinghs in einem Briefe an Bismarck d. d. Haus Heyde b. Unna 12./7. 63: „von einer Aufregung oder gar einer dumpfen Stimmung findet sich in Westfalen und Rheinland nach meinen eigenen Wahrnehmungen und vielfachen Rückfragen keine Spur“, wenig ins Gewicht fallen.

Damit stand die äußere Form seiner Maßregeln und seines Auftretens allzusehr im Widerspruch. Persönliche Beurteilungen seiner Staatskunst fehlen uns aus diesen Monaten, sie wären aber auch wohl kaum günstiger ausgefallen als die aus den vorhergehenden Tagen.[1] Es verging noch längere Zeit, bis man auch nur etwas System in seiner Politik entdeckte. Die wenigen Broschüren zur inneren Lage aus dieser Zeit wollen wir am Schlusse des Kapitels im Zusammenhang besprechen.

Wir gehen jetzt gleich zu der Zeit nach der Auflösung des Landtags über, in der die Zeitungen, nachdem ihnen eine ziemlich unbeschränkte Meinungsäußerung über die deutsche Frage gestattet worden ist, auch zu einer freieren Besprechung der inneren Verhältnisse den Mut fassen, ohne daß die Regierung in gleicher Strenge wie bisher mit Verwarnungen vorgeht. Allerdings wird noch immer von dem Leser verlangt, daß er mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen versteht. Diese zweite Periode datiert von der Auflösung des Landtages am 3. September an. Vom 10. August etwa, als die Vorgänge in Gastein und die Einladung Österreichs zum Fürstenkongresse bekannt wurde, bis zu dem obigen Termin scheinen die Blätter sämtlicher Parteischattierungen das Interesse an inneren Angelegenheiten verloren zu haben, die deutsche Frage mit allen Möglichkeiten ihrer

[1] Der „Wiener Botschafter" brachte noch am 30. Mai eine Beurteilung Bismarcks: „Herr von Bismarck löst den Konflikt des preußischen Konstitutionalismus durch einen Witz". — „Bismarck gehört der Schattierung der Kreuzzeitung an, welche sich durch französische Leichtigkeit der Sitten charakterisiert." — „Die Bismarcksche Couleur bildet den Mittelpunkt zwischen französischem Imperialismus nnd russischem Absolutismus." — „In Herrn v. Bismarck sehen wir die Reaktion mit den leichten Manieren der Revolution auftreten." — „Herr v. Bismarck ist ein durch und durch negativer Charakter. Er vertritt so die spezifisch-preußische Bildung nach rechts und nach links zugleich und ist im vollsten Sinne des Wortes in Berlin der Mann des Augenblickes."

Lösung wird wieder eingehend erörtert, allerdings gleich von vornherein in einer ziemlich sicheren Voraussicht des Scheiterns der Verhandlungen. Als dieser Fall dann wirklich eintrat, versuchte das Ministerium, sich das zunutze zu machen und verfügte durch den König die Auflösung des Hauses. Es legte seine Gründe hierfür in einem Berichte an den König dar. Darin erklärte es seine Bereitwilligkeit, trotz der Schließung des Landtages den Versuch erneuern zu wollen, zu einer gesetzlichen Feststellung des Staatshaushaltsetats zu gelangen, doch sei dazu eine vorherige Auflösung und eine Anberaumung von Neuwahlen erforderlich. Eine Beschlußfassung über den geeigneten Zeitpunkt hierfür habe sich der König bis nach seiner Rückkehr nach Berlin vorbehalten. Da es auch für das Volk „ein Bedürfnis sein müsse, bei den bevorstehenden Neuwahlen der Tatsache Ausdruck zu geben, daß keine politische Meinungsverschiedenheit in unserem Lande tief genug greift, um, gegenüber einem Versuche zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und der Würde Preußens, die Einigkeit des Volkes in sich und die unverbrüchliche Treue zu gefährden, mit welcher dasselbe seinem angestammten Herrscherhause anhängt"[1], so erscheine der richtige Zeitpunkt jetzt gekommen.

Nach Auflösung des Hauses traten die Parteien natürlich sofort in die Wahlbewegung ein. Die Fortschrittspartei veröffentlichte am 12., die feudale am 15. September ihren Wahlaufruf. Der fortschrittliche Aufruf sah in der Bundesreformfrage keinen genügenden Grund für die Auflösung des Abgeordnetenhauses, da die Partei stets sich fest zu ihrem Programm vom 9. Juli 1861, das die Existenz und Größe Preußens abhängig macht von einer festen Einigung Deutschlands durch eine starke Zentralmacht in den Händen Preußens, und eine gemein-

[1] Die innere Politik, Nr. 53, S. 229 f.

same deutsche Volksvertretung, bekannt hätte. Als Forderungen stellte die Partei folgende sechs Punkte auf: 1. Volle Freiheit der Presse und demnach unverzügliche Beseitigung der Verordnung vom 1. Juni d. Js., 2. Ausführung des in der Verfassung zugesagten Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister, 3. tatsächliche Anerkennung des Ausgabenbewilligungsrechtes des Abgeordnetenhauses, 4. Reform des Herrenhauses, 5. ein Heer auf volkstümlicher Grundlage mit zweijähriger Dienstzeit, 6. deutsches Parlament aus freier Volkswahl. Zu möglichst frühzeitigem Beginn der Agitation wurde bei dem Fehlen der Presse besonders aufgefordert. Der Aufruf war von den bedeutendsten Vertretern der Partei unterzeichnet. Von den fünf Beamten, die mitunterzeichnet hatten, wurden die drei Richter zur disziplinaren Untersuchung gezogen, während Mommsen und Virchow nicht weiter behelligt wurden.[1] Dieser Aufruf zeigte, daß die Regierung auf Entgegenkommen von dieser Seite nicht zu rechnen hatte. Das Programm befaßte sich lediglich mit den inneren Streitfragen. Im übrigen war der Aufruf recht geschickt abgefaßt und man konnte erwarten, daß er stark wirken würde.

Der feudale Aufruf beschränkte sich darauf, an den Patriotismus und das Bewußtsein der Einheit zwischen Volk und König zu appellieren. Er forderte die Geltung des Königtums in Preußen und die Stellung Preußens in Deutschland nach dem Willen des Königs durchgeführt zu sehen.

Die Regierung blieb angesichts der bevorstehenden Wahlen auch nicht müßig. Zunächst wurde im Verordnungswege, da der gesetzliche Weg durch die Weigerung des Abgeordnetenhauses versperrt worden war, die Zahlung der Stellvertretungskosten für die in den Landtag gewählten Beamten aufgehoben. Auch

[1] L. Parisius, Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck, S. 67 f.

sonst wurde gegen eine etwaige oppositionelle Haltung der Beamten in energischer Weise eingeschritten. Der Minister des Innern erließ am 24. September eine Verfügung, in der auf eine Allerhöchste Ordre vom 7. April hingewiesen wurde, durch die der König seinem Mißfallen über die feindliche Haltung der Beamten Ausdruck gegeben hatte. Um diese zu ihrer Pflicht zurückzuführen, wurde den höheren Verwaltungsbeamten die Anwendung jedes Mittels anempfohlen. Vor allem sollte eine regierungsfeindliche Haltung der Regierungspräsidenten, Landräte und Kreissekretäre nicht geduldet werden. Der Weg, den sie einzuschlagen hätten, sei den Beamten durch den königlichen Willen klar vorgezeichnet, es wird daher gefordert, daß alle in diesem Sinne Gehorsam und so weit wie möglich tatkräftige Unterstützung der Staatsregierung zeigen.[1] So wie hier die Beamten in ihrer Wahlfreiheit stark beschränkt wurden, wurde auch die Beteiligung des Militärs an den Wahlen verboten. Auch der König selbst griff persönlich in die Wahlvorbereitungen ein, indem er auf eine Eingabe der Gemeinde Steingrund in Schlesien diese aufforderte, nur solche Männer zu wählen, welche den festen Willen hätten, die Minister in der Durchführung der ihnen übertragenen Aufgaben zu unterstützen. Er betonte seinen unbeugsamen Willen, die Feststellung der Heereseinrichtungen durchzuführen.[2] Diese königliche Erklärung erregte begreiflicherweise großes Aufsehen. Von der konservativen Partei wurde sie stark bei dem Wahlkampfe benutzt; am Wahltage erschien sie in großen Lettern auf roten Zetteln an allen Litfaßsäulen Berlins. Die Wahlen fanden unter starkem Drucke der Regierungsorgane am 20. und 21. Oktober statt. Das Ergeb-

[1] Die innere Politik, Nr. 56, S. 235 ff., vgl. hierzu den Brief Bismarcks an den Oberpräsidenten v. Senfft-Pilsach vom 17./9. 63, B. J. VI, 200 f.

[2] Die innere Politik, Nr. 59, S. 241.

nis war eine Schwächung der Mittelparteien und eine Stärkung der Konservativen. Es wurden gewählt 38 Konservative (gegen 12), 26 Katholiken (32), 9 Konstitutionelle (24), 110 linkes Zentrum (zu dem die Mitglieder des parlamentarischen Vereins, der sich aufgelöst hatte, übergetreten waren) (101 und 19), 143 Fortschrittler (141), 26 Polen (23). Die Mehrzahl der Abgeordneten war wiedergewählt worden, einige gemäßigte Naturen hatten entschiedeneren weichen müssen. So wurde in Berlin II Dr. Joh. Jacoby gewählt, der als äußerster Demokrat galt. Die Opposition ging vollkommen ungeschwächt aus dem Kampfe hervor, trotzdem zeigte sich die Regierung nach außen hin mit dem Ergebnisse ganz zufrieden und sah in dem Anwachsen der konservativen Stimmen einen großen Fortschritt. Am 9. November wurde der neugewählte Landtag durch den König in eigener Person eröffnet. Damit begann sofort eine neue Reihe parlamentarischer Kämpfe, die den bisherigen an Heftigkeit nichts nachgaben.

Neben den Wahlvorbereitungen sind es vor allem noch die verschiedenen Feste und Kongresse des Herbstes, die die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung erregen. Doch läßt sich dies besser bei der Behandlung der deutschen Frage einordnen. Bei dem notgedrungenen Schweigen über innerpolitische Verhältnisse wendet sich eine erhöhte Aufmerksamkeit auch den sozialen Fragen zu, die gerade in dieser Zeit, durch die Bestrebungen Schulze-Delitzschs und Lassalles angeregt, ein stärkeres Interesse hervorrufen. Hierauf werden wir, wenn auch nur kurz, einzugehen haben. Die lebhafte patriotische Stimmung, die im übrigen Deutschland infolge der zahlreichen Feste hervorgerufen ist und einen lebendigen Strom frischen nationalen Empfindens zeigt, kann in Preußen nicht zum vollen Durchbruch kommen und äußert sich daher nur in beschränktem Maße. Die Regierung hält sich deutlich von der Beteiligung an nationalen

Feiern, so der der Völkerschlacht bei Leipzig, zurück und gestattet höchstens eine Beteiligung daran im preußisch-partikularistischen Sinne.

Dies sind die Hauptzüge des öffentlichen Lebens in Preußen zu dieser Zeit. Sie finden ihr Spiegelbild auch in der Presse, wenn auch vieles aus Furcht vor der Preßordonnanz nur abgeschwächt und matt erscheint. Allerdings ist die Diskussion gegen die vorhergehende Zeit schon wieder sehr viel lebhafter.

Die offiziösen Organe fahren fort in ihren Versuchen, die öffentliche Meinung im Sinne der Regierung zu beeinflussen. Die Provinzial-Korrespondenz drängt natürlich stark darauf, in dem Sinne zu wählen, wie der Bericht des Ministeriums an den König es verlangt, damit der Verfassungsstreit beseitigt und die Heeresorganisation durchgeführt werden könne. Vor einer Wiederwahl der bisherigen Abgeordneten wird dringend gewarnt. Alle lässigen Wähler werden aufgefordert, ihre Pflicht zu tun, zu wählen und auch ihre Freunde zu gleicher Tätigkeit anzuspornen.[1] Vor allem ist es nötig, eine Einigung über die Militärfrage zu erzielen, dann werden sich alle anderen Differenzen von selbst lösen. Dazu ist nur erforderlich, die Heeresausgaben ins Ordinarium zu setzen, um so eine plötzliche Unterbrechung notwendiger Ausgaben zu verhindern. Da die Fortschrittspartei darauf ausgeht, möglichst Radikale zu wählen, so haben die Anhänger der Regierung dafür zu sorgen, daß auch die rechten Führer der königstreuen Partei gewählt werden.[2] Nach den Urwahlen wird sofort betont, daß die Regierung nie daran gedacht habe, die Mehrheit im Abgeordnetenhause zu erzielen, sondern daß sie einzig den Versuch wiederholen wollte, ein Budgetgesetz für 1863 zustande zu bringen. Dagegen wird mit Freuden die lebhaftere Beteiligung der Konservativen bei den Wahlen und das Anwachsen der konservativen Stimmen

[1] Pr. K. 16. 23./9., 4./11. — [2] 7./10.

festgestellt.[1] Die größere Zahl, mit der die Partei im Abgeordnetenhause auftritt, werde hoffentlich ein genügendes Gegengewicht gegen die Angriffe der Fortschrittlichen gegen die Regierung bieten.[2]

Die Lage wird durchgehends von einem recht optimistischen Standpunkte aus betrachtet, eine Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten als ziemlich leicht angesehen. Man scheint sich mit dem Erreichten zufriedenzugeben, obgleich ohne Zweifel der Ausfall der Wahlen nicht ganz den Wünschen der Regierung entsprach. Die gesamten Ausführungen tragen einen durchaus offiziellen Charakter. Dieser tritt so ausgeprägt in der N. A. Z. nicht hervor. Sie fordert dazu auf, alle kleinlichen Parteistreitigkeiten fallen zu lassen und sich einmütig um die preußische Fahne zu scharen. Die gemäßigt Liberalen werden aufgefordert, sich von der Fortschrittspartei zu trennen und eine eigene starke Partei zu bilden.[3] Eine offene, geeignete Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung wird als notwendig anempfohlen. Gegen die scheinbare Unversöhnlichkeit der Fortschrittspartei wird polemisiert, insbesondere findet der Wahlaufruf der Fortschrittspartei in den Augen der N. A. Z. keine Gnade. Allerdings wird mit einer seltsamen Logik gefolgert, daß, da in Punkt 1 und 2 die Partei nach Sachen strebe, die man vor zwei Jahren besessen hätte, man ohne Fortschrittspartei heute das besitzen würde, was die Partei als Ziel zeigt. Die Punkte 3 bis 5 erscheinen unklar, Punkt 6 ist das künstliche Schaueffen, das schon lange auf der Tafel der deutschen Reformbankette prangt.[4] Da sich jeder als königs- und verfassungstreu ausgibt, werden die Wähler aufgefordert, die Stellung in der Armeereformfrage als entscheidend zu betrachten und nur für solche zu stimmen, die ein preußisches, nicht ein

[1] 28./10. — [2] 4./11. — [3] N. A. Z. 212. 11./9.
[4] N. A. Z. 222. 23./9. 63. Die Programmpunkte s. S. 229.

Volks-Heer wollen.[1] Die erste Pflicht müsse es sein, solche Abgeordneten zu wählen, die für die Erhaltung der Machtstellung Preußens eintreten. Es werde durch die Neuwahlen die erste Fundamentierung der Verfassung ausgeführt, die in der Anerkennung des Satzes bestehe, daß bei einer Meinungsverschiedenheit das Abgeordnetenhaus nicht das Recht habe, die Staatsmaschine zum Stillstand zu bringen und dadurch die Berufung eines Kammermajoritätsministeriums zu erzwingen. Die Regierung denke jedoch nicht daran, den verfassungsmäßigen Weg zu verlassen, oder diese Wahlen als letzten Appell an die öffentliche Meinung zu betrachten. Ein Eingehen auf die konstitutionelle Regierungsschablone, d. h. Abhängigkeit des Kabinetts von einem Votum der Kammer, sei schon deswegen nicht ratsam, weil das fast völlige Verschwinden der konstitutionellen Partei in 18 Monaten zur Genüge die Haltlosigkeit dieses Systems bewiesen habe. Hinsichtlich der Wahlen steht die N. A. Z. auf demselben Boden wie die Pr. K., über ihren Ausfall stellt sie dieselben Betrachtungen an, befürwortet nur noch schärfer die Trennung der ländlichen von den städtischen Wahlkreisen und Schaffung möglichst kleiner Wahlbezirke, oder sonst irgendeine stärkere Berücksichtigung der Minoritäten, um den demokratischen Bestrebungen entgegenzutreten. Sie glaubt sogar, daß die konservative Partei ebenso schnell wachsen wird wie die Fraktion Jung-Litauen, wenn die Regierung auf dem betretenen Wege rüstig fortschreitet.[2] Den Ausgleich hält sie, nachdem über das Wesen der Heeresorganisation als zum Ordinarium gehörig eine Verständigung erfolgt sein wird, wie die Pr. Korr. für sehr leicht möglich.

Die N. A. Z. steht ganz auf seiten der Regierung, hat daneben aber doch auch selbständige Erörterungen, die bei der Pr. Korr. fehlen. Auffällig ist bei beiden der Optimismus hinsicht-

[1] 224. 5./9. — [2] 252. 255. 29./10. 1./11.

lich der Möglichkeit eines Ausgleiches, da sie doch über die durchaus ablehnende Haltung der Majorität des Abgeordnetenhauses nicht im Zweifel sein konnten. Es mußte aber in ihrem Interesse liegen, alle Streitpunkte als quantité négligeable hinzustellen, denn wenn die Regierung nicht hoffte, leicht ohne größere Zugeständnisse zum Ziele gelangen zu können, hatte die neue Einberufung der Abgeordneten eigentlich keinen Zweck. Daß in betreff der Wahlen jeder kleinste günstige Umstand hervorgehoben wird, ist leicht verständlich.

In weniger gemäßigtem Tone äußert sich die Kreuzzeitung zu den Wahlen. Zunächst droht sie damit, daß diese Berufung der letzte Versuch eines Entgegenkommens der Regierung ist, bei weiterem Trotz werde eine andere Lösung folgen.[1] Die Taktik für die Kreuzzeitungspartei muß darin liegen, an den Patriotismus zu appellieren, da dieser sich in den Wahlen zeigen muß. Sie rüstet sich, mit allen Mitteln in den Wahlkampf einzutreten[2]; den Forderungen der Fortschrittspartei stellt sie folgende gegenüber: 1) Militärorganisation, 2) Präzisierung der verfassungsmäßigen Rechte der Krone, 3) Begrenzung des Budgetrechtes, 4) Beendigung des Konfliktes, 5) Anerkennung des Königtums als Mittelpunkt für die innere und äußere Politik. In den Vorschlägen ihrer Gegner sieht sie mehr als doktrinäre Verblendung und revolutionäre Unverschämtheit.[3] Das Verlangen der Wiederwahl zeige entweder kindischen Trotz oder politische Unkenntnis der Mittel und Wege, welche einzuschlagen seien, um wieder in ein verfassungsmäßiges Fahrwasser zu ge-

---

[1] Die Berliner Revue scheint sogar eine Niederlage zu wünschen, wenn sie schreibt: unsere Niederlage bei den Wahlen ist ein Mittel zur Befreiung für die preußische Monarchie.

[2] Sogar mit Gesang und Gebet, nicht nur durch rein „fleischliche Wahlen". cf. Nr. 216. 16./9.

[3] N. Pr. Z. 222. 23./9.

langen, oder aber die schlimme Absicht, das Volk zu einem gewaltsamen Umsturz der Verfassung aufzustacheln.[1] Die Fortschrittspartei könnte mit der Wiederwahl höchstens den Rücktritt Bismarcks erzwingen, doch wäre damit nichts gewonnen. Der König kann nicht nachgeben, da 1) die Majorität in seine Rechte eingegriffen hat, 2) er mit dem Herrenhaus in Übereinstimmung ist, so daß 3) zwei Gesetzesfaktoren einem gegenüberstehen, die 4) ständig, nicht wechselnd sind. Ferner ist 5) die Staatsweisheit des Königs selbstbewußt, 6) sein Abgehen von einem festen Entschlusse der königlichen Würde zuwider und 7) die königliche Autorität durch ein Nachgeben gefährdet.[2] Über den Ausgang der Wahlen spricht sich die Kreuzztg. in gleicher Weise wie die offiziösen Organe aus. Der Fortschrittspartei werden durchaus radikale Absichten nahegelegt, u. a. wird auf die Ausführungen W. Marrs[3] in seiner „Opposition" verwiesen, wonach die Demokratie stets das Recht haben muß, ihren Willen durchzusetzen, sobald sie die Macht dazu hat.

Es ist überhaupt der wesentliche Unterschied zwischen Kreuzzeitung und den offiziösen Blättern, daß letztere einen rein abwehrenden Standpunkt annehmen, während erstere die Fortschrittspartei angreift, wo und wie sie kann. Dabei sucht sie sich den Anschein zu geben, als ob der Gegner der Angreifer wäre und lediglich auf einen Umsturz der Verfassung hinarbeite. Das von ihr entwickelte Programm ist, sofern es sich nicht an die Forderungen der Regierung anlehnt, recht reaktionär, fast ohne brauchbare Ideen. An einer Versöhnung ist ihr nach wie vor wenig gelegen.

Die Köln. Ztg. äußert sich nur sehr vorsichtig über die Wahlen. Eine Aussicht auf Verständigung der Volksvertretung

[1] 8./10. 235. — [2] 25./10. 249.

[3] Radikaler Publizist in Hamburg, in späteren Jahren durchaus anarchisch.

mit dem Ministerium ist nach ihrer Ansicht nicht vorhanden.[1] Viele ministerielle Abgeordnete dürften nicht gewählt werden. Die Fortdauer des Ministeriums Bismarck ist für Preußen nicht wünschenswert, doch ist ebenso vor der Wahl von demokratischen Hitzköpfen zu warnen.[2] Die Ausführungen der konservativen Presse werden heftig angegriffen. Angesichts der starken Anstrengungen der Regierung und der Konservativen wird die Einigung aller liberalen Parteien und möglichst starke Wahlbeteiligung dringend empfohlen. Mit dem Ausgang der Wahlen ist die K. Z. natürlich wenig zufrieden, sie hält die Steigerung der Gegensätze für den Staat für unerfreulich und fordert, den Wahlausfall als hinreichende Probe der Gesinnung und der Willensfestigkeit des Volkes zu betrachten.[3] Der B. A. Z. ist der Ausfall auch unerwünscht, aber nicht unerwartet, weil die altliberale Partei nicht imstande war, zu dem Ministerium gegen die Majorität zu stehen. Dadurch mußte diese das Übergewicht erhalten. Einen Gewinn für das Ministerium oder eine Aussicht für die Zukunft vermag sie in dem Ergebnis nicht zu sehen.

Etwas freier ist die Sprache der Köln. Zeitung doch schon wieder geworden. Ihre Mittelstellung hat sie durchaus bewahrt, mit dem Ministerium und den Radikalen unzufrieden. Da sie scheinbar stets mit einer Schwenkung der einen oder anderen Partei, einem versöhnlichen Abschlusse gerechnet hat, so zeigt sie sich durch die weitere Verschärfung der Gegensätze, wie sie sich in den Wahlen zeigt, ziemlich unangenehm berührt.

Die Pr. Jahrb. führen ihre eingehendere Besprechung der inneren Verhältnisse auch weiter durch. Sie erkennen die Sachlage durchaus richtig, wenn sie scharf zwischen der Richtung der

[1] Dahingegen hält die B. A. Z. einen Ausgleich für möglich, wenn sich eine konservative Partei auf den Boden der Verfassung stellte.

[2] K. Z. 6./9. 63. 247. — [3] 30./10. 301.

Kreuzzeitung, Berliner Revue usw., die auf Verfassungssuspension ausgehen, und der offiziellen Organe, die sich für Abwarten aussprechen, unterscheiden. Sie erkennen an, daß die Verfassung formell noch besteht, aber sie ist in den Augen der Menge entwertet und dadurch ist auch die konstitutionelle Monarchie gefährdet. Angesichts des langen Kampfes um die Prinzipien des konstitutionellen Lebens, denen man entgegengeht, müssen sich alle Teile der Opposition rückhaltlos aneinanderschließen. Es wäre eine gefährliche Selbstüberschätzung, wenn eine liberale Partei Allianzen zurückweisen wollte. Die Kräfte müssen namentlich auch deshalb energisch zusammengefaßt werden, um die nationalen Aufgaben rascher lösen zu können, ebenso um einen geschlossenen Widerstand gegen alle Wahlbeeinflussungen zu ermöglichen. Die Militärfrage könne dabei vorläufig nicht mehr trennend wirken, weil sie seit der Einsetzung des Ministeriums Bismarck unlösbar geworden sei. Daher „aufrichtige Allianz der liberalen Parteien! Es verbindet sie die Pflicht, den bestehenden Rechtsboden zu verteidigen." Eine Verstärkung der Feudalen ist den Pr. Jahrb. nicht erwünscht, ebensowenig aber auch eine Verschiebung des Wahlresultates nach links.[1] In dem Ausfall der Wahlen, für die die Regierung alle Kräfte angespannt hat, um ein günstiges Ergebnis zu erzielen, sehen sie ein bedeutsames Zeichen des Hervortretens des Bürgertums als politischer Faktor, mit dem die Regierung zu rechnen haben wird.[2]

Die Pr. Jahrb. beharren also nicht mehr so scharf bei ihrem Sonderstandpunkt, sondern wünschen in erster Linie den Zusammenschluß aller Liberalen, doch nicht, wie es geschah, zur Verstärkung des linken Flügels, sondern der gemäßigten Elemente, denn nach wie vor geht ihr Bestreben dahin, für einen Ministerwechsel eine regierungsfähige Partei an der Hand zu

[1] Pr. J. XII, 295 ff. 26./9. — [2] XII, 392. 30./10.

haben. Als ihre Hoffnungen gescheitert sind, erwarten sie eine Schwenkung eines Teiles des linken Flügels zu den Mittelparteien hinüber, ein Wunsch, der bei der Lage der Dinge schlechthin unerfüllbar war.

Denn schon die Grenzboten beharren durchaus bei ihrer oppositionellen Stellung, sie nähern sich weiter den fortschrittlichen Elementen. Sie betrachten die Lage als durchaus verfahren, von einem Ministerwechsel erwarten sie schon gar nichts mehr, nachdem der König seine persönliche Überzeugung so entschieden ausgesprochen hat.[1] Selbst wenn dieser sich zu einem Systemwechsel im liberalen Sinne entschließen sollte, so würde das deutsche Volk ihm den Wandel seiner Überzeugungen doch nicht glauben.[2] In der Einberufung des neuen Abgeordnetenhauses sehen sie nur die Absicht Bismarcks, dem Könige zu beweisen, daß ohne ein oktroyiertes Wahlgesetz keine Besserung in den preußischen Zuständen zu erwarten sei. Im übrigen sind auch sie für eine Einigung der Liberalen, besonders der Altliberalen mit den Nationalparteilern. Das Ziel aller Oppositionsparteien könne nur sein, eine neue Regierung zu erlangen.[3]

Bemerkenswert ist hier die klare Einsicht, daß das Ministerium nur in voller Übereinstimmung mit der königlichen Meinung gehandelt hat und daß daher alle Angriffe gegen das Ministerium nicht ausreichend sind, um eine wirkliche Änderung der Sachlage herbeizuführen. Ein preußisches Blatt konnte dies schlecht unumwunden aussprechen. Daß tatsächlich in Preußen selbst auch ein Teil der Bevölkerung mehr erstrebte als einen bloßen Kabinettswechsel, ist nicht zu leugnen.[4]

[1] Auch Bernhardi weiß nicht, worauf die Regierung hinaus will. Ohne Staatsstreich kann sie s. E. nicht weiterkommen und dieser ist durch das Vorgehen Österreichs unmöglich gemacht. Th. v. Bernhardi, IV, 122.

[2] Grenzboten 1863, III, 397 ff. — [3] III, 509 ff.

[4] Vgl. auch den Brief des pommerschen Oberpräsidenten Senfft v. Pilsach an Bismarck, 9./5. 63. Anh. G. u. E. II, Nr. 178.

Im ganzen betrachtet hat sich doch eine gewisse Schwenkung der altliberalen Partei nach links oder, richtiger ausgedrückt, eine Abkehr dieser Richtung von der Regierung vollzogen. Eine Verständigung mit dem herrschenden Ministerium ist endgültig aufgegeben. Doch will man sich in diesen Kreisen ebensowenig rückhaltlos der radikaleren Richtung anschließen. Dieses Beharren auf dem eigenen Standpunkt war zwar an sich höchst anerkennenswert, politisch aber war es für den gegenwärtigen Zeitpunkt ungünstig und führte denn auch zu dem beinahe völligen Ausscheiden der Partei aus dem Landtage. Dagegen ermöglichte es später eine leichtere Aussöhnung mit der Regierung. Auf jeden Fall bringt die Partei auch in dieser Zeit den Dingen ein verhältnismäßig ruhiges Verständnis entgegen, und die Mehrzahl ihrer Preßorgane zeigt eine bemerkenswerte Einsicht, sich nicht durch doktrinäre Schlagworte leiten zu lassen.

Die freiere und selbstbewußtere Haltung der Presse nach der Auflösung des Landtages tritt namentlich in der B. Z. deutlich zutage. Vor allem spricht sie es offen aus, daß nur eine sehr gründliche Umkehr imstande sein könne, eine bessere Lage für Preußen zu schaffen. Dazu wird gefordert die Ministerverantwortlichkeit, Umgestaltung des Schulwesens, der Oberrechnungskammer; ferner Gewerbefreiheit, eine Provinzial-, Kreis- und Gemeindeverfassung und hauptsächlich ein Ministerium, das das Vertrauen des Landes hat.[1] Gegenüber der offenen Forderung der feudalen Blätter, die Verfassung aufzuheben, erscheint ihr jedes Wahlprogramm überflüssig. Sie beschränkt sich daher auch im wesentlichen darauf, nur die Äußerungen der Gegner zu veröffentlichen und auf ihr Streben nach Suspension der Verfassung oder Diktatur hinzuweisen. Gegen die Wahlbeeinflussung der Beamten wird Einspruch erhoben; das Volk wird aufgefordert zu zeigen, daß nicht die Beamten Stimmung machen,

[1] B. Z. 200. 28./8.

weil dann die Regierung die politische Beeinflussung auch aufgeben wird. Nachdem die Wahlen die selbständige Meinung des Volkes zur Genüge gezeigt haben, wird die Regierung aufgefordert, es an dieser letzten Probe genügen zu lassen. In der Auflösung der Mittelparteien sieht die V. Z.[1] ein zwar nicht erfreuliches, aber stets notwendiges Zeichen ernster Zeiten. Als Gegenmittel gegen die Wahlbeeinflussungen empfiehlt sie eine scharfe Wahlprüfung im Abgeordnetenhause.

Der Kampf gegen die Feudalen bleibt nach wie vor das Hauptziel der V. Z. Diese werden unter schwierigen Verhältnissen in recht geschickter Weise angegriffen, ohne daß sich irgendeine Möglichkeit für die Gegner ergibt, mit Hilfe der Preßordonnanz gegen sie einzuschreiten. Von einer Beeinflussung der Wahlen durch die deutsche Reformfrage will sie nichts wissen, auf die diesbezüglichen Erklärungen der Regierung geht sie gar nicht ein. Die Nationalzeitung meint, daß man sich gegen die österreichischen Vorschläge[2] höchstens durch Nichtwählen der ultramontanen Abgeordneten erklären könne. Die Stimmung der V. Z. ist zuversichtlich; im Vollbesitze des Sieges nicht übermütig, sogar den Altliberalen, die früher oft genug als Angriffsziel dienen mußten, wird eine goldene Brücke gebaut.

Die deutschen Jahrbücher bekennen sich gleichfalls zur Parole Wiederwahl. Doch wünschen sie solche Abgeordnete, die unter keinen Umständen von den Grundbedingungen etwas ablassen und die sich ganz der Politik widmen können. Der Kampf gehe nicht um Königtum oder Parlamentarismus, sondern um Feudalismus oder Verfassung. Demgegenüber sei der Hinweis des Ministeriums auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse belanglos, denn diese könnten erst nach einer Ordnung der

[1] V. Z. 200. 28./8. — [2] Vgl. unten Buch IV, Kap. 2.

inneren Angelegenheiten wieder in Angriff genommen werden.[1] Alle Maßregeln gegen die Freiheit des Beamtenstandes scheinen zwecklos und auch gefährlich.

Das sind alles keine neuen Gedanken, der Kampf um die Verfassung bleibt vor allem anderen für die Wahlen entscheidend.

Ebenso weist die N. P. W. es natürlich mit Entrüstung zurück, dem Ministerium Bismarck irgendwie in den Wahlen ein Vertrauensvotum zu geben. Die Propaganda für oppositionelle Wahlen ist ihr bei weitem nicht stark genug. Wiederwahl allein kann sie nicht befriedigen, sondern es sollen an Stelle schwacher und vertrauensvoller Männer solche mit unerschrockenem und unbeugsamem Charakter in die Kammer entsandt werden[2], kurz, die Wahlen müssen so ausfallen, daß dem Ministerium auch jede Hoffnung rundweg abgeschnitten wird. Die Konservativen und die Wählerklasse der Regierung werden auf das heftigste angegriffen, wenn auch die N. P. W. glaubt, daß diese ganz ohne Einfluß bleiben werden. Dagegen kann sie nicht umhin, der Rührigkeit der feudalen Partei in der Wahlbewegung volle Anerkennung zu zollen, um so mehr, als sie mit den liberalen Parteien in dieser Hinsicht durchaus nicht zufrieden ist. Mit dem Ausfall der Wahlen hat nach ihrer Ansicht weder die Regierung noch die Opposition große Ursache zufrieden zu sein. Denn der Zuwachs der konservativen Abgeordneten ist nur mit äußerster Mühe erzielt, andererseits ist von liberaler Seite nicht mit genügendem Nachdruck den Wahlbeeinflussungen und dergleichen entgegengetreten worden. In dem neuen Hause wird i. E. der Kampf nur in verschärfter Form fortgesetzt werden.[3]

[1] Deutsche Jahrbücher IX, 160. — [2] N. P. W. 177, 17./9.
[3] N. P. W. 184. 5./11.

Auch hier hat, wie es vorauszusehen war, die Bismarckſche Begründung der Auflöſung mit den öſterreichiſchen Vorſchlägen zur Bundesreform keine Zuſtimmung gefunden. Man iſt eher, da man ſie als Hohn auffaßt, noch ſchärfer durch ſie abgeſtoßen worden. Eine fortgeſetzte energiſche Agitation gegen das Miniſterium, keine Vermiſchung der inneren und äußeren Angelegenheiten erſcheinen der N. V. W. als das einzig Angebrachte.

Im ganzen bringen die Ausführungen der fortſchrittlichen Organe zur der Wahlangelegenheit nicht viel Neues. Die preußiſchen Zeitungen ſtehen doch noch immer zu ſtark unter dem Einfluß der Preßverordnung, als daß ſie ſich in einer weitläufigen Kritik der Regierungsmaßnahmen ergehen könnten, und die außerpreußiſchen ſind zu ſehr durch die Bundesreformfrage in Anſpruch genommen und bringen daher den Einzelheiten des preußiſchen Wahlkampfes nur ein bedingtes Intereſſe entgegen. Die Partei iſt einig, daß dem Miniſterium keine Zugeſtändniſſe gemacht werden dürfen und lehnt daher mit voller Entſchiedenheit jede Verſtändigung ab. In Ermangelung einer Kritik der Regierung gibt man ſich um ſo eingehender mit dem Wahltreiben der konſervativen Partei ab, das in ſeinen Auswüchſen auch genügend Anlaß zu berechtigter Kritik bot. Es ſchien innerhalb aller liberalen Parteien eine ſtillſchweigende Übereinkunft zu beſtehen, den Hinweis des Miniſteriums auf die deutſchen Verhältniſſe einfach unberückſichtigt zu laſſen. Dieſer bot ja allerdings auch keine Gelegenheit für ſie, die Regierung zu bekämpfen.

Von den Katholiken glauben die K. V. von vornherein an eine Verſtärkung der Linksliberalen, gegen die ſämtliche Erlaſſe und Maßregelungen nichts ausrichten können. In dem Zuſammengehen der Fortſchrittspartei und des linken Zentrums ſehen ſie ein faktiſches Aufgehen des letzteren in die erſtere.

Die Session wird für die inneren preußischen Fragen nicht sehr gedeihlich sein. Zu einer Abhilfe von den Übeln, an denen der Staat krankt, ist eine neue große Parteibildung mit scharfer Scheidung aller gemäßigten von den radikalen Elementen notwendig, bei der aber die bisherigen Parteiformen nicht als Ausgangspunkt dienen können.[1]

Die Nachrichten der K. Z. über die Gestaltung der inneren Lage sind äußerst dürftig und vermögen kein rechtes Bild von den Absichten der Partei zu geben. Ihre Stellung ist einzig und allein durch die deutschen Verhältnisse bestimmt, und da in dieser Frage Regierung wie Liberale ihr gegenüberstehen, so zeigt sie eine allgemein ablehnende, ziemlich resignierte Haltung. Die Auflösung scheint ihnen wie den fortschrittlichen Blättern nicht genügend begründet, da die Fortschrittspartei so wie so stets in der deutschen Frage eine Österreich feindliche Haltung beobachtet habe.

Derselben Ansicht ist die A. A. Z. Die Verständigung muß auf einem anderen Boden gesucht werden. Wenn die neue Kammer sich Bismarck nicht fügt, muß er zu neuer Auflösung und neuen Maßregeln schreiten. Da eine Einigung mit dem Abgeordnetenhause unwahrscheinlich ist, so scheint das Ministerium nur den Wunsch zu haben, zu zeigen, daß eine Verständigung bei den bestehenden Gesetzen unmöglich ist. Ein Erfolg der Regierung scheint völlig ausgeschlossen.[2] Die Wahlen werden lediglich den Charakter einer Demonstration tragen. Daneben finden sich auch Nachrichten über ein beabsichtigtes Einlenken Bismarcks, es wird sogar davon gesprochen, daß er seine Entlassung eingegeben habe.[3] Jedenfalls muß der Ausfall der Wahlen nach ihrer Meinung einen entscheidenden Umschwung im politischen Leben Preußens vorbereiten. Die konservative Partei

[1] K. Z. 312. 4./11. — [2] A. A. Z. 5./10. 278.
[3] Ebenda 13./10. 286.

habe durch die Roheiten ihrer Presse große Fehler begangen und werde kaum in derselben Weise wie bisher fortbestehen können. Das Verschwinden der Altliberalen beweise, daß die Partei sich selbst überlebt habe.[1] Ultramontane hätten vielfach für Fortschrittliche gestimmt, nur um den Sturz des Ministeriums herbeizuführen. Ob eine neue Auflösung oder ein Ministerwechsel folgen wird, ist der A. A. Z. zweifelhaft.

Die Mitteilungen der Zeitung sind meist lediglich berichtender Natur, ein eigenes Urteil fällt sie verhältnismäßig selten. Wo dies geschieht, ist es nie zugunsten des Ministeriums, das ihr nicht behagt. Der Entwicklung der inneren Verhältnisse steht sie abwartend gegenüber, sie hält einen Ministerwechsel für notwendig und erwünscht, doch wagt sie nicht vorauszusagen, wann dieses Ereignis eintreten kann. Ihre Korrespondenten wünschen eine Besserung in der inneren Lage Preußens und zeigen in dieser Absicht mehr Hinneigung zu der Opposition als zu der Regierung.

Die Historisch-Politischen Blätter sehen in den inneren Fragen das für Bismarck nur Nebensächliche, die Hauptsache blieben ihm seine auswärtigen Absichten. Die inneren Verhältnisse drängten zu einer Explosion nach außen, Bismarck könne jedoch nichts unternehmen, weil ihm durch den königlichen Starrsinn die Hände gebunden seien. Die Blätter bewundern Bismarck, der trotzdem ruhig auf seinem Posten bleibt und „unter der Wucht des allgemeinen Hasses und Hohnes, wie sie kaum je auf einem Sterblichen gelastet hat, geheimnisvoll für sich hin lacht".[2] Sie sind fest überzeugt, daß Bismarck alles, was er will, mit der Zeit durchsetzen wird. Trotz Bismarcks durchaus nicht wohlwollender Haltung gegen ihre Partei in der deutschen Reformfrage zeigen sie also doch dieselbe Hochachtung

[1] A. A. Z. 31./10. 304. — [2] H. P. Bl. 1863. III, 394 ff.

für ihn, durch die sie sich während der ganzen Zeit vor allen anderen hervorgetan haben.

Die Stellung der katholischen Partei ist auch in dieser Zeit wieder nicht ganz leicht zu erfassen. Das Schwierige für sie war, einen passenden Wahlruf zu finden. In den inneren Fragen standen sie dem Ministerium nicht scharf genug gegenüber, um plötzlich gegen den ministeriellen Wahlerlaß vor allem eine reinliche Auseinandersetzung über die inneren Gegensätze zu fordern. Aus ihrer ablehnenden Stellung gegen das Ministerium in Sachen der äußeren, namentlich der deutschen Politik ließ sich auch kein Gewinn für sie erhoffen, denn wenn sie wirklich eine entgegengesetzte Haltung in der deutschen Frage forderten, so stießen sie damit auf den Widerstand der andern Parteien und konnten bei zweifelhaften Wahlen auf Unterstützung von irgendeiner Seite nicht rechnen. Sie hatten wie die altliberale Partei darunter zu leiden, daß die Zeitverhältnisse den Mittelparteien nicht günstig waren und daß es für diese unmöglich war, politische Leitsätze aufzustellen, die ihnen einen starken eigenen Anhang zu sichern vermochten. Das Ministerium, dem sie bis dahin immer noch eine Spur von Sympathie bezeigt hatten, hatte ihr Vertrauen durch seine Stellung zu den österreichischen Reformanträgen vollkommen eingebüßt. Ein Zusammengehen mit den Liberalen war ihnen äußerst unangenehm [1],

[1] Dies erhellt auch aus einem Briefe Reichenspergers an Montalembert, den Führer der französischen Klerikalen im Corps législatif vom 15./10., in dem er schreibt: Der Fortschrittspartei steht zwar in einem Hauptpunkte das formale Recht zur Seite, sie rennt aber meiner vollen Überzeugung nach nicht um des Rechtes und der Wahrheit willen gegen die Regierung an, sondern ist ihrem innersten Wesen nach weit absolutistischer und gewaltsamer als selbst das Ministerium Bismarck, so antipathisch dessen Chef mir auch sein mag. . . . . Bismarck wird jetzt von der Fortschrittspartei angefeindet, weil er durch die Macht der Verhältnisse im Innern statt nach außen va banque spielt. Pastor, Reichensperger I, 467 f.

wenn auch offenbar eine ganze Anzahl aus ihren Reihen in dieser Zeit zu den stärker opponierenden Liberalen überging. So blieb ihnen nur eine ziemlich hilflose Mittelstellung, in der sie von der Gnade der anderen Parteien recht abhängig waren.

Bevor wir unser Gesamturteil über diese Periode fällen, müssen wir noch einige Broschüren aus derselben Zeit besprechen, die zwar alle nicht viel Wichtiges enthalten.

Aus dem konservativen Lager stammt eine Flugschrift: Ein Friedensblatt! An das preußische Volk gerichtet von einem alten Publizisten mit dem Motto: „Um Frieden zu haben, darf man den Krieg nicht scheuen!“[1] Der Verfasser will vom Standpunkt des Patriotismus aus schreiben, worunter er offenbar seinen sehr einseitigen Parteistandpunkt versteht. Die Budgetverweigerung des Abgeordnetenhauses steht für ihn mit der Steuerverweigerung auf gleicher Höhe. Der Schluß des Hauses war notwendig, nachdem es seine Dienste versagt hatte, um nicht die Gesetzgebung zu einem reinen Possenspiel herunterkommen zu lassen. Ein Forttagen konnte höchstens den Zweck erfüllen, das formale Recht zu wahren. Durch die einfache Schließung hat die Regierung sich ein neues Verdienst um das Land erworben, da bei einer dritten Wiederwahl das Haus hoffen konnte, sich als Jakobinerklub, als Konvent zu konstituieren. Angeblich war das Abgeordnetenhaus durch die Schließung völlig überrascht, da es nur auf eine Auflösung vorbereitet gewesen war. Den Absichten der Demokraten, durch die Presse der Regierung die Schuld an dem Fortbestehen verfassungswidriger Zustände zuzuschreiben und sie zu einer Auflösung des Hauses zu drängen, ist durch den Erlaß der Preßverordnung sofort ein Ziel gesetzt. Die Verwahrung der Zeitungen hiergegen zeigt nach Ansicht des Verfassers eine große Rechtsunkenntnis. Er schlägt der Regierung vor, um aus dem gesetzlosen

[1] Bei H. Müller, Berlin 1863, 34 Seiten.

in den gesetzlichen Zustand zu gelangen, den Staatshaushaltsetat im Verordnungswege mit Gesetzeskraft unter Verantwortung des Staatsministeriums festzustellen und die Verordnung später den Kammern zur Genehmigung vorzulegen. Zur Beruhigung des Volkes empfiehlt es sich, die Wiedereinberufung der Kammern möglichst lange hinauszuschieben, dann aber möglichst dieselben, die im Juli nach Hause gesandt wurden, wieder zusammentreten zu lassen, weil es von großem moralischen Werte sein würde, wenn mit diesen eine Versöhnung zustande kommt. Sollte das Vorgehen der „Staatsfeinde" die Regierung zu einer Auflösung zwingen, so wäre vor einer Neuwahl eine Revision des Wahlgesetzes vorzunehmen. Dies wird schwierig sein, doch braucht man sich nicht zu übereilen. Die Grundlage muß Art. 4 der Verfassung und die Vertretung aller Interessen bilden. Weiter tritt der Verfasser ein für Streichung der Stellvertretungskosten. Eine Hebung des Beamtenstandes soll durch staatliche Förderung von Ameliorationsgenossenschaften angestrebt werden. Zum Schlusse ergeht die Aufforderung an das Volk, die Reorganisation des Heeres gutzuheißen.

Wie man aus den Vorschlägen ersieht, steht der Verfasser vollkommen auf dem Boden der konservativ-reaktionären Partei. Seine Vorschläge sind alle derart, daß sie höchstens einen einseitigen Frieden erzwingen könnten, von einer richtigen Versöhnung auf dieser Grundlage kann nicht die Rede sein. Es ist hier vieles unumwunden ausgesprochen, was in den konservativen Zeitungen nur angedeutet war, so der Erlaß eines neuen Wahlgesetzes, Regelung des Etats auf dem Verordnungswege u. dergl. Die Schrift ist von einem einseitigen Standpunkte aus geschrieben und zeigt entgegen dem Titel eine wenig versöhnliche Stimmung. Neues bringt sie nicht, nur die allgemein anerkannten reaktionären Wünsche in unverblümtester Art und Weise. Die Schrift ist im Juni oder Juli 1863 entstanden.

Von einem Angehörigen derselben Partei, der sich aber wenigstens offen dazu bekennt, stammt die Schrift: Dies Buch ist verboten. Flugschrift an die Genossen der konstitutionellen und Fortschrittspartei.[1] Der sonderbare Titel ist nach Angabe des Verfassers nur gewählt, um auch Fortschrittsleute zum Lesen der Schrift zu veranlassen und zum Nachdenken anzuregen. Sie werden darin auf das heftigste angegriffen, ihr Bestreben, im Inneren die vollziehende königliche Gewalt zu schmälern und ihr unpatriotisches Verhalten nach außen werden scharf zurückgewiesen. Das Treiben der Partei erscheint dem Verfasser verächtlich und verlogen. Er geht dann dazu über, die Forderungen der Fortschrittspartei, wie sie sich in dem Wahlaufruf vom 12. September darstellen, einzeln zu prüfen und einer Kritik zu unterziehen. Er ist zwar gegen die Preßverordnung, doch will er, um ähnliche Zustände, wie sie vorher herrschten, zu vermeiden, eine Revision des Strafgesetzes und ein Suchen nach Mitteln, um der Unparteilichkeit der Richter wieder sicherer zu werden. Gegen die zweite Forderung[2] hat er an sich auch nichts einzuwenden, wohl gegen jede leichtsinnige Erhebung von Anklagen, die weiter keinen Zweck haben, als der Parteileidenschaft ein Objekt zu liefern. Sehr entschieden ist der Verfasser gegen das Ausgaben-Bewilligungsrecht des Abgeordnetenhauses. Der ganze Anspruch hierauf beruhe auf der fixen Idee einer exklusiven Berechtigung. Allenfalls könnten beide Kammern eine Kontrolle darüber, daß die Einnahmen nur für Ausgaben zu Staatszwecken verwendet werden, beanspruchen. Die ganze Forderung könne man ebensogut in die Worte kleiden: Das Volk will, die Regierung muß. Die Altliberalen gingen noch weiter als die Fortschrittspartei, wenn Julian Schmidt[3] das Ausgaben-

[1] Berlin, Fallisch, 31 Seiten. — [2] Ministerverantwortlichkeit.

[3] Literarhistoriker, geb. 1818, zuerst mit Gustav Freytag Herausgeber der Grenzboten, dann seit 1861 in Berlin als Redakteur der Berliner Allgemeinen Zeitung, gest. 1886.

Bewilligungsrecht des Abgeordnetenhauses als „unzweifelhaften Bestandteil der Verfassung" fordere. Auch die Auslassungen der Prov.-Korr., daß das volle Recht der Landesvertretung in betreff der Beschlüsse über neue Ausgaben gewährleistet werden soll, erscheinen dem Verfasser unverständlich. „Wir Konservativen werden das Verwendungsrecht der Steuern und Abgaben als unantastbares Attribut der vollziehenden Gewalt der Krone bis zum letzten Mann verteidigen." Gegen eine Reform des Herrenhauses ist der Verfasser natürlich, er glaubt auch nicht, daß diese Forderung irgendwie Aussicht auf Erfüllung hat. Die rechtliche Sachlage der Militärfrage sieht er enthalten in den Art. 34, 46 und 47 der Verfassung und dem Gesetze vom 3. September 1814. Da eine gesetzliche Vereinbarung über die Heereseinrichtung nicht erreicht ist, so folgt .s. E., daß es bei den bestehenden Gesetzen bleiben muß. Die zu deren Ausführung notwendigen Ausgaben dürften von der Landesvertretung nicht verweigert werden. Solange es ein königliches Preußen gäbe, dürfe man eine zweijährige Dienstzeit nicht damit erzwingen, daß man widerrechtlich die Mittel zur Ausführung der Gesetze, wie sie beständen, verweigere. Die fortschrittlichen Forderungen in deutschen Angelegenheiten erscheinen ihm unzulänglich oder umstürzlerisch. Sie bewiesen nur die mangelhafte Bildung der Fortschrittspartei. Alles in allem könnte die Partei lediglich die Aufhebung der Verordnung vom 1. Juni erreichen. Daneben würden aber durch die Wiederwahl der Fortschrittsleute viele Nachteile für das Land hervorgerufen. Die Regierung müßte den Staat weiter ohne Etatsgesetz verwalten und, um zu geordneten Zuständen zu gelangen, voraussichtlich zum Entwurfe eines neuen Wahlgesetzes schreiten. Eine Wiederwahl hätte nur dann Zweck, wenn das Land zu offenem Widerstand entschlossen sei, oder wenn man der festen Hoffnung sei, daß die Regierung endlich nachgebe. Doch sei diese Erwartung nach dem Erlaß

vom 2. September sehr unbegründet. Bei einer Wiederwahl werde man daher nicht mehr von einem Parlament, sondern von einem Revolutionsklub sprechen. Die parlamentarische Würde sei schon in der vorigen Session durch persönliche Taktlosigkeiten verloren gegangen. Eine Einigung zwischen Fürst und Volk müßte schließlich erzielt werden.

Soweit der Verfasser. Wie man aus seinen Ausführungen ersieht, ist er überzeugter Konservativer, ein heftiger Gegner der Fortschrittspartei wie der Liberalen überhaupt. Die Rechte der Krone sind nach seiner Ansicht äußerst weitgehend, die von ihm der Volksvertretung zugebilligten sinken dadurch zu ziemlicher Bedeutungslosigkeit herab. Seine Ausführungen über die Militärfrage enthalten einen richtigen Kern in der Voraussetzung, daß die Reorganisation in engem Zusammenhang mit dem Gesetz vom September 1814 steht, wenn auch die Reorganisation außer diesem Neues schuf, das natürlich besonderer Genehmigung von seiten der Volksvertretung bedurfte. Für ihn besteht die einzige Möglichkeit einer Lösung des Konfliktes in möglichst schneller Nachgiebigkeit der Abgeordneten. Jeden Widerstand gegen die Regierung hält er offenbar für zwecklos. Die Tendenz seiner Schrift tritt klar zutage: Einer Wiederwahl der bisherigen Abgeordneten möglichst entgegenzuwirken.

Zu diesem Zwecke ist die Mischung von allerlei Gründen, die gegen die Ansichten der Fortschrittspartei sprechen können, und gelegentlichen Hinweisen auf die Macht der Krone und ihre voraussichtlichen Maßregeln im Falle einer dauernden Opposition nicht ungeschickt. Beendet ist die Broschüre am 23. September 1863, sie hat also während des Wahlkampfes ihren Zweck wohl erfüllen können. Eine große Überzeugungskraft kann den Ausführungen schon bei ganz objektiver Betrachtung nicht zugesprochen werden, um so weniger werden sie damals bei der allgemeinen Erregung und doktrinären Voreingenommenheit

der Gemüter eine Wirkung erzielt haben. Die Schärfe der gegensätzlichen Anschauungen ist auch aus dieser Schrift deutlich erkennbar.

Eine eigentümlich radikal-reaktionäre Schrift ist die des Grafen L. Pfeil: Das Wesen des modernen Konstitutionalismus und seine Konsequenzen.[1] Graf Pfeil sucht den Nachweis zu führen, daß der Konstitutionalismus voll von Schwächen, Verkehrtheiten steckt und sich unmöglich noch lange dem Streben nach organischer Gliederung gegenüber wird halten können. Was sich jetzt noch vom Konstitutionalismus regt, ist das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lichtes. An seine Stelle wird eine ständische Verfassung treten müssen. Zu diesem Zwecke gibt der Verfasser sofort einen „Verfassungsentwurf für Preußen". Nach ihm hat der Reichstag, die Provinzial- und Kreisversammlung gesetzgebende Gewalt unter Vorbehalt des Zustimmungsrechtes der Krone. Die Beratung und Abstimmung soll nach den vier Kurien der Kapitalisten, städtischen Hauseigentümer, ländlichen Grundbesitzer und Gewerbetreibenden geschehen. Ein Vetorecht steht jeder einzelnen Kurie zu. Die Verwaltung und Justiz sollen gleichfalls ständisch eingerichtet werden, und zwar durch Herstellung der Standesobrigkeiten. Jeder soll in seinem Kreise gebieten, entscheiden und strafen dürfen. Damit ist der größten Willkür natürlich Tür und Tor geöffnet.

Die Vorschläge sind wohl kaum ernst zu nehmen. Es ist wenigstens nicht anzunehmen, daß der Verfasser an die Ausführung seiner Pläne dachte. Eine ständische Verfassung des Staates wurde ja allerdings in konservativen Kreisen angestrebt, aber eine so radikale Änderung, ein so tiefer Eingriff in die Rechte des Volkes war schlechterdings undenkbar. Der Verfasser hat sich seine Vorschläge ja offenbar gründlich überlegt, wenn er ein vollkommen durchgeführtes System entwickelt.

[1] Das Original war mir nicht zugängig. Das Referat stützt sich auf die Kritik in der N. B. W., S. 1454.

Er fußt dabei auf den Lehren Stahls, wie er überhaupt gänzlich mit seinen Ideen in den Kreis Friedrich Wilhelms IV. paßt. Trotzdem konnte seine Schrift keine andere Wirkung erzielen als höchstens die, der konservativen Partei zu schaden, denn da aus deren Lager Wünsche nach Abänderung der Verfassung laut geworden waren, so konnten die Gegner auf die Pfeilsche Schrift sich stützend behaupten, daß in dieser die eigentlichen Wünsche der Umstürzler klar ausgesprochen seien, und damit auf die Staatsgefährlichkeit dieser Umtriebe hinweisen. Im allgemeinen scheint die Broschüre aber überhaupt kaum gelesen oder zum mindesten nicht ernst genommen worden zu sein, denn in den Zeitungen findet sich außer in der N. P. Z. kein Hinweis auf sie.

Die Broschüre von Ernst v. Fliegel-Berg „Für das preußische Volk!" behandelt neben staatsrechtlichen Auseinandersetzungen im wesentlichen nur die Militärfrage. Der Verfasser ist gleichfalls Angehöriger der konservativen Partei und wünscht deshalb die Durchführung der Reorganisation im Sinne der Regierungsvorlage. Er sieht in dieser gleichfalls nur die strikte Durchführung der bestehenden Gesetze, durch die nur wirtschaftliche Vorteile und Erleichterungen für das Volk geschaffen werden. Die Behauptungen, daß dem Volke Arbeitskräfte entzogen und daß die Kosten für das Heerwesen unerschwinglich groß würden, werden als unbegründet abgewiesen. Der Verfasser verlangt, daß die Regierung nicht weiter nachgebe, daß das Volk seine Vertreter auffordere, die Heereseinrichtung und das Budget zu bewilligen, und ferner, daß scharfe Maßregeln gegen die republikanische Bureaukratie ergriffen würden, die im wesentlichen die ganze Aufregung hervorgerufen habe.

Als allgemein politische Schrift hat die Broschüre keinen großen Wert. Die militärischen Teile sind im ganzen lesbarer als die staatsrechtlichen Ausführungen. Da unter den Demokraten keine Übereinstimmung in den Ansichten über die Militärfrage zu finden ist, und ihre Einheit auf keinen Fall über

die bloße Verneinung hinausgeht, so genügt nach der Meinung des Verfassers ein festes Auftreten der Regierung, um ihre Pläne durchzusetzen. Die Broschüre beschäftigt sich nur mit der allgemeinsten Form der staatsrechtlichen und Militärfrage und macht dadurch kaum den Eindruck einer Gelegenheitsschrift. Eine klare Absicht, für einen bestimmten Zweck zu wirken, wie sie in der Schrift „Dies Buch ist verboten" erkennbar ist, fehlt ihr.

Bald nach der Schließung des Landtages am 11. Juni erstattete der Abgeordnete John Prince-Smith[1] seinen Wählern in Stettin Bericht über die Haltung des Abgeordnetenhauses in der verflossenen Session und über die Lage des Landes. Diese Rede erschien dann auch als Flugschrift.[2] Sie enthält im wesentlichen eine Zusammenfassung der fortschrittlichen Anschauungen über die Heeresorganisation und die Verfassung. Den Ministern wird der Vorwurf gemacht, die Wahrung des königlichen Beliebens höher erachtet zu haben als die Eintracht zwischen Staatsregierung und Volksvertretung und dadurch eine Einigung verhindert zu haben. In dem Beginne der Oktroyierungen sieht Prince-Smith die praktische Durchführung der Bismarckschen Theorie, daß politische Rechtsfragen, wenn sie lange ungelöst schweben, zu Machtfragen werden. Nur irre Bismarck, wenn er glaube, daß solche Fragen sich endgültig im Sinne desjenigen entschieden, der sich im Besitze der staatlichen Gewaltmittel befinde. Solche Machtfragen würden schließlich doch nur durch die Macht des Rechtes entschieden. Die Preßverordnung werde das Gute haben, zu zeigen, daß die politische Bewegung nicht durch die Presse bewerkstelligt worden, sondern aus einer im Lande allgemein verbreiteten klaren politischen Einsicht und sittlichen Willenskraft hervorgegangen sei.

---

[1] Geb. 1809, Nationalökonom und als solcher Verfechter freihändlerischer Ideen, Abgeordneter 1861—66, gest. 1874.

[2] Berlin, bei G. Jansen, 14 Seiten.

Neue Gedanken bringt die Rede kaum, das in ihr Enthaltene ist zum größten Teil eine Zusammenfassung der im Abgeordnetenhause und in der Presse vorgebrachten Erwägungen. Die Ausführungen sind äußerst ruhig und sachlich gehalten, der Abgeordnete ist von dem Siege seiner Partei fest überzeugt und daher erscheinen ihm die Maßregeln der Regierung als vorübergehende Auskunftsmittel ziemlich belanglos. Die Schrift ist ein Spiegelbild der bei den Liberalen allgemein herrschenden Anschauungen, ohne irgendwelche agitatorische Absichten.

In ähnlichem Sinne ist die „Rede des Abgeordneten v. Sybel vor seinen Wählern in Crefeld am 13. Juni 1863“[1] gehalten. In dieser wahrt Sybel vor allem das gesetzliche Recht der Kammer zur Feststellung des Etats. Er führt Reden Stahls als Beweis dafür an, daß auch dieser Abänderungen des Staatshaushalts ohne Genehmigung der Landesvertretung gemißbilligt hat. Ebenso habe der spätere Ministerpräsident v. Manteuffel sich dahin ausgesprochen, daß nach Art. 99 keine Ausgabe ohne Zustimmung beider Kammern gemacht werden könne. Im übrigen rechtfertigt Sybel die verschiedenen Beschlüsse des Hauses und weist den Vorwurf zurück, daß es umstürzlerische Pläne verfolgt hätte. Auch er ist von dem endlichen Siege des guten Rechtes der liberalen Partei durchdrungen.

Die Rede beschränkt sich nur darauf, oft Gesagtes in kurzer Form, durch einige neu herangezogene Aussprüche aus dem gegnerischen Lager verstärkt, wiederzugeben und die Stellung der Partei im Abgeordnetenhause zu rechtfertigen.

Unter dem Titel „Die Stimme des preußischen Volkes in Rheinland und Westfalen seit dem 27. Mai 1863“[2] erschien im September eine Broschüre, die eine Zusammenstellung sämt-

[1] Crefeld, Kramer & Baum, 8 Seiten.

[2] Bei F. Boselli, Frankfurt a. M., 50 Seiten.

licher Feiern zu Ehren der Abgeordneten und aller Zustimmungsadressen, die diesen überreicht worden waren, brachte.

Die Wahlen äußerst weit linksstehender Radikaler, insbesondere die des Dr. Johann Jacoby, hatten großes Aufsehen erregt und vorzüglich die Konservativen zu heftigen Angriffen gegen die Demokraten veranlaßt. Um nun speziell den eben Genannten zu verteidigen, dem von den rechtsstehenden Parteien der Vorwurf gemacht wurde, daß er im Jahre 1848 das Königshaus schwer beleidigt hätte, und daß er daher nicht hätte wagen dürfen, wieder eine offizielle Stellung der Regierung gegenüber einzunehmen, war im Jahre 1862 eine Broschüre „Für Johann Jacoby" erschienen.[1] Diese enthielt eine Rede, die im 2. Berliner Wahlbezirk bereits am 12. Mai 1862 gehalten war. Darin wurde die Äußerung Jacobys, der an der Spitze einer Deputation in Sanssouci dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gegenüber am 4. November 1848 geäußert hatte: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen," als reiner Etiketteverstoß dargestellt, dem keine weitere Bedeutung beizumessen sei. Die gewünschte Wirkung dieser Schrift blieb jedoch aus, die konservativen und rechtsliberalen Zeitungen fanden doch eine Provokation des Königshauses in der Wahl dieses Mannes. In demselben Wahlkreise, in dem Jacoby gewählt worden war, hielt er am 13. November 1863 eine Rede, die ebenfalls als Flugschrift erschien.[2] Er gab hier seiner Anschauung über die innere Lage Ausdruck und forderte zur Lösung des Streites selbständiges Einstehen des Volkes für sein gutes Recht, einmütiges Handeln für die ganze unteilbare Verfassung. Wie dies geschehen sollte, wurde nicht

[1] Bei Jansen, Berlin, 16 Seiten.

[2] Rede des Abgeordneten Dr. Jacoby in der Wahlmännerversammlung des 2. Berliner Wahlkreises am 13./11. 63. Leipzig, Wigand, 16 Seiten.

näher ausgeführt, wie denn überhaupt die Rede sich nur auf das allgemeinste beschränkte und es vermied, auf die einzelnen Streitpunkte näher einzugehen.

Ein entschiedener Gegner der preußischen Regierung und noch mehr der Junkerpartei ist der Verfasser der Schrift: Die gegenwärtige Lage Preußens.[1] Für ihn ist die feudale Partei der ärgste Feind des Landes, und da nach seiner Ansicht die Minister in ihrem Dienste stehen, so müssen sie vollständig beseitigt werden. Der Verfasser gibt, um das verderbliche Treiben der Junker in den letzten Zeiten zu veranschaulichen, eine sehr einseitig gefärbte Darstellung der Vorgänge seit 1862. Die Ausführungen bringen nichts Neues, sie beschränken sich darauf, jede Maßregel des Ministeriums einfach zu verwerfen und das Verhalten der Abgeordneten zu loben.[2] Auf Grund des Gesamtverhaltens des Ministeriums bezichtigt der Verfasser es der Vorbereitung zum Hochverrat in Gestalt der gewaltsamen Abänderung der Staatsverfassung. Dem Volke rät er, im Kampfe auszuharren und es zur Not auf einen Bruch ankommen zu lassen. Schließlich würde doch ein gewaltsamer Aufruhr das Junkerregiment stürzen.

Die Schrift ist sehr radikal und einseitig. Die Hauptvoraussetzung, daß Bismarck von der Junkerpartei abhänge, ist schon irrig, ebenso ist die Darstellung der Ereignisse voll von Unrichtigkeiten. Die Abhandlung ist unter dem frischen Eindruck der Schließung des Landtags entstanden.[3]

Als Angehörigen keiner Partei und Vaterlandsfreund bezeichnet sich der Verfasser der Schrift: „Der preußische Ver-

[1] Ein Wort an die Männer des preußischen Volkes. Gotha, Stollberg, 1863, 30 Seiten.

[2] Der Verfasser geht sogar soweit, zu behaupten, daß Napoleon nur infolge des Widerstandes der preußischen Abgeordneten gegen die Bismarckſche Politik auf einen Krieg verzichtet habe.

[3] Am 29./6. 63.

fassungskonflikt und seine Lösung".[1] Er hält sich aus diesem Grunde für befähigt, den Konflikt rein objektiv zu beurteilen und durch ein Wort der Vernunft zu lösen. Der Verfassungskonflikt ist nach seiner Ansicht aus dem Widerspruche einiger Bestimmungen der Verfassungsurkunde mit der konstitutionellen Doktrin entstanden. Der König sucht seine Rechte geltend zu machen, während das Abgeordnetenhaus deren Ausübung nur der Form nach zugestehen will. In dieser Streitfrage ist nach Ansicht des Verfassers die Krone juristisch durchaus im Recht, da ein Vertrag nur nach den in ihm selbst enthaltenen Bestimmungen beurteilt werden kann. Doch ist die Rechtsfrage an sich nicht erheblich, weil kein Richter zur Entscheidung da ist. Somit bleibt der Konflikt. Ihn zu verlängern, kann nicht der Wunsch der preußischen Wahlmänner sein, weil dadurch Preußens Ansehen im Auslande leidet und kein Etatsgesetz zustande kommt. Mit der Befolgung der Losung „Wiederwahl" würde aber ohne Zweifel der Konflikt verlängert. Auch eine Lösung des bestehenden Konfliktes durch gewaltsame Maßregeln kann nicht gewünscht werden, denn dann kann der Sieg der Fortschrittspartei nur eine Republik, der Sieg der Krone eine absolute Monarchie schaffen, beides aber sind Möglichkeiten, die für Preußen unheilvoll sein würden. So bleibt nur der Ausgleich als erstrebenswert übrig. Dieser kann nach Ansicht des Verfassers dadurch erreicht werden, daß eine neue Verfassungsbestimmung geschaffen wird, die festsetzt, was geschehen soll, wenn das Budgetgesetz nicht zustande kommt. Bei der Beratung dieses Gesetzes können alle Teile von ihrem Standpunkte etwas nachgeben, so daß dann „ein nach 3 Legislaturperioden stets zu revidierender, ev. zu rektifizierender Normalausgabeetat besteht, dessen Positionen stets verfassungsmäßig maßgebend sind, wenn

[1] Berlin, Reichardt & Zander, 16 Seiten.

für ein Jahr das Gesetz über das Budget nicht zustande gekommen ist". Der Verfasser wünscht, daß die Wähler nur solche Abgeordnete wählen, die sich bereit erklären, auf dieser Grundlage mit der Krone zu unterhandeln.

Die Schrift ist sehr klar abgefaßt und erfaßt den wesentlichen Streitpunkt vollkommen. Die vorgeschlagene Lösung macht auch zunächst den Eindruck, als ob sie alle Schwierigkeiten beseitige. Doch wie soll es werden, wenn über den Normalausgabeetat Streitigkeiten entstehen? Darauf gibt der Verfasser keine Antwort, so daß die Schwierigkeit unter etwas veränderten Verhältnissen bestehen bleibt, und ferner: wenn man gewillt war, einen Ausgleich herbeizuführen, mußten allerdings die Beratungen bei dem von ihm angeführten Punkte beginnen, die Sachlage war aber doch derart, daß jeder eine Durchsetzung des eigenen Standpunktes erstrebte, jeder Ausgleich war also vorderhand unmöglich und jedes Suchen danach aussichtslos. Er konnte nur hindurchgehen durch weiteren Kampf. Immerhin ist die durchaus ruhige, im wesentlichen richtige Beurteilung der Sachlage zu einer Zeit, wo die lebhafteste Erregung herrschte[1], sehr beachtenswert.

Der ganze Verfassungskonflikt, sein Wesen und namentlich seine Ursachen werden von Constantin Frantz in seiner Broschüre: „Die Quelle alles Übels, Betrachtungen über die preußische Verfassungskrisis" behandelt. Die Schrift ist wie die meisten des Verfassers anregend geschrieben und bietet eine ganze Menge neuer Gedanken; die Auffassung ist durchaus eigenartig und selbständig. Die Quelle alles Übels sieht Frantz darin, daß die preußischen Könige seit dem Tode Friedrichs des Großen den Staatszweck aus den Augen verloren haben und daß seitdem eine Koterie den Staat leitet, was

[1] Die Broschüre ist am 20./10. vollendet.

naturgemäß zu den verderblichsten Folgen führen muß. Das Königtum von Gottes Gnaden, das göttliche Recht — „das Opium der Könige" — werden als durchaus ungerechtfertigt, als vollkommen unbegründet zurückgewiesen. Ebenso wird die ständische Monarchie verurteilt, zu der in Preußen vor allem die Stände fehlen, da man die noch vorhandenen schwachen Reste nicht als solche bezeichnen kann. Bemerkenswert ist es und von durchaus selbständigem Denken zeugt es, wenn der Konstitutionalismus als ein von dem Auslande übernommenes Institut als für Preußen nicht passend verworfen wird. Preußen muß nach seinem eigenen Maßstabe gemessen werden und kann nicht im Sinne des gewöhnlichen Konstitutionalismus beurteilt werden. Dieser setzt eine Parteiregierung voraus, und eine solche ist in Preußen unmöglich. Vollends die Herrschaft der Junker gilt dem Verfasser als die widersinnigste Parteiregierung von allen. Da so alle bekannten Regierungsformen als für Preußen nicht geeignet erkannt sind, so muß natürlich etwas Neues an deren Stelle treten. Zu diesem Zwecke verlangt Frantz die Herstellung einer über den Parteien stehenden festen und sicheren Regierung, die Form hierfür findet er in einer Senatsregierung. Hierbei steht dem Könige ein Senat zur Seite, welcher gebildet werden soll 1) aus den Prinzen des königlichen Hauses, 2) aus solchen, die durch bestimmte Staatsämter dazu berufen sind, 3) aus vom Senate kooptierten Mitgliedern, die vom Könige zuvor die Bestätigung erlangt haben müssen. Dieser Senat, dessen Mitglieder auf Lebenszeit gewählt sind, hat die gesamte Regierung zu führen. Die Einrichtung der Minister wird beibehalten, doch haben diese nur vollziehende Gewalt. Sie werden vom Könige aus dem Senate ernannt und treten bei ihrem Rücktritt wieder in den Senat ein, so daß also alle Aufregung einer Ministerkrise für die Zukunft wegfällt. In diesem ist somit ein Organ geschaffen, das

leicht die gesamte Verantwortung übernehmen kann und das zugleich die nötige innere Festigkeit und Gleichförmigkeit besitzt, um das Gefühl der Sicherheit im Volke zu erwecken. Der weitere Ausbau der Senatsregierung in der Verwaltung des Landes wird dann noch des näheren ausgeführt. Ein wichtiges Erfordernis für eine gute Verwaltung sieht Frantz in einer möglichst weitgehenden Dezentralisation. Als kleinsten selbständigen politischen Körper wünscht er den Kreis. Jeder Kreis soll eigenes Gericht, eigene Verwaltung und eigenes Heerwesen haben. Der Vorsteher des Kreises, der Kreishauptmann, ist zugleich Führer der Kreiswehr. Diese soll etwa nach Art der Schützengilden organisiert werden, der leitende Gedanke ist der der allgemeinen Bewaffnung jedes Freien.

Dies sind die wesentlichsten Gedanken der Frantzschen Schrift. Große Originalität ist ihr keinesfalls abzusprechen. Allerdings praktische Bedeutung können wir den Ratschlägen des bekannten Publizisten unmöglich beimessen. Das, was er über die alten Regierungsformen sagt, ist ja wenigstens ihrer Einseitigkeit gegenüber im ganzen richtig, aber durch die Schaffung von etwas gänzlich Neuem, das keinerlei Voraussetzung besitzt, von keinem Interesse und keiner Gedankenströmung gefordert und getragen wird und somit eigentlich niemanden recht zufriedenstellen kann, ist die Schwierigkeit nicht beseitigt. In der von Frantz erträumten Senatsregierung kann sich ebenso schnell eine Koterie entwickeln wie bei vorwiegend persönlich-monarchischer Regierung, namentlich da die Zusammensetzung eine einseitige Bevorzugung gewisser Interessenkreise nicht ausschließt. Außerdem läßt er bei seinem Vorschlage die Gefahr des Tot capita — tot sensus gänzlich außer acht. Der König wird neben der Regierung zu einer Strohpuppe, die hauptsächlich Dekorationszwecken zu dienen hat. Dies widerspricht ebensosehr der historischen Überlieferung und sämtlichen vor-

handenen Kräften in Preußen wie dem Konstitutionalismus nach englischem oder belgischem Muster. Auch seine Vorschläge über das Heerwesen sind praktisch undurchführbar und namentlich in Preußen hätten sie das größte Unheil anrichten können. Allerdings stand er mit diesen Ansichten nicht allein, die allgemeine Bewaffnung, das Volksheer waren Dinge, die als Ziel vielen Fortschrittsmännern vorschwebte. Sie vermeinten in dieser Art der Landesverteidigung einen großen Fortschritt zu sehen, während sie doch tatsächlich einen Rückschritt gegenüber den bestehenden Verhältnissen bedeutete. Die Vorschläge über die innere Verwaltung konnten schon eher berücksichtigt werden, wenn auch natürlich bei weitem nicht in dem Maße, wie der Verfasser es wünschte. Trotz dieser großen Mängel für die Praxis erweckt die Schrift unser Interesse einmal wegen der Persönlichkeit des Verfassers, der sich als Publizist eines großen Rufes erfreute, und dann wegen der durchaus originellen Vorschläge, die in ihr enthalten sind. Aus diesem Grunde ist es auch schwierig, seine Schrift in die allgemeine Reihe einzufügen, neben Rößler und Lassalle bildet Frantz eigentlich eine Gruppe für sich. An Geist, Gedankenreichtum, konsequenter Durchführung der Gedankenreihen übertrifft sie die meisten Broschüren ganz bedeutend.

In dieser Zeit ließ auch der Verein zur Wahrung der Preßfreiheit verschiedene Broschüren erscheinen, die jedoch sofort meist konfisziert wurden oder nur eine geringe Verbreitung fanden und keine Wirkung erzielten.[1] An wichtigen, eine verständige Würdigung und praktisch durchführbare Vorschläge zeigenden Schriften fehlt es in dieser Zeit völlig. Es war ja allerdings nicht mehr die Zeit für theoretische Erörterungen. Wenn beide Parteien bei ihrer Stellung beharrten — und

[1] Die Schriften waren nicht erhältlich.

dieses Streben trat recht deutlich hervor —, gab es eben keine theoretische Lösung mehr und nur die größere Macht konnte den Ausschlag geben. Was erschien, war entweder ein Ausfluß der einseitigsten Parteiinteressen oder es waren theoretische Konstruktionen, die, mehr oder weniger geistvoll ausgearbeitet, nie für die tatsächlichen Verhältnisse in Frage kommen konnten.

Ein Gesamtüberblick über die Zeit von der Auflösung des Abgeordnetenhauses bis zum Zusammentritt des neuen zeigt deutlich die Schärfe der Gegensätze, die zunächst ganz unüberbrückbare Kluft, die sich zwischen Krone und Volk gebildet hat. Die Wirksamkeit der Mittelparteien ist so gut wie ausgeschaltet, alles Versöhnliche vermag vorläufig keine Geltung zu erlangen. Neue Momente treten kaum in den Streit, die Streitpunkte bleiben die alten; die vom Ministerium aufgeworfene Frage der Bundesreform, die Appellation an den preußischen Patriotismus bleibt ohne Wirkung, die Lösung des inneren Konfliktes ist für alle Parteien das Primäre, die äußeren Verhältnisse kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Die katholische Partei muß sich der Regierung stärker entfremdet fühlen, da sie deren deutsche Politik unmöglich zu billigen vermag. Die Presse bleibt im ganzen noch vorsichtig, doch tritt sie mit ihrer Meinung erheblich freier hervor als unter dem ersten Eindruck der Preßverordnung und der Verwarnungen. Klar ausgesprochene Angriffe gegen die Regierung sind selten, dafür werden die feudalen Organe um so heftiger von den liberalen befehdet. Die Zeit ist erfüllt von Unzufriedenheit und Unruhe, man vermag nicht abzusehen, wohin die Entwickelung des Ganzen führen soll. Von der herrschenden Regierung erwartet man nichts, man hält sie für unfähig, jemals einen volkstümlichen Entschluß zu fassen. Man sieht in dem Ministerium immer mehr eine einseitige Vertretung des Junkertums, das sich im Kampfe gegen das Bürgertum durchsetzen will. Daß dies nur

zum Teil der Fall war, daß vielmehr gerade das Ministerium die im Bürgertume entstandenen Ideen von allem Ideologischen und Doktrinären loslösen, den brauchbaren Kern aufnehmen und so eine Vereinigung zwischen den beiden Anschauungen vermitteln wollte, das wurde nicht erkannt und konnte auch kaum erkannt werden.[1] Die von einer ganz einseitigen Auffassung zeugenden Pläne zum weiteren Ausbau des Regierungssystems, die sich in den feudalen Blättern fanden, konnten nur dazu beitragen, das Mißtrauen zu steigern und die Absichten des Ministeriums im bedenklichen Lichte erscheinen zu lassen.

Da die Beschäftigung mit der inneren Politik eine gefährliche Sache war und wenig Erfreuliches bot, so suchte man zum Ersatze andere Gebiete, auf denen eine freiere Betätigung im Streite der Meinungen möglich war. Die großen Volksfeste, die im Sommer und Herbste des Jahres in langen Reihen sich folgten, sollen uns später beschäftigen, hier wollen wir nur noch einen kurzen Blick werfen auf die weitere Entwickelung der sozialen Frage. Die Neu-Anfänge des Streites zwischen drittem und viertem Stande, die in diese Zeit fallen, den Beginn der Agitation Lassalles haben wir bereits oben kurz bis zu dessen endgültiger Trennung von der Fortschrittspartei verfolgt. Die Konfliktspolitik Lassalles war damals auf einem toten Punkte angelangt, die Folge davon war, daß er sich in den nächsten Monaten gänzlich den sozialen Fragen zuwandte und eine selbständige Bewegung des Arbeiterstandes einzuleiten versuchte.

Die Arbeiter waren durch Vermittlung des Fabrikanten Ludwig Löwe ihm in seinen Bestrebungen entgegengekommen, indem das Leipziger Zentralkomitee zur Berufung eines deutschen Arbeiterkongresses durch Otto Dammer ihn am 11. Februar 1863 aufforderte, seine Ansichten über die Arbeiterbewegung auszu-

[1] Vgl. auch Meinecke i. d. H. Z. Bd. 77, 1896, 207 ff.

sprechen. In 14 Tagen verfaßte er sein „Offenes Antwortschreiben", das erste faktische Programm der Arbeiterpartei, politisch auf dem Boden der Demokratie von 1849 stehend, sozial das sogenannte „eherne Lohngesetz" verkündend.[1] Die Sozialdemokraten datieren von ihm den Beginn der modernen deutschen Arbeiterbewegung.[2] Während die Leipziger Arbeiter sich sofort zu Lassalle bekannten, eiferten die fortschrittlichen Organe, die die Entstehung einer neuen radikaleren Partei fürchteten, gegen ihn. Schulze-Delitzsch, der in Berlin den Winter hindurch Vorträge hielt, griff in seinen letzten Auseinandersetzungen die neue Lehre heftig an und fand auch vorläufig noch überall Gehör. Lassalle war es in Berlin unmöglich, sich Gehör zu verschaffen, daher reiste er nach Leipzig und hielt hier einen Vortrag zur Arbeiterfrage (16. April), in dem er sich gegen die gegen ihn erhobenen Angriffe verteidigte. Einer Aufforderung der Arbeiterbildungsvereine des Maingaues folgend, sprach er am 17. und 19. Mai in Frankfurt. Schulze, der gleichfalls eingeladen worden war, seine Lehren vorzutragen, lehnte mit Rücksicht auf die parlamentarischen Arbeiten ab. Der erste Teil der Rede Lassalles[3] beschäftigte sich lediglich mit ökonomischen Fragen, der zweite Teil, der auch die Politik berührte und vor einer allgemeinen Arbeiterversammlung gehalten wurde, war erst der eigentlich wirksame.[4] Durch den Erfolg seiner Rede — es hatten in Frankfurt, nachdem einige Gegner den Saal verlassen, sich etwa 400, in Mainz am folgenden Tage nach derselben Rede 800 : 2 der Versammlungsteilnehmer für ihn erklärt[5]

[1] Oncken, a. a. O., 256 f.

[2] Siehe Bernstein Lassalles Reden und Schriften I, 117. Mehring III, 31 ff. Oncken führt neben dem Antwortschreiben auch das Arbeiterprogramm als Ausgangspunkt an. a. a. O. 215, 257.

[3] Die gewöhnlich als „Arbeiter-Lesebuch" bezeichnet wird.

[4] Cf. Reden und Schriften, Bernstein II, 501 ff.

[5] Oncken, S. 322 f.

— fühlte Lassalle sich veranlaßt, den Vorsitz im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein zu übernehmen, der am 23. Mai von Delegierten aus 11 Städten in Leipzig gegründet wurde. Der politische Teil seiner Rede war wieder vor allem gegen die Fortschrittspartei gerichtet. Diese hätte den Namen der Demokratie abgelegt und damit das einende Band zwischen Arbeiter und Bürger zerschnitten. Sie sei damit zur Bourgeoispartei geworden und so nicht mehr imstande, den Kampf gegen den Militärstaat siegreich durchzuführen, weil sie den Weg der Revolution verabscheue und es nicht wage, die Kanone als ultima ratio einzuführen. Der letzte Grund für ihre Unfähigkeit, die Freiheit zu erkämpfen, liege darin, daß die bloß politische Freiheit heute nicht mehr erkämpft werden könne, weil kein materielles Interesse, kein Klasseninteresse und somit keine Klasse hinter ihr stehe. Den Ideologen, die die Freiheit anstrebten, ständen Militärpartei und Adel, Absolutismus und Bureaukratie mit der höchsten Energie gegenüber, da sie die Reste ihrer Herrschaft zu verteidigen hätten. Deshalb fordert Lassalle auf, ein Klasseninteresse hinter das Streben nach politischer Freiheit zu bringen. Er will sich von der Fortschrittspartei trennen, nicht von der Bourgeoisie, sondern nur von der matten Bewegung, welche sie als Klasse betreibt. Er wünscht alle wahren Demokraten um sich zu vereinigen und deshalb fordert er die Anwesenden auf, ihm zuzustimmen und dadurch zu zeigen, daß sie für die Bewegung reif sind.[1]

Trotzdem die ökonomischen Ausführungen äußerlich den erheblich größeren Teil seines Arbeiterlesebuches ausmachen, so zeigt sich doch in den politischen Sätzen, daß nicht das Sozialistische für Lassalle das Wichtigste war, sondern daß er in erster Linie demokratischer Politiker war. Er erstrebte eine

[1] Cf. Reden und Schriften II, 577—589.

Herrschaft über die Demokratie und an ihrer Spitze den Kampf gegen die herrschenden Klassen. Das Soziale mußte ihm dabei nur helfen, die nötigen Anhänger zu gewinnen. Sein Kampf gegen die Fortschrittspartei aber mußte ihn über kurz oder lang in Berührung mit den Regierungsgewalten bringen, die ja demselben Feinde gegenüberstanden.[1] Immer heftiger traten die fortschrittlichen Zeitungen gegen ihn auf. Sie sahen in seiner Agitation nur eine Verstärkung der Konservativen, von denen einige, wie Wagener, nach ihrer Ansicht dieselben Pläne, so z. B. die Emanzipierung des vierten Standes, verfolgten. In Lassalles Bestreben, eine Arbeiterpartei zu schaffen, sahen sie die Absicht, eine ständische Vertretung herbeizuführen. Das allgemeine direkte Wahlrecht nahmen sie ebenso für sich in Anspruch als Forderung der gesamten nationalen Partei Deutschlands. Schulze kämpfte mit allen Mitteln gegen ihn, er suchte das Genossenschaftswesen nach Kräften auszugestalten. Für die Arbeiter war von fortschrittlicher Seite Anfang 1863 ein eigenes Organ, die Allgemeine Deutsche Arbeiterzeitung, begründet worden, die, von dem Arbeiterbildungsverein in Koburg herausgegeben, die Lassallesche Agitation fortwährend bekämpfte. Alle Polemiken, die sich schon in den Zeitungen über die von Lassalle entwickelten sozialen und politischen Lehren entspannen, hier zu verfolgen, würde zu weit führen, es genügt, festzustellen, daß die Auseinandersetzungen, namentlich in den fortschrittlichen Zeitungen, einen recht breiten Raum in dieser Zeit einnehmen, und daß diese fortgesetzte Angriffe auf die neue Bewegung enthalten. Daß man sich vielfach über die Bedeutung der Bewegung nicht klar war, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Bezeichnend hierfür ist eine Äußerung der Deutschen Jahrbücher: „Erfreulich . . . ist der Fortschritt

[1] Oncken, S. 325 f.

des Arbeiterstandes auf dem Wege der Selbsthilfe. Die lächerliche Bewegung (sic!), welche einen Moment lang die ruhige Entwicklung zu kreuzen schien, konnte keinem nahestehenden und erfahrenen Beobachter wirklich bedenklich erscheinen."[1] Die Folge der feindseligen Haltung der Fortschrittspartei und der energischen Verfechtung seines sozialen Programms war eine scharfe Abkehr des Angegriffenen von der Fortschrittspartei und eine Hinneigung zu der Regierung, die sich deutlich in der Rede „die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag; drei Symptome des öffentlichen Geistes", die er Ende September in den Rheinlanden hielt, zeigt. Obgleich in dieser Rede, die nachher wie alle übrigen als Broschüre erschien, die verschiedenen Feste des Jahres und der Abgeordnetentag und seine Stellung zur deutschen Frage hereingezogen werden — ein Umstand, der gegen ihre Behandlung an dieser Stelle sprechen könnte —, so ist doch die Tendenz der Rede so ganz gegen die Fortschrittspartei gerichtet und zeigt außerdem so viele Beziehungen zu den Fragen der inneren Politik, daß sich eine Analyse hier durchaus rechtfertigt.

Die Rede war in Ostende zu Anfang September entstanden und für eine scharfe Agitation berechnet.[2] Sie wurde am 20. September in Barmen, am 27. in Solingen und am 28. in Düsseldorf von Lassalle vorgetragen. Sie bringt zunächst die Wiederholung der Gründe, wegen welcher Lassalle

[1] Deutsche Jahrbücher VIII, 161 f. — Klarer erkannte die N. A. Z. die Sachlage. Diese schrieb schon am 28./1. 63 (Nr. 23): Die wahre Demokratie wird an die Stelle der falschen, die ganze an die Stelle der halben treten. Wer etwas politisches Urteil hat, sieht über die Leichen der Fortschrittspartei und Herrn Bernsteins die Scharen hineinziehen, deren Idee Herr Lassalle, als in einem ganz besonderen Zusammenhange zu den Bewegungen unserer Zeit stehend, nachgewiesen hat.

[2] Vgl. Oncken, S. 333.

mit der Fortschrittspartei gebrochen hat. Mit Befriedigung blickt er darauf, daß er mit seinem Protest gegen ihre Energielosigkeit nicht allein geblieben ist, sondern daß Tausende sich ihm angeschlossen haben. Er sieht einen Fehler Bismarcks in der Schließung der Kammern, denn „wenn sie heute noch säßen, immer dasselbe schwatzend und beschließend, während die Regierung immer mit demselben ruhigen Lächeln tatsächlicher Verachtung über ihre Beschlüsse hinwegginge — nun wahrhaftig, das Volk wäre schon durchdrungen von dem Ekel über eine solche Vertretung". Trotz des Fehlers Bismarcks ist jedoch die Unfähigkeit der Partei auch weiter hervorgetreten. Er geißelt dann die Feste: „Die Geschlagenen stimmen hinter Wein und Braten Siegeshymnen an!" Sie seien eine Wiederholung der Saturnalien des alten Rom. Ein viel bedenklicheres Symptom der Fäulnis ist seiner Ansicht nach die fortschrittliche Presse. Sie ist der gefährlichste Feind des Volkes. Sie ist voll von Lügen, von entstellten Tatsachen. Ihre ganze Verkommenheit hat sich durch ihre Feigheit gegen die Preßverordnung gezeigt. Während es gerade dreifach ihre Pflicht war, zu reden, hat sie geschwiegen, und zwar einzig und allein aus Rücksicht auf das Kapital der Verleger. Hätten die liberalen Blätter es wirklich unternommen, geschlossen gegen die Regierung vorzugehen, so wäre es noch sehr zweifelhaft gewesen, ob diese es gewagt hätte, alle Blätter auf einmal zu verbieten, und hätte sie es getan, so hätte ohne Zweifel eine tiefe Erbitterung Platz gegriffen. Die Presse verdient keine Sympathie und kein Mitleid. Als drittes verurteilt Lassalle die absolute Unfähigkeit und Unwissenheit der Zeitungsschreiber, insbesondere wird der Redakteur der Volkszeitung, Bernstein, in dieser Beziehung mitgenommen. Die Zeitungen sind zu einem ganz gewöhnlichen heuchlerischen Geldgeschäft geworden und dieser Umstand zwingt sie, mit der Regierung jeden Kompromiß zu schließen, den diese will. Der

Stand der Zeitungsschreiber ist dadurch völlig verrottet, zusammengesetzt aus Mittelmäßigkeiten, ruinierten Existenzen, Arbeitsscheuen und Nichtswissern. Es sind eben Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, wie Bismarck sagt, Lassalle hat dies bereits früher ausgedrückt. Um eine gute Presse zu schaffen, verlangt Lassalle die absolute Preßfreiheit, die Aufhebung der Kautionen und der Stempelsteuer und ein Verbot, Annoncen irgendwelcher Art aufzunehmen. Diese sollen den Amtsblättern überwiesen werden. Das Losungswort soll sein: „Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! Der Augenblick wird kommen, wo wir den Blitz werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt!"

Lassalle wendet sich dann gegen den Abgeordnetentag.[1] In dem Versuche der Wiederherstellung der Frankfurter Reichsverfassung von 1849 sieht er nichts als eine reaktionäre Utopie. Der Föderalismus sei mit der Einheit unverträglich und speziell für Deutschland undenkbar. Durch den Ausspruch des Abgeordnetentages, daß er das Fürstenprojekt[1] „nicht lediglich verneinen könnte", habe er sich mit seinen eigenen Beschlüssen in Widerspruch gesetzt, denn dies habe gar nichts mit der Reichsverfassung zu tun. Infolgedessen würden die Fortschrittler jetzt von allen Seiten angegriffen und zwar mit Recht, da sie alles in einem Atem behauptet und verleugnet hätten. „Sie hatten kein Recht, ihren Beschluß dem Fürstentage öffentlich bekannt zu geben, aber sie liebäugelten mit den Fürsten, um Herrn v. Bismarck bange zu machen. Das sind die Mittel dieser Ärmsten! Und wenn wir Flintenschüsse mit Herrn v. Bismarck wechselten, so würde die Gerechtigkeit erfordern, auch während der Salven einzugestehen: er ist ein Mann, jene aber sind — alte Weiber!" Lassalle kommt dann auf die bevorstehenden

[1] Vgl. unten Buch IV, Kap. 3.

Wahlen zu sprechen. Ein besonderes Interesse daran hat die Arbeiterpartei nicht, weil das allgemeine Wahlrecht fehlt und weil die preußische Verfassung nicht zu Recht besteht. Reaktionäre wie Fortschrittler sind der Partei gleich fremd. Deshalb fordert Lassalle dort, wo der Sieg der Fortschrittspartei sicher ist, Wahlenthaltung, wo er zweifelhaft ist, Eintreten zugunsten der Fortschrittspartei. Denn dieser muß Gelegenheit geboten werden, ihre Ohnmacht zur Durchführung des Kampfes zu zeigen. Außerdem liegt es im Interesse der Arbeiterpartei, daß der Kampf zwischen Reaktionären und Fortschrittsmännern solange fortdauert, bis das allgemeine Wahlrecht anerkannt ist. „Wir müssen in diesem Kampfe die Schwächeren unterstützen. Dafür, daß die Fortschrittsbäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist ohnehin gesorgt, dafür wird Herr von Bismarck schon sorgen."

Zum Schlusse seiner Rede kommt Lassalle noch einmal auf den Abgeordnetentag zurück, weist hin auf die Äußerung Bennigsens, daß die Partei keine Revolution will und folgert aus den Worten Schulzes, daß die Fortschrittspartei den Arbeitern niemals das allgemeine Wahlrecht einräumen wird. Er fordert diese auf, es sich selbst zu erkämpfen, indem sie in den Arbeiterverein eintreten, selbst zu handeln, und nicht nur die Früchte, die andere erarbeitet haben, für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Rede war ohne Zweifel äußerst scharf und reich an Übertreibungen. Der Hauptnachdruck liegt in den Angriffen gegen die fortschrittliche Presse, die ja ohne Zweifel das größte Hindernis für eine schnelle Verbreitung der Lehren Lassalles war. Seine Behauptung, daß sie unbedingt hätte reden und sich gegen das Vorgehen des Ministeriums hätte verwahren müssen, ist nur von seinem Standpunkte aus gerechtfertigt; sie erreichte ihre Absicht ebensogut, wenn sie dem Leser täglich nur

eine verkürzte Zeitung vorlegte und so indirekt auf die herrschenden Zustände hinwies. Durch das Fehlen der politischen Leitartikel wurde er vielmehr jeden Tag wieder an den Zustand der Dinge erinnert. Lassalles Vorschläge für eine Umänderung des Zeitungswesens waren auch nicht recht durchführbar oder zum mindesten zwecklos. Auffällig ist die deutliche Annäherung an das Ministerium, die sich in dieser Rede kundgibt. Was der eigentliche Grund hierfür gewesen ist, wird sich schwerlich mit Sicherheit feststellen lassen, Bernstein vermutet allerlei Intrigen der Gräfin Hatzfeld[1], Oncken glaubt, daß die kühne und klare Erklärung des Ministeriums in Sachen der Bundesreform die entscheidende Wendung herbeigeführt habe.[2] Wie dem auch sei, die innere Notwendigkeit einer gewissen Annäherung war durch den gemeinsamen Gegner ohne weiteres gegeben, äußere Einwirkungen konnten diesen Zusammenschluß nur beschleunigen. Das Ministerium und besonders Bismarck wurden in der Rede wiederholt gelobt. Es ist anzunehmen, daß Lassalle es hiermit ernst meinte, er hatte ohne Zweifel die Energie Bismarcks zur Genüge erkannt und war von einem Erfolge seiner Politik gegen die Fortschrittspartei überzeugt. Es lag ihm daran, sich Bismarck zu nähern und zu diesem Zwecke diente ihm besonders noch ein Telegramm, das er nach Auflösung der Solinger Versammlung an Bismarck sandte mit der Bitte, ihm Genugtuung gegen den fortschrittlichen Bürgermeister (v. Rönne) zu verschaffen. Wenn auch dieses wenig Erfolg hatte, so lenkte es doch immerhin die Aufmerksamkeit der Regierung in erhöhtem Maße auf Lassalle, und das war seine Absicht. Die Broschüre selbst wurde allerdings konfisziert und er selbst dadurch in einen Preßprozeß verwickelt.[3] Wie in seinen anderen Vorträgen ist auch hier wieder die Sachlage klar erfaßt; die zu stark auf-

[1] a. a. O. I, 149. — [2] a. a. O. 338.

[3] Vgl. das Nähere bei Oncken, S. 337 ff.

getragene Tendenz und die mannigfachen Übertreibungen muß man auch hier wieder seiner Agitation, für die sie sich recht wirksam erwiesen, zugute halten.

Wollen wir die Gesamtzeit vom Schlusse des Landtages bis zur Wiedereröffnung des neu gewählten kurz noch zusammenfassen, so ist das Kennzeichen der Periode eine weitere wachsende Verschärfung der Gegensätze, eine erhebliche Erbitterung auf allen Seiten. Darüber vermag das scheinbar zahme Verhalten der Presse nicht hinwegzutäuschen. Wo immer sich irgendwie Gelegenheit für freie Äußerung der gegensätzlichen Anschauungen bietet, da geschieht dies sicher. Neue Streitpunkte treten im Innern nicht hinzu, wenn man von der Preßverordnung absieht. Die äußeren Verhältnisse sind derart, daß sie eine Verständigung erheblich begünstigen können, doch ist alles Vertrauen zu den Äußerungen des Ministeriums verschwunden, man will nichts mehr mit ihm zu tun haben, es soll fort, ehe man sich auf weiteres überhaupt einlassen will. Durch das Verhalten des Kronprinzen zu der Preßverordnung fühlt die Opposition sich wesentlich gestärkt. Tatsächlich hatte Bismarck zu dieser Zeit auch in dem Kronprinzen und anderen Mitgliedern der königlichen Familie Gegner. Der Kronprinz sprach sich ihm gegenüber deutlich genug in einem Schreiben vom 30. Juni aus, indem er die Politik der Regierung scharf verurteilte und als Erfolg Bismarck voraussagte — „Sie werden solange an der Verfassung deuteln, bis dieselbe ihren Wert in den Augen des Volkes verliert. Sie werden dadurch einerseits anarchische Bestrebungen, die über die Verfassung hinausgehen, wachrufen. Sie werden andererseits, mögen Sie wollen oder nicht, von einer gewagten Interpretation zu anderen, bis zu dem Anraten des nackten unverschleierten Verfassungsbruches getrieben werden. Diejenigen, welche S. M. den König, meinen allergnädigsten Herrn Vater, auf solche Wege führen, betrachte ich

als die allergefährlichsten Ratgeber für Krone und Vaterland."[1] In demselben Briefe drohte er auch mit fernerem öffentlichen Auftreten gegen die Maßregeln der Regierung, wünschte hingegen fernere Teilnahme an den Sitzungen des Ministeriums zu vermeiden. Wenn auch von diesem Schreiben nichts und von dem Verhältnis des Kronprinzen zu seinem Vater und zu der Regierung wenig an die Öffentlichkeit gelangte, so mußte dem Ministerpräsidenten diese Opposition doch unangenehm sein. Er beschäftigte sich allerdings in erster Linie während der ganzen Zeit doch mit der deutschen Frage. Aus seinen Briefen dieser Tage läßt sich entnehmen, daß er sich um die inneren Fragen nur kümmerte, soweit es durchaus notwendig war. Alles, was geschehen mußte, besorgte Graf Eulenburg. Die Angriffe, denen Bismarck von allen Seiten ausgesetzt war, die steten Kämpfe, die er, um seinen Willen durchzusetzen, auch mit dem Könige durchzumachen hatte, mochten manchmal den vorübergehenden Wunsch nach Ruhe in ihm aufkommen lassen. Solche Äußerungen wie in dem Briefe vom 21. August aus Baden-Baden an seine Frau, in dem er schreibt: „Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit 10 Wochen im Wirtshause Schreiberdienst und in Berlin wieder, es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann, nnd ich sehe einen Wohltäter in jedem, der mich zu stürzen sucht"[2], waren wohl nicht ernst gemeint, dazu war er doch viel zu sehr entschlossen, den einmal begonnenen Kampf siegreich durchzuführen. Und um dies zu erreichen, durfte er kein Mittel scheuen. Die Preßverordnung, so sehr ihre Rechtsgültigkeit bezweifelt werden konnte, war aus der Notlage, in der sich die Regierung befand, durchaus erklärlich. Dadurch, daß die maßlosen Angriffe der fortschrittlichen Presse aufhörten und nicht jede Maßregel der Regierung bis zum äußersten be-

[1] G. u. E., Anh. II, 351, Nr. 182.

[2] Kohl, Bismarck = Reg. I, 207, Br. a. s. Fr., Nr. 408.

fehdet werden konnte, erhielt diese nunmehr einen bedeutend freieren Spielraum zur Entfaltung ihrer Tätigkeit. Bismarck beabsichtigte offenbar gar nicht, die liberale Presse zu vernichten, er war ganz zufrieden, wenn er nur etwas Ruhe erzielte. Die Feudalen nahmen allerdings an, daß er weitergehende Zwecke verfolge, aber sie befanden sich im Irrtum. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses war Bismarck auch nur ein neuer Versuch, die anscheinend günstige politische Lage zu verwerten, um seine Gegner in eine schwierige Lage zu versetzen, ein durchaus gefügiges Abgeordnetenhaus erwartete er selbst nicht.[1] Daß ihm die Wahl möglichst vieler Konservativer erwünscht sein mußte, ist selbstverständlich[2], wenn die Partei auch wenig Verständnis für seine eigentlichen Absichten zeigte, sondern in allen Maßregeln nur Schritte zu einer selbstherrlichen Regierung erblickte, so bildete sie doch zu dieser Zeit die einzige Stütze des Ministeriums. In den Augen der anderen Parteien war das Ministerium jetzt reines Parteiministerium, man gab sich nicht mehr die Mühe, zwischen Feudalen und Regierung zu unterscheiden. Die Maßregeln schienen ja allerdings diese Ansicht zu rechtfertigen und es ist nicht weiter verwunderlich, daß Bismarcks Pläne durchaus verkannt wurden. Die ganz naturgemäße Entwicklung hatte, da keine Seite sich nach einigen schwachen Versuchen bemühte, die herrschenden Mißverständnisse aufzuklären, dazu geführt, daß alles Versöhnliche verschwand, daß die Mittelparteien so gut wie ausgemerzt wurden und nur durch enge Anlehnung an radikalere Parteien sich mühsam hielten und daß nur noch Regierungspartei und Opposition sich gegenüberstanden. Dieser Entwicklungsprozeß ist in den Preßäußerungen der Zeit deutlich zu verfolgen: die konservativen Blätter immer energischer und lauter die überwiegende Macht

[1] cf. G. u. E., Anh. II, Nr. 187.

[2] cf. G. u. E., Anh. I, Nr. 81.

der Krone betonend; die gemäßigt Liberalen und Klerikalen zuerst noch mit Hoffnungen, daß eine Versöhnung, eine Schwenkung in der Regierung eintreten wird, dann immer mehr lavierend, ohne festes Ziel, nur noch gelegentlich unter Behauptung des eigenen Standpunktes, doch ohne Hoffnung auf Erfolg; die fortschrittlichen in immer stärkerer Abwendung von der Regierung, in jedem neuen Vorfall eine Stärkung ihrer Stellung sehend, in immer heftigerer Gegnerschaft zu allem, was die Regierung unternimmt, mit der großen Mehrheit des Volkes hinter sich und doch nicht in sicherer Siegeszuversicht, sondern in Zweifel und Sorgen, wie der schließliche Ausgang sein wird. Bei allen aber — von geringen Ausnahmen abgesehen — ist Bismarck der Handelnde, der die Geschicke des Staates in seiner Hand hat. Er ist verantwortlich für alles, von ihm gehen alle Pläne, alle Maßregeln aus, der König scheint lediglich auf seinen Rat zu hören. Seine Stellung erscheint daher äußerst exponiert, er ist allen Angriffen ausgesetzt.[1] Doch er vermag es, dem Ansturm zu trotzen und setzt immer wieder seine Gegner durch unerwartete Maßregeln in neue Aufregung. Klaren Köpfen mochte schon damals nicht entgehen, wieviel Kraft in dem Manne steckte; wir haben auch oben verschiedene anerkennende Urteile über ihn gehört. Daß in den Zeitungen sich nichts dergleichen findet, ist leicht verständlich, wenn man berücksichtigt, wie sehr die Gesamtstimmung doch gegen ihn eingenommen war. Dreizehn Monate hatten genügt, die Gegnerschaft gegen ihn riesenhaft anwachsen zu lassen. Nirgends war diese wohl so stark als auf dem Gebiete der inneren Politik. Daß allerdings auch seine auswärtige Tätigkeit nichts weniger als Anerkennung fand, werden wir in folgendem ersehen.

[1] An offenen Drohungen fehlte es auch nicht, so erhielt er z. B. am 21./10. aus Barcelona ein Schriftstück eines Komitees, das ihm den Tod ankündigte.

Drittes Buch.

Auswärtige Verhältnisse. Die polnische Frage.

Erstes Kapitel.

Die Parteien in ihrer Haltung zur auswärtigen Politik der Regierung bis zum Ausbruche des polnischen Aufstandes (Februar 1863).

Wir haben schon gesehen, daß Bismarck bei seinem Eintritte in das Ministerium im allgemeinen einer abwartenden Haltung begegnete. Man war sich nicht im geringsten klar darüber, welche Ziele er eigentlich verfolge. Es herrschte dieselbe Unsicherheit in den Meinungen über das, was er im Inneren vorzunehmen gedächte, wie über seine Absichten in der europäischen Politik. Wir haben weiter oben[1] bereits einige Preßäußerungen über seine angeblichen Absichten in betreff der auswärtigen Politik angeführt; bevor wir diese weiter ergänzen, wird es notwendig sein, sich die Haltung der einzelnen Parteien in Preußen zu den auswärtigen Mächten klar zu machen und kurz auf die damalige Lage Europas überhaupt einzugehen.

Nach dem italienischen Kriege von 1859 war eine Zeit der Ruhe in den internationalen Beziehungen eingetreten. Daß

[1] Vgl. Buch I, Kap. 2.

diese nicht von Dauer sein konnte, war allen klar, es lagen dazu zu viele ungelöste Probleme vor. Die italienische Frage war zwar in ein neues Stadium getreten, doch noch keineswegs für irgendeine Partei befriedigend gelöst. Den Italienern selbst war der österreichische Besitz Venetiens ein Dorn im Auge, auch mit Frankreich waren sie unzufrieden, das ihnen Savoyen und Nizza genommen hatte und den südlichen Teil des Kirchenstaates vorenthielt. Österreich hatte den Verlust der Lombardei noch nicht verschmerzt und trachtete nach einer günstigen Gelegenheit, um die Scharte auszuwetzen. Die Haltung Preußens im italienischen Kriege hatte seinen Zorn erregt, die Beziehungen zu dem Rivalen in Deutschland blieben seither stets gespannt. Preußen nahm eine im ganzen freundliche Haltung dem neuen Königreiche gegenüber ein. Am 21. Juli 1862 erklärte Graf Bernstorff, daß Preußen das Königreich Italien anerkenne. Frankreich, das die Einigung Italiens erst ermöglicht hatte, hatte nur wenig Gewinn davon. Napoleon durfte dort nicht konsequent sein, um das neue Reich nicht zu mächtig werden zu lassen, und um die französischen Klerikalen nicht vor den Kopf zu stoßen, er wurde dadurch schwankend und verlor sein Prestige, das er bisher in Italien besaß. England stand ganz auf seiten Italiens trotz der guten Beziehungen, die es zu Österreich unterhielt. Andererseits stand Rußland dem auf revolutionäre Weise entstandenen neuen Staate ablehnend gegenüber, suchte dagegen mit Frankreich in gute Beziehungen zu treten. Es hatte sich nach dem Pariser Frieden Frankreich genähert. Der Plan eines russisch-französisch-preußischen Bündnisses wurde wiederholt erwogen und mußte als sicherste Stütze des europäischen Friedens erscheinen. Napoleon vermochte auf Rußland einen beständigen Druck durch Polen auszuüben. Alexander II. und Gortschakoff waren auch durchaus geneigt, diesem liberale Zugeständnisse zu gewähren, wenn sie dafür

ein französisches Bündnis eintauschten. In den Beziehungen der beiden deutschen Großmächte war durch die Zusammenkunft in Teplitz 1860 eine Besserung eingetreten. Die immer dringendere Notwendigkeit einer Reform des deutschen Bundes ließ jedoch ein gutes Einvernehmen nicht aufkommen. Preußen hatte sich Rußland durch seine wohlwollende Neutralität im Krimkriege genähert. Napoleon hatte gleichfalls versucht, sich Preußen zu nähern (so in Baden-Baden, Juni 1860), ohne daß jedoch etwas Festes daraus geworden wäre. Erst die handelspolitische Annäherung in Gestalt eines Handelsvertrages im Juli 1862 brachte auch engere allgemein politische Beziehungen. Die Politik der preußischen Regierung war nicht klar und einheitlich genug in den letzten Jahren gewesen, um bei den Parteien eine allgemeine gleichförmige Ansicht über die zweckmäßigste Stellung Preußens zu den europäischen Fragen bilden zu können. Die inneren Parteigegensätze zeigten sich auch in der Beurteilung der auswärtigen Politik. Infolgedessen geriet Bismarck sofort in eine schwierige Lage, sobald er sich energisch den auswärtigen Angelegenheiten zuwandte. Die Konservativen wünschten wenn möglich eine Erneuerung der heiligen Allianz, den Katholisch-Großdeutschen, den Freunden Österreichs, erschien Frankreich als die Wurzel alles Übels und die Liberal-Kleindeutschen legten den Hauptnachdruck auf eine Auseinandersetzung mit Österreich, wünschten hingegen ein gutes Einvernehmnn mit England. Wir werden diese Haltung in den spärlichen Preßäußerungen der ersten Monate des Bismarckschen Ministeriums immer wieder vertreten finden. Bismarcks Absichten waren ihnen allen so gut wie unbekannt, jeder vermutete jedoch, etwas Neues von ihm erwarten zu dürfen.

Wir werden jetzt die Haltung der Blätter zu den Ereignissen der europäischen Politik, ihre Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen im einzelnen verfolgen. Es liegt im Jahr 1862 eine beständige

Spannung über Europa, man fürchtet Krieg von allen Seiten. Die italienische, die polnische, die schleswig-holsteinische Frage scheinen genug Zündstoff zu bieten. Trotzdem fehlen bedeutende politische Ereignisse eigentlich gänzlich. Etwas Aufsehen erregen die Abschlüsse der verschiedenen Zollverträge, der englisch-dänische Depeschenwechsel über Schleswig-Holstein, der französische Ministerwechsel, bei dem der Freund Italiens Thouvenel dem Klerikalen Drouyn de Lhuys Platz macht. Die Presse erörtert dann gewissermaßen alle Möglichkeiten internationaler Beziehungen und Verwicklungen bei dem preußischen Ministerwechsel. Der Handelsvertrag mit Frankreich mußte schon deshalb politische Erörterungen hervorrufen, weil kurz vor seinem Abschlusse Österreich der Eintritt in den Zollverein verweigert worden war und man in dieser Handlungsweise immerhin eine Abkehr von Österreich zu Frankreich hin sehen konnte, während der französische Ministerwechsel scheinbar die entgegengesetzte Haltung Frankreichs, d. h. eine Abkehr Frankreichs von Preußen zu Österreich zeigte. Man vermutete dies, ohne daß man bestimmte Anhaltspunkte dafür hatte, weil das gute Verhältnis, das zwischen Thouvenel und Bismarck bestanden hatte, bekannt war. Tatsächlich war die Ernennung ohne alle Tendenz für Österreich und gegen Preußen erfolgt, sie war nur durch die italienischen Verhältnisse bedingt worden.[1] Auch aus der ersten Zirkulardepesche Drouyns ging dies deutlich hervor.[2]

An offiziösen Preßäußerungen herrscht in der Zeit vom September 1862 bis Anfang 1863 so gut wie völliger Mangel. Da wirklich wichtige auswärtige Ereignisse nicht vorliegen, so bringt die Sternzeitung außer kurzen Hinweisen auf die Abschlüsse unter den Regierungen keine Nachrichten.

---

[1] Vgl. G. u. E., Anh. I, Nr. 18, S. 33.
[2] Vgl. Schultheß, Frankreich, 18./10.

Die Kreuzzeitung, die über den preußischen Ministerwechsel erfreut war, geht über den französischen Wechsel kurz hinweg. Sie hält die Situation für unverändert. Die Zirkulardepesche Drouyn de Lhuys findet sie nicht einfach preußenfeindlich und österreichfreundlich, wenn auch Frankreich natürlich nicht ernsthaft an einer Kräftigung Preußens arbeiten könne.[1] Es sei notwendig, daß Preußen auf sich selbst vertraue. In einem Kriegsfalle werde es die Segnungen des neugestalteten Heeres dankbar empfinden.[2] Im übrigen berührt die Krztg. in Fragen der auswärtigen Politik nur die schleswigschen Verhältnisse, die uns später für sich beschäftigen sollen.

Sie ist Frankreich nicht sehr wohl gesinnt, da aber die Regierung ein anderes Verhalten zeigt, so hält sie mit ihrer Meinung zurück. Irgendwelche Gefahren für Preußen vermag sie in der politischen Lage Europas nicht zu sehen.

Die Kölnische Zeitung spricht sich weniger zurückhaltend aus, sie gefällt sich neben den Betrachtungen über die europäischen Ereignisse in der Wiedergabe von allerlei Gerüchten. Im August schon bringt sie und die Berl. Allg. Ztg. die Nachricht, daß Bismarck wohl nächstens auftreten würde. Er soll angeblich eine Quadrupelallianz mit Frankreich, Rußland und Italien begünstigen.[3] Bei seinem Eintritt erwartet sie, daß er die auswärtige Politik für eine Kriegsbereitschaft in Gang oder Verwirrung bringen wird. Von den angeblichen Verhandlungen Bismarcks in Paris bei der Überreichung seines Abberufungsschreibens weiß sie vielerlei zu berichten. Er hat dort angeblich mit Napoleon, Drouyn, Herbé, dem Leiter der handelspolitischen Abteilung im Ministerium, und anderen Besprechungen gehabt. Darin soll er sich mit der Behandlung der italienischen Frage durch Frankreich einverstanden erklärt haben. Dies wird

[1] Krztg. 24./10. 249. — [2] 3./11. 255. — [3] K. Z. 215. 5./8.

von der K. Z. gelobt. Er hat ferner erklärt, an dem Handelsvertrag unverbrüchlich festhalten zu wollen. Als ihm gegenüber jemand Andeutungen über das Bedürfnis Frankreichs nach Gebietserweiterung machte, soll er geantwortet haben: „Lieber Herr, Frankreich braucht nichts!“ Über diesen Ausspruch ist die K. Z. sehr erfreut, da dadurch manche Besorgnisse zerstreut werden.[1] Ein Umschwenken Bismarcks in der italienischen Politik hält sie doch für einigermaßen schwierig, da Thouvenel ihn angeblich im Hinblick auf die italienische Frage als persona grata zum preußischen Minister sich erbeten hatte.[2] Bismarck kommt es nach ihrer Meinung weniger auf ein französisches Bündnis an als darauf, den Glauben zu erwecken, daß er es anstrebt.

Auf jeden Fall beschäftigen sie namentlich die Beziehungen zu Frankreich, was auch nicht weiter zu verwundern ist, da sie die Interessen der Rheinprovinz vertritt. Das Gerücht, daß Bismarck Gebietsteile am Rhein abtreten wolle, um dafür freie Hand in Deutschland zu bekommen, wurde doch ziemlich stark geglaubt, besonders da man wußte, daß solcher Ländererwerb der geheime Wunsch Napoleons war. Da mußte es natürlich beruhigend wirken, wenn Bismarck öffentlich dergleichen Ansinnen zurückwies. Der Hauptwunsch der K. Z. wie der B. A. Z. ging auf die Erhaltung des Friedens. Ein gutes Einvernehmen mit Frankreich konnte ihr somit nur angenehm sein, daher zeigt sie hier auch vollste Zustimmung zu der von Bismarck eingeschlagenen Politik.

Wir hatten gesehen, daß die Pr. Jahrb. gleichfalls das Gerücht von den Landkonzessionen an Frankreich aufgenommen und mit sofortiger Abwendung sämtlicher Patrioten gedroht hatten, falls Bismarck es einfallen sollte, derartige Pläne zu

[1] K. Z. 16./11. 318. — [2] Ebenda 19. 20./11. 321/22.

verwirklichen. Der französisch-russischen Allianz können sie keinen Geschmack abgewinnen, sie halten sie für zwecklos für Preußen, weil Rußland zurzeit viel zu schwach ist und Frankreich jetzt Österreich freundlicher gegenübersteht.[1] Daß Preußen Frankreichs Haltung in der italienischen Frage gebilligt hat, wird ihm kaum etwas nützen, zu Gegenleistungen wird Frankreich sich nicht bewogen fühlen, da seine Stellung in Italien doch unbestritten ist.[2] Das französische Vorbild, die Aufmerksamkeit von der inneren Lage nach außen abzuwenden, ist für Preußen doch nicht anwendbar, insofern tut man gut daran, sich nicht allzusehr nach Frankreich zu richten.

Die Pr. Jahrb. zeigen in der äußeren Politik eine ziemlich unklare Stellung. Man wird nicht recht klug darüber, was sie eigentlich wollen: Frankreich kann nichts nützen, Rußland ist zu schwach, von England hat man nichts zu erwarten.[3] Österreich gegenüber fühlen sie sich als Gegner: es bleibt da nichts als eine bewußte Isolierung Preußens. Daß dies nicht ihr eigentliches Streben ist, erscheint selbstverständlich, aber man sieht, wie sie mit ihrer Politik der freien Hand in eine schlechte Lage gekommen sind. Auf jeden Fall macht sich hier ein Mangel an politischem Verständnis bemerkbar, der bei ihrer vernünftigen Haltung den inneren Fragen gegenüber um so mehr auffällt.

Die Grenzboten bringen einen genau durchgeführten Plan, nach dem Bismarck durch Konzessionen an auswärtige Mächte sich freie Hand in der Lösung der deutschen Frage sichern will. Bismarck soll ihn schon 1856 gefaßt und in einer Denkschrift nach dem Pariser Frieden niedergelegt haben. Er schlug darin eine eventuelle Allianz mit Frankreich vor. Darauf war er mit Bonin in Paris, gefiel dort sehr, doch gelang es ihm nicht,

[1] Pr. Jahrb. X, 413 ff. — [2] Ebenda X, 498 ff.

[3] Ebenda X, 498 ff.

Hatzfeld zu stürzen. Wegen seiner allzu franzosenfreundlichen Haltung im italienischen Kriege kam er nach Petersburg. Die Pläne Gortschakoffs, der Rußland durch Polen bis zur Ostsee vergrößern und Frankreich für seine Zustimmung freie Hand am Rhein und in Belgien lassen wollte, wollte Bismarck zugeben gegen Annexion der deutschen Mittel= und Kleinstaaten durch Preußen und Wiederherstellung des Absolutismus. Dies waren Absichten, wie sie die gesamte Junkerpartei hat. 1860 versuchte Bismarck vorsichtig, den Prinzregenten vor seiner Zusammenkunft mit Napoleon für seine Pläne zu gewinnen, doch gelang ihm dies nicht. Die Ernennung Goltzs in Petersburg und Bismarcks in Paris sind die weiteren Stufen in dieser Entwicklung der Dinge. Doch weisen die Grenzboten die ganze Erzählung als unbegründet und lediglich aus dem Drange nach einer aktiveren preußischen Politik und aus der Persönlichkeit Bismarcks fingiert zurück.[1] Daß sie sie aber so ausführlich bringen und es der Mühe wert halten, in allen Einzelheiten darauf einzugehen, spricht doch dafür, daß sie starken Glauben gefunden hatte und daß diese angeblichen Absichten Bismarcks viel in der öffentlichen Meinung erörtert wurden. Daß die Grenzboten nicht daran glauben, ist das Zeichen eines wohl angebrachten Mißtrauens gegen bloße Gerüchte. Im übrigen beschäftigen sie sich in diesen Monaten weiter nicht mit auswärtigen Angelegenheiten.

Die Äußerungen über auswärtige Politik sind in den drei Organen nicht gerade zahlreich: das Gerücht muß noch vielfach an die Stelle von verbürgten Nachrichten treten. Ein fest vorgezeichneter Weg für das Verhalten Preußens zu den europäischen Mächten, den die Partei allgemein eingeschlagen zu sehen wünschte, läßt sich aus diesen Preßäußerungen nicht erkennen.

---

[1] Grenzb. 1862, III, 344 ff., 15./8.

Da Bismarck in den ersten Monaten seines Ministeriums in auswärtige Verhältnisse kaum eingriff und die europäische politische Gesamtlage einen friedlichen Charakter zeigte, so ist die Haltung der Zeitungen nicht weiter verwunderlich. Ein Bündnis mit Frankreich erscheint dieser Gruppe wenigstens nicht ganz unannehmbar.

Von der V. Z. haben wir oben gesehen, daß sie sich nicht vollkommen gegen jede auswärtige Unternehmung Bismarcks aussprach. Seine Pläne seien im Umrisse bereits anläßlich des italienischen Krieges erschienen, er wolle nach den Nationalitäten drei große Gruppen schaffen, die dann gegenseitig ins Einvernehmen treten sollten: eine romanische unter Frankreich, eine slavische unter Rußland und die germanische mit der Hauptgruppe Deutschland als Bundesstaat unter der Leitung Preußens. Die V. Z. hat im Grunde nicht allzuviel hiergegen einzuwenden, allerdings ergeben sich dabei auch allerlei Nachteile, wie die Auflösung Österreichs und ein Zurückdrängen Englands. Der Plan an und für sich ist in etwas anderer Form derselbe, wie er auch in den anderen Blättern kursiert.[1] Ein Bündnis mit England würde nach der V. Z. allgemeinstem Beifall im Volke begegnen. Auch Rußland hat an Sympathie gewonnen, ein Zusammenschluß mit ihm würde daher auch vielfach mit Freuden begrüßt werden. Dagegen würde ein Bündnis mit Frankreich doch nur unter großem Widerstreben möglich sein, da man gegen Louis Napoleon eine bestimmte Abneigung empfindet.[2]

Da alle Liberalen eine starke Hinneigung zu England, insbesondere zu seinen parlamentarischen Einrichtungen zeigten, so ist es sehr erklärlich, wenn der V. Z. ein Bündnis mit diesem Lande als das erwünschteste erscheint. Die günstigere Meinuug über Rußland dürfte lediglich durch die weitgehenden liberalen

---

[1] V. Z. 225. 26./9. — [2] Ebenda 226. 27./2.

Reformen des Zaren hervorgerufen worden sein. Das Verhältnis der Fortschrittspartei zu Österreich ist wohl schlechter, als es nach dieser Preßäußerung erscheinen möchte. Im ganzen gewinnt man den Eindruck, als ob es dem Ministerium möglich sein müßte, durch seine auswärtige Politik den Beifall der durch die V. Z. vertretenen Partei zu gewinnen, wenn auch naturgemäß ihr Streben auf einen Gewinn dabei ausgeht.

Dieser Eindruck wird bestärkt durch das, was die Dtschn. Jahrb. über die auswärtigen Verhältnisse äußern. Sie sind allerdings der Meinung, daß Bismarck sein kühnes Programm, daß er in Paris in grotesken Zügen entworfen haben soll, in Berlin unausführbar finden wird. Sie sind nicht Gegner einer französischen Allianz, wohl aber wollen sie, daß Preußen dabei nicht der Bittsuchende ist, sondern als der Stärkere oder mindestens als Ebenbürtiger erscheint.[1] Im übrigen sprechen sich die Jahrb. nicht weiter über die verschiedenen möglichen Bündnisse oder Verträge aus.

Die N. V. W. ist für ein Bündnis mit Frankreich nicht zu haben. Sie sieht nicht ein, welcher Vorteil für Preußen sich daraus ergeben soll. Preußen würde nach ihrer Meinung dadurch nur in diplomatische Abhängigkeit von Paris gebracht werden, und dies würde einem militärischen Unglück nahekommen. Die übrigen deutschen Staaten würden sich dann auch von Preußen abwenden und sich Österreich nähern.[2] Von Bismarck erwarten sie bonapartistische Rezepte in der Politik versucht zu sehen, die sich jedoch nicht werden durchführen lassen.[3] Bald wird ihr Urteil noch abfälliger in gleicher Entwicklung mit der Beurteilung der inneren Politik Bismarcks. Statt der großen Aktion habe er nur das Schauspiel der äußersten Untätigkeit und Ohnmacht gegeben. „Angesichts des Ministeriums

[1] Deutsch. Jhrb. V, 163. — [2] N. V. W. 120. 15./8. 1862.
[3] Ebenda 127. 3./10.

Bismarck von den Aufgaben der auswärtigen Politik Preußens zu sprechen, klänge vollends wie Spott."[1]

Deutlicher kann man die Absage schlecht fassen. Die eigentlichen Wünsche der Parteien treten hier noch nicht scharf hervor, es wird nur eine eventuelle franzosenfreundliche Politik des Ministeriums in Betracht gezogen und abgelehnt. In der Behandlung der auswärtigen Fragen steht auch der Nationalverein nicht auf dem Boden einer preußischen Partei, sondern vertritt ziemlich selbständig eine eigene Gruppe innerhalb der Liberalen. Daß er sich nicht durch große Klarheit auszeichnet, werden wir später genauer sehen. Die innere Politik ist den Linksliberalen doch zunächst so sehr die Hauptsache, daß sie sich mit äußern Angelegenheiten nur wenig beschäftigen und dann ihr Urteil vielfach nach dem über die innere Verwaltung gestalten.

Viel eingehender als alle liberalen Organe beschäftigen sich die katholisch-großdeutschen Blätter mit der auswärtigen Politik Preußens. Das ist ganz erklärlich, weil ihre Interessen stark mit einer Lösung der deutschen Frage in einem für Österreich günstigen Sinne verbunden sind, und sie ganz richtig erkennen, daß hierbei die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten von großer Bedeutung sein müssen. Die K. Bl. kennen Bismarck als einen Vorkämpfer für ein freundschaftliches Zusammengehen Preußens mit Frankreich und Rußland.[2] Sie glauben, daß man in Berlin entschlossen ist, in der deutschen Frage eine Tat zu tun und daß man sich zu diesem Zwecke mit den beiden anderen Mächten verständigt hat. Das Ganze dürfte auf ein Bündnis mit Frankreich und somit i. E. auf ein Opfer oder psychologisch auf einen dummen Streich hinauslaufen. Doch hat ein solcher, zu rechter Zeit begangen, eine tiefe moralische

[1] 147. 20./2. 1863. — [2] K. B. 148. 25./5. 1863.

Bedeutung, ebenso viele Staatsmänner sind durch dumme wie durch kluge Streiche groß geworden.[1] Die Erkenntnis seiner außerpolitischen Ansichten bringt die K. Bl. auch zu der Einsicht, daß Bismarck nicht als Kreuzzeitungsmann betrachtet werden darf, denn die Konservativen sind für Österreich, er aber für Frankreich und Rußland.[2] Sie glauben aber nicht, daß Bismarck große Erfolge mit seiner Politik erzielen wird, namentlich wird er mit einem Verfahren à la Cavour nicht allzuweit kommen.[3] Ihnen erscheint als einzig naturgemäße Allianz für Preußen (natürlich neben einem freundschaftlichen Verhältnis zu Österreich) die mit England. Von einer französischen Annäherung versprechen sie sich auch nicht den geringsten Vorteil, für wirklich große Taten ist der Ausgangspunkt Bismarcks viel zu klein. Von Bismarcks Aufenthalt in Paris wissen sie zu berichten, daß er dort Andeutungen gemacht habe, daß Preußen einer Arrondierung bedürfe, um im allgemeinen Interesse die Großmachtsrolle durchführen zu können. Napoleon soll ihm daraufhin zur Vorsicht geraten haben, es käme nicht darauf an, sich zu vergrößern, sondern sich zu halten.[4]

Die K. Bl. nehmen also eine vollkommen ablehnende Haltung den Bismarckschen Plänen gegenüber ein. Einer Annäherung an Frankreich sind sie durchaus abgeneigt, da sie dadurch ganz richtig eine Stärkung Preußens gegen das Interesse Österreichs herbeigeführt sehen. Sie scheinen beinahe mehr das Wohlergehen Österreichs als das des Heimatlandes zu berücksichtigen. In ihrem Wunsche nach Anbahnung besserer Beziehungen zu England berühren sie sich mit den Wünschen der Liberalen, obgleich sie im übrigen eigentlich eine ganz andere Stellung nach außen hin einnehmen. Und auch diese Berührung ist nur scheinbar, denn die Liberalen sind für England als das

[1] 219. 6./8. — [2] 274. 28./9. — [3] 278. 3./10. — [4] 342. 4./12.

Muster eines konstitutionellen Staates, während die Klerikalen von England eine Unterstützung Österreichs erhoffen. Während sie Bismarcks innerer Politik ein gewisses Wohlwollen entgegenbringen, sind sie erklärte Feinde seiner auswärtigen Unternehmungen.

Ebensowenig ist natürlich die A. A. Z. mit dem einverstanden, was man allgemein als Bismarcks voraussichtliche Politik nach außen hin betrachtet. Sie kennt ihn als Mann des Bonapartismus und Russentums, als eingefleischtesten Stockpreußen. Vor einer verstärkten Politik im Stile Manteuffels, die mit seinem Eintritte in das Ministerium verbunden wäre, wünscht sie dringend bewahrt zu bleiben. Bismarcks Politik bringt i. E. keine Partei in Deutschland Vertrauen entgegen, er wird daher kaum seine Pläne durchführen können.[1] Sein abenteuerliches Programm wird ihm auch über die inneren Schwierigkeiten nicht hinwegzuhelfen imstande sein. Große staatsmännische Ideen, deren Durchführung eine staatsmännische Natur ersten Ranges erfordert, werden ihm nicht zugetraut. Ein Korrespondent weist die Gerüchte von den Arrondierungsgelüsten Bismarcks als lediglich zur Diskreditierung Preußens erfunden zurück. „Abgesehen von der Treue und Ehrlichkeit des neuen Ministerpräsidenten darf man nicht vergessen, daß die Durchführung nur mit der Zustimmung des Königs und den erforderlichen Geldmitteln möglich ist." Beides zu erlangen, sei aber völlig ausgeschlossen.[2] Im übrigen sieht[3] die Zeitung die Pläne Bismarcks durch die Ernennung Drouyn de Lhuys vorläufig für gescheitert an. Frankreich wartet nur, nachdem er sich immer mehr in Widersprüchen und Verwicklungen verfangen hat, daß Bismarck mit positiveren Anerbietungen für eine Allianz hervortreten wird.[3]

[1] A. A. Z. 24./4. 62. 114. — [2] 265. 21./9.
[3] 16./10. 289. 30./12. 364.

Die Stellung ist eigentlich genau dieselbe wie die der K. Bl. Mit Frankreich darf Preußen sich auf keinen Fall einlassen. Die A. A. Z. hegt die Hoffnung, daß es nicht imstande sein wird, je ähnliche Pläne zur Ausführung zu bringen. Was sie positiv anstrebt, spricht sie nicht offen aus, doch gehen ihre Wünsche auf ein möglichst enges Zusammengehen mit Österreich oder besser noch ein Eingehen auf dessen Wünsche.

Die katholisch-großdeutsche Partei ist wohl am entschiedensten von allen Parteien in der Ablehnung der Bismarckschen auswärtigen Politik. Es erscheint auch vollkommen ausgeschlossen, daß es Bismarck gelingen wird, diese Abneigung zu beseitigen, denn wenn auch wenig über seine Absichten bekannt war, so wußte man doch, daß er ein entschiedener Gegner Österreichs war und nur sehr schwer jemals diesem Zugeständnisse machen würde. Auch Reichensperger erwartete von einem Ministerium Bismarck-Vincke ganz einfach die Teilung Deutschlands mit Hilfe Frankreichs. Er kennt beide als waghalsige Naturen, wohl dazu geeignet, va banque zu spielen, ohne die weiteren Folgen zu bedenken.[1] Frankreich und Italien aber erschienen dieser Partei als illegitime Mächte, mit denen ein Zusammengehen von vornherein unmöglich war. Schon die bloße Anerkennung des Königreichs Italien durch Bernstorff hatte das größte Mißfallen der katholischen Partei erregt. Man sah darin ein Hinneigen zu revolutionären Tendenzen, zu einer Politik im Stile Cavours; und vor allem eine Bedrohung des weltlichen Besitzes des Papstes, die nie und nimmer die Billigung der Partei finden konnte. Nahm sie in der inneren Politik eine für die Regierung im ganzen wohlwollende Haltung ein, so befand sie sich doch in auswärtigen Angelegenheiten in der schärfsten Opposition. Da sie nicht die inneren Verhältnisse

[1] Brief an Montalembert vom 12./7. 62, cf. Pastor, a. a. O. 449.

als die wichtigsten betrachtete, sondern zum mindesten gleiches Gewicht auf die außerpolitischen Beziehungen legte, so geriet sie dadurch in eine ausgesprochenere Opposition zu der Regierung.

So spärlich im ganzen die Äußerungen über die auswärtige Politik Bismarcks fließen, eins geht aus ihnen klar hervor, daß die Absichten Bismarcks, von denen man die wesentlichen Grundzüge, wenn auch vielfach entstellt, doch kannte, bei keiner Partei auf volle Zustimmung stießen. Der Grundton von Bismarcks Politik, nämlich die Stellung Preußens soweit wie möglich zu stärken und dabei sich nicht um irgendwelche Überlieferungen und Parteigefühle zu kümmern, sondern je nach der Lage der Dinge seine Entschlüsse zu fassen, war zu neu, als daß er gleich verständnisvolle und begeisterte Anhänger eines solchen Verfahrens hätte werben können. Man hob ganz allgemein nur den einen abweichenden Schritt von der bisherigen Politik heraus, die Annäherung an Frankreich, eine Möglichkeit, die ja tatsächlich erwogen worden war[1], und glaubte, daß Bismarck nur diesen Plan verfolge. Findet Bismarck in der inneren Politik wenigstens noch die rückhaltlose Zustimmung der konservativen Partei, so fällt diese für seine auswärtigen Unternehmungen auch fort. Er steht hiermit tatsächlich ganz allein, er muß darauf rechnen, daß, wenn er zu einer Ausführung seiner Pläne übergeht, er den Widerstand aller Parteien gegen sich hat. Am wenigsten ein vorgefaßtes Programm zeigen noch die Liberalen, die unter Umständen wenigstens sich bereit zeigen, eine tatkräftige auswärtige Politik einerlei gegen welche Front zu unterstützen. Nur daß sie eben diese Zusage nicht einfach bindend leisten, sondern daß sie vor allen auswärtigen Unternehmungen die Einigung im Innern

[1] Vgl. das Gespräch in Compiègne und den Bericht an Bernstorff darüber vom 28./6. G. u. E. I, 256 f. B. J. II, 152 ff.

wollen. Und damit stehen sie dann wieder in Gegensatz zu den über Bismarcks Absichten verbreiteten Gerüchten, wonach dieser erst auswärtige, dann auf Grund der Ergebnisse der ersten Unternehmungen die inneren Verhältnisse in Angriff nehmen will. So gelangen auch sie in eine notwendig schiefe Lage zur Bismarckschen Politik.[1] Die Katholiken sind, wie wir gesehen haben, für eine rein preußische, mehr oder weniger kleindeutsche Machtpolitik nicht zu haben, sie müssen von vornherein als entschiedene Gegner Bismarcks in auswärtigen Fragen betrachtet werden. Die Konservativen suchen ihre Abneigung gegen seine Pläne zu vertuschen, indem sie ihn lieber ihrer Zustimmung zu den Maßregeln in inneren Angelegenheiten versichern. Die allgemeine Abneigung gegen Frankreich war ja durchaus verständlich. Schon die Überlieferung brachte es mit sich, daß man in Frankreich den Erbfeind sah. Dann aber galt Napoleon allgemein als der Unruhestifter in Europa, man kannte seine geheimen Wünsche nach Landerweiterung auf allen Seiten, und man hatte an Italien ein warnendes Beispiel für die Art und Weise, in der er mit seinen Verbündeten verfuhr. Daß Bismarck der Mann war, um seiner Politik mit gleichen Mitteln zu begegnen, wollte und konnte man nicht glauben. So war es denn selbstverständlich, daß der preußische Bürger mit äußerstem Mißbehagen diese „genialische" Politik, von der er sich keine Erfolge, sondern nur Unannehmlichkeiten versprach, verfolgte. Diese Abneigung gegen die Bismarckschen Versuche steigerte sich dann zu hellem Zorne, als er zum ersten Male wirklich nachhaltig in die äußeren Verhältnisse eingriff und in der polnischen Frage eine Stellung einnahm, die ihn in Gegensatz zu fast allen europäischen Mächten brachte. Mit dem Ausbruch des polnischen Aufstandes und dem Bekanntwerden der zwischen Preußen und

[1] Über die Stellung der Liberalen zu Österreich und zur deutschen Frage im einzelnen vgl. unten Buch IV.

Rußland abgeschlossenen Konvention tritt das Interesse an den auswärtigen Dingen erheblich in den Vordergrund, die eine Frage bringt sofort die Behandlung aller anderen europäischen Fragen mit sich, die Parteien legen ihre Wünsche und Absichten klar dar, so daß sich unschwer ihre Stellung genauer präzisieren läßt.

Bevor wir uns jetzt der polnischen Frage zuwenden, haben wir noch ein paar Flugschriften aus der eben behandelten Zeit zu besprechen, die uns zeigen, daß, gleichwie die Parteien sich den Plänen Bismarcks gegenüber ablehnend verhielten, so auch in Flugschriften einzelne Stimmen die Lage ähnlich beurteilten. Da sie natürlich näher auf die Einzelheiten eingehen, so sind aus ihnen auch die Parteiwünsche deutlicher ersichtlich.

An erster Stelle ist die Schrift zu nennen, die unter dem Titel: „Deutschland und der Bonapartismus" erschien.[1] Ihr Verfasser ist Dr. Willich, der damals in Kassel lebte.[2] Im ersten Teil seiner Broschüre beschäftigt er sich mit dem Wesen des Bonapartismus. Dieser entschädigt für den Verlust der inneren Freiheit durch äußeren Ruhm, stützt sich auf das Heer, doch bleiben dabei die sozialen Errungenschaften der Revolution gesichert. Das Ziel Napoleons kann nur sein, Frankreich zur überwiegenden Vormacht in Europa zu machen. Dafür ist die Ausdehnung seines Reiches bis zum Rhein, zu den Ostalpen, dem Mittelländischen und Atlantischen Meere erforderlich. Bei der Durchführung seiner Pläne hat er aber darauf Rücksicht zu nehmen, daß 1. die ehemaligen Sympathien der Bevölkerung für französische Einwirkung und Hilfe sich in Antipathien verwandelt haben, 2. die Folgen des Krieges leicht zur Erschütterung seines Herrschaftssystems führen können, 3. die

[1] Heidelberg, Groß 1862, 57 Seiten.

[2] Nach gütiger Mitteilung des Herrn Groß, Heidelberg.

nationale Bewegung der Völker jetzt zielbewußt ist, 4. ein allgemeines Mißtrauen gegen Frankreich herrscht, 5. er hauptsächlich auf Befestigung seiner Dynastie bedacht sein muß. Aus diesem Grunde wird Napoleon 1. auf das Übergewicht über den Osten Europas vorläufig verzichten und dieses bis zu einem gewissen Punkte Rußland überlassen, 2. Spanien und Italien nicht unterjochen, sondern unter feineren Formen der Hegemonie beherrschen, 3. auf Schmerzensschreie der Völker, die unter einem unpopulären Regimente leben, gern hören, 4. Kriege nur mit großer Behutsamkeit beginnen und durch ein unerwartetes Ende zum Abschluß bringen. Dies zeigt sich in seinem Verhalten zu Italien, das er in steter Abhängigkeit von Frankreich erhalten will. Die Tendenzen der französischen und englischen Politik sind darin allerdings direkt entgegengesetzter Natur.

Der Verfasser beschäftigt sich dann näher mit den deutschen Verhältnissen und zeigt sich hier als Anhänger der preußischen Vorherrschaft in Deutschland. Der Dualismus ist das eigentliche Hemmnis aller Fortentwicklung der deutschen Nationen. Eins der beiden großen Reiche muß auf seine Stellung als Großmacht innerhalb Deutschlands verzichten und zwar muß Österreich dies tun, welches bereits mit $^2/_3$ seiner Bevölkerung außerhalb Deutschlands steht. Die wahre Bestimmung Österreichs liegt im Osten, nicht im Westen. Anzustreben ist ein deutscher, freier starker Bundesstaat unter dem Könige von Preußen als einem Oberhaupt und neben ihm friedlich und freundlich ein großes Donaureich unter dem österreichischen Kaiser, beide zusammenstehend gegen Rußland und Frankreich. Preußen ist darauf angewiesen, mit Deutschland ganz eins zu werden. Mit der heiligen Allianz muß man endgültig brechen, durch sie ist die Aktionsfähigkeit Deutschlands nur verringert worden. Eine stärkere Zusammenfassung der germanischen Mitte ist für die

Erhaltung des europäischen Gleichgewichts gegen das Vordringen Frankreichs und Rußlands durchaus notwendig.

Der Verfasser geht dann dazu über, die Stellung des bonapartistischen Frankreich zu Deutschland zu untersuchen. Frankreich bringt einem Bündnis mit England namhafte Opfer, um es von Preußen und Österreich fernzuhalten. Für England ist dies ein Mittel, Frankreich auf dem Wege zu seinem Ziele zurück und von Kriegsunternehmungen abzuhalten. Österreich bleibt von selbst in der Isolierung; Preußen von Österreich zu trennen, hat Napoleon sich einiges kosten lassen. Da Napoleon freie Hand in der orientalischen Frage gegen Österreich braucht, so wird er vielleicht gegen die Reorganisation Deutschlands unter preußischer Leitung in Gegensatz zu Österreich nichts einzuwenden haben, doch widerstrebt dies im ganzen der innersten Natur des bonapartistischen Frankreich, das nur ungern eine selbständige Entwicklung in anderen Staaten zuläßt. Das, was Deutschland not tut, kann es nie durch Frankreichs Hilfe, sondern nur trotz Frankreichs erringen. Es ist wahrscheinlich, daß Frankreich weiter vordrängen und daß Deutschland in einen Krieg mit hineingezogen werden wird. Dabei kommt es vor allem darauf an, mit welchem Geiste die deutsche Nation in den Kampf geht. Ist der erforderliche Grad der Einmütigkeit über das, was zum glücklichen und ehrenhaften Fortbestehen Deutschlands not tut, vorhanden, so wird die Nation wissen, nicht nur gegen was sie kämpft, sondern auch für was. Sie wird dann gegen äußere und innere Feinde siegen. Ist die Einmütigkeit nicht vorhanden, so wird der Krieg für reaktionäre Tendenzen ausgebeutet werden können, und Deutschland wird ebenso unterliegen wie Österreich. Es liegt im Interesse Deutschlands, den Krieg so lange wie möglich zu verzögern. Der Krieg soll die Verteidigung des Bodens gegen äußere Feinde und die Eroberung nationaler Einheit und Freiheit gegen inneren Wider-

stand bezwecken. Um dies zu erreichen, ist eine genaue Erkenntnis der fördernden Mittel erforderlich. Vor allem gehört dazu eine vaterländisch-politische Gesinnung, dann auf militärischem Gebiete ein festerer Zusammenschluß, der allerdings bei dem Widerstreben der Kriegsherren gegen die Aufopferung ihrer Befugnisse schwer durchzuführen sein wird, auf politischem Boden ein steter Blick auf die allgemeinen deutschen Zustände. In einem Kriege wird England jedenfalls auf der Seite Preußens stehen. Österreich muß eine völlige Umkehr in seiner Politik zeigen, ehe ein besseres Verhältnis zu ihm möglich ist. Gegen Österreich dürfen Preußen und Deutschland unmittelbar nichts tun. Die Aussicht auf ein Zusammengehen Englands, Deutschlands und Österreichs gegen jeden störenden Übergriff muß festgehalten werden.

Der Verfasser scheint nach seinen Ausführungen Mitglied des Nationalvereins zu sein, darauf deutet namentlich seine Stellung in der deutschen Frage hin. Die Wünsche, die er in betreff auswärtiger Bündnisse hegt, sind auch die der liberalen Parteien. Vor allem ein Zusammengehen mit England, dann nach der Auseinandersetzung mit Österreich über die deutschen Verhältnisse auch Annäherung an dieses. Wie diese Auseinandersetzung erfolgen soll, darüber sagt er allerdings vorsichtigerweise nichts. Für ein Bündnis mit Frankreich ist der Verfasser nur im äußersten Notfalle zu haben, er führt im einzelnen die Gründe auf, die gegen eine Verständigung mit dieser Macht sprechen, womit wohl allgemein diejenigen ihre Ausführungen stützten, welche sich mit der abenteuernden Politik Napoleons nicht befreunden konnten. Das Beispiel Italiens mußte, wie wir schon oben bemerkten, in dieser Hinsicht abschreckend wirken. Über die Stellung zu Rußland läßt sich Willich nicht näher aus, es lag dies ja auch weniger im Rahmen seiner Schrift, doch scheinen seine Gefühle auch diesem Lande nicht allzusehr

zuzuneigen. Die Schrift ist nicht ungeschickt abgefaßt, ein gutes Verständnis für das Wesen und die Ziele des Bonapartismus ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Er verkennt auch nicht den Umstand, daß eine Unterstützung Frankreichs Preußen bei der Auseinandersetzung mit Österreich über die Vorherrschaft in Deutschland von Nutzen sein kann, nur ist er gegen ein Bündnis mit Frankreich, weil auf die Dauer die beiderseitigen Interessen doch entgegengesetzter Natur sind. Insofern stimmt er etwas mit Bismarck überein, der eben auch nur die Mächte je nachdem, wie die Lage es erforderte, für seine Zwecke benutzen wollte. Die Broschüre Willichs bringt zwar viele vernünftige Ansichten, doch gibt sie keine möglichen Wege der Lösung. Auf Bismarckschem Standpunkte steht sie jedenfalls nicht. Geschrieben ist sie wohl im Spätsommer des Jahres 1862.

Etwas andere Pläne, weitgehender, umstürzender Natur, entwickelt eine andere Schrift, die zwar schon im April 1861 geschrieben, doch erst im Sommer 1862 im Drucke erschien. Sie betitelt sich: „Auch eine preußische Politik!"[1] Die Voraussetzung, von der der Verfasser ausgeht, ist höchst eigentümlich. Er stellt nämlich folgende Reihe von Leitsätzen auf, an die er dann nachher seine Folgerungen knüpft: 1. Der Staat hat eine sittlich-geistige Aufgabe; 2. nur ein geschichtliches Individuum kann sie lösen; 3. nur Sprachen bilden solche Individuen; 4. nur in Freiheit kann der Staat seine Aufgabe lösen; 5. Freiheit des Staates heißt Macht; 6. nach Macht zu streben, ist also einem Staate nicht nur gestattet, sondern geboten; 7. die Macht kann nicht über die Sprache hinausgehen, da wird sie unsittlich, denn sie begeht einen kulturhistorischen Mord, widerspricht ihrer eigenen Berechtigung; 8. Sprache und Staat fallen eigentlich zusammen. Es kann verschiedene Staaten mit

[1] Berlin 1862 bei F. Duncker, 24 Seiten.

derselben Sprache, aber keinen Staat mit verschiedenen Sprachen geben.

Die Anwendung dieser Folgerungen auf die spezifisch preußischen Verhältnisse führt zu folgenden Ergebnissen: Preußen muß nach Freiheit, von da zur Macht, d. h. zu vollkommener Autonomie streben. Seine Aufgabe liegt in Deutschland, denn seine Sprache ist deutsch. Preußen kann und soll also Deutschland werden, aber nicht umgekehrt. Die Mittel hierzu liegen in der Entwicklung wahrer Freiheit nach innen, d. h. einem vollen, ehrlichen, aufrichtigen parlamentarischen Regiment mit allen seinen Konsequenzen. Ferner ist ein deutsches Parlament durch Preußen zu berufen. Ein großes Deutschland ist nur möglich durch einen Kampf mit Österreich. Der nächste Bundesgenosse ist dabei das neue Italien. Nur Preußen-Deutschland kann diesem helfen, ganz frei zu werden. England würde sich als dritte Macht einem Schutz- und Trutzbündnisse mit Italien anschließen. Die richtige Politik ist: Mache immer den Nachbar deines Nachbarn stark, er kann dir nie schaden, sondern immer nur gegen deine nächsten Nachbarn helfen. In solcher Lage befindet sich eben Italien für Preußen. Aber ein Erfordernis bleibt, daß man selbst nationale Politik treibt: „Was in Italien geschieht, was wir in Holstein und Schleswig verlangen, was wir für das Elsaß verlangen würden, hätten wir die Macht dazu, hat nur für den höhere sittliche Berechtigung, welcher bereit ist, es auch da zu leisten, wo es auch einmal gegen sein Interesse gefordert würde. Wo ist Polen gegenüber die so oft gerühmte deutsche Gerechtigkeit?"

Österreich darf man keine Macht in Deutschland lassen. In Ungarn kann man Habsburg erlauben sich auszudehnen. Der König von Sachsen soll König von Polen werden und die preußisch-polnischen Grenzkreise erhalten. Sachsen und Österreich werden dann Reichslande. Frankreich müßte schon allein

wegen Polens zustimmen. Rußland soll freie Hand in Asien erhalten. Nur wenn Österreich mit Italien sich gegen Frankreich wendet und mit Preußen Polen herstellt, und sich selbst dafür an der unteren Donau entschädigt, könnte man es ferner als selbständigen Staat dulden. Zum Schlusse fordert der Verfasser zu einer energischen Politik in seinem Sinne auf: „Man wage es nur einmal, Wege wie die hier bezeichneten zu gehen, sie offen und mutig zu betreten, und der Riesengeist der Nation wird sich sofort erheben und den kühnen Führer, der ihn weckte, auf seinen Schultern zu ungeahnter Größe erheben, nur dürfte er Sorge tragen, nicht wie der Zauberlehrling des Wortes zu vergessen, dem der Geist gehorcht und das ihn in seinem Dienst erhält. Das Zauberwort heißt Freiheit in gleichem Recht und gleicher Pflicht für alle."

Zu einer Verwirklichung waren diese Pläne denn doch etwas allzu umstürzend. Die Durchführung des Nationalitätsprinzips war ja an und für sich keine unbillige Forderung, nur kann von keinem Realpolitiker erwartet werden, daß er freiwillig Teile des eigenen Landes aufgibt, ohne zu wissen, wie sie sich zu dem alten Staate stellen werden, und ohne irgendwelche Sicherheit, neue Gebietsteile dafür einzutauschen. Der Hauptwunsch des Verfassers ist ein Bündnis Preußen-Italien-England, auf Österreich und sein Herrscherhaus ist er sehr schlecht zu sprechen und will letzteres überhaupt aus Europa entfernt sehen. Durch seine Schrift geht unverkennbar ein frischer Zug, nur ist sie eben trotz ihrer streng logisch aufgebauten Einleitung zu ausschweifend in ihren praktischen Wünschen. Sie vertritt den Gedanken der Nationalsouveränität; die deutsche Nation soll von sich aus den Nationalstaat gestalten. Preußen hat bei diesem Prozeß nur den Anstoß zu geben, nicht etwa ein größeres Preußen soll sich bilden, sondern der Einzelstaat soll völlig in der Nation aufgehen. Im Grunde

ist der Verfasser durchaus Angehöriger der Fortschrittspartei, wenigstens sind seine Wünsche ganz die dieser Partei: nur daß er sich ein System konstruiert hat, das seinen Forderungen eine gewisse Berechtigung zu verleihen scheint. Auch er wünscht eine Politik der großen Tat und mit ihm wünschten sie sicher viele, doch konnten sie sich diese auf keiner anderen Grundlage aufgebaut denken als auf einem parlamentarisch regierten Preußen. Sie hielten es für ausgeschlossen, daß ein Preußen, das bei seinen Traditionen der inneren Politik beharrte, irgendwie zu großen Taten imstande sei. Die Jahre der Reaktion hatten eben zu verwüstend in dieser Hinsicht gewirkt, man glaubte nicht mehr an ein lebendiges Staatswesen in Preußen, wenn nicht zuvor eine gründliche Änderung aller Regierungsformen vollzogen war. Allen diesen Politikern stand eben der liberale Gedanke über dem territorial-staatlichen, daher erschien ihnen die innere Reform als conditio sine qua non.

Eine dritte Schrift, betitelt „Preußen, England und Frankreich" von H. v. B., untersucht die gegenseitigen Beziehungen der drei Länder zueinander. Sie fordert eine möglichst enge Verbindung zwischen Deutschland und Großbritannien. Dieser Vereinigung stehen allerdings noch mancherlei Hindernisse im Wege, so von deutscher Seite die Unfähigkeit, sich als militärische, politische und Handelsmacht geltend zu machen, auf englischer die Unkenntnis der kontinentalen Verhältnisse, die durch die Presse, besonders die „Times", noch vergrößert wird. Der Verfasser fordert daher, daß Preußen vor allem versuchen soll, wie die Dänen Einfluß auf die englische Presse zu gewinnen.[1]

Die Broschüre würde damit nicht viel Neues enthalten. Der Wunsch nach einer Besserung der Beziehungen zu England

[1] Inhaltsangabe nach N. B. W. 102. 11./4. 62, S. 835.

war, wie wir oben gesehen haben, in liberalen Kreisen allgemein verbreitet. Von Sachkenntnis zeugt der Hinweis auf die beherrschende Macht der englischen Presse auf die dortige öffentliche Meinung.

Wir müssen dann hier noch auf die Ausführungen Rößlers in seiner Schrift: „Preußen nach dem Landtag von 1862", insofern sie sich mit auswärtigen Angelegenheiten beschäftigen, näher eingehen. Rößler ist jedem Bündnis mit Österreich abgeneigt, dagegen bespricht er die vollzogene Annäherung Preußens an Frankreich mit Freuden als einen bedeutsamen Schritt zur Emanzipation Deutschlands von Österreich. Er durchschaut allerdings Napoleon, daß dieser die Einigung Italiens hindern will, sich wieder mit dem Klerus verbinden und gleichzeitig eine Annäherung an Österreich suchen wird. Damit hat dann allerdings Preußen seine Wichtigkeit für Frankreich verloren; jedenfalls darf es sich nicht auf die Hilfe Frankreichs verlassen. Trotzdem dürfen sich England und Frankreich mit Preußen nicht ganz verfeinden, da sie jederzeit in die Lage kommen können, es gebrauchen zu müssen. Andererseits wünscht der Verfasser, daß Preußen möglichst zu isoliertem Handeln gezwungen wird, denn dann wird es rein deutsch, dem Ansehen wie der Sache nach handeln. Es dankt dann niemandem etwas als sich selbst. „So zu handeln und selbst zu scheitern, wenn es mit Ehren geschieht, ist der größte Segen, der einem Staate zuteil werden kann." Nur muß der Staat, ehe er dies unternimmt, in sich völlig eins sein.

Rößler vermeidet es, irgendwie weitausgreifende Pläne zu entwickeln. Preußen soll vor allem seine Stellung in Deutschland stärken. Er traut dem Staate die genügende Kraft zu selbständigem Wirken zu, wenn er nur im Innern einig ist. Auf die Unterstützung auswärtiger Mächte legt er keinen Wert, er schätzt Preußens eigene Stärke nicht wie die Mehrzahl der

Liberalen gering ein. Seine Ausführungen zeigen auch hier ein starkes Gefühl für Preußens Ehre.

Es scheint nach diesen Schriften nicht unmöglich, daß es Bismarck gelingen konnte, die Unterstützung vieler im Lande für seine auswärtige Politik zu gewinnen. Es schwebte entschieden manchen ein ähnliches Vorgehen vor, wie es von ihm eingeschlagen wurde, nur konnte sich niemand dazu entschließen, die Dinge wirklich so zu betrachten, wie sie nun einmal lagen. Allerdings fehlte ja auch den meisten der Einblick in die Verhältnisse, die der preußische Ministerpräsident ohne weiteres hatte. Im allgemeinen arbeiteten alle politischen Schriftsteller dieser Tage zu sehr mit allgemeinen Voraussetzungen, die eine unbefangene Würdigung des Tatsächlichen erschwerten. Ferner machte man zu sehr jede äußere Aktion von den inneren Verhältnissen abhängig. Diese zeigten sich besonders von großem Einflusse auf die Beurteilung der Bismarckschen Politik in der polnischen Frage.

Zweites Kapitel.

Preußen und der polnische Aufstand.

Erster Teil bis Anfang März.

In Polen waren die Verhältnisse schon seit einer Reihe von Jahren derartig, daß der Ausbruch einer revolutionären Bewegung höchst wahrscheinlich schien.[1] Seit 1857 hatte Zar Alexander II. verschiedentlich Reformen in Polen durchgeführt, ohne daß jedoch dadurch die Stimmung gegen Rußland sich wesentlich gebessert hätte. Es bestanden in Polen zwei nationale Parteien, eine gemäßigte, meist aus den großen Grund-

[1] Das Folgende nach v. Sybel, 4. Aufl., II, 469 ff.; ferner Knorr, Die poln. Aufstände; Blind, Erinn. a. d. Aufstand i. russ. Polen, DR. 1888, II, 188 ff.; Th. v. Bernhardis Denkschrift vom Februar 63, H. Z., Bd. 73, 1894, 38 ff.

besitzern bestehend, die „Weißen“ genannt, und eine radikale, die „Roten“, der kleine Grundbesitzer, Bürger, Geistliche und Studierende angehörten. Der erste Schritt zu einer revolutionären Erhebung lag in der Bildung des geheimen Komitees, das Ende 1860 in Warschau zusammentrat, um die vorbereitenden Schritte zu einer Erhebung zu tun. Dieses konnte nach den Preßäußerungen der französischen Blätter darauf hoffen, daß Napoleon seine Schritte unterstützen würde. Die Versuche des Marquis Wielopolski, zu einem Ausgleich mit Rußland und einer allmählichen Besserung der Zustände zu gelangen, schlugen fehl, die Radikalen brachten es schon im Februar 1861 zu Straßentumulten und Demonstrationen. Das Komitee war äußerst rührig, so daß die Verschwörung in allen Berufszweigen stärker um sich griff. Es scheute keine Gewaltmaßregeln, um sich allerseits Anerkennung zu verschaffen. Mit einer eigentlichen Erhebung hielt man zurück, dazu erachtete man den richtigen Zeitpunkt noch nicht für gekommen. Die russische Regierung versuchte dagegen, durch Gewährung gewisser Reformen und deren Durchführung durch Wielopolski eine bessere Stimmung in Polen zu erzeugen, doch wußten die Radikalen, indem sie neue Straßenkrawalle veranstalteten, die Durchführung dieser Pläne zu hindern. Häufige Wechsel in der Besitzung des Statthalterpostens trugen stark zu dem weiteren Umsichgreifen der revolutionären Bewegung bei. Die Unruhen wurden gegen Ende des Jahres 1861 immer stärker. Das folgende Jahr schien jedoch zunächst einen Wandel bringen zu sollen. Wielopolski war es in Petersburg gelungen, seine Pläne zur Anerkennung zu bringen. Danach wurde die Zivil- und Militärverwaltung getrennt, die letztere blieb in russischen Händen, während ein von russischen Behörden unabhängiger Minister die Leitung der ersteren übernahm. Statthalter wurde Großfürst Konstantin, der älteste Bruder des Zaren, General Lüders wurde Leiter des Militär-

wesens, Wielopolski übernahm die Zivilverwaltung. Doch die Radikalen antworteten auf diese Reformen nur mit einem Aufruhr und wiederholten Mordversuchen gegen die leitenden Persönlichkeiten. Wielopolski beharrte trotzdem noch bei weiteren Reformen, womit er jedoch nur wider seinen Willen die radikale Partei zu größerem Einflusse brachte. Den geheimen Umtrieben glaubte er mit der Anordnung der Aushebung für die städtischen Bezirke wirksam entgegentreten zu können. Er glaubte sich hierzu durchaus berechtigt, da seit längerer Zeit keine polnischen Rekruten eingezogen worden waren. Als dieser Erlaß bekannt wurde, erregte er allgemeine Entrüstung nicht nur in Polen, sondern auch in Europa. Das geheime Komitee traf sofort die erforderlichen Maßregeln, um die Rekrutierung mit aller Gewalt zu verhindern, es schrieb Steuern aus, sammelte Kriegsvorräte und erließ ein Manifest, das zur Befreiung Polens aufforderte. Die zur Aushebung Angemusterten ließ es insgeheim aus den Städten verschwinden. In Warschau wurden bei der Aushebung am 14./15. Januar 1863 von 4500 nur 1400 Rekruten vorgefunden. Die Entkommenen und die heimlichen Agenten drängten gegen den Willen des Komitees zum Kampfe. Dieses sah sich genötigt nachzugeben, es nahm den Titel „Nationalregierung" an und beraumte auf die Nacht des 23./24. 1. den Überfall sämtlicher russischer Garnisonen an. Dieser gelang jedoch nur teilweise. Darauf begannen die Polen den Parteigängerkrieg. In Rußland glaubte man leicht mit der Erhebung fertig werden zu können, man hielt sich der Unterstützung Frankreichs versichert und baute darauf weitergehende Pläne in betreff der orientalischen Angelegenheiten. Eine solche Entwicklung mußten England und Österreich fürchten und deshalb begrüßten sie den Aufstand im ganzen sympathisch, wenn auch Österreich wegen Galiziens zunächst noch einige Zurückhaltung beobachtete. Preußen mußte der Sieg der Radikalen wie der

Gemäßigten, namentlich aber die Herstellung eines mehr oder weniger selbständigen Polen, wie die Weißen es erstrebten, gefährlich werden.[1] Es mußte daher dem Einflüsse der polonisierenden Partei in Petersburg entgegenzuwirken suchen. Zu diesem Zwecke wurde am 1. Februar der General Gustav v. Alvensleben nach Petersburg entsandt, um durch Vermittlung des preußischen Gesandten Grafen Heinrich v. Redern mit dem Zaren über gemeinsame Schritte zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes zu unterhandeln. Er hatte ein persönliches Handschreiben des Königs zu überbringen, das die gemeinsamen Interessen beider Mächte darlegte. Der Zar empfing den General äußerst wohlwollend. Gortschakoff unterbreitete ihm den Vorschlag, schriftlich einen Vertrag über die erforderlichen Maßnahmen aufzusetzen. Alvensleben sandte den Entwurf am 6. Februar nach Berlin, Bismarck bat den König um sofortige Zustimmung[2] und am 8. wurde das Schriftstück unterzeichnet. Danach sollten die beiderseitigen Truppenführer sich unterstützen, es sollte ihnen gestattet sein, in Verfolgung der Aufrührer auch das Gebiet des Nachbarlandes zu betreten. In einem geheimen Artikel verpflichtete man sich, sich gegenseitig Nachrichten über politische Umtriebe zukommen zu lassen. Der Vertrag konnte jedoch jederzeit durch einfachen Rücktritt einer Partei gelöst werden. Gortschakoff beeilte sich, bereits am 9. Februar dem französischen Gesandten Duc de Montebello Mitteilung von dem Vertrage zu machen. Die Abmachung trug mehr einen politischen als militärischen Charakter, Preußen hatte dadurch einen entschiedenen Sieg über die panslavistischen Bestrebungen am russischen Hofe davongetragen.[3]

[1] Vgl. dazu die Briefe Bismarcks an Bernstorff v. 9./3. 63. B. J. VI, 172 ff.

[2] G. u. E. Anhang I, Nr. 39. — [3] Vgl. G. u. E. I, 314.

Bismarck machte aus der Konvention weiter kein Geheimnis, sondern machte dem englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan wie dem französischen de Talleyrand-Périgord kurz darauf Mitteilung von den wesentlichen Bestimmungen, auch wies er Goltz an, Napoleon persönlich von dem Inhalte in Kenntnis zu setzen.[1] Buchanan erklärte sofort, daß seine Regierung eine Einmischung Preußens in die polnischen Verhältnisse nicht dulden werde. Frankreich, auf dessen Billigung Bismarck gerechnet hatte, wandte sich direkt gegen Preußen. Napoleon wurde hierzu durch die erregte öffentliche Meinung und die Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen getrieben. Konnte er doch von vornherein auf weitgehende Billigung einer polenfreundlichen Politik rechnen. Drouyn de L'Huys äußerte sich in schärfster Weise gegen den preußischen Gesandten Grafen v. d. Goltz, daß Preußen durch sein Vorgehen aus dem Aufstande eine europäische Frage gemacht habe. Nach verschiedenen Depeschen an die Gesandten in Petersburg und Berlin unterbreitete er am 21. Februar in London den Entwurf einer identischen Note an Preußen[2], die er dann auch Österreich vorlegte. Doch versagten sowohl England wie Österreich ihre Mitwirkung bei diesem Schritte und Drouyn sah sich genötigt, dies am 1. März in einem Rundschreiben bekannt zu machen, indem er betonte, daß Frankreich die Entwicklung der Dinge auch weiterhin mit Interesse verfolgen werde.[3] England, dessen Gesandter Buchanan verschiedene Unterredungen in betreff der Konvention

[1] Vgl. G. u. E., Anh. I, Nr. 43, S. 52.

[2] Staatsarchiv IV, Nr. 595. «Ne pourrions-nous (Frankreich und England) pas combiner les termes d'une communication identique destinée à être remise simultanément au Cabinet de Berlin, et qui serait ensuite portée à la connaissance de celui de St. Petersbourg . . . une démarche de cette nature pourrait obtenir également le concours du Gouvernement autrichien».

[3] St. A. IV, Nr. 596.

mit Bismarck gehabt hatte (21. u. 27. Febr.)[1], drückte am 2. März seine Mißbilligung über den Abschluß der Konvention in Berlin aus und verlangte eine Abschrift des Aktenstückes[2], während es in einer anderen Depesche die Unterzeichner des Wiener Vertrages aufforderte, gegen Rußland direkt vorzugehen.[3] Mittlerweile waren zwischen Rußland und Preußen Unterhandlungen gepflogen worden, die den Vertrag im wesentlichen aufhoben. Der russische Gesandte war am 22. Februar bei Bismarck erschienen und hatte die Absicht seiner Regierung bekannt gegeben, die Klausel betr. die gegenseitige Überschreitung der Grenze durch die Truppenführer aufzuheben. Von Warschau erschien bald darauf ein Telegramm, daß Großfürst Konstantin, da Preußen eine Grenzüberschreitung nicht wünsche, die entsprechenden Befehle erteilt hätte. Wenn Bismarck auch der Ansicht war, daß bei der Lage der Dinge Preußen kaum zur Ausführung der Konvention gelangen werde[4], so erregte die hinterlistige Art Gortschakoffs doch sein Mißfallen. Er sprach daher dem preußischen Militärattaché in Petersburg gegenüber den Wunsch aus, dem Auslande gegenüber nicht von einer Aufhebung der Konvention zu sprechen, sondern davon, daß sie aus Mangel an den nötigen Ausführungsbestimmungen noch unvollendet geblieben sei. Der Zar war hiermit sehr einverstanden.[5] Nach diesem Verhalten der russischen Regierung unter der Leitung Gortschakoffs war jedoch Bismarck durchaus berechtigt, die Konvention als erledigt zu betrachten, und er zögerte auch nicht, diese Auffassung dem englischen Gesandten gesprächsweise mitzuteilen.[6] Damit war eigentlich der ganze Streitfall als solcher

[1] St. A. IV, Nr. 681, 684. — [2] St. A. IV. Nr. 686. — [3] St. A. IV, Nr. 687.

[4] Vgl. G. u. E. Anh. I, Nr. 43, S. 52. — [5] cf. Sybel II, 514—516.

[6] St. A. IV, Nr. 682. «The Convention might therefore, he said, be looked upon as a dead letter, as the instructions necessary for carrying it into effect, had never been drawn up. 5./3. 63.

aus der Welt geschafft, doch hatte Preußen sich die Unterstützung Rußlands in europäischen Fragen gesichert.

In Preußen selbst aber hatten die Gerüchte, die über die Konvention im Umlauf waren, eine weitgehende Erregung hervorgerufen. Daß sie abgeschlossen war, wußte man aus den Berichten der fremden Gesandten, die in den auswärtigen Zeitungen veröffentlicht wurden; über das, was sie enthielt, war man jedoch sehr im unklaren. Auch die Maßnahmen des Oberpräsidenten der Provinz Posen in Gemeinschaft mit dem für die Dauer des Aufstandes ernannten Militärgouverneur erregten namentlich unter der polnischen Bevölkerung starkes Befremden. Die Erregung wurde noch gesteigert durch Gerüchte, die über eine Unterredung Bismarcks mit dem Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses Behrend am 17. Februar im Umlaufe waren und in denen von beabsichtigten Annexionen die Rede war.[1] Das Abgeordnetenhaus, dessen Majorität die Annäherung an Rußland mißfiel, suchte Näheres über die Abmachungen zu erfahren. Nachdem Bismarck am 16. Februar eine Interpellation des polnischen Abgeordneten Kantak und v. Chlapowski, ob und seit wann das Großherzogtum Posen dem Ausnahmezustande einer Verwaltung der kombinierten Zivil- und Militärbehörden verfallen sei, und ob das Kgl. Staatsministerium den amtlichen Erlaß vom 1. Februar 1863[2] seinem Inhalte und seiner Form nach billige[3], durch einfache Verneinung der ersten und Bejahung der zweiten Frage beantwortet und erklärt hatte, daß die Regierung namentlich ein Übergreifen der Empörung auf preußisches Gebiet zu verhindern die Pflicht hätte, brachten am 18. Februar die Abgeordneten Schulze-Delitzsch und v. Carlowitz eine andere Interpellation ein. Diese lautete: „Ist zwischen

[1] Vgl. Parisius, Hoverbeck II,[1] 132.

[2] Betr. die preuß. Maßnahmen in den Grenzbezirken.

[3] St. B. A. H. 1863, III, 58.

der Kgl. Staatsregierung und dem Kaiserl. russischen Gouvernement ein Vertrag zur Hilfsleistung bei der Unterdrückung des Aufstandes im Königreich Polen abgeschlossen und welches ist eventuell der Inhalt desselben?" Motiviert war sie damit, daß in der Beantwortung der Kantakschen Interpellation die Behauptung, daß eine solche Abmachung bestehe, mit Stillschweigen übergangen worden sei.[1] Bismarck lehnte es seitens der Regierung rundweg ab, die Interpellation zu beantworten. Nichtsdestoweniger trat man in eine Besprechung über den Gegenstand ein. Die Abgeordneten von Unruh, Waldeck, Reichensperger und Virchow äußerten sich zu dieser Angelegenheit. Unruh wies darauf hin, daß keine Gefahr vorliege, daß den Aufständischen die Gründung eines selbständigen Polens gelingen könnte. Die Unterstützung Rußlands mißbilligte er angesichts der von diesem Reiche gegen Preußen seit sechzig Jahren eingeschlagenen Politik ganz entschieden, zumal in der jetzigen Zeit, wo man sich auf einen Angriff Frankreichs gefaßt machen müßte. Tatsächlich seien auch schon Warnungen von englischer Seite gegen diese Politik eingelaufen. Bismarck antwortete sofort auf die Vorwürfe des Redners. Er wies auf den Eindruck hin, den Schmähreden gegen die eigene Regierung im Auslande hervorrufen müßten. Die militärischen Maßnahmen seien das geringste, was man zum Schutze der Untertanen gegen den polnischen Aufstand hätte tun müssen. Erheblich schärfer sprach Waldeck gegen die Regierung. Wenn der Inhalt der Konvention so wäre, wie man ihn in den Zeitungen wiedergegeben fände, so müßte jedem Preußen und Deutschen darüber die Schamröte ins Gesicht steigen. Den Aufstand hält auch er nicht im geringsten für Preußen gefährlich. Besonders griff er Bismarck wegen der Verweigerung der Antwort an; dieser handle lediglich

[1] St. B. A. H. III, 100.

im Interesse des Absolutismus. Es heiße nicht das Land schmähen, sondern es heiße es stärken, wenn man die Fehler der Politik offen darlege. — Seine Ausführungen fanden im Hause und auf den Tribünen lebhaften Beifall. Bismarck wies nur ganz kurz und scharf darauf hin, daß er glaube für die Ehre Preußens ebensoviel Sinn zu haben wie Waldeck. Als das gehässigste der Monopole habe ein englischer Staatsmann das der politischen Einsicht und Tugend, welches in einzelnen Parteien Parteiführer sich beilegten, bezeichnet. Reichensperger stellte sich auf einen vermittelnden Standpunkt. Er billigte die Maßnahmen zum Schutze der Untertanen und schloß aus der Nichtbeantwortung der Interpellation, daß keine vollendete Tatsache bestehe. Einem Zusammenschluß mit Rußland, der die Gefahr eines Aufstandes auf das preußische Gebiet übertragen könnte, trat er entschieden entgegen. Gegenüber den preußischen Polen empfahl er eine möglichst milde Politik: «afflictis non est addenda afflictio». Virchow äußerte die Ansicht, daß die Konvention nicht von Bismarck, sondern von neben der Regierung stehenden Kreisen abgeschlossen sei und begründete seine Ansicht mit einer im „Czas“ veröffentlichten Depesche. Da aber Bismarck jetzt zu dieser Politik zu neigen scheine, so weise er auf die Pflichten der Regierung hin, die vor allem darin bestehen müßten, in Petersburg vorstellig zu werden, Polen bessere Institutionen zu geben. Auch er wünschte größere Klarheit über die ganze Angelegenheit. Bismarck erklärte demgegenüber, daß Ratschläge an fremde Regierungen stets etwas Mißliches hätten, weil sie leicht zur Reziprozität führten.[1] Nach Schluß der Debatte stellten die Abgeordneten Frhr. v. Hoverbeck und v. Carlowitz folgenden Antrag: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen zu erklären: Das Interesse Preu-

[1] St. B. A. H. I, 255—264.

ßens erfordert, daß die Kgl. Staatsregierung gegenüber dem im Königreiche Polen ausgebrochenen Aufstande weder der russischen Regierung noch den Aufständischen irgendeine Unterstützung oder Begünstigung zuwende; demgemäß also auch keinem der beiden kämpfenden Teile gestatte, das preußische Gebiet ohne vorhergängige[1] Entwaffnung zu betreten".[2] Dieser Antrag wurde einer Kommission überwiesen, die sich für seine Annahme aussprach. Ein Abänderungsvorschlag des Abg. v. Bonin wünschte Beschränkung der Maßregeln auf den Schutz der preußischen Landesgrenzen, ein Antrag von Vincke ein Verbot der Verfolgung der Insurgenten durch russische Truppen auf preußischem Gebiete. Die Beratung dauerte vom 26.—28. Februar. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf alle Reden näher eingehen wollten[3], es möge genügen, wenn wir nur die wichtigsten herausheben. Dies wird auch genügen, um die nötige Einsicht über die Wünsche und den Standpunkt der einzelnen Parteien zu erlangen. v. Sybel als Berichterstatter empfahl zunächst die Annahme des Kommissionsantrages. Er sah vor allem in der Politik der Regierung eine Nichtachtung des Rechtes und wünschte die Regierung von der bisher eingeschlagenen Bahn abzubringen. v. Rönne und Röpell sprachen sich gegen die Konvention wesentlich aus Gründen der Billigkeit gegenüber den Polen aus. Dr. Becker verlangte die Anerkennung der Polen als selbständige Nation und eiferte gegen die gesamte Politik gegen Polen seit 1772. Nachdem Graf Eulenburg zweimal Äußerungen der Vorredner berichtigt hatte, ergriff Bismarck selbst das Wort. Er hob zuerst die Neigung der Deutschen hervor, sich für fremde Nationen zu begeistern. Diese habe sich auch bei den Polenbebatten gezeigt. Waldeck und

[1] Im Antrag der Kommission „gleichzeitige". St. B. A. H. III, 152.
[2] Ebenda I, 265.
[3] Im Stenogramm füllen sie 92 Seiten gr. 4°.

Unruh hätten gewissermaßen das Ausland zum Angriffe gegen Preußen herausgefordert. Dabei geriet er durch persönliche Äußerungen über Unruhs Stellung zur Steuerverweigerung 1848 in Konflikt mit dem Vizepräsidenten Behrend, der die Disziplinargewalt auch gegen Minister in Anspruch nahm, während Bismarck sich weigerte, sich dem zu fügen. Der scharfe und verletzende Ton, in dem Bismarck sprach, erregte die lebhafteste Entrüstung. Bismarck erklärte in der Annahme des Antrages eine Parteinahme für die polnische Insurrektion sehen zu müssen. Das preußische Interesse sei aber gegen eine solche Stellungnahme. Die Behauptung, daß ein Gürtel von 500 Quadratmeilen den Greueln der russischen Kriegsführung preisgegeben sei, sei reine Phantasie, eine vollständig müßige Erfindung. Es sei vollkommen zwecklos, über Absichten der Regierung zu debattieren, solange diese nicht amtlich mitgeteilt seien. Wenn die Debatte das Ziel gehabt hätte, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, so hätte sie ihren Zweck verfehlt. Twesten hielt dann u. a. noch eine lange Rede, in der er das Haus der Abgeordneten aufforderte, laut und einmütig gegen eine Politik zu protestieren, welche Preußen zu verderben drohe. Er stützte sich in seinen Ausführungen über die Konvention auf die Aussagen Lord Russels im englischen House of Lords. Bismarck wies demgegenüber darauf hin, daß alles auf den Wortlaut der Verträge ankomme und diesen habe Russel nicht kennen können.

Die Debatte wurde am folgenden Tage fortgesetzt. v. Vincke stellte sich dabei im ganzen auf den Standpunkt der Regierung. Dagegen griff der Abg. v. Hennig-Plonchott unter heftigen persönlichen Ausfällen gegen den Ministerpräsidenten die Regierungspolitik scharf an und blieb bei der Behauptung, daß die Grenze durch preußische und russische Truppen bereits verschiedentlich überschritten sei. Bismarck wies alle Angriffe äußerst energisch

zurück. Er erklärte auf eine Anregung des Vorredners, das Haus aufzulösen, daß er erst wünsche, dem Lande Gelegenheit zu geben, die Abgeordneten recht kennen zu lernen. Von verschiedenem Standpunkte aus beleuchteten dann noch die Abg. Bonin, Schulze und Virchow die Gefahren der Konvention und die verkehrte Haltung der preußischen Regierung. Namentlich Virchow ging heftig gegen Bismarck vor und warf ihm vor, daß bei seiner Art der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten die staatsrechtliche Diskussion überhaupt aufhöre.

Am 28. wurde dann die Debatte zu Ende geführt. Der Antragsteller v. Hoverbeck polemisierte noch einmal gegen Bismarck und erklärte, daß die Majorität auf keinen Fall die Geldmittel für die Ausführung der Konvention bewilligen würde. Noch schärfer äußerte sich Dr. Simson gegen Bismarck. Er erklärte die Ansicht des Ministerpräsidenten, jedem Aufstande entgegentreten zu müssen, für eine Donquixoterie. Ferner verglich er die ganze Regierung mit Seiltänzern, deren halsbrecherische Künste zu bewundern nicht nach jedermanns Geschmack sei. Bismarck wies diese Bemerkungen als unschicklich zurück und sah im übrigen in den Worten Simsons die „Bestätigung seiner Ansicht, daß die Regierung eine unparteiische und sachliche Beurteilung ihres Verhaltens von den Abgeordneten nicht erwarten könne. v. Carlowitz und v. Sybel begründeten dann noch einmal den Kommissionsantrag, Sybel wies wiederholt auf die Veröffentlichungen über die Konvention in auswärtigen Parlamentsverhandlungen und die privaten Äußerungen, die Bismarck Behrend gegenüber gemacht hatte, hin. Die Abstimmung ergab alsdann die Ablehnung des Boninschen Antrages mit 229 : 76 Stimmen, dagegen die Annahme des Kommissionsantrages in der von v. Bockum-Dolffs vorgeschlagenen Fassung: „Das Interesse Preußens erfordert, daß die Kgl. Staatsregierung gegenüber dem im Königreiche Polen ausgebrochenen

Aufstande keinem der kämpfenden Teile irgendeine Unterstützung oder Begünstigung zuwende, noch auch Bewaffneten gestatte, das preußische Gebiet ohne gleichzeitige Entwaffnung zu betreten" mit 275:57 (Konservative, Altliberale, Zentrum) Stimmen.[1] „Bei der glühenden Erbitterung des Verfassungskampfes kam kein Gedanke auf, daß ein solcher Beschluß das Ansehen der Regierung im Auslande schädigen und damit die Preußen vielleicht bedrohenden Gefahren vermehren könne. Noch viel weniger hatte jemand im Hause oder im Lande eine Ahnung, daß Bismarck durch die Konvention und durch die hiermit erlangte Bestätigung der russischen Freundschaft den ersten Stein zum Fundamente für Preußens künftige Größe gelegt hatte."[2] Die Debatte hatte im ganzen die Einmütigkeit des Hauses gezeigt. Auffällig war es, daß kein Mitglied der katholischen Partei zu Worte gekommen war. Durch den Schluß der Debatte war ihren Rednern das Wort abgeschnitten worden. Die Konservativen hatten ihre Sonderstellung bewahrt und brachten in ihren Anträgen klarer das preußische Interesse zum Ausdruck als die Fortschrittspartei in ihren Forderungen. Bei einigem verständnisvollen Entgegenkommen von beiden Seiten hätten viele Schärfen vermieden werden können, denn, wie wir schon sahen, die Konvention war bereits zum toten Buchstaben geworden. Überdies hatten sich die Russen den Insurgenten so überlegen gezeigt, daß eine Überschreitung der preußischen Grenze nicht mehr zu befürchten war. Als alleiniger Streitgegenstand blieb noch die Anlehnung Preußens an Rußland und solange diese bestand, war allerdings wohl an eine vollkommene Verständigung nicht zu denken.

Nachdem nämlich der Überfall auf die russischen Garnisonen in der Nacht des 22./23. Januar gescheitert war, hatten

[1] St. B. A. H. I, 327—419. Kohl, Bismarck-Reden II, 112—141.
[2] v. Sybel II, 517 f.

sich die Polen auf den Parteigängerkrieg verlegt. Anfang Februar war Mieroslawski von dem Zentralkomitee zum Diktator ernannt worden. Er sammelte einige Banden um sich, wurde aber in der Nähe von Plonsk am 12. Februar von den Russen völlig geschlagen und flüchtete nach Krakau. Nach dessen Niederlage ernannte die weiße Partei den ehemaligen preußischen Bombardier Maryan Langiewicz zum Diktator, der dann auch Anfang März im Süden das Amt übernahm.[1] Die hermetische Abschließung der preußischen Grenzen durch die Truppen des Generals Grafen Waldersee (I., II., V., VI. Korps) führte bereits im Februar dazu, daß sich der Schauplatz der Kämpfe von der preußischen Grenze fort- und zur österreichischen hinzog. Allerdings kamen hin und wieder noch Grenzüberschreitungen vor, für die jedoch jedesmal die Genehmigung eingeholt werden mußte.

Die öffentliche Meinung hatte im Grunde nicht so sehr unrecht, wenn sie Bismarck vorwarf, daß er erst den lokalen Aufruhr zu einer europäischen Frage gemacht habe. Für die erste Zeit der Erhebung trifft dies sicher zu. Trotzdem würde man sich wohl nicht so stark darüber aufgehalten haben, wenn nicht die gegenteilige Haltung der Westmächte bekannt geworden wäre und wenn man nicht von Rußland nur Undankbarkeit zu ernten gefürchtet hätte. Wie alle diese Befürchtungen und Hoffnungen in der Presse ihren Ausdruck finden, wollen wir jetzt im einzelnen verfolgen.

Um zu einer gerechten Würdigung zu gelangen, müssen wir darauf hinweisen, daß uns zwar jetzt die meisten diplomatischen Verhandlungen der Tage bekannt sind und daß wir die Beweggründe der leitenden Staatsmänner wohl zu erkennen vermögen, daß hingegen damals von diesen Verhandlungen na-

[1] Knorr, Die poln. Aufstände seit 1830, S. 137 f.

türlich nichts in die Öffentlichkeit drang. Was man aus Parlamentsverhandlungen in London oder sonst darüber erfuhr, war nicht dazu angetan, die Besorgnisse zu zerstreuen, daß es sich bei der polnischen Erhebung um eine Angelegenheit von großer internationaler Bedeutung handelte, die Preußen leicht in eine äußerst schwierige Lage in Europa bringen konnte. Das Verhalten des Ministerpräsidenten den Interpellationen des Abgeordnetenhauses gegenüber war auch nicht gerade so, daß dadurch alle Zweifel zerstreut wurden. Wo man sichere Nachrichten nicht erhalten konnte, stützte man sich eben auf Gerüchte, und daß diese nicht ausgingen, dafür sorgte die erregte öffentliche Meinung von selbst zur Genüge. War die Angelegenheit an sich schon verwickelt genug, so wurde die Übersicht durch das Hinzutreten der verschiedensten Berichte und Vermutungen noch erheblich erschwert. Die Abgeordneten konnten wohl heftige Angriffe gegen das Ministerium richten, taktisch waren sie doch erheblich im Nachteil, weil sie gezwungen waren, auf ganz unsicherer Basis zu kämpfen, während der Ministerpräsident die europäische Lage vollkommen überschaute und die Vorgänge bekannt machen oder verschweigen konnte, je nachdem es ihm gefiel. Ihm erschien es offenbar ratsamer, die Abgeordneten solange wie möglich über die Absichten der Regierung im unklaren zu lassen. Die Aufregung und der Zorn wurden dadurch allerdings nur noch gesteigert.

Die N. A. Z. bringt während der ganzen Dauer des Aufstandes sehr eingehende Nachrichten über ihn. Mit den Schutzmaßregeln der Regierung ist sie natürlich vollkommen einverstanden, auch eine Intervention erscheint ihr trotz aller Gegenbehauptungen der Demokraten durchaus gerechtfertigt.[1] Das Vorhandensein einer Konvention wird nicht in Frage ge-

[1] 37. 39., 13. 15./2.

stellt, doch wird über ihren Inhalt weiter nichts mitgeteilt. Die Ausfälle Waldecks rufen Entrüstung und Hohn bei der N. A. Z. hervor. Als Erfolg der preußischen Politik wird sehr bald die Dämpfung und Lokalisierung des Aufstandes festgestellt.[1] Die Hauptangriffe der N. A. Z. richten sich gegen das Verhalten der Liberalen. Sowohl deren Vertreter im Abgeordnetenhause wie die Zeitungen werden wegen ihres unpatriotischen Verhaltens auf das schärfste getadelt[2], und ihnen die deutschfeindlichen Bestrebungen der Polen vorgehalten. Dagegen werden die diplomatischen Verhandlungen der Westmächte und Österreichs von vornherein als ziemlich belanglos betrachtet. Sie werden wohl in allen Phasen verfolgt, doch ohne daß dabei irgendwie ein Gefühl der Besorgnis zutage träte.

Hier in der auswärtigen Politik tritt der offiziöse Charakter der N. A. Z. bedeutend stärker hervor. Über alle Vorgänge ist sie gut unterrichtet, sie weiß auch offenbar mehr von allen Verhandlungen, als sie veröffentlicht. Die Fehler der Fortschrittspartei aufzudecken, fällt ihr nicht eben schwer. Hin und wieder zeigt sich ein etwas zu großer Optimismus in der Beurteilung der Lage.

Den Feudalen konnte natürlich eine Politik, die darauf hinausging, eine revolutionäre Bewegung zu unterdrücken, nur angenehm sein, daher hat denn die Krzztg. auch nur uneingeschränktes Lob für die Haltung der Regierung. Sie betrachtete den Aufstand von vornherein als im Zusammenhange mit der europäischen Gesamtpolitik stehend und forderte daher eine politische Behandlung der Frage neben der rein militärischen.[3] Die Haltung Bismarcks im Abgeordnetenhause den ersten In-

[1] 48. 26./2.

[2] Auch der Staatsanzeiger veröffentlichte gegen das leidenschaftliche Gebaren der Abgeordneten bei den Polenbebatten einen scharfen Artikel.

[3] Krzztg. 14./2. 63. Nr. 38.

terpellationen gegenüber findet die rückhaltlose Anerkennung der Zeitung. Die Fortschrittspartei habe sich in ihren Äußerungen vollkommen unpatriotisch gezeigt. Bismarck könnte sich kaum zu beklagen haben, wenn alle Tage solche Reden wie die Waldecks am 18. Febr. gehalten würden.[1] Preußen müsse zwar auf alle Möglichkeiten gefaßt sein, doch sei von England und Frankreich nichts Ernstes zu fürchten. Durch die Reden in anderen Parlamenten dürfe man sich nicht beeinflussen lassen. Preußen könne unmöglich die Bildung eines selbständigen Polens zugeben. Es wäre Torheit, von einem blühenden Staate zu fordern, einen gebrechlichen aufzurichten, um sich selbst zu zerstückeln. Für die Polen selbst müsse eine rasche Beseitigung des Aufstandes von Wert sein.[2] Die Konvention wäre allein schon aus dem Grunde erforderlich, weil im Königreiche Polen viele Deutsche wohnen, die von den Polen sonst leicht verfolgt und in ihrem Eigentum geschädigt werden könnten. Zu den großen Polendebatten im Landtage bemerkt die Krzztg. ganz richtig, daß es den meisten Rednern der Opposition weniger auf Polen als auf die Beseitigung der Minister angekommen wäre. Bismarck wird wegen seiner ruhigen und energischen Haltung gelobt. In dem Verlaufe der Debatte sieht sie eine lustige Tragödie, da gerade das Gegenteil von dem erreicht worden wäre, was die Demokratie wollte.[3] Nach wie vor betrachtet sie den polnischen Aufstand im Zusammenhange mit der allgemeinen demokratischen Propaganda. Sie glaubt allerdings nicht, daß die Abgeordneten ihre Erklärung dolos, mit Kenntnis ihrer Tragweite abgegeben haben, aber gerade dadurch scheint andererseits wieder die staatsmännische Befähigung der Majorität in Frage gestellt.[4]

---

[1] Krzztg. Nr. 43. 23./1. — [2] Ebenda Nr. 48. 26./2.
[3] Ebenda Nr. 50. 28./2., 53. 4./3. — [4] Ebenda Nr. 58. 10./3.

Die Krzztg. betrachtet den Aufstand überhaupt sehr optimistisch. Irgendwelche Gefahr für Preußen vermag sie darin nicht zu entdecken. Er scheint ihr sogar ganz angenehm zu sein, weil die fortschrittlichen Abgeordneten, von ihren Neigungen hingerissen, sich fortdauernd Blößen geben, die sie wohl auszunützen weiß. Die Unterstützung Rußlands ist ihr natürlich auch höchst willkommen, sie glaubt auch eine Annäherung Österreichs an Preußen als Ergebnis der Erhebung verzeichnen zu können.[1] Doch war dies der tatsächlichen Entwicklung der Verhältnisse gegenüber nicht haltbar. Sie ist auf jeden Fall mit der Entwicklung der Dinge durchaus zufrieden und verfehlt nicht, dieser Stimmung lebhaften Ausdruck zu verleihen.

Alle anderen Parteien jedoch sind einstimmig in der Verurteilung der von Bismarck befolgten Polenpolitik. Die K. Z. stellt eine deutliche Trennung von Frankreich als nächste Folge der Konvention fest. Diese wird im Lande allgemein verwünscht, da dem preußischen Volke nichts verhaßter sei als Servilität gegen Rußland.[2] Bismarcks Verhalten gegen die Abgeordneten erregt das stärkste Mißfallen des Blattes, es erwartet, daß die Abgeordneten durch Annahme einer entschiedenen Resolution sich von der Gemeinschaft mit der Politik des feudalen Ministeriums lossagen, das durch Abschluß jener traurigen Konvention einen ungeheuren Fehler begangen habe.[3] Auch die Äußerungen Bismarcks dem Vizepräsidenten Behrend gegenüber werden scharf kritisiert, es sei so, als ob Bismarck nach dem Studentenliede „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" die Rollen verteile. „Man wird sich des peinlichen Eindruckes nicht erwehren können, daß der Staat Friedrichs des Großen in schwerer Gefahr schwebt.

[1] Krzztg. 57. 8./3. — K. Z. 17./2. 48.

[2] Dagegen verurteilt die B. A. Z. ganz entschieden die zu weitgehenden Angriffe der Fortschrittler, insbesondere die Waldecks vom 18./2. B. A. Z. 19./2.

Es scheint höchste Zeit, den preußischen Staat der Leitung eines weniger genialen Ministers anzuvertrauen." [1] An jedem Tage wird Bismarcks Politik in dieser oder jener Form von neuem angegriffen, auch nicht ein gutes Stückchen wird daran gelassen. Die Polen haben nach der K. Z. auch bereits erkannt, daß Langiewicz kaum soviel für sie geleistet hat als Herr v. Bismarck-Schönhausen. Preußens Lage erscheint ihr immer gefährlicher, die Gefahr eines Krieges wird bereits erörtert. Bismarck ist in Preußen, Preußen in Europa vollkommen isoliert. [2] Auch Gerüchte über Rücktrittsgedanken Bismarcks werden gebracht. „Das Ministerium Bismarck wird vielleicht in der Entwicklungsgeschichte Preußens als der letzte auf die Spitze getriebene Versuch, den Staat durch ein adeliges Ministerium zu regieren, bemerkenswert bleiben." [3]

Das Mitgefühl mit den Polen, große Sympathien mit den Unterdrückten treten in allen diesen Äußerungen viel weniger hervor als die Abneigung gegen Bismarck, die viel größer erscheint als nach den Vorgängen in der inneren Politik. Die geheime Triebfeder für diesen Zorn ist wohl in der Angst vor einem europäischen Krieg zu suchen, in den Preußen isoliert verwickelt werden könnte und dadurch unberechenbaren Schaden erleiden würde. Die rheinischen Zeitungen fürchten vor allem eine Unternehmung Napoleons am Rhein. [4] Wenn die Kriegsgefahr damals noch sehr gering war, so war sie doch ohne Zweifel vorhanden und insofern hatte der Groll der K. Z. einige Berechtigung. Dagegen hatten die offiziösen und konservativen Organe recht, wenn sie den Liberalen vorwarfen, daß sie nicht wagten, der Gefahr ins Gesicht zu sehen, sondern lieber die eigene Schwäche in alle Welt hinaus verkündeten. Eigene Wünsche bringt die K. Z. nicht vor, sie zeigt nur eine

[1] K. Z. 20./2. 51. 28./2. 59. — [2] Ebenda 72. 13./3.
[3] Ebenda 72. 13./3. — [4] So auch die Elberfelder Ztg. v. 22./2.

vollkommene Ablehnung aller Bismarckschen Maßnahmen und ein klares Mitgefühl für die Polen.

Derselbe leidenschaftliche Zorn über die Polenpolitik der Regierung findet sich bei den Pr. Jahrb., allerdings suchen sie sich, soweit es irgend geht, in ihrem Urteil zu mäßigen. Sie können nicht erkennen, daß die Konvention irgendein preußisches Interesse, irgendeinen politischen Gedanken vertritt. Sie sei ein geradezu beispielloser Schritt, weil das preußisch-polnische Gebiet sich in vollkommener Ruhe befindet. Man habe Rußland dadurch einen Nutzen erwiesen, ohne sicher zu sein, eine Gegenleistung dafür zu erhalten. Eine Verschlechterung der Beziehungen zu Frankreich sei entschieden eingetreten. Doch werde Frankreich sich wohl mit der Einleitung einer höflichen diplomatischen Erörterung begnügen, ernste Verwicklungen liegen nach Ansicht der Pr. Jahrb. nicht nahe. Die Regierung darf sich jetzt von dem Lärm in Europa nicht einschüchtern lassen und von der Konvention nicht zurücktreten. Die Absicht Bismarcks, an die Stelle einer Tripelallianz eine partielle heilige Allianz zu setzen, erscheint als ein verunglückter Ersatz, da dadurch die Beziehungen Österreichs zu den Westmächten und dieser untereinander sich erheblich verbessern.[1] Das Urteil klingt im nächsten Monat schon erheblich schärfer.

Eine europäische Krisis, die durch das Verhalten Preußens hervorgerufen war, ist nach Ansicht der Jahrb. nur durch die ruhige Haltung Englands vermieden worden. Frankreich ging darauf aus, mit dem Vorschlage seiner identischen Noten England und Österreich zu neutralisieren, um dadurch freie Hand am Rhein zu bekommen und so den Zwischenfall zu benutzen, der ihm statt des unerreichbaren Polens das erreichbare Preußen bot. England hat offenbar vor den französischen Absichten in

[1] Pr. Jahrb. XI, 188. 23./2.

Berlin gewarnt. Von dem preußisch-russischen Abkommen hat man seitdem nichts mehr gehört. Preußen ist durch die Veröffentlichung der Depesche vom 19. Februar im „Moniteur" öffentlich gedemütigt worden. „Wir suchen vergeblich nach einer Zeit, wo fast ganz Europa sich einer solchen Rücksichtslosigkeit gegen uns befleißigt hätte, wie seit der kurzen Amtsverwaltung des Herrn Bismarck. Unsere heutige Politik besitzt ein eigenartiges Talent, wie das eigene Land, so die öffentliche Meinung von Europa gegen sich aufzureizen. Diese Fähigkeit, welche ohne System allenthalben anbindet, heute die Spitze gegen Österreich kehrt, morgen sich ohne Not in heiklen Fragen mit Frankreich brouilliert, — es müßte wunderbar hergehen, wenn ein solches Verhalten uns nicht völlig isolierte." Dann wird folgender kühne Plan erörtert: Rußland habe einen neuen Schlag im Orient vorbereitet, Preußen solle ihm dabei den Rücken decken, und dafür Kongreßpolen und bei einem Kampf mit Österreich auch noch einen Teil von Galizien erhalten. Frankreich sollte durch das Angebot Ägyptens zum Beitritt bewogen werden. Die Billigung der Pr. Jahrb. findet dieser Plan nicht; wenn Preußen wirklich hoffen sollte, ein gutes Stück von Polen zu gewinnen, so müßte es Rußland bei seinen großen Eroberungsplänen im Orient Deckung geben. Eine Tripelallianz sei seit Drouyns Amtsantritt überhaupt unmöglich gewesen, wenn Preußen Ägypten Frankreich angeboten hätte, so hätte England es glatt ans Messer geliefert. Wenn auch der erste Angriff Frankreichs jetzt abgewiesen sei, so bleibe doch noch Gefahr genug für die Zukunft. Frankreich habe durch seine Noten auf jeden Fall seine Absicht gezeigt, seine Beziehungen zu Preußen zu verschlechtern. Napoleon sei gezwungen, irgend etwas in der polnischen Angelegenheit zu tun, doch hindere ihn sein politisches Interesse, sich direkt gegen Rußland zu wenden. Österreich werde sich nicht diplomatisch für die polnische Sache

verwenden, da dies seinen Interessen widerspreche. Bismarck wird getadelt, daß er nicht die Annäherung Österreichs gesucht hat, um gemeinsam gegen Rußland, das sie stets gegeneinander ausspielt, vorzugehen.

„Soll eine deutsche Revolution abgewendet werden, so muß in der Nation die Zuversicht entstehen, daß die preußische Politik, wie sie die inneren Staatszustände fortbildet, nach außen die Verhältnisse vorbereitet, welche bei der nationalen Umgestaltung zu Hilfe kommen müssen. An den entscheidenden Vollzug dieser Umgestaltung ist aber im Ernst nicht zu denken, so lange jenseits des Rheins oder diesseits der Weichsel eine große Militärmacht steht, die ihre Neutralität uns nur gegen die gefährlichsten Opfer verkaufen, die im anderen Falle sich beeilen würde, Österreich und allen Gegnern der nationalen Einigung einen Stützpunkt zu bieten." Dann werden noch die Abkehr von England und die handelspolitischen Nachteile, die durch die verkehrte Politik hervorgerufen sind, tadelnd erwähnt.[1]

Daß das Zusammengehen mit Rußland getadelt wird, ist bei den liberalen Anschauungen leicht verständlich. Die Furcht vor einem europäischen Kriege bestimmt das Urteil hier nicht so stark wie bei der K. Z. Den Pr. J. erscheint ein Bündnis mit Rußland untunlich, ein solches mit Frankreich nicht durchführbar. Die Verstimmung mit England beklagen sie sehr, offenbar sehen sie am liebsten einen Vertrag mit diesem Lande. Seltsam erscheint es, daß sie ein Zusammengehen mit Österreich empfehlen, nach ihrer Stellung zur deutschen Frage sollte man annehmen, daß ihnen Rußland als das kleinere Übel erscheinen müßte. Der Vorschlag ist wohl auch nur als vorübergehendes Auskunftsmittel anzusehen. Die persönliche Abneigung gegen den Ministerpräsidenten tritt in den Pr. Jahrb. nicht so stark

[1] Pr. Jahrb. XI, 309 ff.

hervor wie in der K. Z., vielmehr nehmen die sachlich-politischen Erörterungen den größten Raum ein. Doch ist darum die Verurteilung der Gesamtpolitik nicht minder scharf als in dem rheinischen Blatte; das blinde Tasten wirkt jedoch fast ironisch.

Das Urteil Theodor v. Bernhardis, der im Februar eine Denkschrift über den polnischen Aufstand für den Kronprinzen ausarbeitete, lautet ganz anders. Er hält es für wahrscheinlich, daß Rußland siegen wird, damit ist jedoch die Gefahr für Preußen nicht beseitigt, weil Wielopolski seine Pläne weiter verfolgen wird. Es könnte auch immerhin für Preußen gefährlich werden, wenn Rußland verstärkt aus dem Kriege hervorgehen würde. Ein selbständiges Polenreich würde hingegen unmittelbare Gefahren für Deutschland, speziell für Preußen hervorrufen. Die Polen würden den Weg an die Ostsee suchen und sich dazu auf Frankreich stützen müssen. Ein Einschreiten Preußens scheint deshalb geboten, doch muß klar sein, daß dies in rein preußischem Interesse geschieht, also erst wenn eine allgemein verständliche Gefahr für das eigene Land hervorgetreten ist. Es darf nicht uneigennützig erscheinen, um nicht als Verdachtsmoment für das allgemeine Bündnis der Fürsten gegen die Völker zu dienen. Man soll von Rußland die Erleichterung der Handelsbeziehungen und die unbedingte Zustimmung Rußlands zu der preußischen Politik in Schleswig-Holstein fordern. Selbst im Falle eines russischen Sieges soll man dahin wirken, daß nicht durch Wielopolski später neue Gefahren geschaffen werden.[1]

Also doch immerhin die Anerkennung, daß ein Eingreifen Preußens in die polnischen Verhältnisse notwendig ist, wenn auch in etwas anderer Art, als Bismarck es durchführte. Auch

[1] H. Z., Bd. 73, 1894, 38 ff.

fehlt Bernhardi nicht die Erkenntnis, daß gerade die Durchführung der Pläne der gemäßigten polnischen Partei für Preußen sehr gefährlich werden konnte. Vor allem weht aber in diesem Schriftstück eine ganz andere Luft als in der Publizistik.

Die Grenzboten urteilen in diesem Falle im ganzen milder als die altliberalen Organe. Für keine Partei der Polen, aber auch nicht für die Russen empfinden sie irgendwelche Sympathie. Die Verschwörung hat nach ihrer Meinung für den deutschen Politiker an sich keine Bedeutung, nur die Frage einer eventuellen Staatsgründung durch die aristokratische Partei ist von Wichtigkeit. Die Konvention wird verurteilt, weil sie zwei Grundsätze des Staatsrechtes verletzt, nämlich einmal die Zulassung von Gewalttaten bewaffneter Fremden im eigenen Lande und dann die Verletzung des Gastrechts der Fremden. Im Volke wird auch die Überlegenheit, die diese Maßregel anderen Mächten gegenüber Preußen gegeben hat, bereits „mit tiefer Scham" empfunden. Die Grenzboten finden es sehr seltsam, daß man bei dem Abschluß der Konvention von der Gefahr einer englisch-französisch-österreichischen Tripelallianz keine Ahnung hatte. Sie bestreiten hingegen entschieden die Richtigkeit der Mitteilungen über geheime Artikel des Vertrags und geheime Absichten der Regierung, die Bismarck in vertraulichen Mitteilungen gemacht haben soll.[1] In den parlamentarischen Verhandlungen über die Konvention sehen sie eine große Niederlage des Ministeriums. Allerdings war ihnen mancher Abgeordnete in seinen Sympathien für die polnische Sache zu weitläufig. Sie erkennen richtig, daß im ganzen in der Presse und im Volke mehr Eifer vorhanden ist, dem gegenwärtigen Ministerium zu opponieren, als daß deklamierender Enthusiasmus für ein fremdes Volkstum sich zeigt. Die Abneigung gegen die Politik der Regierung sei im Lande nur noch gestiegen.[2]

[1] Grenzb. 1863, I, 347 ff. — [2] I, 428 ff.

Wenn die grünen Blätter mit der preußischen Politik auch nicht einverstanden sind, so zeigen sie doch ein besseres Verständnis für die Verhältnisse als die preußischen altliberalen Zeitschriften und das wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil Gustav Freytag aus eigener Erfahrung die Zustände an der Grenze kannte. Sie betrachten die Frage sehr kühl, die Erhebung kann ihnen kein großes Interesse einflößen, die Einmischung der europäischen Mächte nehmen sie sehr ruhig auf. Zwar erscheint auch ihnen die preußische Politik nicht richtig, vor allem zu kriechend und schwach Rußland gegenüber, doch ist ihr Tadel gemäßigter, als der der anderen liberalen Blätter und namentlich nehmen sie den Ministerpräsidenten etwas in Schutz. Die Stellung zu dieser Einzelfrage entspricht durchaus der allgemeinen Haltung des Blattes, das sich durch Kriegsgefahren nicht so beunruhigt fühlen kann wie die preußischen Zeitungen. Die Meinung der Mehrheit der altliberalen Partei über die preußische Polenpolitik vertreten sie wohl nicht. Diese zeigte mehr eine entschiedene Abneigung gegen alles, was Bismarck hieß. Bei den einen wurde diese Stimmung durch die Kriegsfurcht, bei den anderen durch das überlegene Auftreten des Ministerpräsidenten, bei den dritten durch den Zorn über die angeblich verletzte Ehre Preußens hervorgerufen. Man war entschieden in der Abneigung, im Tadel, um so unentschiedener war man über die beste Stellung zum polnischen Aufstande. Gerüchte trugen viel dazu bei, die Aufregung zu vermehren, andrerseits mußten sie auch dazu dienen, der großen Menge einigermaßen verständliche Motive für die Handlungsweise des Ministeriums zu liefern. Wenn sich die altliberale Partei in der inneren Politik auch noch nicht völlig von der Regierung abkehrte, durch die Vorgänge der äußeren Politik war der Bruch vollzogen und der Zusammenschluß mit den fortschrittlichen Elementen herbeigeführt.

Diese, die ebensosehr für die allgemeinen liberalen Ideen entflammt waren und denen die russische Autokratie schon an und für sich ein Greuel war, waren natürlich einstimmig in der Verurteilung der preußischen Regierungspolitik. So lange der Aufstand sich auf Rußland beschränkt, bringt die V. Z. zwar Berichte über die Vorgänge auf dem Kampfplatz, doch enthält sie sich großer Erklärungen. Sowie aber die Konvention bekannt wird, äußert sie sich in energischen Protesten dagegen. Ihr erster Leitartikel darüber „Verhängnisvolle Fehler" wurde sofort konfisziert. Als Ersatz dafür stellte sie nur die Frage, ob der Vertrag wirklich zum Schutze der Grenzdistrikte dienen kann. Ohne ihn würde doch der Krieg an der Grenze aufhören, während das jetzt nicht der Fall ist. Ihrer Stimmung gibt sie Ausdruck in der Frage „Wie lange, guter Gott, soll dies Herumtappen in Dunkelheiten währen, und wohin soll all das uns noch führen?"[1] Die Sympathien für die Polen sind nach Ansicht der V. Z. erst durch Preußens Einschreiten hervorgerufen worden. Dieses ist unbegreiflich, denn es läuft auf ein künstliches Zurückschrauben der Weltgeschichte hinaus, auf die Sicherung eines reaktionären Systems in Preußen durch die Unterstützung Rußlands und Österreichs. Das könne aber nur zu schweren Niederlagen führen.[2] Frankreich sei durch das Verhalten Preußens, das die Gefahr der Bildung einer neuen heiligen Allianz in sich berge, dazu gezwungen worden, die Beziehungen zu Rußland zu lockern und irgendeine populäre Rolle zu übernehmen. Eine Regeneration Polens kann Preußen nach den verkehrten Maßnahmen der Regierung, die gegen den ausgesprochenen Willen des Volkes ergriffen sind, nicht verhindern.[3] Die diplomatische Niederlage, die Preußen bereits erlitten hat, wird sich leicht auch in eine politische verkehren

[1] V. Z. 46. 24./2. 63. — [2] 48. 26./6. — [3] 57. 8./3.

können. Denn im Falle eines Feldzuges würde sich Preußen in sehr bedenklicher Lage befinden. In Rußland sei die stärkere Partei selbst gegen die Konvention, mit Österreich habe man auch gebrochen, so daß Preußen völlig isoliert sei.[1]

Es ist kein großer Unterschied zwischen diesen Ausführungen und denen der altliberalen Zeitungen. Darin stimmen sie vollkommen überein, daß sich in Polen für die preußische Politik keine Erfolge erzielen lassen, sondern daß im Gegenteil der Vertrag Preußens mit Rußland große Gefahren in sich birgt, denen zu begegnen nach ihrer Meinung Bismarck nicht fähig ist.[2] Die Auffassung, daß diese Richtung von der preußischen Regierung einzig aus dem Grunde eingeschlagen sei, um die Aufrichtung eines reaktionären Systems in Preußen zu erleichtern, bringen sie allein. So sehr fern lag diese Vermutung bei dem engen Anschluß an das selbstherrlich regierte Rußland ja nicht. Bei der Zuspitzung der polnischen Frage zu einer europäischen Angelegenheit interessiert auch sie das Verhalten Frankreichs am stärksten.

Die Deutschen Jahrbücher stimmen in ihrem Urteil mit der V. Z. im wesentlichen überein. Bismarck hat die polnische Frage zu einer europäischen erhoben. Sie wird, wenn die Polen sich nur zwei Monate halten, mit der orientalischen kombiniert einem Kongreß unter dem Vorsitze des Kaisers der Franzosen unterbreitet werden, sehr zum Schaden Preußens. Napoleon ist durch das Eingreifen Preußens die günstigste Gelegenheit geboten worden, seine Politik wieder in Schwung zu bringen. Die preußische Politik erscheint den Jahrb. irrlichternd, Panslavismus und Absolutismus beschützend, die beide für Preußen gefährlich sind. Die heilige Allianz sei ein Unding, solange ein Bonaparte in Paris throne und in Rom kampiere.

[1] 59. 11./3.

[2] Auch die Nat.-Ztg. v. 13./2. stimmt diesem Urteil zu.

Nur das liberale Preußen sei eine Großmacht, das reaktionäre undeutsche niemals. Selbst wenn die Konvention nicht in voller Schärfe ausgeführt würde, so bleibe doch ihre polenfreundliche und preußenfeindliche Wirkung bestehen, und damit sei Frankreichs Kongreßprojekt unwiderruflich in Fluß gebracht. Man habe Rußland Hilfe geleistet, ohne das Recht des Mitbeschließens in Anspruch zu nehmen, darin liege ein unwürdiges Dienstbarkeitsverhältnis.[1]

Auch hier ist die Hauptfrage darauf gerichtet, was Frankreich wohl tun wird. Die Konvention wird verurteilt. Neu ist nur die bestimmte Aussicht auf einen Kongreß unter französischem Vorsitze und damit natürlich auch unter französischem Einflusse. Daß es nicht unrichtig war, derartige Pläne ernsthaft zu erörtern, zeigte das Verhalten Napoleons im November, nachdem Versuche zu energischen Schritten gescheitert waren.

Inhaltlich übereinstimmend mit allen anderen liberalen Blättern, nur wieder etwas schärfer im Tone äußert sich die N. V. W. über die Konvention. Nach ihr hat die Regierung sich verpflichtet, die verzweifelte Notwehr eines bis auf das Blut gepeinigten Volkes bekämpfen zu helfen, und zwar unter Bedingungen, welche das Ehrgefühl des preußischen Volkes aufs äußerste verletzen. Die N. V. W. hält ein auf Kosten Rußlands hergestelltes Polen für einen weniger beschwerlichen Nachbarn als das Zarenreich. Bismarck hat sich durch die Konvention dem Bonapartismus auf Gnade und Ungnade ergeben, „eine einzige Handbewegung desselben nach dem Degengriffe, und die jetzige preußische Regierung mitsamt ihrem System bricht zusammen wie ein Kartenhaus". Bismarcks Verhalten im Abgeordnetenhause wird natürlich auch getadelt, seine Erklärung habe ziemlich auf dem Boden jener staatsrechtlichen Anschauungen

[1] Deutsche Jahrb. VI, 493 ff.

gestanden, welche zur Blütezeit der heiligen Allianz und des Legitimitätsprinzips auf den Völkern Europas lasteten. Er habe die Interpellation in schroffstem Tone abgelehnt. Seine großen Annektierungspläne seien schon zu einer Gendarmenexpedition zusammengeschrumpft.[1] Das Zurückweichen vor den Angriffen Englands und Frankreichs sei erbärmlich. Die Berliner Mißregierung stehe vereinsamt innerhalb des politischen Europa wie eine „widerliche Monstrosität in der Natur" da. Nur für Napoleon sei die Fortdauer des Ministeriums Bismarck von großer Wichtigkeit. Gegenüber den Angriffen der ausländischen Blätter zeige man eine Vogel=Straußpolitik, indem man die anstößigen Stellen in den Reden der auswärtigen Parlamente einfach fortlasse. Bei den Debatten im Abgeordnetenhause haben die Ausführungen Schulzes und Sybels der N. V. W. am besten gefallen. Sie ist überzeugt, daß der Bonapartismus sich seinerzeit den ihm von Bismarck gebotenen Vorwand für den populärsten Krieg, den er führen kann, nicht entgehen lassen wird.[2]

Vorläufig erscheint der N. V. W. die Kriegsgefahr offenbar noch nicht sehr groß. Die Konvention soll das Mittel abgeben, den beschleunigten Sturz des verhaßten Ministerpräsidenten herbeiführen zu können. Neue Gedanken bringt sie weiter nicht.

Die Fortschrittspartei steht der preußischen Politik also völlig ablehnend gegenüber. Die Sympathien für die Polen treten nirgends stark hervor, eine Unterstützung der Aufständischen will sie jedenfalls nicht, das Entgegengesetzte ist ihnen aber noch verhaßter. Sie haben die Überzeugung, daß, wenn Preußen sich neutral gehalten hätte, der Aufstand einen vollkommen lokalen Charakter bewahrt hätte und schnell unterdrückt worden wäre. Sie vergessen nur dabei, daß dann eine Initiative wohl von anderer Seite ergriffen und Preußen vor dieselbe Alter=

[1] N. V. W. 27./2. 63. 148. — [2] Ebenda 150. 13./3.

native gestellt worden wäre. Ihre Stellung ist durch die Abneigung gegen alles Antiliberale und gegen das Ministerium bedingt, während bei den Altliberalen die Furcht vor kriegerischen Verwicklungen stark mitbestimmend auf ihr Verhalten einwirkt. Davon ist in der fortschrittlichen Presse nicht viel zu spüren. Bei der Beurteilung dieser scharfen Ablehnung der Regierungspolitik ist aber stets zu betonen, daß nicht so sehr der Verlauf der Dinge an sich diese Stimmung hervorrief als vielmehr die vorgefaßte Ansicht, daß Bismarck nicht imstande sei, europäische Fragen im großen Stile zu lösen und daß man daher gut täte, von vornherein jede Äußerung seiner selbständigen Politik abzulehnen. Es wäre unrichtig zu behaupten, daß die Liberalen von vornherein große Sympathien für die Polen gehabt hätten, das, was sie nachher zeigten, war eine durch Trotz hervorgerufene Hinneigung zu der Partei der Aufständischen, die sich jedoch nur in durchaus hergebrachten Phrasen äußerte.

Auch die Köln. Bl. zeigen keine lebhafte Anteilnahme für die Polen. Ende Januar halten sie den Aufstand bereits für völlig gescheitert. Eine Wiederherstellung Polens erscheint unmöglich. Der Wunsch der K. Bl. geht auf ein Zusammengehen der deutschen Mächte gegen Rußland, um es zu zwingen, die Verträge von 1815 aufrechtzuerhalten. Preußen soll seine Grenzen schützen und den Aufstand im eigenen Lande entschlossen niederwerfen.[1] Sie stehen im übrigen ziemlich auf den Boden des Vereins zur Förderung deutscher Interessen in der Provinz Posen, der die Resolution gefaßt hatte: 1) Alle Schutzmaßregeln zur Sicherung der Grenzen sind mit Dankbarkeit anzuerkennen; 2) alle weitergehenden Maßregeln, insbesondere eine Intervention zugunsten Rußland, müssen als bedenklich und unheilvoll für die Provinz angesehen werden. In der

[1] K. Bl. 48. 15./2.

Konvention sehen sie einen Fehler, namentlich wenn sie so weit gehen sollte, eine Kooperation mit Rußland herbeizuführen. Es ist ihrer Ansicht nach widersinnig, die russische Politik zu stärken, weil diese stets suchen wird, jede selbständige deutsche Politik zu lähmen. Ein selbständiges Polen würde sich nach ihrer Meinung auf Deutschland stützen. Sie wünschen, daß Bismarck sich um eine ernstliche Verständigung mit Österreich bemüht. Die Gelegenheit zu einem Rheinkriege halten sie für Napoleon für sehr günstig. Sie glauben, daß der Sporn für die Bismarcksche Politik darin liegt, durch die Tat zu beweisen, daß Preußen auch ohne österreichische und deutsche Hilfe bestehen kann und für diese durch anderweitige Anlehnungen Ersatz zu finden sucht. Sie glauben nicht, daß er damit Erfolge erzielen wird.[1] Da die Konvention möglichst eingeschränkt worden ist, nachdem sich gezeigt hat, daß Rußland den Aufstand allein bewältigen kann und von den Westmächten kein Krieg zu fürchten ist, sind die K. Bl. über die europäische Gesamtlage völlig beruhigt. Doch sind sie über die preußische Politik noch nicht im klaren. Sie halten es für durchaus möglich, daß Bismarck zunächst danach strebt, ein partikularistisches Preußen zu schaffen. Dieses würde von Rußland nichts zu fürchten haben. Vielleicht würde dabei das linke Rheinufer verloren gehen, doch scheint man gegen eine nördliche Abrundung damit einverstanden zu sein. Der Schwerpunkt für ein isoliertes Preußen muß in den östlichen Provinzen liegen. Mit der Haltung der Fortschrittspartei sind die K. Bl. auch nicht einverstanden. Diese treibt nach ihrer Ansicht nur reine Gefühlspolitik ohne irgendeinen positiven Hintergrund. Statt daß man den Vorteil der polnischen Frage Frankreich überläßt, hätte man auf einmütiges Wirken des ganzen Deutschland zur Lösung der Frage bringen sollen. Die K. Bl. vermissen die Beteiligung der Zentrums-

[1] 50. 17./2. 57. 24./2.

partei in diesem Sinne bei der Resolutionsdebatte[1], doch ziehen sie diesen Tadel zurück, weil sie durch den Terrorismus der Liberalen nicht zu Worte gekommen sei. Zum Beweise, daß es Bismarck lediglich um eine preußische Interessenpolitik zu tun ist, führen sie das Urteil des „Wiener Botschafter" an, der behauptet, daß Preußens Pläne auf seine Vergrößerung bis zur Weichsel-Narewlinie gingen und daß man bei einer eventuellen Intervention deshalb auch dieses Gebiet möglichst lange besetzt halten würde.[2] Sie erkennen aber auch an, daß Bismarck dadurch, daß er sich fest auf den Standpunkt des preußischen Partikularismus stellt, der Fortschrittspartei, die nur unklare Wünsche hat, gegenüber im Vorteil ist. Dieser gönnen sie die Niederlage, die sie in den Debatten erlitten hat.[3]

Wenn sie so auch mit den Liberalen in der Ablehnung der ministeriellen Politik übereinstimmen, so ist ihr Standpunkt doch ein gänzlich abweichender. Sie wollen vor allem ein Zusammengehen mit Österreich wie in allen Fragen, so auch in der polnischen. Das Alte soll aufrechterhalten werden, die Wiener Verträge auch fürder die Grundlage geben. Jeder Schritt der auswärtigen Politik soll nach ihrem Wunsche in erster Linie die deutschen Verhältnisse, in zweiter erst die partikularistisch-preußischen berücksichtigen. Sie haben in dieser Forderung ein festes Programm, das sie auf alle Verhältnisse anwenden können und wodurch sie sich vor der unklaren Gefühlspolitik der Liberalen günstig auszeichnen. Sie scheuen sich auch nicht, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, und versuchen nicht erst, sich über das Unangenehme mit schönen Worten hinwegzutäuschen. Den Ausbruch eines europäischen Koalitionskrieges glauben sie offenbar in weiter Ferne.

Die A. A. Z. ist der Meinung, daß nur verderbliche Folgen aus der Handlungsweise des Ministeriums sich für Preußen

[1] K. B. 64. 8./3. — [2] Ebenda 66. 5./3. — [3] Ebenda 71. 10./3.

ergeben können. Preußen wird alle Unannehmlichkeiten ohne irgendwelchen Nutzen zu tragen haben. Frankreich zeigt wachsende Sympathien für Rechberg in demselben Maße, wie sie für Bismarck fallen. Ein Rücktritt Bismarcks dürfte unvermeidlich sein.[1] Er soll sein Entlassungsgesuch auch bereits eingereicht haben, aber abgewiesen worden sein. Dem schroffen Auftreten Bismarcks gegenüber stellt sie die Anbahnung eines engeren Zusammenschlusses aller liberalen Fraktionen fest. Seine Tätigkeit erfährt eine herbe Kritik in dem Satze: „Herr v. Bismarck sollte ja, wenn wir nicht irren, der Vertreter einer kühnen Politik sein: wahrscheinlich war dies im Sinne des Manteuffelschen Grundsatzes gemeint, daß der Mutige immer einen Schritt zurückweiche".[2] Ebensowenig wie die K. Bl. kann sie sich mit der Haltung der Fortschrittspartei befreunden. Bismarcks Standpunkt erscheint ihr dieser gegenüber noch ehrlicher und humaner. In der preußischen Politik sei nur nackte Selbstsucht zu finden, die Vinckesche, Sybelsche und Bismarcksche seien nur Spielarten derselben.[3] Die äußere Politik Bismarcks sei lediglich die Folge der inneren. Mit Bismarcks Entfernung würde aber nichts besser, sondern die Stellung Preußens und Deutschlands höchstens noch mehr gefährdet. Bismarck sei nicht das treibende Moment der herrschenden Verwirrung in Preußen. Eine Besserung der Verhältnisse werde einst eintreten, wenn Preußen sich mit Deutschland versöhne.[4]

Die Beurteilung der Bismarckschen Politik ist hier genau dieselbe wie in den K. Bl. Aussöhnung mit Österreich als erstes, dann erst die Inangriffnahme der weiteren Fragen ist die feststehende Forderung. Inwieweit jedoch Bismarck für die preußische Politik verantwortlich gemacht wird, tritt nicht deutlich hervor, einmal erscheint er als allgewaltiger Leiter der

[1] A. A. Z. 23.–27./2. 54–58. — [2] Ebenda 6./3. Nr. 65.
[3] 7./3. 66. — [4] 9./3. 68.

Politik, ein andermal nur als Mann, der sich von der allgemeinen Strömung treiben läßt. Die Fortschrittspartei und gemäßigte Liberalen kommen hier nicht besser davon als in dem rheinischen Blatte, ja sie werden vielleicht noch heftiger angegriffen. Die enge Verwandtschaft der preußisch-katholischen und der allgemein großdeutschen Partei treten in dieser Stellung zur auswärtigen Politik recht deutlich hervor.

Können wir bei der Stellungnahme der einzelnen Parteien zu den inneren Maßnahmen der Regierung vielfach kleine Unterschiede feststellen, so ist die Haltung der Opposition gegen die auswärtige Politik viel geschlossener. Zustimmung findet diese nur bei den ganz Rechtsstehenden. Die Unterschiede innerhalb der liberalen Parteien, die sonst stark hervortreten, erscheinen völlig verwischt, alle stehen zusammen in einer bedingungslosen Ablehnung der Bismarckschen Handlungen. Die Gründe hierfür sind allerdings sehr verschiedener Art, bei den einen einfach allgemein liberale Sympathien und Antipathie gegen Rußland, bei den anderen Abneigung gegen kriegerische Verwicklungen, bei vielen auch wohl die einfache Abneigung gegen alles, was von Bismarck ausgeht. Man verlangt nicht, daß nun auch alle in ihren Motiven übereinstimmen sollen, wie man es vom Ministerium in inneren Fragen forderte, wenn es zum Ausgleiche zu neigen schien, sondern man ist froh, daß durch die äußerliche Veranlassung eine so weitgehende Einigung herbeigeführt ist. Die Trennung von der katholischen Partei ist geblieben, wenn sie auch dem oberflächlichen Betrachter nicht mehr so groß erscheinen möchte. Innerlich beharrt diese doch auf einem völlig anderen Standpunkt, der in seiner bedingungslosen Hinneigung zu Österreich einseitig erscheinen mag, der aber doch der Partei wenigstens einen festen Halt verleiht, während die liberalen Parteien einem ständigen Wechsel ihrer Stellung je nach den Tagesinteressen unterworfen sind. Die

Abstimmung im Abgeordnetenhause hatte ja auch gezeigt, daß die Zentrumspartei nicht daran dachte, mit den Liberalen zusammenzugehen.

Von Interesse ist es noch zu untersuchen, wieweit man eigentlich die Pläne Bismarcks kannte, inwiefern folglich die Haltung der Parteien begründet erschien. Aus den Berichten der Zeitungen ersehen wir, daß man wußte, daß die Konvention mit Rußland abgeschlossen war, was sie aber enthielt, darüber schwebte man so gut wie völlig im unklaren. Da Bismarck hartnäckig jede genauere Auskunft verweigerte, einmal, weil dies aus Gründen der äußeren Politik untunlich erschien, dann aus Mißachtung der inneren Opposition und schließlich in der Voraussetzung, daß eine Publikation höchstens die Erregung noch steigern könnte, während so bei der tatsächlichen Nichtanwendung des Vertrages allmählich die Aufregung von selbst abflauen mußte, so war man auf die Mitteilungen auswärtiger Kabinette angewiesen. Die Auskunft, die im französischen und englischen Parlament erteilt wurde, war jedoch von groben Einseitigkeiten nicht frei und infolgedessen mußte ein Urteil, das sich lediglich auf sie stützte, notwendig schief werden. Auf jeden Fall trug das Unbekannte, das Unsichere, dem man sich gegenüber befand, wieder mehr zur unnötigen Erregung bei, als vielleicht die genaue Kenntnis des Vertrages es getan hätte. Außerdem war man durch die langen inneren Kämpfe bereits so stark nervös erregt, daß die versteckte Kriegsdrohung Europas äußerst beunruhigend wirken mußte und viele ihres klaren Urteils beraubte. Die Sympathien für die Polen und ihren Aufstand an sich waren bestenfalls nicht so stark, daß sie diesen gewaltigen Aufruhr in der öffentlichen Meinung hätten hervorrufen können. Man wollte wohl die Durchführung freiheitlicher Verfassungen in Europa, aber das wüste und ungeordnete Treiben der polnischen Aufständischen war nicht dazu angetan, ihrer Sache zu

nützen. In Frankreich war die Stimmung an sich ihnen entschieden günstiger. Den Zweck, den Bismarck mit seiner Politik verfolgte, sich für spätere Auseinandersetzungen einen sicheren Bundesgenossen zu verschaffen, konnte man nicht sofort erkennen, wenigstens finden wir niemand, der dies vermutet hätte. Man suchte Näherliegendes, man wußte, daß Bismarck die Absicht hatte, Preußen zu stärken, und glaubte daher, daß es von Rußland gewisse Gebietsabtretungen erhalten würde. Dieses Gerücht fand eine scheinbare Bestätigung durch die Nachrichten, die über das Gespräch Bismarcks mit dem Vizepräsidenten Behrend im Umlaufe waren. Der eigentliche Inhalt dieser Unterredung wird sich schwerlich je vollkommen ergründen lassen.[1] Hätte man sich damit begnügt, nur das zu glauben, was tatsächlich verbürgter Inhalt des Vertrages war, nämlich das, was Bismarck am 26. Februar im Abgeordnetenhause darüber geäußert hatte, so hätte die Beurteilung eine viel ruhigere sein können und man hätte sich nicht so viele bedenkliche Blößen gegeben. So aber mußten die Liberalen es sich gefallen lassen, von Bismarck die schärfsten Entgegnungen zu erfahren, ohne doch wirksam sich dagegen wehren zu können.

Nur sehr allmählich flaute die Erregung über die Konvention ab, zunächst brachten Noten der Westmächte und allerlei Kriegsgerüchte noch ein weiteres Anschwellen der Bewegung. Die einzelnen Phasen dieser Stimmungsänderung bis zur Einberufung eines europäischen Kongresses durch Napoleon wollen wir im nächsten Kapitel verfolgen.[2]

---

[1] Allgemein war nur die Rede von Gebietsabtretungen Rußlands an Preußen als Preis für sein weitgehendes Entgegenkommen.

[2] Die Broschüren werden im folgenden Kapitel im Zusammenhange besprochen werden.

Drittes Kapitel.

Preußen und der polnische Aufstand bis zur Einberufung eines europäischen Kongresses durch Napoleon III. (9. November).

Wir hatten den Verlauf des polnischen Aufstandes und die Stellungnahme der Mächte zu ihm bis Anfang März verfolgt. Hatte man bis zu diesem Zeitpunkte immerhin Preußen den Vorwurf machen können, das Anwachsen der Empörung zu einer europäischen Frage verschuldet zu haben, so war es von nun ab die Einmischung der Westmächte, die eine Beruhigung nicht eintreten ließ. Wir müssen die diplomatischen Verhandlungen dieser Monate kurz verfolgen, um die Schwenkungen in der öffentlichen Meinung richtiger verstehen und würdigen zu können.

Der neue Diktator Langiewicz war in seinen militärischen Unternehmungen nicht glücklicher als sein Vorgänger. Er erließ zwar eine schwungvolle Proklamation und setzte auch eine nationale Zivilregierung ein.[1] Dies erregte jedoch den Unwillen des Zentralkomitees, das drei Abgesandte in das Lager des Diktators schickte, um ihn zu ermorden. Ihr Plan wurde jedoch entdeckt und sie zum Tode verurteilt, doch rettete sie ein Überfall der Russen, der das Heer der Aufständischen völlig zersprengte (29. März). Langiewicz floh; andere Banden wurden gleichfalls zersprengt, doch war der Aufstand darum noch nicht niedergeworfen. Das geheime Komitee entwickelte im Gegenteil eine erhöhte Tätigkeit, in der festen Hoffnung auf die Unterstützung Napoleons.

Dieser hatte nämlich eine Rede des Sprechministers Billault im französischen Senate am 19. März 1863 durchaus

[1] Beide Aktenstücke bei Knorr, Anlage 23 und 24b.

gebilligt, in der dieser die Einleitung gemeinsamer diplomatischer Aktionen der europäischen Mächte gegen Rußland empfahl.[1] Man glaubte daraus schließen zu dürfen, daß Napoleon auf alle Fälle Schritte zugunsten Polens unternehmen würde.[2] Außerdem hatte England aus alter Eifersucht bereits diplomatische Schritte gegen Rußland eingeleitet, zu denen Frankreich sofort und dann auch Österreich nach einigem Zögern seine Zustimmung erteilt hatte.[3] Das Ergebnis der Beratungen war, daß am 10.—12. April jede der drei Mächte eine selbständige Note nach Petersburg sandte. Die österreichische Note war sehr zurückhaltend, sie forderte nur Rußland auf, Polen einen dauerhaften Frieden zu gewähren, da Galizien durch die beständigen Erregungen in Mitleidenschaft gezogen würde.[4] Frankreich forderte auch die Gewährung eines dauerhaften Friedens für Polen und zu diesem Zwecke andere Mittel als die bisher angewandten. Die periodisch auftretenden Zuckungen müßten auf andere Weise, als es bis dahin geschehen sei, verhindert werden.[5] Die englische Depesche war ausführlicher, sie forderte vor allem die Erfüllung der 1815 festgestellten Bedingungen, die durch den Aufstand von 1830 annulliert wären. Rußland sei seinen Verpflichtungen gegen Polen nicht nachgekommen, deshalb müsse England vor allem fordern, daß der Friede in Polen dauernd befestigt werde und zwar eben durch die genaue Ausführung der Wiener Kongreßakte.[6] Um ihren Forderungen noch mehr Nachdruck zu geben, suchten die Westmächte, insbesondere England, auch die übrigen Regierungen zum Anschluß an den von ihnen unternommenen Schritt zu bewegen.[7] Spanien, Schweden, Italien, die Niederlande, Dänemark, Portugal, die Türkei sandten

[1] Ollivier, L'empire libéral, VI, 167 ff. Ferner St. A. IV, Nr. 601.
[2] Ollivier, VI, 191. — [3] Sybel II, 521 ff.
[4] St. A. IV, Nr. 711 — [5] Ebenda IV, Nr. 705.
[6] Ebenda IV, Nr. 708. — [7] Ebenda IV, Nr. 702.

Noten, wenn auch sehr höflicher Art, nach Petersburg, während u. a. Oldenburg, Sachsen, die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Beteiligung an der diplomatischen Intervention ablehnten.[1] Eine unmittelbare Einwirkung auf Rußland wurde durch diesen Notensturm nicht hervorgerufen. Am eingehendsten beantwortete Gortschakoff die Depesche Englands, indem er erklärte, daß Rußland die Verträge wohl anerkenne, sich aber die eigene Auslegung vorbehalte. Die Akte von 1815 sei aber auch nicht das einzige Mittel, um Polen zu beruhigen. Die Hauptursache für die Aufstände sei in dem Treiben der kosmopolitischen Revolutionspartei zu suchen und deshalb sei es das Wichtigste, daß die Mächte auch ihrerseits dem Treiben dieser Partei entgegenträten.[2] Derselbe Wunsch wurde auch Frankreich und Österreich gegenüber geäußert, im übrigen wurden diese Mächte auf die Antwort an England verwiesen.[3] So war diese erste gemeinsame Aktion der Mächte klar zurückgewiesen.

In Preußen hatten sich im Landtage auch noch einmal zu dieser Zeit die Polenfreunde erhoben und das Ministerium in der heftigsten Weise angegriffen. Anlaß hierzu hatte die Petition von Bewohnern des Kreises Stallupönen gegeben, die das Abgeordnetenhaus aufforderten, wiederholte Anträge auf Aufhebung der Konvention mit Rußland des schleunigsten zu stellen. In der Diskussion darüber bezeichnete v. Sybel es als ein Zeichen der Mißachtung der Staatsinteressen, daß kein Minister bei der Möglichkeit einer Diskussion über die gegenwärtig wichtigste Frage für den preußischen Staat sich im Hause befände und beantragte daher die Vertagung der Verhandlung nebst Aufforderung an den Ministerpräsidenten, zur nächsten Sitzung zu erscheinen. Graf Schwerin trat dem ent-

[1] St. A. IV, Nr. 713—730. — [2] Ebenda IV, Nr. 709.
[3] Ebenda IV, Nr. 706, 712.

gegen, doch wurde der Sybelsche Antrag angenommen.[1] In der Debatte am 31. März über die Petition stellte der Abg. Dr. Libelt (F.) das Vorhandensein einer Konvention fest und führte zum Beweise Mitteilungen der ostdeutschen Zeitung an, wonach Grenzüberschreitungen vorgekommen waren. v. Rönne (L. C.) verlangte einen neuen Beschluß, wonach auch die Kartell-Konvention vom 8. August 1857 mit Rußland für ungültig erklärt werden sollte. Virchow stützte sich bei seinen Angriffen gegen die Regierung auf Mitteilungen der englischen und französischen Regierung und auswärtige Parlamentsverhandlungen. Die Haltung der preußischen Regierung hätte die größten Gefahren heraufbeschworen, es sei zu fürchten, daß auf das zweite Warschau noch ein zweites Olmütz folgen werde. Bismarck wies die Behauptungen Virchows als unbegründet zurück, da auch die Nachrichten in fremden Zeitungen, selbst wenn sie sich auf amtliche Schriftstücke stützten, nichts Richtiges über die Konvention gebracht hätten. Ferner verwahrte er sich gegen den Vorwurf, daß Preußen die polnische Frage erst ins Leben gerufen habe. Er wies darauf hin, daß die Befürchtungen, die das Land immer wieder aufschreckten, durch Reden wie die Virchows mehr als durch alle Gerüchte erweckt würden. Auch die Angaben des Abg. Libelt wurden als unbegründet zurückgewiesen. Waldeck (F.) erklärte, Preußen habe es vorgezogen, dem Drucke der auswärtigen Mächte in Sachen der Konvention zu weichen. Die auswärtige Politik Preußens lebe von der Hand in den Mund, man könne bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa keinen Anspruch machen. Bismarck wies die Behauptung, daß Preußen zurückgewichen sei, als willkürlich aus der Luft gegriffen zurück. Sybel (L. C.) erklärte, daß die Konvention bestanden haben müßte, da die französischen Depeschen

[1] St. B. A.H. I, 745 ff. (28./3. 63).

sich auf unmittelbare Aussagen des preußischen Gesandten stützten, sie habe auch bekanntlich viel weitergreifende Zwecke gehabt, als offiziell erklärt worden wäre. Bismarck wies darauf hin, daß die Zeitungen auch stets „bekanntlich" sagten, wenn ihnen eine vollkommen neue Tatsache überraschend entgegenträte. Das Urteil Europas könne über etwas ihm Unbekanntes unmöglich einig sein. Sybel kenne von dem Inhalt der Konvention so gut wie nichts. Dr. Loewe (F.) meinte, daß Rußland mit der Konvention den Zweck verfolgt habe, den Haß der polnischen Bevölkerung auf Preußen abzuwälzen und mit Hilfe Polens seine panslavistischen Ideen auszuführen. Virchow verteidigte sich gegen die Einwürfe Bismarcks. Er sei überzeugt, daß die Konvention bestanden habe und daß sie gegenwärtig in einem Zustande sei, daß sie nicht sterben und nicht leben könne. Er brachte auch das Gerücht vor, daß Bismarck eventuell bereit sei, das linke Rheinufer an Frankreich abzutreten. Sybel wies darauf hin, daß die Angaben über die Konvention sich auf die Äußerungen Goltz' und Bernstorffs stützten. Wenn Bismarck erklärt habe, daß sie ungenau seien, so wäre es seltsam, daß kein Dementi erfolgt wäre. Bismarck erklärte darauf, daß eine sofortige Veröffentlichung von Aktenstücken nicht üblich sei, und daß sehr leicht Mißverständnisse entstehen könnten, solange Verhandlungen noch nicht zum Abschluß gediehen wären. Der Abg. Aßmann faßte sein Urteil dahin zusammen, daß man schon in der Existenz des Ministeriums eine Gefahr für das Land sehen müsse.[1]

Neue Momente waren bei der Debatte nicht zutage getreten. Die Angriffe gegen die Konvention stützten sich noch immer auf auswärtiges Material, dessen Richtigkeit der Ministerpräsident wiederholt bestritt, so daß den Abgeordneten keine vollkommen einwandfreie Begründung ihrer Äußerungen möglich war. Man

[1] St. B. AH. I, 758—775. Kohl, Bismarcks Reden, II, 149—162.

wollte nur auf jeden Fall seiner Mißstimmung gegen die äußere Politik des Ministeriums Ausdruck geben, positive Ergebnisse zu erzielen, daran dachte man wohl selbst kaum. Bismarck sicherte sich auf jeden Fall dadurch, daß er nichts Sicheres über den Inhalt der Konvention laut werden ließ, die bessere taktische Stellung, er handelte völlig im Einverständnis mit dem Könige, wenn er eine eingehende Diskussion über die polnische Frage in der Kammer vermied.[1] Das allgemeine Interesse, das die polnische Frage erweckte, wandte sich auch jetzt mehr von Preußen ab und den Westmächten zu, die ihrerseits nunmehr sich direkt an Rußland wandten.

Dieses hatte seit kurzem energische Maßregeln zur Unterwerfung des Aufstandes ergriffen. Ende März war General Berg zum Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen ernannt worden. Allerdings hinderte ihn vorläufig noch die Zivilregierung des Großfürsten Konstantin und des Marquis Wielopolski an durchgreifenden Maßnahmen. Doch wurden immerhin die Truppen erheblich verstärkt und sämtliche europäischen Armeekorps mobilisiert. Dies erschien einmal erforderlich, weil der Aufstand lebhafter denn je aufloderte, wobei das geheime Komitee eine äußerst rüstige Tätigkeit eröffnete und ein Schreckensregiment im ganzen Lande aufrichtete, und dann wollte man auch gegen alle Drohungen der Westmächte gesichert sein, über deren Pläne schon verschiedene Gerüchte im Umlauf waren.[2] Die glatte Ablehnung der gleichzeitigen Noten regte zugleich wieder die Frage an, welche weiteren Schritte die drei Mächte unternehmen sollten. In Rußland hatten die Noten die entgegengesetzte Wirkung hervorgerufen, der russische Nationalstolz hatte sich gegen die Einmischung der Fremden empört und forderte energische Unterdrückung des polnischen Aufstandes. In Polen begann man

[1] Vgl. G. u. E., Anh. I, Nr. 51, S. 58.

[2] Sybel, II, 527 ff.

Schrecken gegen Schrecken zu setzen, Dolch, Strick und Pulver traten immer stärker in Tätigkeit.

Diesem Treiben konnten die Westmächte, wenn sie nicht ihre Ehre aufs Spiel setzen wollten, schlechterdings nicht untätig zusehen. In Frankreich wurde außerdem Napoleon durch die öffentliche Meinung, namentlich im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen zu stärkeren Maßnahmen gedrängt. Einzelne Stimmen, die dagegen laut wurden, wurden nicht gehört, so Schédo-Ferroti mit seiner Schrift: «La question polonaise». Andererseits glaubte der Zar, dessen Angebot einer bedingten Amnestie von den Polen rundweg abgeschlagen worden war (13. April), keine Rücksicht gegen diese mehr walten lassen zu brauchen. Auch hatte er von den angeblichen Plänen der Westmächte gehört und ordnete infolgedessen die Mobilmachung aller europäischen Truppen an. Außerdem wandte er sich persönlich am 1. Juni an König Wilhelm mit der Anfrage, ob er bereit sei, eine engere Waffenbrüderschaft mit Rußland einzugehen[1], und dadurch auch Österreich auf die Seite dieses Bündnisses hinüberzuziehen. Der Vorschlag hatte zwar allerlei Verlockendes für Preußen, doch lag darin die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Österreich und Frankreich, was dem Könige entschieden widerstrebte. Trotzdem wurde Österreich der Vorschlag insgeheim unterbreitet, doch nachdem Rechberg darauf nicht weiter einging, blieb der preußischen Regierung nichts anderes übrig, als in einem höflichen Schreiben das angebotene Bündnis abzulehnen, und Rußland aufzufordern, daß es gemeinsam mit Preußen allmählich Österreich zu gewinnen suche, namentlich durch die Garantie des Besitzes Venetiens, und daß es, um die Sympathien des preußischen Volkes zu gewinnen, eine Milderung des russischen Zollsystems durchführe.

[1] Sybel, II, 531 ff., vgl. G. u. E. I, 311 und II, 62 ff. und dazu Lenz, Bismarck, S. 45.

Ziemlich gleichzeitig mit dieser Antwort waren wieder Noten der Westmächte und Österreichs nach Petersburg abgegangen, die einen wesentlich schärferen Ton zeigten als die ersten. Sie stimmten alle darin überein, daß sie zur Beruhigung Polens die Durchführung folgender sechs Punkte forderten: 1. Vollständige und allgemeine Amnestie; 2. Nationalvertretung, die an der Gesetzgebung des Landes teilnimmt und die Mittel einer wirksamen Kontrolle besitzt; 3. Ernennung von Polen zu öffentlichen Ämtern, derart, daß sie eine besondere nationale Verwaltung bilden, die dem Lande Vertrauen einflößt; 4. Völlige Gewissensfreiheit und Aufhebung der Beschränkungen, denen die Ausübung des katholischen Kultus unterliegt; 5. Ausschließlichen Gebrauch der polnischen Sprache als offizieller Sprache der Verwaltung, der Justiz und des Unterrichts; 6. Einrichtung eines geregelten gesetzmäßigen Aushebungswesens.[1] Österreich fügte diesen Wünschen noch bei, daß es Verhandlungen der acht Signatarmächte des Wiener Vertrages auf Grund dieser Forderungen nicht ablehnend gegenüberstehen werde, falls Rußland sie wünschte. Diese letztere Bedingung fehlte der französischen Note, die unbedingte Verhandlungen wünschte und für deren Dauer die Einstellung der Feindseligkeiten von seiten Rußlands auf Grund einer den militärischen status quo beibehaltenden provisorischen Pazifizierung forderte.[2] Dieselben Forderungen stellte England, welches die Herbeiführung des provisorischen Waffenstillstandes durch einfache Proklamation des Zaren vorschlug.[3] Von diesen Forderungen war insbesondere die der Gewährung eines Waffenstillstandes durch Rußland recht weitgehend, da dadurch gewissermaßen die Polen als kriegführende Partei anerkannt wurden. Es war klar, daß Rußland, sofern es auch nur etwas Selbstgefühl besaß, hierauf niemals eingehen konnte. Drouyn de L'Huys sah denn auch eine scharfe Ab-

[1] St. A. V, Nr. 887. — [2] Ebenda V, Nr. 885. — [3] Ebenda V, Nr. 883.

lehnung der Forderungen voraus und richtete infolgedessen bereits am 20. April ein Schreiben an die kaiserlichen Botschafter in London und Wien, in dem er für den Fall einer ablehnenden Haltung Rußlands oder des Scheiterns der vorgeschlagenen Verhandlungen die Einigung über die Veröffentlichung (rédaction) eines diplomatischen Aktes in Form einer Konvention oder eines Protokolls vorschlug, in dem die Mächte erklärten, daß ihre Bestrebungen auf einen dauerhaften Frieden für Polen gerichtet seien und daß sie diese im Notfalle auch mit anderen als diplomatischen Mitteln durchzusetzen gedächten.[1]

Die Intervention der Westmächte trieb erst die konservativen Elemente Polens zur Teilnahme am Aufstande, den sie bislang mißbilligt hatten. Andererseits wurde der russische Nationalstolz durch die fremde Einmischung lebhaft angeregt, geschickte Publizisten, wie Michael Katkow in der Moskauer Zeitung, sorgten dafür, diese Stimmung zu schüren.[2] Rußland ließ mit der Beantwortung der Noten sich einige Zeit. Das System in Warschau wurde zunächst verschärft, Wielopolski seines Postens enthoben (7. Juli). Die Antworten, die am 3. Juli abgingen, lauteten dann sehr verschieden. Österreich erfuhr darin eine durchaus abweichende Behandlung, weil der russische Gesandte in Wien, Balabin, nach Petersburg berichtet hatte, daß Österreich zu Konferenzen der drei Teilungsmächte über die Verwaltung der polnischen Provinzen bereit sei.[3] Die russische Antwort an Österreich lehnte zwar auch die Erörterung der sechs vorgeschlagenen Punkte ab, solange die Ordnung in Polen nicht völlig wiederhergestellt sei. An Stelle der vorgeschlagenen Konferenz der acht Signatarmächte wünschte sie Beratungen der drei Teilungsmächte, da die anderen Mächte kein Interesse daran haben könnten, sich in die innersten An-

[1] St. A. V, Nr. 931. — [2] Pr. J. XXIV, 710 ff., 1869.
[3] Sybel, II, 538.

gelegenheiten eines fremden Staates zu mischen.[1] Der Ton der Note war sehr freundlich und zuvorkommend. Dagegen zeigten die Antworten an England und Frankreich eine schroffe Ablehnung. Sie betonten, daß an eine Beratung der sechs Punkte vor der vollständigen Beruhigung Polens nicht zu denken sei, und daß diese nur durchgeführt werden könnte, wenn die materielle Unterstützung und die moralische Ermutigung der Aufständischen von außen her unterbliebe. Das Streben der Polen gehe so weit, daß ein allgemeiner Weltbrand notwendig sich entzünden müßte, wenn es ihnen gelänge, ihre Wünsche durchzusetzen. Die Einstellung der Feindseligkeiten könne nur dadurch geschehen, daß die Polen die Waffen niederlegten, alles andere sei mit der Würde des Zaren unvereinbar. Die Konferenzen der acht Mächte könnten nur zu Unzuträglichkeiten führen, es sei daher besser, darauf zu verzichten.[2] In ähnlicher Weise sprach sich die Antwort an Frankreich aus, die noch nachdrücklicher auf die Solidarität der revolutionären Tendenzen in Europa hinwies und im übrigen die Vorschläge zurückwies.[3] Österreich hielt es für angebracht, sich gegen die Annahme, daß es gesonnen sei, mit Rußland und Preußen in besondere Verhandlungen zu treten und die Westmächte allein zu lassen, zu verwahren, indem es einen energischen Protest hiergegen nach Paris und London sandte.[4]

Die Westmächte mußten natürlich mit der russischen Antwort noch viel weniger zufrieden sein. Napoleon soll beim Empfang der Note angeblich geäußert haben: «C'est pire qu'infame, c'est ridicule».[5] Drouyn schlug denn auch bereits am 29. Juli die Entsendung diesmal identischer Drohnoten nach Petersburg vor.[6] Allein hierzu waren die beiden anderen Mächte nicht bereit, wenn

[1] St. A. V, Nr. 888. — [2] Ebenda V, Nr. 884. — [3] Ebenda V, Nr. 886.
[4] Am 19. Juli, St. A. V, Nr. 890. — [5] B. Z. 171. 25/7.
[6] St. A. V, Nr. 932.

sie auch einverstanden waren, sich noch einmal diplomatisch an Rußland zu wenden. So kam nur noch ein mattes Rückzugsgefecht heraus. Die französische Depesche ging zuerst ab (3. August). Sie erklärte gegenüber den russischen Anschauungen, daß man in der polnischen Erhebung eine nationale Bewegung zu sehen habe, die nichts mit allgemein umstürzlerischen Tendenzen zu tun habe. Da Rußland jede Verständigung zurückgewiesen habe und auf die freundschaftlichen Vorschläge der drei Mächte nicht eingehen wolle, so müsse es verantwortlich gemacht werden für die ernsten Folgen, die die Fortdauer der polnischen Wirren mit sich bringen könne. In einem Anhange war eine Denkschrift beigefügt, welche das Recht der europäischen Mächte, in der polnischen Frage zu intervenieren, feststellte.[1] Die englische Note ging am 11. August ab, betonte insbesondere das Recht der Mächte, sich in die polnischen Angelegenheiten einzumischen, und verwarf andererseits die Konferenz der Teilungsmächte ganz entschieden. Der Schlußsatz war identisch mit dem der französischen Antwort, d. h. man überließ Rußland die Verantwortung für die weitere Entwicklung der Dinge.[2] Auch die österreichische Depesche hatte diesen übernommen, doch hielt sie sich im übrigen weit mehr zurück, sie konstatierte nur, daß die Meinung der österreichischen Regierung in der Mehrzahl der berührten Punkte von der der russischen abweiche.[3] Rußland antwortete zunächst wieder durch eine weitere Verschärfung seiner Haltung den Polen gegenüber, indem Großfürst Konstantin Warschau verließ und Graf Berg an seine Stelle trat.[4] Dieser ergriff in erster Linie energische militärische Maßregeln, die denn auch ihre Wirkung nicht verfehlten.[5] Die diplomatische Antwort bestand darin, daß Rußland erklärte, auf die Ver-

[1] St. A. V, Nr. 893. — [2] Ebenda V, Nr. 894. — [3] Ebenda V, Nr. 895.
[4] Knorr, S. 193, gibt an am 8./9., Schultheß, S. 268, am 25./8.
[5] Knorr, S. 193 ff.

längerung einer Unterhandlung zu verzichten, bei der nur die Verschiedenheit der Ansichten zwischen den drei Mächten einerseits und Rußland andererseits festgestellt werden könnte.[1] In einem sehr ausführlichen Memorandum wies Rußland des weiteren das Recht der Intervention der Mächte in Polen zurück.[2]

Damit war die europäische Seite der polnischen Frage im wesentlichen abgetan. Zwar versuchte Frankreich noch, die anderen Mächte zu kriegerischen Maßnahmen zu veranlassen, fand damit aber wenig Gegenliebe.[3] Lord Russel hielt eine flammende Rede in Blairgowrie, doch ließ er es hierbei bewenden; Rechberg war von jeher gegen eine kriegerische Aktion gewesen.[4] England unternahm es zwar noch, am 20. Oktober eine Antwort nach Petersburg zu schicken, die darauf hinwies, daß die Rechte Polens in derselben Urkunde enthalten seien, die den Kaiser von Rußland zum Könige von Polen machten, im übrigen aber sich in nichtssagenden Redewendungen erging.[5] Gortschakoff antwortete darauf nur höhnisch, daß er sehr glücklich sei, von seiten der Regierung der Königin den Ausdruck solch freundschaftlicher Gesinnungen zu vernehmen.[6] Das Interesse am Aufstande flaute entschieden ab, die strengen Maßregeln Bergs in Polen und Murawieffs in Litauen verfehlten trotz verzweifelter gegenteiliger Anstrengungen des Nationalkomitees schließlich ihre Wirkung nicht. Noch einmal unternahm Napoleon den Versuch, die polnische Frage aufzurollen, indem er am 5. November ein Rundschreiben an alle Mächte richtete, in dem er sie zur Beschickung eines allgemeinen europäischen Kongresses in Paris aufforderte. Insbesondere sollte die polnische Frage einem europäischen Gerichtshofe unterbreitet werden. Da die

[1] St. A. V, Nr. 896—898. — [2] Ebenda V, Nr. 899.
[3] Ebenda V, Nr. 934. — [4] Vgl. Sybel, II, 562 f. — [5] St. A. V, Nr. 900.
[6] Vgl. W. Oncken, Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I., 473.

Verträge von 1815 aufgehört hätten zu existieren, so sei es notwendig, eine Revision derselben vorzunehmen, um dadurch dauernd friedliche Zustände zu schaffen.[1] Seine Vorschläge wurden jedoch von allen Mächten abgelehnt. Einen Einfluß auf die polnischen Wirren übte dieser Vorschlag nicht mehr aus, Anfang 1864 hatte die Erhebung ihr Ende erreicht.

Das sind in kurzem die politischen Vorgänge, die sich in Europa aus Anlaß der polnischen Verschwörung abspielten. Preußen trat dabei ganz in den Hintergrund, nach außen hin erschien es völlig passiv. Die Regierung blieb bei ihrer wohlwollenden Haltung für Rußland, wie sie andererseits ihren Einfluß dazu verwendete, die befreundete Regierung von Kriegsunternehmungen zurückzuhalten.[2] Man hätte also annehmen können, daß die öffentliche Meinung sich bald beruhigt hätte und dem weiteren Verlaufe der polnischen Angelegenheiten mit verminderter Anteilnahme gefolgt wäre. Doch war dies nicht der Fall: Die Kriegsgefahr lag zu drohend über Europa, als daß man sich beruhigt hätte fühlen können, und dann glaubte man, daß Preußen völlig isoliert sei und auch bei Rußland im Falle eines Krieges keine Unterstützung finden würde. Daher folgte man dem Verlaufe der diplomatischen Verhandlungen mit großer Spannung. Abenteuerliche Gerüchte über große Kriegsunternehmungen dienten dazu, die Aufregung zu erhöhen. Dem Auf und Nieder in den Stimmungen der Bevölkerung wollen wir jetzt versuchen auf Grund der Preßäußerungen im einzelnen nachzugehen.

Die Provinzial-Korrespondenz vertritt natürlich den Standpunkt der Regierung. Sie tadelt aufs schärfste das Verhalten der Fortschrittspartei. Sie weist ihr eine große Inkonsequenz nach, indem sie zuerst die von außen drohenden Gefahren über-

[1] St. A. V, Nr. 916. — [2] Sybel, II, 540.

trieben habe und dann der Regierung den Vorwurf mache, daß sie dem Auslande, indem sie die Konvention habe fallen lassen, nachgegeben habe. Dieses Verhalten sei nur erklärlich aus dem Hasse gegen das Ministerium und dem Wunsche, es beseitigt zu sehen. Die Fortschrittspartei locke mit ihren Reden direkt das Ausland zum Angriffe an.[1] Den Beweis, wie richtig die Maßnahmen der Regierung in der polnischen Sache gewesen seien, entnimmt sie aus der Entdeckung der geheimen Tätigkeit der posenschen Nationalregierung, die mit der Warschauer in Verbindung stand, bei einer Haussuchung im Schlosse des Grafen Dzialinski. Die Entdeckung der Pläne dieses Abgeordneten und des Abgeordneten Guttry, die beide alsbald wegen Hochverrats angeklagt wurden, kam ihr sehr gelegen und wurde nach Kräften gegen das Verhalten der Fortschrittspartei ausgenutzt.[2]

Da es die Hauptaufgabe der Pr.-K. war, in Sachen der inneren Politik aufklärend zu wirken, so geht sie auf die Schwankungen in der äußeren Politik der fremden Mächte nicht näher ein. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie anscheinend den Nachweis geführt hatte, daß die Fortschrittspartei in der polnischen Frage eine durchaus verkehrte und unpatriotische Haltung eingenommen hatte.

Die Ansicht der Regierung nach außen zu vertreten, ist die N. A. Z. berufen, die dieser Aufgabe denn auch in weitgehendstem Maße nachkommt. Die in den französischen Veröffentlichungen der an Preußen gerichteten Depeschen enthaltenen Vorwürfe werden kurz zurückgewiesen und die Fortschrittspresse wegen ihrer Entstellungen des Notenwechsels angegriffen. Die Ähnlichkeit in den Argumenten der französischen Depeschen und Kammerredner mit denen der Fortschrittspartei wird besonders

[1] Pr.-K. 8./4. 63.

[2] 6./5. 63. Vgl. auch G. u. F., Anh. I, Nr. 60, S. 65.

hervorgehoben.[1] Die Niederlagen der Polen werden natürlich mit Genugtuung aufgenommen. Im weiteren Verlaufe der Frage polemisiert die N. A. Z. hauptsächlich gegen die mannigfachen Sensationsmeldungen der K. Z. Bismarcks Verhalten erfährt zu wiederholten Malen großes Lob, es wird als sein Verdienst hingestellt, wenn der Aufstand ohne weitere nachteilige Folgen für Europa bleibt.[2] Besonders wird hervorgehoben, daß das Amnestiedekret des Zaren in erster Linie auf den Einfluß Preußens zurückzuführen sei.[3] Dagegen wird das Verhalten der Abgeordneten, insbesondere der Antrag Rönnes auf Aufhebung der Kartellkonvention energisch mißbilligt.[4] Der diplomatische Notenwechsel wird ohne sonderliche Erregung verfolgt, es wird nicht ohne Erfolg nachzuweisen versucht, daß die Stellung der Mächte den offiziellen Äußerungen nur zum Teil entspricht und daher eine nachdrückliche Durchsetzung der Forderungen nicht zu erwarten ist[5], um so weniger, als die russischen Antwortnoten stets den richtigen Ton treffen. Verschiedentlich wird auf die Notwendigkeit eines Zusammengehens der drei Ostmächte hingewiesen und versucht, eine Abschwenkung Österreichs von den Westmächten festzustellen. Im Mai glaubt die N. A. Z. an die Möglichkeit einer allgemeinen Konferenz[6], ebenso bringt sie den Plan der Durchsetzung eines Waffenstillstandes, doch beides nur für kurze Zeit. Die andauernden Schwierigkeiten bei dem weiteren Vorgehen der koalierten Mächte werden mit einiger Genugtuung verzeichnet und dem die Erfolge gegenübergestellt, die Bismarck unzweifelhaft in der polnischen Frage davongetragen hat. Die Möglichkeit eines Krieges wird kaum in ernstliche Erwägung gezogen, die Zeitung ist vielmehr von einem friedlichen Ausgang der Angelegenheit überzeugt.[7] Nachdem der

[1] N. A. Z. Nr. 67./68, 20. 21./3. — [2] 79./80. 4. 5./4. — [3] 87. 15./4. — [4] Vgl. 98. 24./4. — [5] 104. 6./5. — [6] 110. 14./5., 113. 17./5. und andere Tage. — [7] Vgl. u. A. 169. 23./7.

Erfolg ihr recht gegeben und die diplomatische Aktion sich als völlig nutzlos herausgestellt hat, ist sie wohl berechtigt, den Westmächten die Schuld des nutzlos verlängerten Blutvergießens beizumessen und sie für die Folgen der polnischen Wirtschaft verantwortlich zu machen, die bei einem Siege der Aufständischen eintreten wird. Auch auf die Schuld der Fortschrittspartei wird dabei hingewiesen. Die preußische Politik erscheint glänzend gerechtfertigt durch eine Äußerung des „Wiener Botschafters", der es offen ausspricht, daß die von Österreich beantragte Bundesreform nur dann Sinn und Zusammenhang hat, wenn Österreich mit den Westmächten vereint ist.[1]

Die Kreuzzeitung hat im März einen etwas schwierigen Stand. Die Haltung Frankreichs läßt einen europäischen Konflikt doch immerhin nicht ausgeschlossen erscheinen. Doch geht sie über das ihr Unangenehme nach Möglichkeit hinweg. Sie muß allerdings in den Schritten Frankreichs eine Förderung Österreichs gegen Preußen anerkennen.[2] Auch hält sie die Rede des Prinzen Napoleon im französischen Senate[3] trotz des offiziellen Dementis für offiziös, und glaubt, daß das nächste aktive Vorgehen Napoleons gegen Preußen gerichtet sein wird, weil Napoleon daran liegen muß, die katholische Kirche zu versöhnen, die Verständigung in Deutschland und zwischen Österreich und England zu erschweren und die Kooperation Rußlands mit Frankreich zu ermöglichen, wobei Preußen, auch wider seinen Willen, der Dritte im Bunde sein müßte.[4] Eine gewisse Schuld an dem Vorgehen Frankreichs mißt sie dem Auftreten der Fortschrittspartei bei. Mit dem überlegenen Auftreten Bismarcks gegen die Abgeordneten schöpft sie neuen Mut. „Wir können es Herrn v. Bismarck nur Dank wissen, daß er die wiederholten Aufführungen der »enthüllten preußisch-russischen

[1] N. A. Z. 229. 1./10. — [2] Krzztg. 24./3., Nr. 70.
[3] Am 19./3. — [4] Krzztg. Nr. 71, 25./3.

Konvention» auch seinerseits als unterhaltendes Divertissement behandelt. Man muß so lebhaft selbstgefällig und verblendet sein wie die preußische Fortschrittspartei, um nicht endlich zu der Erkenntnis zu gelangen, daß man einer konsequenten und energischen Regierung gegenüber weniger als nichts bedeutet."[1] Die Krzztg. erkennt richtig, daß die Politik der preußischen Regierung die Ausführung der panslavistischen Wielopolskischen Pläne verhindert hat. Die deutsche Presse und die Kaufleute glaubt sie von Frankreich bearbeitet. Als Hauptgegner in der Presse wählt sich die Krzztg. in der polnischen Frage die K. Z., offenbar weil sie deren Einfluß in der Verbreitung äußerer politischer Angelegenheiten kennt. Die Kriegsfurcht sei wesentlich durch die Mitteilungen dieses Blattes verbreitet worden, sie zeige Unverstand und Eigensinn, ihre falsche Auffassung aufrechtzuerhalten. Daneben machten sich Einflüsse der Parteileidenschaft und ihres Sonderinteresses bemerkbar. Die Alarmnachrichten aus außerdeutschen Quellen seien alle an einem Orte fabriziert.[2] Mit der weiteren Entwicklung der polnischen Frage wird sie immer ruhiger, immer zufriedener. Der Haltung Österreichs gegenüber gibt sie sich Anfang Juli derselben Täuschung hin wie die russische Regierung, sie glaubt, daß Österreich bessere Beziehungen zu Rußland hergestellt hat, und daß infolgedessen eine Kongreßberatung eintreten wird, bei der die polnische Frage nur eine untergeordnete Rolle spielen wird.[3] Ihre Anschauungen über den Waffenstillstand sind natürlich dieselben wie die der russischen Regierung: die Insurgenten haben bedingungslos die Waffen niederzulegen.[4] Rußland erscheint ihr als Sieger in dem Notenkriege und zwar infolge der Gerechtigkeit seiner Sache, der Wahrheit seiner Prä-

[1] Krzztg. Nr. 79, 3./4. — [2] Ebenda Nr. 95, 24./4.
[3] Ebenda Nr. 159, 11./7. — [4] Ebenda Nr. 174, 29./7.

missen, der Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen und der Offenheit seines Vorgehens.[1] Mit dem Aufhören des Notenwechsels und dem Beginn des Fürstentages stellt die Krzztg. ihre polnischen Betrachtungen ein, nur gelegentlich hebt sie noch hervor, wie sehr die Regierung ihre Schuldigkeit getan und wie gut sie die Interessen des Landes wahrgenommen habe. Die Krzztg. ist abgesehen von den ersten kritischen Zeiten mit der Regierung zufrieden. Die Anbahnung eines besseren Verhältnisses mit Österreich wird dabei doch nie außer acht gelassen und das erste Gerücht über preußisch-österreichische Verhandlungen, das eine leichtere Durchführbarkeit des Planes möglich erscheinen läßt, wird sofort mit Eifer ergriffen. Die Krzztg. ist entschieden höchst zufrieden damit, daß der Erfolg der von ihr belobten Regierungspolitik recht gegeben hat. Zweifellos fühlt sie sich durch das selbstbewußte Auftreten des Ministerpräsidenten gestützt.

Die K. Z. bleibt in beständiger Furcht vor dem Kriege und predigt beständig Abkehr von Rußland, Hinneigung zu England und Nachgiebigkeit gegen Frankreich. Sie fürchtet die Wiederherstellung eines selbständigen Polens, bringt u. a. das Gerücht, daß Frankreich dies plant und das neue Reich dem Herzog von Leuchtenberg einräumen will.[2] Preußen ist ihrer Ansicht nach nicht imstande, die Herstellung eines unabhängigen Polens zu verhindern. Die Junkerpartei wird mit ihrer Politik eine sichere Niederlage erleiden.[3] Die Unsicherheit der Lage empfindet die K. Z. höchst unangenehm und fürchtet, daß Bis-

[1] Krzztg. Nr. 186, 12./8.

[2] K. Z. 28./3. 87 ff. Das Gerücht wird übrigens so ziemlich von allen Blättern abgelehnt, mindestens als verfrüht bezeichnet. Die Nat.-Ztg. glaubt nicht, daß der Zar auf eine einfache diplomatische Intervention hin Polen seinem Neffen überlassen wird.

[3] K. Z. 4./5. 123.

marck irgend etwas unternimmt, was eine große Gefahr für Preußen nach ihrer Ansicht in sich schließt. Sie bewundert seinen Mut, daß er es wagt, 99% des preußischen Volkes entgegenzutreten und mit dem 100. auch noch halb Europa zu trotzen, um Polens Wiedergeburt zu verhindern. Sie erklärt rund heraus, daß sie für einen Krieg mit Frankreich unter den jetzt herrschendrn Umständen nicht zu haben ist.[1] Die Furcht vor europäischen Verwicklungen bleibt bestehen, wenn auch die Erörterungen darüber allmählich nachzulassen beginnen und nicht mehr einen so breiten Raum einnehmen wie in den ersten Tagen des Aufstandes.

Die Krzztg. hat recht, wenn sie der K. Z. vorwirft, die allgemeine Erregung durch ihre Kriegsgerüchte gesteigert zu haben. Wohl in keinem anderen Blatte tritt die Besorgnis so stark hervor. Ihre Stellung bleibt während des ganzen Aufstandes dieselbe, auch mit dem diplomatischen Siege Rußlands fühlt sie sich nicht beruhigt. Zu Zeiten muß man ihre Haltung einfach als kopflos bezeichnen.

Anders die Pr. Jahrb., deren Urteil bei weitem unbefangener ist und die den freien Überblick über die Lage der Dinge sich stets bewahren. Schon Ende April erkennen sie, daß bei der gemeinsamen diplomatischen Aktion der drei Mächte nicht allzuviel herausgekommen ist und auch wohl nicht herauskommen wird. Sie erkennen die günstige Lage Frankreichs, die Napoleon in den Stand setzt, zu gleicher Zeit als Verschwörer die Revolution zu schüren und als Hort des konservativen Europas Rußland wegen der polnischen Erhebung zu verklagen. Sie sehen aber ein, daß Frankreich allein nichts unternehmen kann, wenn nicht England und Österreich es unterstützen.[2] Sie wünschen, daß Preußen sich auf den Boden der Wiener Verträge stellt, doch glauben sie Bismarck außerstande, der aus-

[1] K. Z. 29./4. 118. — [2] Pr. J. XI, 419. 26. 4.

wärtigen Politik diese Wendung zu geben, weil er nicht den genügenden Rückhalt besitzt. Die Gerüchte über die Pläne Frankreichs, einen Ostseefeldzug zu unternehmen, geben dem Militärverständigen der Pr. J., J. Königer, Gelegenheit, sich eingehend mit der Möglichkeit eines solchen zu beschäftigen. Er glaubt, daß Bismarck dem französischen Kaiser jederzeit den willkommensten Vorwand zu einem Kriege liefern wird. Das preußische Volk würde aber im Kriegsfalle dem Ministerpräsidenten kühl gegenüberstehen. Der Verfasser ist der Ansicht, daß Rußland allein schon diesen Angriff in der Ostsee würde abwehren können. Die Furcht Preußens vor einer Wiederherstellung Polens findet er ganz gerechtfertigt, nur hält er deswegen das Bündnis mit Rußland noch nicht für nötig. Zu einem etwaigen Angriff am Rhein hält er Preußen unter einer populären Regierung für stark genug. Die Meinung, daß die preußische Regierung selbst einen Krieg heraufbeschwören will, um der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden, hält er für ungerechtfertigt, doch wäre ihm eine Annäherung an England erwünscht.[1] Die allgemeine Lage Preußens erscheint den Pr. J. nicht günstig, sie glauben, daß es damit besser stehen würde, wenn man auf den Rat der Volksvertretung gehört hätte. Die Veröffentlichungen des englischen Blaubuches zeigen ein Schwanken der preußischen Politik. Diese scheint sich vor den westmächtlichen Drohungen zurückgezogen zu haben und das scheint den Pr. J. schlimmer als die Konvention vom 8. Februar. Allerdings glauben sie nicht, daß der Krieg sehr wahrscheinlich ist, Österreich kann nach ihrer Meinung weder die Konferenz noch einen Waffenstillstand kategorisch verlangen. England wünscht keinen Krieg. Daß Preußens Name seit der Beseitigung der Konvention kaum gehört worden ist, liegt daran, daß es beim Auftauchen der Frage sofort die extremste Stellung eingenommen

[1] Pr. J. XI, 533 ff. Mai.

und dadurch sich jedes Einflusses auf den Fortgang beraubt hat.[1] Erst die Kongreßeinberufung durch Napoleon bringt dann die Pr. J. wieder dazu, sich mit den äußeren Angelegenheiten zu beschäftigen. Die Idee des Kongresses erscheint ihnen ausnehmend abenteuerlich, sie sehen darin nur das Mittel für Napoleon, alte, unfruchtbar gewordene Verbindungen zu lösen und neue und vorteilhaftere dafür zu suchen. Gegen einen Zusammenschluß von Frankreich und Rußland wird ein Bündnis von Preußen, England und Österreich vorgeschlagen, doch sei die Anknüpfung intimer Beziehungen zwischen den Kabinetten ohne einen Wechsel der Personen nicht denkbar. Ein Zusammenschluß Frankreichs und Rußlands erscheint den Pr. J. für die Zukunft Preußens höchst verhängnisvoll, namentlich wenn es der Dritte im Bunde sein will.[2]

Im ganzen finden wir also in den Pr. J. eine ruhige und sachliche Beurteilung der Gesamtlage, die ohne Leidenschaft der Entwicklung der Dinge und ihren Zusammenhängen nachgeht. Jetzt, wo Preußen im wesentlichen ausgeschaltet ist, ist das Urteil wesentlich unbefangener. Allerdings betrachten die Jahrb. unter dem Einfluß der allgemeinen liberalen Anschauungen Rußland und Frankreich als Hauptfeinde Preußens, dagegen wünschen sie den Zusammenschluß mit England und Österreich, obgleich sie die Schwierigkeiten dieses Unternehmens nicht verkennen. Hauptsächlich bestimmend für sie ist dabei offenbar der Einfluß, den ein enger Zusammenschluß mit den liberalen Regierungen Europas auf Preußens innere Verhältnisse ausüben muß. Andererseits erscheint ihnen auch vielleicht Österreich zu bevorzugt in seinen Unternehmungen in Deutschland, wenn es der Unterstützung der Westmächte sicher ist, während Preußen diesen halbfeindlich gegenübersteht.

[1] Pr. J. XII, 73. — [2] Pr. J. XII, 511, 17. 11.

Die Grenzboten bringen der weiteren Entwicklung der polnischen Frage nur geringes Interesse entgegen. Hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil sie sie überhaupt nur für eine Episode halten. Trotz aller Verstimmung zwischen den beiden Mächten halten sie ein russisch-französisches Bündnis für möglich. Preußen würde ein Anschluß hieran unzweifelhaft Vorteile bieten, doch sähen sie lieber, wenn es dem Bunde fernbliebe. Sie halten es im Interesse Rußlands, auf die vorgeschlagenen sechs Punkte einzugehen. Die Neugestaltung Polens wünschen sie in Form innerer Selbständigkeit und der Verbindung mit Rußland durch Personalunion. Ein unabhängiges Polen erscheint ihnen in vieler Hinsicht gefährlich. Doch wird infolge der Politik Bismarcks Preußens Stimme bei der Neugestaltung sehr wenig ins Gewicht fallen.[1] Allerdings hat Bismarck es nach ihrer Ansicht nicht verschuldet, daß die polnische Frage zu einer europäischen wurde: er hat vielmehr nur den Fehler gemacht, Frankreich den Vorwand zu einer Einmischung zu bieten und zu frühzeitig Partei zu ergreifen. Eine politische Sympathie für Polen erscheint den Grenzb. ungerechtfertigt. Das Richtigste ist für sie noch immer eine Vereinigung Österreichs und Preußens in dieser Frage, da beide im wesentlichen dieselben Interessen haben.[2] Die einzelnen diplomatischen Vorgänge verfolgen sie nicht weiter, ihr Interesse erweckt nur die Thronrede Napoleons vom November, die nach ihrer Ansicht eine gefährliche Aussicht für den Frieden Europas und Deutschlands eröffnet. Der Kongreßplan kommt für Deutschland einige Jahre zu früh, weil Preußen noch nicht imstande ist, seine Stellung im Rate der Mächte auszufüllen. Das wird erst der Fall sein, wenn Preußen eine eigene Politik betreiben kann.[3]

Die Grenzb. betrachten die Lage auf jeden Fall sehr ruhig. Von den Kriegsgerüchten halten sie offenbar nicht gerade viel.

[1] Grenzb. 1863, II, 118. — [2] III, 121 ff. — [3] IV, 277.

überhaupt läßt sie die ganze Angelegenheit merklich kalt. Sie sind nicht einverstanden mit der von Preußen eingeschlagenen Politik, aber sie sind auch weit davon entfernt, die Regierung mit Vorwürfen zu überhäufen. Sie haben auch die Gesamtlage erkannt, daß von einer wirklichen Einigkeit unter den drei Mächten nicht gesprochen werden kann und daß infolgedessen alle Erregung unnötig ist. Ihr Urteil in diesen Fragen ist entschieden milder als in denen der inneren Politik.

Wenn die K. Z. auch in steter Aufregung bleibt und sich über die Polenpolitik der Regierung durchaus nicht beruhigen kann, so ist doch im ganzen entschieden eine ruhigere Beurteilung der Sachlage von seiten der gemäßigt Liberalen an die Stelle der starken Bestürzung bei den ersten Nachrichten von der Stellung Preußens zu dem Aufstande getreten. Man bemüht sich, die Dinge so zu betrachten, wie sie sind und dabei zeigt es sich, daß trotz aller Gerüchte die Gefahr für Preußen nicht so ungeheuer groß ist. Und nachdem man diese Einsicht gewonnen hat, vermindert sich auch die Abneigung gegen die Regierung und den Ministerpräsidenten: das Persönliche tritt fast völlig zurück. Nicht als ob man die Richtigkeit seiner Maßnahmen zugegeben hätte, aber man sieht doch ein, daß die allzu heftigen Angriffe, namentlich da sie sich nicht auf unangefochtene Tatsachen gründen können, zwecklos sind und daß es vernünftiger ist, mit dem Urteil zu warten, bis man sich auf wirkliche Vorgänge stützen kann. Das Abgeordnetenhaus findet jedenfalls in diesen Kreisen nicht allzu begeisterte Zustimmung zu seinen Debatten.

Die fortschrittlichen Blätter zeigen demgegenüber ein erheblich lebhafteres Interesse an der Weiterentwicklung der polnischen Frage. Die V. Z. beschäftigt sich wie die K. Z. mit allen Gerüchten, die insbesondere über Frankreichs Pläne verbreitet werden. Schon in der Rede Billaults erkennt sie die

Absichten Napoleons, auf einen Kongreß zur Reform der Verträge von 1815 hinzuwirken.[1] Der Plan eines selbständigen Polens unter Leuchtenberg erscheint ihr nicht unmöglich, doch vorläufig etwas verfrüht, ebenso eine Verständigung zwischen Frankreich und Österreich. Eine Lösung der polnischen Frage durch das gemeinsame Vorgehen der drei Mächte halten sie für ausgeschlossen, da alle drei verschiedene Pläne verfolgen. Österreich würde, wenn es der Westmächte ganz sicher wäre sogar selbst die Herstellung Polens in die Hand nehmen.[2] Die Lage Preußens erscheint ihr äußerst gefährdet: es ist von allen Seiten bedroht, hat nicht einen einzigen Bundesgenossen, selbst nicht Rußland. Dazu kommt, daß seine Grenzen außerordentlich unvorteilhaft beschaffen sind. England und Österreich werden nicht das geringste zur Rettung Preußens tun, wenn Frankreich einen Angriff unternehmen sollte.[3] Der erste gegenseitige Notenaustausch veranlaßt alsdann die V. Z., in einer langen Leitartikelserie die Möglichkeit und Gefahren eines Krieges nach allen Seiten hin zu erörtern.[4] Es kann sich nach ihrer Ansicht nicht darum handeln, Polen zu beruhigen, sondern nur darum, es zu zertreten oder zu befreien. Napoleon wird abwarten, vorläufig ein Bündnis mit Schweden schließen und dadurch Preußen auch territorial völlig isolieren. Wenn es das nicht ertragen will, muß Preußen an Frankreich den Krieg erklären, dann hätte Frankreich die Sympathien aller derer, welche das Recht der Nationalitäten vertreten. Von Frankreich hat Preußen alles zu befürchten. Wenn Österreich dabei als Führer Deutschlands auftritt, so würde Frankreich an der Saar Halt machen, Österreich Schlesien, Sachsen die Provinz erhalten und es würde ein Rheinbund unter öster-

[1] V. Z. 72. 26./3. — [2] Ebenda 83. 10./4.

[3] Ebenda 84. 11./3., 104. 6./5.

[4] „Die Kriegskrisis" 107—115. 9.—20./5.

reichischer Leitung gebildet werden. Sobald Preußen von Frankreich gedrängt wird, wird Rußland alle Lasten auf seine Schultern wälzen und suchen, einen erträglichen Frieden mit Frankreich zu schließen. „Die jetzige preußische Politik zeigt für verkehrte Wege einen Reichtum an Genialität und Aktionslust, der, auf richtigem Wege verwendet, zu den besten Resultaten hätte führen können." Bei Bismarcks Auftreten gegen Österreich wird aber niemand dieses an Eroberungen gegen Preußen hindern, ebenso wird bei der jetzigen Lage England Österreich fördern. Gegen alle diese Gefahren gibt es nach Ansicht der V. Z. nur eine Hilfe: einen radikalen Systemwechsel und völlige Beseitigung des persönlichen Regiments. „Solch ein Systemwechsel würde uns stark machen, um jenes unnatürliche Bündnis mit Rußland zu lösen und das naturgemäße Bündnis mit England enger zu schließen, dessen wir so sehr bedürfen. Mit der wiedergewonnenen Sympathie des deutschen Volkes aber würden wir vollkommen stark genug sein, sowohl die deutschen Kultureroberungen in der Provinz Posen zu schützen, wie den Rhein zu verteidigen, gleichviel, ob Österreich uns zu Hilfe eilt oder mit Hinterlist im trüben fischen will." Weil es ihr besser paßt, so braucht die V. Z. die Gefahr eines Krieges auch weiter als Schreckgespenst. Denn die drei Mächte werden in der russischen Antwort das finden, was sie darin finden wollen. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht für einen Herbstfeldzug, ein Krieg im Frühjahr würde leicht einen zu großen Umfang annehmen.[1] Für den Krieg sprechen neben den Interessen der Mächte auch noch moralische Notwendigkeiten, nämlich der zähe Opfermut der Polen und die Tatsache, daß sie auf höherer Entwicklungsstufe stehen als die Russen und diesen nicht zum Racheopfer überlassen werden dürfen. Die

[1] V. Z. 168, 22./7.

V. Z. zeigt große Sympathien für die Polen und sieht in dem Manifeste der Nationalregierung vom 31. März wichtige Kundgebungen, ja entnimmt daraus, daß wahrscheinlich schon diplomatische Beziehungen zwischen Polen und den Westmächten eingeleitet seien.[1] Im August kommt die V. Z. noch einmal auf ihre früheren Nachrichten zurück, daß Österreich und Frankreich eine Teilung auf Kosten Preußens verabredet hätten. Die bekannten sechs Forderungen hält sie für Rußland gänzlich unannehmbar. Vor einer Verständigung Preußens mit Frankreich wird entschieden gewarnt, alle Pläne, die darauf zu zielen scheinen, Frankreich mit Rußland und dann auch mit Preußen zu verbinden, dürfen nicht ernst genommen werden.[2] Daher sieht die V. Z. in der Einberufung des Kongresses auch nicht die Absicht, Rußland für Frankreich zu gewinnen, nachdem die heilige Allianz gründlich zersprengt ist, sondern vielmehr Österreich, das sowieso schon fest an Frankreich gekettet ist. Dieses macht dabei ein glänzendes Geschäft. Verwicklungen werden sicher daraus entstehen, da Rußland direkt vor einen Kongreß berufen wird, wo Polen als Ankläger gegen es auftritt.[3]

Wir erkennen, wie verschieden die Auffassung dieses Blattes von der der altliberalen Organe geworden ist, während sie beim Ausbruche des Aufstandes viele Berührungspunkte zeigten. Maßgebend für die von der V. Z. befolgte Haltung ist die Frage nach der Kriegsgefahr. Immer und immer wieder wird diese erörtert, ob überhaupt eine militärische Verwicklung in Aussicht steht, wo sie zum Ausbruche kommen wird, zwischen wem, ob in erster Linie Frankreich und Rußland oder Frankreich und Preußen, wann, ob im Herbst oder erst im Frühjahr, — das alles

[1] V. Z. 182, 7./8., vgl. auch Knorr, Anlage 34d, S. 371.
[2] Ebenda 208—210, 6.—9./9. — [3] Ebenda 263—265, 10.—12./11.

wird sorgfältig erwogen, ohne daß doch dabei ein festes Ergebnis sich gewinnen ließe. Wenn man der V. Z. glauben will, so ist Preußens Lage so ziemlich die schlimmste, die es je erlebt hat. Sie zeigt viele Ähnlichkeit mit der zu Beginn des siebenjährigen Krieges, darauf weisen auch schon die von dem Blatte mit vielem Kunstgeschicke entworfenen Teilungspläne hin. Die Auffassung von der Stellung der fremden Mächte zueinander weicht auch erheblich von der der altliberalen Zeitungen ab, und zwar derart, daß wir der V. Z. nicht das größere Verständnis für die europäische Lage zusprechen können. Das kommt wohl zum großen Teil daher, weil sie zu sehr nach dem äußeren Schein urteilt und das, was unter der Oberfläche verborgen ist, nicht recht erkennt. Die Kriegsgefahr ist für sie nicht aus der Welt zu schaffen, es lassen sich auch bequemer Gründe für eine Umwälzung in den preußischen Verhältnissen finden, wenn man sie als feste Größe annimmt. Die V. Z. spricht es zwar nicht mehr so offen aus, daß die äußere Politik ihr mit dazu dienen soll, das Ministerium zu stürzen, doch verfolgt sie offenbar mit den beständigen Klagen über die großen Gefahren, die Preußen drohen, keinen anderen Zweck.[1]

Auch die Deutschen Jahrb. rechnen zumeist mit der Gefahr eines Krieges, wenn auch nicht so stark wie die V. Z. Bei einem Kriege gegen Polen würde Preußen nichts gewinnen, da er eigentlich im russischen Interesse unternommen werden würde. Die Patrioten haben auf jeden Fall dafür zu sorgen, daß die Verteidigung des Vaterlandes nur solchen Händen an-

[1] Deutlicher spricht sich noch die Hannoversche fortschr. „Zeitung für Norddeutschland“ hierüber aus, die Preußen mit dem gegenwärtigen Ministerium an der Spitze völlig seinen Feinden preisgegeben glaubt, und die erklärt, daß nach der Meinung des Landes Bismarck nicht die Eigenschaften besitzt, um große Gefahren mit Umsicht und Einsicht zu bekämpfen.

vertraut wird, die das beschworene Recht des Landes nicht freveInd antasten.[1] Die russische Diplomatie findet in den Jahrb. im Gegensatze zur B. Z. vollste Anerkennung, es wird ohne weiteres zugegeben, daß ihr Antwortschreiben die gemeinsame Aktion der drei Mächte zerrissen hat.[2] Dagegen wollen sie einen Erfolg der preußischen Politik in der polnischen Frage nicht anerkennen. Ihnen erscheint ein schwaches Polen als ein viel weniger gefährlicher Nachbar als ein starkes Rußland. Sie halten es nicht für ausgeschlossen, daß sich aus den sechs Forderungen alsbald Konferenzen ergeben, denn Österreich und England werden durch positive Loyalität, Frankreich durch seinen Wunsch, Rußland durch die Sicherheit, seine alten polnischen Provinzen zu behalten, dazu getrieben.[3] Im ganzen erscheint ihnen die europäische Diplomatie kleinlich und unfruchtbar. Sie halten zwar die Kriegsgefahr durch Österreichs ängstliche kleinmütige Haltung für dieses Jahr beseitigt, doch ist ein Feldzug wohl nur verzögert. Die russischen Antworten seien wieder äußerst pfiffig gehalten. Trotz aller Hochachtung vor der tapferen Ausdauer der Polen erkennen die D. J. doch, daß die Proklamation der Nationalregierung vom 31. Juli mit einer Forderung der Grenzen von 1772 sich mit dem Nationalitätsprinzip in Widerspruch setzt.[4] An dem Ausbruche eines Krieges für das nächste Frühjahr glauben sie festhalten zu müssen, doch wird voraussichtlich Frankreich allein den Kampf beginnen. Daß mit den Noten nichts ausgerichtet werden wird, geben sie ohne weiteres zu.[5]

Mit der Gesamtlage sind die Deutschen Jahrb. wohl wenig zufrieden, zum mindesten finden sie die Lage Preußens nicht beneidenswert. Sie geben sich weniger mit Gerüchten und allen Möglichkeiten von Konstellationen der Mächte ab und bewahren

[1] D. J. VII, 319. — [2] VII, 500. 25/5. — [3] VIII, 161.
[4] VIII, 472; bei Knorr, Anlage 26, S. 339. — [5] XI, 321. 25./10.

sich dadurch einen besseren Überblick. Auch stehen sie nicht an, ihr Urteil zu ändern, wenn es sich herausstellt, daß es unrichtig war und zeigen nicht die doktrinäre Verbissenheit der B. Z. Die Sympathie für die Polen ist bei ihnen ziemlich groß, das erhellt aus den häufigen Hinweisen auf die grausame Kriegführung der Russen.

Die N. B. W. stellt offen die Beseitigung des Ministeriums Bismarck als Hauptbedingung für eine günstigere Entwicklung der Dinge für Preußen voran. Die Kriegsgefahr erscheint ihr nicht so sehr bedeutend, wenn auch keineswegs erloschen.[1] Daß Bismarck scheinbar vor den Drohungen der Westmächte zurückgewichen ist, empfindet sie als eine Demütigung der Nationalehre. Die Politik Preußens erscheint ihr bei der beständig drohenden Gefahr eines Rheinangriffs einfach unsinnig. Preußen soll angeblich jetzt eine neue heilige Allianz an Stelle der russo-gallischen von früher erstreben. Bismarck, „der neue Drachentöter", hat die Ausführung übernommen. Und zwar soll dies so sein, daß Preußen Österreich und Rußland ihren Länderbesitz garantiert und dafür Polen und freie Hand in Deutschland erhält. Daß der ganze Plan nur ein Hirngespinst sein kann, ist der N. B. W. klar, aber „es sind schon mehr Völker und Staaten durch Hirngespinste zugrunde gerichtet worden".[2] Jeder Plan, der ein Bündnis zwischen Preußen und Rußland anstreben könnte, erscheint ihr durchaus widersinnig. Preußen soll auf keinen Fall für die Integrität Rußlands in den Krieg ziehen, zumal da es durch das gemeinsame Vorgehen der drei Mächte vollkommen isoliert ist. Seine freie Entschließung hat es bis zu einem gewissen Grade bereits verloren. Trotzdem fährt es fort, die fremden Mächte prahlerisch herauszufordern. Die N. B. W. würde es in der jetzigen Lage beinahe als ein Verdienst ansehen, wenn die Regierung sich angelegentlich um die Hilfe Österreichs

[1] N. B. W., April. — [2] Ebenda 156, 24./4.

bewürbe, doch kann diese zurzeit den Beistand dieses Landes gar nicht bezahlen.[1] England hat vorläufig noch einmal den Bonapartismus in seinen Angriffsplänen irre gemacht, so daß vorläufig kein Krieg zu erwarten ist. Auf einem Kongresse wird Preußen eine traurige Figur spielen, zumal da es bereits Frankreich als Schiedsrichter in inneren Verwaltungsangelegenheiten anerkannt hat.[2] Die geplante Konferenz scheint jedoch durch das Verhalten Österreichs wieder sehr in Frage gestellt. Die N. P. W. kann sich der Einsicht doch nicht verschließen, daß es mit dem polnischen Aufstande auf jeden Fall zu Ende geht und daß das diplomatische Einschreiten der drei Mächte auch nicht das geringste genützt hat, sondern daß Frankreich die Polen aufgestachelt und im Stiche gelassen hat.[3] Von dem zweiten Notenwechsel erwartet die N. P. W. wenig, nachdem es Rußland gelungen ist, den Aufstand fast völlig niederzuwerfen. Doch ist es leicht möglich, daß die Mächte sich gezwungen sehen, bei den Greuelszenen, die in Polen herrschen, tatkräftig einzugreifen. Die Forderungen der Polen findet sie allerdings übertrieben. Mit den russischen Antworten hält sie den diplomatischen Feldzug in der Hauptsache beendigt und glaubt nicht an kriegerische Unternehmungen in diesem Jahre. Allerdings erscheint ein elementarer kriegerischer Zusammenstoß unvermeidlich. Wenn bis dahin nicht in Preußen ein gründlicher Systemwechsel eintritt, so wird möglicherweise Deutschland in zwei feindliche Heerlager gespalten sich gegenüberstehen.[4] Das System, das neuerdings in Polen eingeschlagen wird, macht es den Großmächten eigentlich unmöglich, Polen seinem Schicksale zu überlassen. Rußland sucht angeblich vor allem Zeit zu gewinnen, um den Aufstand vollständig unterdrücken zu können und um Deutschland in den Kampf zu verwickeln. Der russische Vorschlag, die polnische

[1] N. P. W. 159, 17./5. — [2] 160, 24./5. — [3] 163, 14./6.
[4] 170, 2./8.

Frage zunächst den drei Teilungsmächten vorzulegen, kann lediglich zu einer Wiederherstellung der heiligen Allianz und des Absolutismus im Innern führen. Die engere Annäherung Österreichs an die Westmächte wird die einzige Folge des Vorschlages sein. Preußen wird im Falle eines Kongresses oder Krieges stets nur als russischer Appendix behandelt werden. Die Vertretung der deutschen Interessen wird allein Österreich zufallen. Preußen hätte beim Ausbruch des Aufstandes nur neutral zu bleiben brauchen, um seine Stellung zu bewahren. „Es gehörte in der Tat eine gewisse katilinarische Genialität dazu, um die Stellung Preußens zu ruinieren. Und dieser Genialität kann sich das Ministerium Bismarck wirklich nicht rühmen.“ [1] Im ganzen erscheint den N. B. W. die Kriegsgefahr aber doch sehr gering, wenn auch Frankreich durch die höhnischen Antworten Rußlands eigentlich darauf angewiesen ist, Genugtuung zu fordern. Das energische, naturgemäß grausame Verfahren der Russen wird immer wieder gebrandmarkt, es wird dabei aber kaum darauf hingewiesen, daß von polnischer Seite genau dieselben Taten zu verzeichnen waren. Im Oktober glaubt die N. B. W. noch einmal an eine europäische Krisis, dergestalt, daß Österreich im Bunde mit Frankreich nach St. Petersburg ein Ultimatum absenden will. [2] Dagegen ist sie nicht sicher, ob die Napoleonische Thronrede Krieg oder Frieden bedeutet.

Als Grundton aller Ausführungen auch der auswärtigen Politik tritt bei der N. B. W. stets der Haß gegen das preußische Ministerium hervor. Ihr Überblick über die Stellung der Mächte zueinander und ihre Absichten ist nicht sehr groß, über die äußeren Vorgänge ist sie wohl unterrichtet, doch zeigt sich in ihren Ansichten über die Kriegsgefahr für Europa ein beständiges Schwanken. Nur in einem ist sie fest, daß Preußen

[1] N. B. W. 171. 9./8. — [2] 182. 22./10.

in allem, was es tut, falsch gehandelt hat, seine Politik ist auch durch die Entwicklung der Dinge nicht im geringsten gerechtfertigt. Statt krampfhaft an der Möglichkeit eines Kongresses oder Krieges festzuhalten und sich auszumalen, eine wie klägliche Rolle nun Preußen aller Voraussicht nach hierbei spielen müßte, hätte die Zeitung besser getan, die ruhige Haltung der preußischen Regierung anzuerkennen. Sie hätte Gelegenheit gehabt, wenn irgendwo, dann hier, ihre Vereinsgenossen auf die selbständige Politik Preußens hinzuweisen und hieraus für die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten Hoffnung zu schöpfen. Mit den beständigen Klagen über die Unhaltbarkeit der preußischen und deutschen Zustände konnte sie ihrer Sache nicht viel nützen.

Die Stellung der kleindeutschen fortschrittlichen Partei hat sich insofern geändert, als sie sich weit eingehender mit der Möglichkeit eines europäischen Krieges beschäftigt, im Hinblick darauf eine der preußischen Regierung entgegengesetzte Stellung einnimmt, und vor allem einen gründlichen Systemwechsel anstrebt. Was eigentlich auffällig ist, ist der völlige Mangel an Vertrauen auf die eigene Kraft Preußens, scheinbar ist es fremden Mächten so gut wie willenlos preisgegeben. Dazu kommt die doktrinäre Abneigung und der grundsätzliche Haß gegen Rußland, gegen sein Regierungssystem, seine Maßregeln gegen Polen, die die Partei dazu treiben, den Aufständischen ihre vollsten Sympathien auszusprechen. Dieser Haß geht soweit, daß ihr selbst ein Bündnis mit Österreich annehmbar erscheint, eine Möglichkeit, die sie vor einem Jahre sicher zurückgewiesen haben würde. Sie ist so verrannt in die Beseitigung Bismarcks, daß der Wandel der Lage, der vom Frühling bis zum Hochsommer vor sich geht, ihr gar nicht recht zu Bewußtsein kommt. Im März, auch noch im April konnte es gerechtfertigt erscheinen, auf die großen Gefahren hinzuweisen, die Preußen

namentlich französischerseits drohten, nachdem aber einmal der erste Notenwechsel vorüber war, ohne daß irgendwelche Anzeichen auf energische Maßregeln deuteten, war es unnötig, eine künstliche Erregung aufrechtzuerhalten. Wenn man die Konvention für einen Fehler ansah, mochte man noch gelegentlich darauf hinweisen, aber gewissermaßen dem preußischen Ministerium die ganze Schuld an der weiteren Gestaltung der polnischen Angelegenheit zuzuschieben, war auf keinen Fall gerechtfertigt.

Mit gleicher Spannung wie die fortschrittlichen Blätter verfolgen die großdeutsch-katholischen die weitere Entwicklung der Frage. Ihre Stellung haben wir kennen gelernt: in erster Linie für Österreich, das Interesse Großdeutschlands vor dem Preußens berücksichtigend. Daraus folgt die energische Ablehnung der Allianz zwischen Preußen, Rußland, Frankreich. Nicht ohne Grund machten die K. Bl. der Fortschrittspartei den Vorwurf, daß sie auch wichtige nationale Fragen nur vom Standpunkte ihrer Tendenzen aus beurteile.[1] Sie wollen die Einigung der deutschen Mächte, um die Regelung der polnischen Frage in die Hand zu nehmen, eine Lösung durch Frankreich bedeutet nach ihrer Ansicht kein Glück für Polen. Das von der K. Z. gebrachte Leuchtenbergsche Projekt findet bei ihnen keinen Glauben, es soll nur versuchen, eine verfahrene Sache um jeden Preis zur Lösung zu bringen, während es in Wahrheit weder der herrschenden Macht noch den beherrschten Teilen genügt.[2] Sie glauben demnach, daß Napoleon nicht umhin können wird, in Polen einzuschreiten. Bismarcks Polenpolitik können sie die Anerkennung nicht versagen, daß sie durchaus folgerichtig geführt ist. Er hat zwar die Gefahren nicht beseitigt, aber als starrem Partikularisten blieb ihm keine andere Wahl. Die K. Bl. bekämpfen ihn nur, weil sie eine deutsche Politik wollen

---

[1] K. Bl. 85, 24./3. — [2] 95, 3./4.

und diese bei ihm nicht finden.[1] Bei der drohenden Kriegsgefahr empfehlen sie, sich wenigstens England zu nähern, wenn man Österreich sich nicht anschließen will. Als einzige Lösung der Frage betrachten sie ein neben Rußland unabhängiges Polen, das durch Gesamtdeutschland geschaffen ist und dadurch die alte Verbindung Polens mit Deutschland wiederherstellt.[2] Wird dies versäumt, so wird sich Napoleon in Polen eine Bundesmacht gründen, die von ihm abhängig ist. Ominös erscheint den K. Bl. schon, daß bei der von Napoleon ausgehenden Intervention der deutsche Bund unberücksichtigt geblieben ist. Da ein Krieg Frankreichs gegen Rußland sich in zweiter Linie auch gegen Preußen und Österreich richten würde, so muß man die ersten Schritte Napoleons durch ein Zusammenwirken von Österreich und Preußen, denen sich England beigesellen würde, verhindern.[3] Nachdem jedoch der erste Notensturm vorübergerauscht ist, tritt eine starke Beruhigung des Blattes hinsichtlich der Kriegsgefahr ein. Erst die zweiten Antwortnoten finden wieder Berücksichtigung. Der Vorschlag der Sonderberatung durch die drei Teilungsmächte erscheint den K. Bl. völkerrechtlich nicht korrekt, der Gesamtinhalt provokatorisch. Die fernere Aktion der Mächte kann hiernach nur auf die Unabhängigkeit Polens gerichtet sein, Preußens Lage wird dabei immer gefährdeter, die Neutralität setzt Preußen allen Stößen ohne Aussicht auf irgendwelche Erwerbung aus.[4] Rußland ist seiner inneren Lage nach zur Kriegführung außerstande. Dann aber ist mit der dritten russischen Antwort nach ihrer Ansicht die ganze diplomatische Komödie betreffs Polens zu Ende.[5] Ob sie überhaupt abgeschlossen ist oder in anderer Form wieder auftauchen wird, wagen sie bei der Unberechenbarkeit Napoleons nicht zu entscheiden. Ein Kriegszug erscheint ihnen jedenfalls

[1] K. Bl. 98, 8./4. — [2] 133, 12./5. — [3] 154, 31./5.
[4] 209—11, 25.–28./7. — [5] 265, 19./9.

so gut wie ausgeschlossen[1], wenn auch Russel jedem das Einschreiten in Polen und ein Vorgehen gegen Rußland freistellt[2], und in Frankreich das durch die Russen verletzte Nationalgefühl zusammen mit den Sympathien für die Polen einen starken Druck auf Napoleon ausübt. Allerdings wissen die K. Bl. von dem Entschlusse Österreichs zu berichten, Paris und London zur Absendung eines Ultimatums aufzufordern, worin erklärt wird, daß, wenn Rußland den Forderungen der drei Mächte nicht Folge leistet, diese Polen unter ihren Schutz stellen und wegen Verletzung der Verträge Rußland Polens verlustig erklären.[3] Diese Nachricht ist jedoch wohl nicht begründet. Das französische Rundschreiben und die Thronrede, die auf demselben Standpunkt steht, kann den K. Bl. natürlich nicht behagen, sie sehen darin den deutlichen Wunsch Frankreichs, ein neues Bündnis mit Rußland, eventuell mit Preußen, zu schließen. Die Spitze der Rede sei gegen Wien gerichtet, Deutschland könne auf keinem europäischen Kongresse erscheinen, solange es nicht einig sei. Keine Macht, die nicht von vornherein ihre Feigheit und ihre Zustimmung zu den „geheimen Plänen" der Berufenden zu erkennen geben wolle, dürfe überhaupt dem Vorschlage zustimmen.[4]

Auch während dieser Zeit bleibt also die Stellung der K. Bl. zur polnischen Frage dieselbe. Das Unangenehme ist ihnen wie der Fortschrittspartei die Isolierung Preußens, wenn sie auch den Rückhalt, den es an Rußland hat, zugeben müssen. Wie die Fortschrittler im Notfalle eine Annäherung an Österreich empfehlen, so schlagen sie ihrerseits eine freundschaftliche Haltung gegen England vor. Es berührt angenehm, wenn sie auch im Gegner die Tüchtigkeit anerkennen und ver-

[1] K. Bl. 272, 26./9. — [2] 279, 3./10. — [3] 294, 18./10.
[4] 319, 10./11.; 328, 18./11.

suchen, die Gründe seiner Handlungsweise aufzudecken. Abgesehen von der zu starken Vorliebe für Österreich, dessen Interessen sie mit denen Preußens eigentlich völlig gleichsetzen, und die sie zu schiefen Schlüssen verleitet, ist es nicht zu leugnen, daß sie eine gute Übersicht über die europäische Gesamtlage besitzen und vor allem nicht allen Kriegsgerüchten ohne weiteres Glauben schenken.

Wie die K. Bl. wünscht auch die A. A. Z. den Zusammenschluß Deutschlands. Bei einem Rheinangriff wird er sich nach ihrer Meinung sofort vollziehen, wenn man auch die üble Nachwirkung der Bismarckschen Reden in Deutschland sobald nicht vergessen wird. Wenn Preußen Österreichs Unterstützung finden will, so muß es seiner gothaisch-piemontesischen Hegemoniepolitik entsagen.[1] Ohne erhebliche Konzessionen wird es diese nach der allgemeinen Ansicht überhaupt nicht mehr erwerben. In seiner jetzigen isolierten Lage müßte Preußen dem ersten Sturm von Westen her unterliegen[2], wenn auch die Regierung die Sachlage als durchaus nicht so ernst aufzufassen scheint. Nicht als ob Preußen leichtfertig in der polnischen Frage gehandelt hätte, die Regierung hat vielmehr ohne Scheu vor dem Geschrei der öffentlichen Meinung von Anbeginn die Frage rücksichtslos nach allen Seiten mit dem Ernst und der Konsequenz behandelt, wie sie eine Existenzfrage erforderte und wie sie von der Tradition geboten war.[3] Auch könnte die Lage und die Politik des Augenblicks in Berlin durch keine andere Persönlichkeit ebenso geschickt, geschweige besser vertreten werden als durch Bismarck.[4] Allerdings wird es ihm schwerlich gelingen, Frankreich auf seine Seite hinüberzuziehen. Ein Bündnis mit Frankreich und Rußland würde auch in den Augen der A. A. Z. den Verrat Preußens an Deutschland voraussetzen,

[1] A. A. Z. 133, 13./5. — [2] 136, 16./5 — [3] 174, 23./6.
[4] 193, 12./7.

dessen auch der verbissenste Deutschlandverkleinerer Bismarck, den König und den Kronprinzen für unfähig hält. Da man zu einer Verständigung mit Österreich und England nicht gelangen kann, so ist offenbar Preußens Streben auf Neutralität gerichtet.[1] Einen Monat später glaubt die A. A. Z., daß Bismarck versuche, durch Vermittlung Englands sich mit Österreich zu verständigen, da beide aufeinander angewiesen sind.[2] Seltsam ist es, daß sie im Oktober gerade die Lage Preußens für immer gefährlicher ansieht, zum mindesten einen Krieg für das Frühjahr erwartet.[3] Die Rede Napoleons ist nicht dazu angetan, die Besorgnisse vor einem Weltkriege zu zerstreuen.

Es ist im ganzen dieselbe Meinung wie die der K. Bl., die sich hier ausspricht. Sie hält Preußens Haltung für verkehrt, findet sich jedoch ziemlich leicht damit ab, da die preußischen Interessen schließlich nicht die ihrigen sind. Sie hat auch Verständnis und Anerkennung für den Ministerpräsidenten und seine Politik. So sehr die A. A. Z. die gütliche Verständigung der beiden deutschen Großmächte wünscht, so verkennt sie doch keinen Augenblick die Schwierigkeiten, die sich dieser in den Weg stellen. Der Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse räumt sie nicht allzuviel Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten ein.

Die Historisch-Politischen Blätter stellen nur kurze Betrachtungen über die Weltlage an. Danach hat Bismarck durch die Polenfrage einen jähen Sturz getan, er ist dadurch in eine sehr bedrängte Lage geraten und es ist sehr zweifelhaft, wie lange er sich überhaupt gegen die Fortschrittspartei noch halten wird. Eine Einigung zwischen Preußen und Österreich in dieser Angelegenheit ist schlechterdings unmöglich. Preußen kann die russenfreundliche Politik schlecht ändern, eine Russo-Germanifie-

[1] A. A. Z. 211, 30./7.; 217, 5./8. — [2] 258, 15./9.
[3] 292—295, 19.—22./10.

rung Polens ist für es eine Notwendigkeit, aber es wäre ein Unding, Österreich zu derselben Ansicht zu bekehren.[1] Der einzige Mann, von dem sie eventuell noch eine Verständigung der beiden Mächte erwarten, ist Bismarck, doch was nützen Konzessionen von seiner Seite, wenn vielleicht morgen schon die Fortschrittspartei an das Ruder kommt? „Nach Bismarck kommt die Sündflut." Unwahrscheinlich ist es allerdings immerhin, daß Bismarck sich mit Österreich verständigen wird.[2] Von einem Eingreifen Preußens erwarten die H.-P. Bl. nur eine Aussöhnung Rußlands mit Frankreich auf Grund einer Verfassung für das russische Reich, wobei Preußen dann der Dritte im Bunde sein würde. Die preußischen Liberalen könnten um diesen Preis den Plänen Bismarcks auch nicht widerstehen, obgleich sie sich früher mit aller Macht solchem Bündnis widersetzt hätten.[3] Die Gefahr des Ganzen liege nur darin, daß ein konstitutionelles Rußland den organisierten Panslavismus bedeutet.[4]

Die gute Meinung, die sie von Bismarck hegten, haben die H.-P. Bl. auch in dieser Frage nicht aufgegeben. Ihre Auffassung, daß gerade Bismarck noch am ehesten zu Österreich in gute Beziehungen treten kann, ist ganz eigenartig, und es ist nicht recht ersichtlich, auf Grund welcher Nachrichten sie sich gebildet hat. Dagegen ist das Wenige, was sie über das Verhältnis Preußens zu der polnischen Frage bringen, nicht unrichtig. Auch die Nachrichten über die Vermittlerrolle Preußens zwischen Rußland und Frankreich stützen sich auf Gerüchte, die der Begründung nicht entbehrten.[5] Alles in allem finden wir hier wieder eine von sämtlichen anderen Organen abweichende Haltung.

Die eigentliche katholisch-großdeutsche Partei steht den Liberalen in den Fragen der auswärtigen Politik entschieden scharf

[1] H.-P. Bl. LI, 869, 23./5. — [2] LI, 963, 8./6. — [3] LI, 964.
[4] LII, 553. — [5] Vgl. Sybel, II, 562.

gegenüber. In der Verneinung mögen sie gewisse Berührungspunkte zeigen, in ihren positiven Wünschen verfolgen sie durchaus verschiedene Ziele. Einzig und allein das Verhältnis zu Österreich ist für diese Partei maßgebend, danach richtet sich die Beurteilung der preußischen Politik. Irgendwelche Sympathien für Polen oder Rußland kommen niemals in Betracht, es handelt sich nur darum, ob die von Preußen ergriffenen Maßregeln dem großdeutschen Gedanken und einem Ausgleich mit Österreich nützlich sein können. Wenn die Wünsche der Partei auch ganz fest vorgezeichnet sind, so besitzen ihre Zeitungen doch ein gutes Maß von realpolitischer Erkenntnis und verweigern infolgedessen auch der Politik des Gegners nicht die Anerkennung. Das größere Verständnis für die Sachlage liegt m. E. in diesen Fragen nicht bei den Liberalen, obgleich sie für das Lebendigere waren. Sie hatten aber wenig technisch-politischen Sinn und Blick, der bei der großdeutsch-katholischen Partei mehr zu finden war.

Bevor wir ein kurzes zusammenfassendes Urteil über die Stellung der Parteien in dieser Zeit fällen, haben wir uns noch mit dem Inhalte einiger Broschüren zu befassen, die zu dem polnischen Aufstande in enger Beziehung stehen. Die Schrift „Die jetzige polnische Revolution. Von einem Mitarbeiter (!) derselben“[1] gibt hauptsächlich eine eingehende Beschreibung des Verlaufes des Aufstandes bis zum Juli, die, insofern sie nur Tatsachen aufzählt, wir hier füglich übergehen können. Uns interessiert hier hauptsächlich die Kritik, die an den Maßregeln der Aufständischen geübt wird. Diese ist sehr scharf und drastisch. Entscheidend für das Scheitern des Aufstandes ist nach Meinung des Verfassers das intrigante Spiel des polnischen Adels gewesen. Sowie die russische liberale Partei erkannte, daß der polnische Adel seine eigenen Zwecke bei der Erhebung verfolgte,

[1] Berlin, F. Heinicke, IV und 34 S. 1863.

gab sie ihre Sympathien für die Aufständischen auf. Die polnischen Bauern erkannten, daß sie von dem russischen Kaiser mehr zu erwarten hatten als von ihren Gutsherren und beteiligten sich deshalb höchstens gezwungen an dem Aufruhr. Mit Mieroslawski an der Spitze hätten die Polen Aussicht auf Erfolg gehabt, doch da die Adelspartei sich das Übergewicht über die Nationalpartei sichern wollte, ernannte sie Langiewicz statt seiner zum Diktator. Da der Aufstand jedoch noch nicht niedergeworfen ist[1], die Polen vielmehr ein Reich in den Grenzen von 1772 fordern, so untersucht der Verfasser, welche Folgen die Verwirklichung dieses Planes haben könnte. Ein solches Polen müßte nach seiner Ansicht dem Napoleonismus und dem Papsttum treu bleiben, dagegen aber Rußland und einem mächtigen aufgeklärten Deutschland feind werden. Napoleon würde mittels eines großen Polens die orientalische und römische Frage lösen können, wie es ihm beliebt, da er dann einen stets sicheren Bundesgenossen besitzen würde, der ihm den Rücken deckt. Die Lösung der römischen Frage würde ihm die europäische Herrschaft über den ganzen romanischen Stamm und Gewalt über das Papsttum verschaffen, die Lösung der orientalischen Frage ihm Ägypten und die ganze nordafrikanische Küste einbringen, beides zusammen aber die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meere und den ganzen Osthandel. Die polnische Frage ist lediglich eine Frage des katholischen, despotischen und eroberungssüchtigen Napoleonismus. Eine etwaige Wiederherstellung würde Europa in die blutigsten Kriege stürzen. Es ist Rußlands Pflicht, keiner Macht eine Einmischung zu gestatten, Englands Pflicht, mit Preußen dahin zu wirken, daß Rußland den Aufstand unterdrückt. Die Polen können von Alexander II., den liberalen Russen und der freisinnigen protestantischen Welt viel mehr erreichen als vom Papste und Na-

[1] Die Schrift ist am 1./8. 1863 abgeschlossen.

poleon. Selbst eine Wiederherstellung Polens in den rein polnischen Provinzen wäre bei den heutigen sozialen Verhältnissen äußerst schwierig.

Wenn die Schrift sich auch mit der Stellung Preußens zum Aufstande nicht weiter befaßt, so enthält sie doch eine indirekte Rechtfertigung der Bismarckschen Politik. Der Verfasser hat die Verhältnisse aus der Nähe kennen gelernt und ist infolgedessen berufen, seine Meinung darüber zu äußern. Es ist jedenfalls in dem, was er sagt, sehr viel Richtiges, wenn auch vielleicht die napoleonischen Pläne etwas zu großartig von ihm dargestellt werden. Mit dem äußeren Verlaufe der polnischen Erhebung während des Sommers 1863 war er jedenfalls nicht zufrieden, die Einmischung der fremden Mächte kam ihm sehr unerwünscht. Er konnte die Bismarcksche Stellung als richtig erkennen, weil er sich nicht groß um die scheinbar dadurch hervorgerufene Isolierung Preußens kümmerte, sondern erkannte, daß nicht hierin, sondern in einem wiederhergestellten Polen die größere Gefahr für Preußen und damit auch für Deutschland lag. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser die Haltung, die Preußen nach seiner Meinung in den auswärtigen Angelegenheiten einnehmen sollte, nicht näher ausgeführt hat, wahrscheinlich hätten sich dabei manche Berührungspunkte mit Bismarckschen Anschauungen ergeben.

Ebenso wie in dieser Schrift werden die polnischen Pläne in der Broschüre: „Zur polnischen Frage. Gedanken eines Deutschen über dieselbe" verworfen. Die Polen sind nach Meinung des Verfassers überhaupt unfähig, einen Aufstand siegreich durchzuführen, weil sie nur zu schwärmen verstehen und keine echte Begeisterung zeigen. Weil die Schwärmerei eine ansteckende Krankheit ist, hat man in England und Frankreich Sympathien für sie. Ein wiederhergestelltes Polen würde einen schädlichen Einfluß auf Deutschland ausüben, seine Entwicklung hemmen.

Deutschland würde einen gehässigen Nachbarn im Osten erhalten, der mit dem im Westen harmonieren würde. Die Wiederherstellung des alten polnischen Reiches würde überdies große Opfer an Menschen und Land kosten, da die Polen ganz deutsche Gebiete fordern, die sie früher fast zugrunde gerichtet hatten. Der Verfasser sucht dann das Verhalten Englands den Polen gegenüber näher zu begründen. Es sympathisiert einmal deshalb mit ihnen, weil es mit der Freiheit der Nationalitäten kokettiert, und dann, um einen neuen Stapelplatz für seine Waren im Falle des Erfolges zu gewinnen. Wenn aber Polen auch nur in kleinem Umfange wiederhergestellt würde, so würde es doch beständig nach den Grenzen von 1772 streben und damit immer mit dem Kriege drohen. Die Selbständigkeit würde sie nur wieder in den Zustand des vorigen Jahrhunderts zurückversetzen und das hieße gegen den Zeitgeist ankämpfen.

So kurz und allgemein auch diese Schrift gehalten ist, so enthält auch sie eine Rechtfertigung der preußischen Regierungspolitik. Der Verfasser ist auf jeden Fall kein Freund der Polen, doch ist er frei von Gehässigkeit gegen sie. Er kennt den polnischen Nationalcharakter und weiß, daß die von der großen Mehrzahl befürwortete Wiederherstellung ihres Landes zu nichts Gutem führen kann.

Von keinem Interesse ist für uns die Schrift: „Die Organisation des polnischen Aufstandes“[1], die die Erklärung dafür, daß der Aufstand noch immer fortdauert, während die Langsamkeit der polnischen Erfolge schon längst das Vertrauen darauf in völligste Hoffnungslosigkeit verwendet haben müßte, in dem von den Polen angewandten System der Kriegführung findet. Dieses stützt sich auf eine Broschüre: „Über den Parteigängerkrieg“, die zu Nutzen aller derer, die die Volksbewaff-

[1] 23 Seiten, Elberfeld, Bädeker 1863.

nung anstreben, insbesondere der Turn- und Schützenvereine, in dieser Schrift wiedergegeben wird.

Auch nicht weiter von Wichtigkeit ist die Schrift von Kattner: „Deutsche Abrechnung mit Polen".[1] Obgleich ein überzeugter Anhänger der Fortschrittspartei ist er doch frei von irgendwelchem sentimentalen Mitgefühl für die Polen. Er schildert ihre ganze Verkommenheit. Preußen muß hier Zeichen seiner Macht zeigen, das kann es aber nicht eher, als bis der Zwiespalt zwischen König und Volk beseitigt ist. Wenn das geschehen ist, so „müssen wir wieder Großmacht werden; wir müssen unsere Brüder an der Eider erlösen, wir müssen in Hessen, in ganz Deutschland das Recht herstellen, wir müssen zur Felseneiche erstarken, an der sich die schwächeren deutschen Stämme emporranken. Diese Aufgabe hat sich Preußens Volk gesetzt. Will auch Preußens Regierung sie sich aneignen, dann Heil ihr! Dann wird auch Posen in kurzem ein deutsches Land." Er empfiehlt die energischsten Maßregeln in Posen durchzuführen, gegen jede vermittelnde Stellung ist er entschieden.

Wenn auch nicht sehr inhaltsreich, so liefert die Schrift uns doch den Beweis, daß auch in den Reihen der Fortschrittspartei sich wenigstens in den östlichen Provinzen einzelne Männer befanden, die auf jeden Fall eine so starke Abneigung gegen die Aufständischen zeigten, daß man annehmen durfte, sie wären mit der Haltung der Regierung zufrieden gewesen. Allerdings ist Kattner wohl kein Freund der Regierung, sondern nur über die „polnische Wirtschaft", die er aus nächster Nähe kennen gelernt hat, einigermaßen aufgebracht.

Dagegen ließ J. Venedey in Oberweiler in Baden einen flammenden Protest gegen die Polenpolitik der preußischen Regierung unter dem Titel „Aufruf an das deutsche Volk" er-

[1] 133 Seiten, Bromberg 1862.

scheinen. Das deutsche Volk solle dahin streben, 1) die Bismarcksche Regierung in Preußen stürzen zu helfen, 2) sich durch den Gelegenheitsruf des Napoleonismus für Polen in seiner Pflicht und seinem Mitgefühl für ganz Polen und jeden einzelnen unglücklichen Polen nicht irre machen zu lassen und schließlich solle es dem französischen Rufe „Auf nach Polen!", der keine andere Bedeutung habe als „Auf nach dem Rhein!", einfach mit dem Rufe „Hoch Deutschland!" antworten. Diese Ratschläge waren wohl gut gemeint, aber nicht ganz so leicht durchführbar, wie es dem Verfasser erscheinen mochte.

Um die Ansichten der Fortschrittspartei nachdrücklicher zu widerlegen, erschien eine Artikelserie aus der N. A. Z. unter dem Titel: „Hat Napoleon I. wirklich die Absicht gehabt, Polen wiederherzustellen?" [1] noch gesondert als Flugschrift. In dieser wurden die Linksliberalen auf das heftigste angegriffen und als indirekte Förderer der Revolution gebrandmarkt.

Wichtig und inhaltreich ist die Schrift, die unter dem Titel: „Preußen an der Schwelle der Großmachtspolitik" [2] erschien. Auf sie verlohnt es sich näher einzugehen. Nach Ansicht des Verfassers hat Preußen seine Großmachtspolitik, die es seit 1815 aufgegeben hatte, mit dem Augenblicke wieder aufgenommen, als es sich entschloß, der polnischen Revolution gegenüber nach eigener Überzeugung zu handeln. Die Großmachtspolitik bezweckt nach Ansicht des Verfassers die Förderung der Gemeinwohlfahrt durch Begründung der Wohlfahrt des einzelnen. Mit dem Schutze der Gesamtinteressen begründet sich unter Umständen auch das Recht der Intervention. Das Nichtinterventionsprinzip als maßgebendes Prinzip ist Unsinn. Der Verfasser führt für seine Behauptung drei Beispiele an von solchen, die das Prinzip aufgestellt und gleich wieder verletzt haben. Einmal hat Napoleon, der rein autokratische Herrscher mit dem

[1] 44 Seiten. — [2] Berlin, Reichardt & Zander, 50 Seiten.

Grundsatze «chacun chez soi et chacun pour soi», in Rom nur aus Egoismus interveniert, ferner im Krimkrieg, in Piemont 1859, in Mexiko usw. England, der konstitutionelle Staat, hat sich in italienische Verhältnisse (Palermo-Bombardement usw.) und namentlich in überseeische eingemischt; ferner hat der Demokrat Garibaldi durch seinen Aufruf zur Unterstützung der Polen eine Einmischung in fremde Angelegenheiten gebilligt. Nachdem so die Haltlosigkeit des Nichtinterventionsprinzips dargetan ist, wirft hinsichtlich Polens der Verfasser die Frage auf, ob Preußen als Großmacht verpflichtet war, sofort und ohne weitere Beratung mit anderen Mächten in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Er bejaht diese Frage allein schon im Hinblick auf die materiellen Interessen, die sich in dem lebhaften Handelsverkehr zwischen Preußen und Polen zeigten. Die Schädigung, die diese innerhalb und außerhalb der preußischen Grenzen durch den Aufstand erfahren, sind auch von den Handelskammern anerkannt, die allerdings nur Neutralität zum Schutze ihrer Interessen forderten, weil sie fürchteten, durch weitergehende Maßnahmen die Polen zu reizen. Die politische und militärische Bedeutung des Aufstandes ist allgemein unterschätzt worden, der Verfasser führt zum Beweise Teile aus den Reden Unruhs und Waldecks vom 18. Februar, Dr. Beckers, Dr. v. Sybels und v. Sängers vom 25. Februar an. Entgegen der Ansicht Waldecks muß nach Ansicht des Verfassers jede nationale Erhebung mit dem Parteigängerkrieg beginnen und kann erst, wenn sie genügend erstarkt ist, sich auf die Städte werfen. Preußen würde durch Wiederherstellung Polens nur einen eroberungssüchtigen Nachbarn an Stelle der Russen gewinnen. Sollte die russische Politik jemals die Abtretung von preußischen Provinzen verlangen, so könnte Preußen jederzeit selbst eine polnische Erhebung herbeiführen. Die Konvention war nach Ansicht des Verfassers durchaus notwendig, er hätte

am liebsten ihre Veröffentlichung gesehen, weil dadurch nach seiner Meinung alle insurrektionellen Unternehmungen auf preußischer Seite ferngehalten worden wären. Neben den materiellen Interessen waren es aber auch moralische, die Preußen zum Einschreiten zwingen mußten. Es soll nicht gegen jede Revolution grundsätzlich einschreiten, aber es wäre falsch, alle Mittel der Erhebung gutzuheißen, so die Verstümmelung Entwaffneter, die politische Agitation der Kirche und den Terrorismus, der zur Gewinnung von Verteidigern ausgeübt worden ist. Namentlich der letztere sei durchaus ungerechtfertigt und viel unmoralischer als die gewaltsame Rekrutierung. Preußen mußte, wenn es Großmachtspolitik treiben wollte, seine eigenen materiellen und die allgemeinen moralischen Interessen wahren.

Außerdem bestanden aber durch die Kartell-Konvention von 1857 noch besondere Verpflichtungen zwischen Rußland und Preußen, an deren Anerkennung Preußen gebunden war. Da anzunehmen ist, daß die Durchführung der Reorganisation eine Großmachtspolitik ermöglicht, so ist der Verfasser durchaus dafür. Den Streit um zwei- oder dreijährige Dienstzeit oder ein paar Millionen hält er in diesem Falle für überflüssig. Der polnischen Insurrektion gegenüber empfiehlt der Verfasser: Schutz preußischer Interessen durch energische Sicherstellung der Grenzen, Niederhaltung jedes Aufstandsversuches in den preußisch-polnischen Landesteilen, offensives Vorgehen gegen die Insurrektion, sobald eine Beschädigung von preußischem Gut und Leben irgendwo stattfand und dafür nicht sofort die glänzendste Genugtuung und Entschädigung geboten wurde. Endlich freundnachbarliche Haltung zu dem bedrängten Nachbarn. Verabredungen mit Rußland waren dazu erforderlich, doch nicht so weitgehende, wie sie nach der Drouynschen Depesche vom 17. Februar getroffen worden zu sein scheinen. Wäre die Abmachung so getroffen worden, daß den fremden Truppen die Grenzüberschreitung

erlaubt war, bis sie auf eine genügende Anzahl Landestruppen stießen, so hätte sie veröffentlicht werden müssen. Überhaupt hätte nach Ansicht des Verfassers Preußen alle Abmachungen veröffentlichen sollen, schon wegen des lähmenden Eindrucks auf die Insurrektion. Man hätte dadurch auch die Verlegenheit vermieden, das Geheimnis durch auswärtige Depeschen veröffentlicht zu sehen. Am wenigsten könne man die Verheimlichung vor der Landesvertretung rechtfertigen. Denn diese könne nach Art. 48 ein Einwilligungsrecht verlangen. Die Einbringung des Entwurfes war unbedenklich, wenn die Regierung zur Durchführung entschlossen war. Sonst war es immerhin noch besser, das Projekt vor dem Widerspruche der Abgeordneten als vor den des Auslandes fallen zu lassen. Auf keinen Fall durfte etwa die Rücksicht auf das Ausland die Publikation hindern. Der Verfasser würde es als den unbefriedigendsten Ausgang der Angelegenheit ansehen, wenn man vor den französischen Noten zurückwiche. Die Äußerungen Drouyns und die Rede Plon-Plons[1] dürften ziemlich sicher die Vorläufer sehr ernster Ereignisse sein. Doch das schadet nichts, „denn früh oder spät muß es sich doch entscheiden, ob wir uns auch wie andere von den Tuilerien aus regieren lassen wollen". Die Gefahr eines Krieges wegen der Rheinprovinz taucht bei dem Charakter der französischen Politik doch immer wieder von neuem auf. Im Falle eines solchen Krieges wird aber Englands Bündnis Preußen von selbst zufallen, da es Frankreich nicht hochkommen lassen darf. Schweden könnte den Moment als geeignet zur Rückeroberung Finnlands ansehen, Dänemark würde sich Frankreich gern anschließen, um sich von der Herzogtümerfrage zu befreien. Wenn auch die einmütige Zustimmung Deutschlands zu einem Kriege nicht sicher ist, so könnte sich Preußen doch ruhig zu einem Rheinkriege verstehen, wenn England

[1] Im französischen Senat am 19. März.

die Ost- und Nordsee reinhält oder neutral bliebe. Ein verlorener Rheinfeldzug würde allerdings ebenso wie die Wiederherstellung Polens das Ende der preußischen Großmachtspolitik sein. Der Verfasser schließt dann seine Ausführungen zusammenfassend in folgende Sätze: „Wo es sich um den Schutz unserer eigenen und der allgemeinen Interessen handelt, kann nur eine Alternative stattfinden, entweder wir haben nicht die Macht, das Recht unserer Interessen den Verhältnissen der Gegenwart und der Zukunft gegenüber zu verfechten, dann müssen wir dies zu tun dem Zufall günstigerer Allianzen überlassen und damit unsere Selbständigkeit aufgeben, oder wir besitzen die Kraft und den Willen, auf jede Gefahr hin mit unseren Interessen unser gutes Recht zu wahren, wir sind eine Großmacht und wollen es sein; dann müssen wir uns bei solcher Wahrung um keinen Widerspruch kümmern. — Am schlimmsten aber wäre es, wenn wir unsere Politik statt nach unseren Interessen nach der Magnetnadel an der Seine richten wollten. Das wäre ein anderer Weg nach Olmütz, nur mit dem Unterschiede, daß er 1850 nach Österreich und 1863 nach Frankreich führte. Wieder einmal steht Preußen an der Schwelle der Großmachtspolitik!"

Der Verfasser steht der Politik Bismarcks entschieden innerlich ziemlich nahe, er ist dafür, daß Preußen sich durchsetzt in Europa, ohne jedoch im einzelnen den Weg hierfür vorzuzeichnen. Daß das nicht ohne Gefahr ist, weiß er, aber er zieht es einem schwächlichen Lavieren zwischen den anderen Mächten hindurch vor. Mit der Polenpolitik der Regierung ist er insofern einverstanden, als sie energische Maßnahmen zum Schutze der Grenzgebiete unter preußischen Interessen ergriffen hat, nicht befreunden kann er sich mit der Geheimhaltung der ministeriellen Verhandlungen. Doch hätte eine Veröffentlichung der Abmachungen nur wenig zur Beruhigung der Gemüter bei-

tragen können, auch war es nicht angängig, von ministerieller Seite Verhandlungen zu veröffentlichen, die noch nicht zum Abschlusse gelangt waren. Auch lag Bismarck nichts daran, eine Beruhigung durch solche Mittel herbeizuführen. Der Verfasser hat ganz recht darin, die Hauptgefahr für Preußen und Deutschland in dem Bonapartismus zu sehen, doch weicht er den Gefahren nicht aus wie die liberalen Politiker, sondern blickt ihnen gelassen ins Auge. Seine Schrift ist die eines einsichtigen, verständigen und patriotischen Preußen. Auf eine bestimmte Partei scheint er nicht eingeschworen, seine Stellung nähert sich vielleicht am meisten der altliberalen Partei. Abgefaßt ist die Schrift etwa im April.

Die von uns betrachteten Flugschriften stehen fast alle im scharfen Gegensatze zu dem in den Blättern vertretenen Standpunkte. Sie billigen die Politik des Ministeriums in ihren Grundzügen, während diese sonst in der organisierten öffentlichen Meinung durchgehends verdammt wird. An dem Gesamturteil können diese einzelnen Stimmen jedoch nichts ändern, daß nämlich die Bismarcksche Politik in der Polenfrage allgemeinem Mißtrauen, vollkommener Verständnislosigkeit und weitgehendem Hasse begegnete. Die konservativen Kreise, die ihm zustimmten, taten es mehr aus innerer Abneigung gegen jede Revolution und aus Hinneigung zu Rußland als aus Verständnis für die von ihm eingeschlagene Politik. Die Liberalen aller Richtungen zeigten einen grimmen Haß gegen den Mann, der ihrer Meinung nach die Existenz Preußens gefährdete, weil er vollkommen neue Wege einschlug. Die Katholiken erkannten seine Konsequenz und Unbeugsamkeit an, doch folgten sie darum nicht seinen Bahnen, sondern gingen eigene Wege. Nun muß man zugeben, daß so ohne weiteres die Bismarcksche Politik in ihren Absichten nicht jedermann verständlich sein konnte. Es wäre auch falsch, deswegen die Parteien tadeln zu

wollen. Bedauernswert war es aber, daß sie sich meistens so gar keine Mühe gaben, den Gründen seiner Handlungsweise nachzuspüren, sondern einfach, weil seine Persönlichkeit, seine Regierungsprinzipien ihnen nicht paßten, das Verdammungsurteil über ihn aussprachen. Mochte man den Abschluß der Konvention immerhin als eine bedingungslose Hingabe Preußens an Rußland verdammen, die feste Haltung der preußischen Regierung während der nun folgenden Monate mit ihrem lebhaften diplomatischen Notenwechsel hätte mehr Anerkennung finden müssen, als es der Fall war. Einmal hätte man begreifen können, daß eine Regierung, die ihrer Sache nicht sicher ist, kaum eine so feste Haltung den Lockungen von beiden Seiten hätte entgegensetzen können, wie es von preußischer Seite geschah. Man wußte, daß Preußen umworben wurde, das geht aus den Gerüchten, die in der Presse umliefen, hervor. Und als dann der Erfolg ergab, daß Preußen richtig gehandelt hatte, und das war im Juli offenbar, da hätten die Parteien, wenn die allgemeine Erbitterung nicht bereits zu hoch gestiegen wäre, schon den Erfolg der Regierungspolitik anerkennen können. Doch waren die Gegensätze schon zu tief eingewurzelt, man wollte nicht begreifen und wies alle Annäherung an dies Ministerium zurück. Das Ansehen Preußens im Auslande wurde sicherlich durch diesen Streit der Meinungen nicht gehoben; einem späteren unbefangenen Beobachter erscheint es unverständlich, wie Männer, die ein starkes Empfinden für Preußens Ehre hatten, meist aus Gründen persönlicher Abneigung immer wieder in alle Lande hinaus verkünden konnten: Preußen ist unfähig, Widerstand zu leisten; wir lehnen es ab, die Regierung irgendwie in äußeren Unternehmungen zu unterstützen. Werfen sie der Regierung eine Vogel-Straußpolitik vor, die die drohenden Gefahren nicht sehen wollte, so war ihre Schwarzseherpolitik noch viel weniger angebracht. Auf jeden Fall war ihre Absicht, den Sturz des

Ministeriums dadurch herbeizuführen, daß sie sich in seinen auswärtigen Unternehmungen offen von ihm lossagten, nicht patriotisch, mochte es ihnen in der Hitze des Gefechts auch so erscheinen. Bismarck verfolgte seinen Weg unbeirrt weiter in dem sicheren Gefühl, daß jene Redner zumeist nicht daran dachten, ihre Worte in die Tat umzusetzen und daß er im Falle eines Krieges mit Frankreich — denn das war die einzige Möglichkeit, die überhaupt vorlag — auf ihre Unterstützung rechnen konnte.

Dabei konnte er sicher sein, daß seine Politik, die vor allem die Bildung eines selbständigen Polens hinderte und Rußland verpflichtete und festhielt, richtig war, hatte doch Drouyn de L'Huys selbst sich gegen Rettberg über den Grund der französischen Einmischung dahin geäußert, daß, wenn Polen unabhängig sei, Frankreich eine kräftige Handhabe habe, um zugleich auf Preußen und Österreich zu drücken.[1]

Daß er die Mittel besaß, auch gegen den Willen der Volksvertretung einen Krieg durchzuführen, zeigte sich schon bald bei der Aufrollung der schleswig-holsteinischen Frage. Diese wurde bekanntlich sehr plötzlich akut, doch hatten die diplomatischen Verhandlungen schon vorher eine bedenkliche Schärfe angenommen und auch die öffentliche Meinung beschäftigte sich wiederholt mit dem Schicksal des geknechteten Bruderstammes. Soweit die Frage in unsere Zeit hineinspielt, wollen wir uns kurz im nächsten Kapitel damit befassen.

---

[1] G. u. E., Anh II, Nr. 181, S. 346. Heinrich VII. Prinz Reuß an Bismarck 21./6.

Viertes Kapitel.

Die schleswig-holsteinische Frage vom Herbst 1862 bis zum Tode Friedrichs VII.

Obgleich das letzte Jahr der Regierung Friedrichs VII. bereits mannigfache Zeichen eines bevorstehenden Bruches in sich trägt, so ist die öffentliche Meinung in Preußen und Deutschland doch zu sehr mit anderen Fragen beschäftigt, als daß die Frage der Elbherzogtümer eingehender erörtert würde. Nur wenn von irgendeiner Seite ein weiterer deutlicher Schritt zum Bruche hin getan wird, wird er wohl in der Presse erörtert. Bevor wir diese Preßstimmen im einzelnen hören, wird es sich daher empfehlen, die Hauptereignisse dieses Jahres kurz aufzuführen, um den Überblick zu erleichtern.[1]

Eine lebhaftere Bewegung kam erst wieder in die schleswigsche Frage, als Lord John Russel am 24. September 1862 eine Depesche nach Kopenhagen sandte, in der er sich gegenüber der dänischen Regierungspraxis für die volle Selbständigkeit Schleswigs, anderseits für die Trennung der Herzogtümer und Gleichberechtigung aller Landesteile in Budgetfragen aussprach.[2] Rußland, Österreich und Preußen unterstützten diese Forderungen. Die eiderdänische Partei war aber nicht im geringsten gesonnen, auf diese Vorschläge einzugehen, und so sandte der dänische Ministerpräsident Hall denn am 15. Oktober nach London und am 6. November an die deutschen Mächte eine entschiedene Ablehnung.[3] Russel versuchte am 20. November noch einmal seinen Vorschlägen zur Anerkennung zu verhelfen, indem er darauf hinwies, daß Frankreich und Rußland seine Meinung teilten,

---

[1] Den folgenden Ausführungen ist wieder Sybels Werk zugrunde gelegt (III, 104–142).

[2] St. A. V, Nr. 801. — [3] V, Nr. 816, 823, 824.

doch erfuhr er eine erneute Zurückweisung (5./1. 63), indem Hall erklärte, daß er den holsteinischen Ständen die vom Bundestage für sie geforderte Stellung einräumen wolle, Schleswig aber von der Einwirkung des Bundes ausgeschlossen werden müsse.[1] Am 16. Januar erfolgte eine ähnliche Absage an Rußland. Dank den durch Polen hervorgerufenen Verwicklungen glaubte sich Dänemark in der Lage, seine Pläne bezüglich der Ausscheidung und Knechtung Holsteins ungestört ausführen zu können, und so wurde denn am 30. März ein königliches Patent erlassen, das die Oktroyierung einer neuen Verfassung für Holstein enthielt, wonach es aus dem Reichsrate ausschied und beschließende Stände für seine Gesetzgebung empfing, während es erhöhte Abgaben an Dänemark zahlen sollte. Schleswig sollte zugleich noch enger an Dänemark gefesselt werden.[2] Diese Bestimmungen erregten naturgemäß den allgemeinen Unwillen, insbesondere in Deutschland. Weder Österreich noch Preußen wünschten den Krieg, doch hielten sie es für angebracht, zum mindesten Dänemark ihre Mißbilligung über seine Handlungsweise auszusprechen, zugleich aber den Bundestag zu einem Vorgehen in der Frage zu veranlassen. Die allgemeine Stimmung in Deutschland forderte gänzliche Beseitigung des von Dänemark schon verletzten Londoner Protokolls, doch konnte Bismarck diesem Wunsche nicht folgen, ohne einen Protest sämtlicher Mitunterzeichner, insbesondere Englands, fürchten zu müssen. Da Österreich bereits einseitig eine scharfe Verwahrung an Dänemarck hatte abgehen lassen (13. April)[3], so sandte Bismarck zwei Tage darauf eine ähnliche Note nach Kopenhagen[4] und veranlaßte außerdem Österreich, in einer kurzen identischen Note namens des Bundes zu protestieren. Dies geschah denn auch

[1] St. A. V, Nr. 828, 831. — [2] St. A. V, Nr. 835. — [3] St. A. V, Nr. 836. — [4] St. A. V, Nr. 837.

bereits am 17. April.[1] Die preußischen Abgeordneten fühlten sich veranlaßt, ihrer Ansicht über die holsteinische Frage Ausdruck zu geben, und so brachte denn Twesten[2] am 17. April folgende Interpellation ein:

„Ich richte an das Kgl. Staatsministerium die Frage, ob die Kgl. Staatsregierung in den Erlassen der dänischen Regierung vom 30. März d. J. eine Verletzung der in den Verhandlungen der Jahre 1851 und 52 gegebenen Zusicherungen erkennt, und ob sich die Kgl. Staatsregierung ihrerseits noch ferner an die in diesen Verhandlungen und infolge derselben übernommenen Verpflichtungen gebunden erachtet".

In der Begründung seiner Interpellation führte der Antragsteller aus, daß Preußen wohl berechtigt sei, wegen der Angelegenheiten Schleswigs zu intervenieren, weil es sich um ganz bestimmte völkerrechtliche Verpflichtungen handle, die Preußen übernommen habe. Es könne keine gerechtere Ursache zu einem Kriege gefunden werden als der Vertragsbruch von der einen Seite. Die Dänen würden auch schwerlich versucht haben, Schleswig zu inkorporieren, wenn sie nicht gewußt hätten, daß die preußische Regierung zurzeit infolge der inneren und äußeren Verhältnisse völlig außerstande sei, einen Krieg mit ihnen zu führen. Sollte die preußische Regierung versuchen, unter

[1] St. A. V, Nr. 839. Vgl. dazu G. u. E., Anh. 1, Nr. 56, S. 61.

[2] 1820 geb., 1845 Assessor, 1858 Stadtgerichtsrat in Berlin. Wegen mißfälliger Äußerungen über die Kabinettsregierung hatte er am 27. Mai 1861 ein Duell mit dem Chef des Militärkabinetts v. Manteuffel, das großes Aufsehen erregte. Im Dezember 1861 wurde er in Berlin I gewählt. Er starb am 14. Oktober 1870. Ludwig Bamberger in seinen Erinnerungen urteilt sehr günstig über ihn. Er war danach voll tiefen Ernstes, umfangreichen, tiefen Wissens, lebhafter Empfindung, frei von jeder Pedanterie oder Tugendboldigkeit, er besaß viel natürliche Heiterkeit und scharfe Menschenbeurteilung. A. a. O., S. 537.

den jetzigen Umständen einen Krieg zu führen, so müßten die Abgeordneten dem entgegentreten, weil keine glückliche Lösung des Streites dadurch zu erwarten sei. Twesten wies darauf hin, daß Bismarck 1849 den Krieg mit Dänemark „ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz unmotivierten Rebellion" bezeichnet habe und daß daraus die dänische Regierung vielleicht auf eine Abneigung der jetzigen Regierung, einen derartigen Krieg zu beginnen, geschlossen habe. In seinen weiteren Ausführungen wünschte der Redner die Lösung aller 1851/52 geschlossenen Verträge, mindestens des Londoner Protokolls vom 8. Mai 1852 und den Abbruch aller darauf bezüglichen Verhandlungen. Es genüge nicht, daß die Regierungen sich verwahrten gegen die Schritte Dänemarks, sondern sie müßten sich ein für allemal lossagen von den alten Verträgen. Bismarck erklärte vor der eigentlichen Beantwortung der Interpellation, daß er die Interessen des Landes so vertreten werde, wie sie sich historisch entwickelt hätten. Der Drohung, daß die Abgeordneten sich einem Kriege unter den jetzigen Verhältnissen widersetzen würden, trat er entgegen mit den Worten: „Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheißen". In der eigentlichen Beantwortung der Interpellation bejahte Bismarck die erste der gestellten Fragen und erklärte im übrigen, daß Preußen und Österreich auf Grund der Beschlüsse von 1851/52 bereits Schritte getan hätten, um die Rechte Deutschlands in dieser Angelegenheit zu wahren. Der Abgeordnete Löwe glaubte eine Lösung der alten Verträge durch das gegenwärtige Ministerium nicht erwarten zu können. Er sah in dem Verhalten der Regierung ein anderes Zeichen der russenfreundlichen Politik, die sich schon in Polen gezeigt habe. Gegen die Äußerung Bismarcks, einen Krieg nach seinem Be-

lieben zu führen, legte er energische Verwahrung ein. Die erste Aufgabe der preußischen Volksvertretung müsse dahin gehen, im Inneren bessere Zustände zu schaffen, bevor man an die Erfüllung der anderen Pflichten ginge. Da Bismarck während dieser Rede in das Nebenzimmer gegangen war, so stellte Virchow den Antrag, die Minister einzuladen, bei der Fortsetzung der Debatte anwesend zu sein. Die Erklärung Bismarcks, daß er auch im Nebenzimmer hören könne, führte zu einigen leidenschaftlichen persönlichen Erörterungen. Danach sprach in der weiteren Beratung der Interpellation Virchow sich dahin aus, daß, wenn die preußische Regierung nicht beruhigende Versicherungen hinsichtlich der Lösung von den Bestimmungen des Londoner Protokolls zu geben vermöchte, das Abgeordnetenhaus sich durch eine feierliche Erklärung von den Konsequenzen der Regierungspolitik lossagen solle. Der Zentrumsabgeordnete Peter Reichensperger mißbilligte dagegen manche Äußerung Twestens, er war nicht für die Zerreißung der Londoner Verträge und gab dem Wunsche Ausdruck, daß in Zukunft bei Interpellationen das Haus sich dem Übermute des Auslandes gegenüber wenigstens in sich und mit der Regierung einig erweisen möchte. Plaßmann (Zentrum) fand es unrichtig, die innere mit der äußeren Politik zu verknüpfen und nicht vielmehr dem Ministerium Gelegenheit zu geben, selbständig in dieser Angelegenheit vorzugehen. Eine befriedigende Lösung könne nur in Zusammenhang mit dem Bunde und Österreich erzielt werden. Damit wurde die Interpellation geschlossen. Sie hatte zu einer Verschärfung der persönlichen Gegensätze geführt und hatte dem Auslande gegenüber sicherlich den Eindruck der inneren Schwäche Preußens hervorgerufen.[1]

---

[1] Vgl. St. B. A.H. 1863, II, 899—915. Kohl, Bismarcks Reden, II, 168—69.

Da am Bundestage Hannover weitgehende Anträge gegen Dänemark gestellt hatte, und Oldenburg wünschte, die Verträge von 1851/52 für erloschen zu erklären[1], so wandte sich Bismarck am 7. Juni an den oldenburgischen Großherzog und bat ihn unter ausführlicher Begründung seiner Stellung seine Forderung zurückzuziehen, um nicht die Einmütigkeit der deutschen Großmächte zu stören und den Bund bei einer etwaigen Exekution seiner rechtlichen Grundlagen Europa gegenüber zu berauben.[2] Oldenburg nahm zwar seinen Antrag nicht zurück, doch erstatteten die Bundesausschüsse in der Sitzung vom 18. Juni dahingehend Bericht, die dänische Regierung aufzufordern, die Verordnung vom 30. März binnen sechs Wochen außer Kraft zu setzen und Einleitungen zu einer Gesamtverfassung auf Grund der Vereinbarungen von 1851/52 oder der englischen Vermittelungsvorschläge von 1862 zu treffen. Am 9. Juli wurden diese Anträge mit 13 : 4 (Baden, Dänemark, Niederlande, Oldenburg) Stimmen angenommen und demgemäß nach Kopenhagen berichtet. Gestützt auf die kriegerische Stimmung der dänischen Bevölkerung und eine drohende Rede, die der Lord Treasurer Palmerston am 23. Juli im englischen Parlamente gehalten hatte, nahm Hall keinen Anstand, am 27. August beim Bunde erklären zu lassen, daß die dänische Regierung das Patent vom 30. März nicht zurücknehmen könne, dagegen habe sie den Gesandten beauftragt, jede gewünschte Aufklärung über die einzelnen Bestimmungen desselben dem Bunde zu geben und wolle jeden die Herzogtümer Holstein und Lauenburg betreffenden Vorschlag in sorgfältigste Erwägung ziehen. Die Eventualität einer Bundesexekution könne aber einzig als internationale Angelegenheit aufgefaßt werden.[3] Die Antwort mußte als ungenügend betrachtet werden, und so wurde denn nach einigem Zö-

[1] St. A. V, Nr. 840, 841. — [2] Sybel, III. 123. — [3] St. A. V, Nr. 905.

gern am 1. Oktober auf Grund eines Ausschußberichts vom 19. September die Exekution dergestalt beschlossen, daß die Regierungen von Hannover und Sachsen die Sache in die Hand nehmen sollten. Diese hatten je einen Zivilkommissär zu ernennen, der die Verwaltung der Herzogtümer übernehmen sollte, und diesem 6000 Mann beizugeben. Für den Fall eines ernstlichen Widerstandes sollten sie wie die Regierungen Preußens und Österreichs Reserven zur Unterstützung bereit halten.[1] Kurz zuvor war die Eröffnung des dänischen Reichsrats erfolgt, bei der die Vorlegung einer neuen für das eigentliche Königreich Dänemark und das Herzogtum Schleswig gemeinsamen Verfassung verkündet wurde, ein Schritt, der nur auf die Einverleibung Schleswigs hinzielen konnte. Man konnte dänischerseits, nachdem die Einverleibung vollzogen war, auf das Patent vom 30. März verzichten und glaubte so, dem Bunde jeden Vorwand zur Einmischung in die dänischen Verhältnisse nehmen zu können. Bismarck, der einen größeren Krieg, der leicht aus der Exekution hervorgehen konnte, in dem jetzigen Zeitpunkt für untunlich hielt, erklärte in Verhandlungen mit dem dänischen Staatsmanne Baron Blixen-Finecke, einem Schwager Christians IX., und Lord Russel seine Bereitwilligkeit, seinen Einfluß gegen die Exekution geltend zu machen, wenn Dänemark Holstein und Lauenburg ihr Recht gewähre und in der internationalen Frage Englands Vermittelung annehme. Von diesen Verhandlungen erfuhr man in der Öffentlichkeit nichts; sie hätten den Haß, den man gegen Bismarck hegte, sicherlich noch bedeutend gesteigert. Obgleich Russel fortdauernd zum Frieden mahnte, erließ Dänemark doch am 29. Oktober eine Erklärung am Bundestage, daß alles, was der Bund erreichen wolle, unter keinen Umständen in den Herzogtümern Holstein und Lauenburg durch eine Exekution durchgesetzt werden dürfe. Es forderte daher er-

[1] St. A. V, Nr. 909.

neute Erwägung der Sache, bevor man zu Mitteln greife, die nur die Wirkung haben könnten, die Hoffnung auf eine dauerhafte Verständigung zu schwächen.[1] Am 14. November folgte dann noch eine Erklärung, die den holsteinischen Ständen etwas erweiterte Finanzrechte bewilligte, die aber bei der Lage der Dinge nur als Hohn aufgefaßt werden konnte.[2] In Kopenhagen hatte die eiderdänische Partei es auch durchgesetzt, daß im Reichsrate die neue Gesamtverfassung für den 1. Januar 1864 mit 40 : 16 Stimmen angenommen wurde. Damit waren die Verträge von 1852 aufgehoben und ein neuer Stand der Dinge geschaffen, der die Möglichkeit eines Krieges sehr nahe rückte. In diesem entscheidenden Augenblicke starb Friedrich VII. (15. November) und damit wurde die Streitfrage akut.

Naturgemäß wurden alle diese Vorgänge von der öffentlichen Meinung mit Interesse verfolgt, wenn auch nicht in so starkem Maße, wie man bei der Popularität der Frage annehmen könnte. Andere Fragen schienen zurzeit doch noch wichtiger, außerdem wurde von den diplomatischen Verhandlungen auch nur das Gröbste bekannt. Die offiziösen Blätter beschäftigen sich nur sehr wenig mit dieser Angelegenheit, offenbar weil die Stellung der Regierung in dieser Frage nach außen hin klar genug erschien und Bismarck über die geheimen Verhandlungen nichts in die Öffentlichkeit bringen ließ.

Die N. A. Z. kritisiert das Vorgehen Halls fortgesetzt recht scharf. Schon seiner Note vom 5. Januar spricht sie jede Logik ab.[3] Auch Palmerston muß wegen seiner dänenfreundlichen Haltung manchen Vorwurf hinnehmen. Ein energisches Vorgehen Deutschlands wird von vornherein gefordert, zumal um die holsteinische Ständeversammlung in ihrem Vorgehen zu unterstützen und gegen den Erlaß Halls vom 30. März einzuschreiten. Twesten erfährt wegen seiner bekannten Erklärung natürlich eine heftige

[1] St. A. V, Nr. 914. — [2] Ebenda Nr. 915. — [3] N. A. Z. 21, 25./1. 63.

Zurückweisung, die Interpellation erscheint der N. A. Z. in durchaus verkehrter Weise unternommen.[1] Dagegen wird das Vorgehen der Regierungen Preußens und Österreichs und des Bundes mit Beifall begrüßt, und es wird die Überzeugung ausgesprochen, daß Dänemark dem einmütigen Handeln der deutschen Mächte nicht wird widerstehen können, selbst wenn Schweden sich mit ihm verbünden sollte.[2] Dem Beschlusse der Bundesexekution wird zugestimmt, doch erregt die Art der Ausführung selbst bei der N. A. Z. einige Bedenken. Die Vermittelungsversuche Englands sind auch nicht sehr nach ihrem Sinne.

Der Standpunkt der Regierung ist hier vollkommen gewahrt. Die Berichte beschränken sich im wesentlichen auf tatsächliche Vorgänge, Kritik wird nur an den von fortschrittlicher Seite ausgehenden Bewegungen geübt. Der Bewegung steht die N. A. Z. im ganzen sympathisch gegenüber, das energische Vorgehen Österreichs erscheint ihr als nicht ganz freiwillig.

Etwas anders urteilt hier die Krzztg. Diese bringt zunächst den Inhalt des Notenwechsels zwischen Russel und Hall, sowie der Zustimmungserklärungen Österreichs und Preußens, enthält sich aber jeder Kritik. In der zweiten dänischen Depesche findet sie bereits einen gereizten, scharfen Ton und erkennt die Absicht Dänemarks, Holstein freizugeben, um dafür Schleswig um so fester an sich zu ketten.[3] Als Bismarck sich im Abgeordnetenhause über die Stellung der Regierung geäußert hat, stellt sie sich sofort auf seine Seite. In der Bismarckschen Erklärung sieht sie ein wichtiges moralisches Ergebnis. Sie ist befriedigt, daß Preußen nach selbständiger Überzeugung das tun wird, was die Ehre Preußens und Deutschlands erfordert. Über das Zusammengehen Österreichs und Preußens in der dänischen Frage

[1] N. A. Z. 91, 19./4. — [2] 207, 5./9. — [3] Krzztg. 20./1. 63, Nr. 16.

ist sie anscheinend sehr erfreut.[1] Am 17. Juli hatten bei der Eröffnung der Versammlung der schleswigschen Stände 24 Mitglieder ihr Mandat niedergelegt, weil der königliche Kommissär den Abgeordneten die Wahlprüfung verweigerte.[2] Diesen Schritt fand die Krzztg. überstürzt, von keinem Nutzen für die Gesamtheit. Es tritt hierbei ihre Abneigung gegen alles Gewaltsame hervor.[3] Die Bundesexekution flößt ihr keine besondere Hochachtung ein, die Schwierigkeiten bei der Vorbereitung, die Schwäche der kleineren Kontingente, die sich dabei zeigt, lassen sie es seltsam finden, daß diese Mächte stets Gleichstellung mit Preußen verlangen.[4]

Im ganzen läßt die Angelegenheit sie kalt. Die Bewegung zur Losreißung der Herzogtümer ist ihr an sich unsympathisch, weil in ihren Augen ihr ein revolutionärer Charakter innewohnt. Außerdem beschäftigen sie die inneren Angelegenheiten, die polnische und deutsche Frage zu stark, als daß sie Zeit fände, sich auch noch besonders mit einer Sache abzugeben, der nach ihrer Ansicht offenbar keine große Bedeutung beizumessen ist. In ihrer Beurteilung der Frage richtet sie sich nach den von dem Ministerium vertretenen Ansichten.

Die Kölnische Zeitung sieht sich genötigt, im November 1862 ein Gerücht zurückzuweisen, daß Bismarck mit der Absicht umginge, Holstein zu besetzen.[5] Offenbar war dieses entstanden aus der Furcht, daß Bismarck eigene Pläne im Norden verfolgen könnte, die mit den Volkswünschen im Widerspruche ständen. Sie gibt dies in einer späteren Meldung halbwegs zu, in der sie berichtet, daß der Glaube verbreitet sei, das Ministerium werde die schleswig-holsteinische Frage in Angriff nehmen, um den inneren Verwicklungen abzuhelfen. Doch würde das i. E. zwecklos sein; die Rechte der holsteinischen Stände

[1] Krzztg. 91, 19./4. — [2] Schultheß, 1863, S. 236. — [3] 182, 7./8.
[4] 246, 22./10. — [5] K. Z. 325, 23./11. 62.

wären wesenlos, solange die preußische Verfassung nicht anerkannt sei. Zu einem solchen Kriege würde kein Landtag Geld bewilligen.[1] Diese Behauptung, daß das preußische Ministerium in der dänischen Frage machtlos sei, hält die Köln. Ztg. auch angesichts des Märzpatentes aufrecht, ein energisches Vorgehen dagegen sei zur Zeit nicht möglich. Preußen hätte durch die holsteinische Frage eine Gelegenheit, wie sie selten vorkommt, kräftig und selbstfördernd in die Geschicke Europas einzugreifen, doch sei der Staat in vielen Punkten das Gegenteil dessen, was er sein sollte und daher für diese Mission nicht geeignet. Die Lösung müsse daher für eine spätere Zeit aufgespart werden. Einer volkstümlichen und weniger isolierten Regierung hätte Dänemark wahrscheinlich das Märzpatent nicht zu bieten gewagt.[2] Die Köln. Zeit. fürchtet, daß Bismarck nichts anderes übrigbleiben wird, als den dänischen Rechtsbruch, vielleicht auch seine Konsequenzen anzuerkennen. Um aus der gefahrvollen Lage erlöst zu werden, ist ein vollständiger Regierungs- und Systemwechsel die Grundbedingung. Die Art und Weise, in der Bismarck die Interpellation Twestens beantwortet hat, erregt natürlich die größte Entrüstung bei der Köln. Ztg. Sie fordert ihre Leser auf, selbst zu entscheiden, ob dies die Weise ist, wie der Minister eines konstitutionellen Landes sich der verfassungsmäßigen Volksvertretung gegenüber benehmen darf.[3] Die Verwickelung mit Dänemark ist ihrer Meinung nach mittelbar als Folge der schiefen Stellung entstanden, in die das feudale Ministerium Preußen gebracht hat. Die Beziehungen zu allen Mächten sind gespannt, auch das gute Verhältnis zu Frankreich, das Bismarck als einzige Morgengabe bei Übernahme des Ministeriums zugebracht hat, ist gelockert.[4] Es ist für Preußen wie für Schleswig-Holstein gleich ungelegen, daß Herr v. Bis-

[1] K. Z. 338, 6./12. 62. — [2] 101, 103, 12. 14./4. — [3] 108, 19./4.
[4] 109, 20./4.

marck, „der Mann des Schicksals", heute Minister ist. Bernstorff oder Schleinitz würden die Konvention vom 8. Februar niemals geschlossen haben, und damit wäre Preußens Lage erheblich besser, so daß es auch gegen Dänemark vorgehen könnte. Damit, daß Preußen zusammen mit Österreich die schleswig-holsteinische Sache vor den Bund gebracht hat, ist die Köln. Ztg. auch nicht einverstanden. Sie sieht darin einen Verzicht Preußens auf seine deutsche Politik und Stellung, der allerdings nicht weiter unnatürlich erscheint, weil es sich schon um jeden Einfluß in Deutschland gebracht hat. Sie will von einer Exekution nichts wissen, weil durch den dadurch entstehenden Krieg das Ministerium aus der inneren Verlegenheit herauskommen will.[1] Die Bundesexekution findet sie im Sinne keiner Partei und keiner Regierung Deutschlands unternommen.[2] Wie in der polnischen Frage, so hegt sie auch hier wieder große Besorgnis vor europäischen Bündnissen gegen Preußen. Sie berichtet, daß das Bündnis zwischen Dänemark und Schweden zum Abschluß gelangt ist, und daß auf Grund dieses die Schweden beim Einrücken der Bundestruppen sofort das südliche Schleswig besetzen würden, eine Nachricht, die sich nur auf sehr unsichere Gerüchte stützen kann.[3]

Kurz und gut, die Köln. Ztg. steht in der dänischen Angelegenheit dem Ministerium diametral entgegen, keine einzige Maßregel findet ihre Billigung. Eine Lösung der Verhältnisse zugunsten des Augustenburgers wäre ihr sehr erwünscht, da Bismarck aber hierzu nicht die geringsten Anstalten trifft, so stellt sie sich seinen Absichten entgegen. Sie ist der festen Überzeugung, daß Bismarck auf keinen Fall etwas für Deutschland Ersprießliches in Holstein schaffen wird, die Einigung mit Österreich bestätigt nur diese Ansicht, weil Österreich in Deutsch-

[1] K. Z. 134, 15./5. — [2] 282, 11./10. — [3] 299, 30./10.

land Absichten verfolgt, die ihren Plänen zuwiderlaufen. Sie fürchtet die Aufrollung der Frage, solange das Ministerium Bismarck am Ruder ist.

Ebensowenig wünschen die Pr. J. die Lösung der Verhältnisse, solange keine Besserung in der inneren Lage Preußens eingetreten ist. Sie sind allerdings mit dem Wechsel, der durch die Noten Russels hervorgerufen ist, nicht unzufrieden, sondern erkennen mit Genugtuung an, daß von allen Mächten das Prinzip der Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Herzogtümer anerkannt ist. Für die Zukunft ist damit die Gefahr beseitigt, daß die Einverleibung Schleswigs von einem europäischen Kongreß legalisiert werde. Wenn Dänemark seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, so muß man schon auf den älteren Rechtsbestand zurückgehen. Der diplomatische Fortschritt würde jedoch nach ihrer Ansicht verloren gehen, wenn Preußen und Österreich ihr Mandat dem Bundestage zurückgeben, d. h. diesem die weiteren Verhandlungen überlassen würden.[1] Einen Einfluß auf die inneren Verhältnisse Preußens wird die dänische Frage wegen ihrer langsamen Entwicklung zunächst nicht ausüben können. Die Vertagung erscheint auf alle Fälle wünschenswert. Mit den Verhandlungen im Abgeordnetenhause sind sie wenig zufrieden. „Wir kommen ungern auf die Verhandlungen im Abgeordnetenhause zurück, weil sie leider bezeugen, daß unsere innere Zerrissenheit und die durch sinnlose Provokationen gesteigerte Verbitterung eine korrekte Behandlung auswärtiger Fragen kaum noch gestatten." Das preußische Staatsgefühl und der preußische Stolz seien bei der Debatte nicht zu ihrem Rechte gekommen. Ein Krieg ist nach den letzten Vorgängen wahrscheinlich, wenn er auch nach den bisherigen Schritten Preußens und Österreichs nicht so bald zu erwarten ist. Um

[1] Pr. J. X, 506 ff., Nov. 62

als Kitt zwischen allen Bundesstaaten zu dienen, ist die dänische Frage nicht stark genug, doch könnte man immerhin den Streit so anfassen, daß Louis Napoleon nur die Wahl bliebe, die preußischen Forderungen zuzulassen oder den Kampf mit dem gesamten Deutschland aufzunehmen, nur für Bismarck ist dies nicht möglich.[1] Mit dem Einschreiten des Bundes sind die Pr. J. wenig zufrieden, sie messen Preußen die Schuld an dem langsamen Vorgehen bei. Man kann der preußischen Regierung nicht Herz und Willen zum Kampfe zutrauen, nachdem sie die Ohnmacht zu jeder wirklichen Tat in der polnischen Sache offenbart hat, die dem Ehrgeiz und den kühnen Gedanken des Herrn Bismarck näher lag. Sie wird wohl nach dem Rat, der ihr von Paris aus erteilt wurde, die Sache auf sich beruhen lassen.[2] Königer, der Artikel über die schleswig-holsteinische Angelegenheit schreibt, erklärt es für unnatürlich, daß Preußen in ihr österreichische Politik treibt und sich durch den Londoner Vertrag gebunden erklärt. Es würde damit nach seiner Meinung gegen die beste deutsche Sache, gegen die eigene Ehre und den nächsten Vorteil sein.[3]

Auch die Pr. J. zeigen also eine große Unzufriedenheit mit der Entwicklung der Dinge. Ihr Wunsch ist eine kräftige selbständige Politik Preußens ohne Rücksicht auf den deutschen Bund und Österreich. Doch verkennen sie dabei die Schwierigkeiten der Lage. So wenig sie von dem Ministerium Bismarck erhoffen, so sind sie doch gegen eine blinde Verdammung jedes seiner Schritte, wie sie sich bei der Debatte im Abgeordnetenhause gezeigt hat. Sie bewahren stets ein lebhaftes Gefühl für Preußens Ehre, wenn sie auch in ihren Ansichten über den besten Weg, diese zu erhalten, zu dem Ministerpräsidenten in unvereinbarem Gegensatze stehen.

[1] Pr. J. XI, 407, 20./4. 63. — [2] Ebenda XII, 156 ff., August 63.
[3] Ebenda XII, 540, Nov. 63.

Obgleich die Grenzboten sehr für eine Besserung der Lage der Elbherzogtümer sind, so beschäftigen sie sich doch nur verhältnismäßig wenig mit deren Angelegenheiten. Sie fordern zwar, daß der Bund nicht ein frivoles Spiel mit sich treiben und von der dänischen Regierung ernste Rechenschaft über ihr Verfahren in betreff des Budgets für 1861/62 fordern lasse.[1] Auch sollen alle zusammenstehen in dem Kampfe gegen Dänemark. Wenn Preußen die schleswig-holsteinische Frage zum Ausgangspunkt seiner Politik wählt, so kann Österreich sich einer Beteiligung nicht entziehen, sollte es dergleichen dennoch tun, so würde Preußen sich ohne weiteres mit allen reindeutschen Staaten zusammenschließen und hätte dann einen Konflikt mit dem Auslande nicht zu fürchten.[2] Den einzelnen Vorgängen aber folgen sie nicht weiter. Mit der Exekution sind sie ganz und gar nicht zufrieden. Sie meinen, daß man solange wie möglich zögern und sich gern mit leeren Versprechungen zufriedengeben wird. Die Exekution ist in Deutschland nicht populär, man fürchtet, daß sie an der Eider Halt macht, dadurch Holstein noch mehr von Schleswig trennt und eine Abmachung gegen die Interessen der Herzogtümer und Deutschlands trifft. Trotzdem wird das deutsche Volk sie mit lebhaften Wünschen verfolgen. Das Ziel kann nur sein: die Befreiung Schleswigs und Holsteins vom dänischen Joch.[3] Sie wünschen, daß der Bund sich für den Augustenburger erklären soll.

Auch sie stehen also auf einem anderen Standpunkte als die preußische Regierung. Es scheint ihnen ziemlich gleichgültig, wer die Befreiung der Herzogtümer in die Hand nimmt, wenn nur überhaupt etwas in der Angelegenheit geschieht. Ihr Ziel ist dasselbe wie das der Altliberalen.

[1] Grenzb. 1863, I, 40. — [2] Ebenda 1863, IV, 31.
[3] Ebenda IV, 316.

Alle erstreben sie ein unabhängiges Nordreich, frei von Dänemark, aber auch frei von Preußen und Österreich. Während alle preußischen Blätter durchaus die Initiative Preußens anstreben und ein Zusammenwirken mit den anderen deutschen Mächten sogar verwerfen, ist es der kleindeutschen Partei ziemlich gleich, wer als erster die Befreiung wagt. Das Zurückgehen auf die Verträge von 1852 mußte sie abstoßen, die scheinbare neue Knechtung der Herzogtümer, die darin lag, konnten sie unmöglich gutheißen. In keiner Frage befanden sich diese gemäßigt liberalen Parteien im Grunde wohl in so schroffem Gegensatze zu dem preußischen Ministerpräsidenten wie gerade in dieser, wo sie seinen diplomatischen Schachzügen am wenigsten zu folgen vermochten. Ihre eigenen Ratschläge sind voll von Widersprüchen, bald treiben sie zur Tätigkeit, bald raten sie davon ab.

Von den fortschrittlichen Blättern beschäftigt sich die Volks-Zeitung erst nach dem Bekanntwerden des Märzpatents mit der dänischen Frage. Preußen sei hiergegen machtlos, dagegen erwartet sie, daß Österreich durch die Westmächte einen Druck auf Dänemark ausüben wird, um seine Stellung zu dokumentieren.[1] Der Bismarckschen Äußerung, Krieg zu führen, wenn es ihm beliebt, antworten sie damit, daß man es zwar kann, nur würde dann meist der innere Feind als der eigentliche betrachtet, wie sich dies z. B. 1859 gezeigt habe. Sonst bringt sie höchstens Nachrichten über Tatsachen, über abgeschlossene Bündnisse und dergleichen mehr.

Die V.-Z. ist so beschäftigt mit den anderen Angelegenheiten Preußens, daß sie der holsteinischen Frage vorläufig so gut wie gar keine Beachtung schenkt.

Die Deutschen Jahrbücher sind entschieden gegen eine bundesrechtliche Exekution, weil dadurch Holstein leicht entfremdet und

[1] V.-Z. 81, 8./4.

Schleswig gänzlich geopfert werden kann, wie das 1850 geschehen ist.[1] Jede Regierung muß nach ihrer Ansicht, um einen Krieg wirksam zu führen, die Billigung der Volksvertretung nachsuchen und sich mit den berechtigten Wünschen der Nation in Übereinstimmung setzen. Sie sind erzürnt darüber, daß man aus Friedensliebe Deutschlands erste Rechts- und Ehrenforderung in Schleswig-Holstein vernachlässigt, wenn nicht gar preisgegeben hat.[2] Es scheint ihnen so, als ob Österreich in der schleswig-holsteinischen Frage die Initiative, wenn auch ohne bestimmte Formulierung ergriffen habe. Die Bundesexekution bedeutet Holstein strafen, ermüden, vielleicht sogar entfremden, ohne Schleswig irgendwie zu decken. Für eine feste Stellung ist nach ihrer Ansicht die Kündigung des Londoner Protokolls der erste und unvermeidliche Schritt. Das Erfolgreichste wäre vielleicht, wenn die Schleswig-Holsteiner selbst anfingen sich zu helfen. Das Ministerium Bismarck ist jedenfalls, wie das Erkalten und der Rückzug des Lord Russel beweist, auch der Lösung der Verhältnisse im Norden nicht gewachsen.[3] Die Regelung der Angelegenheit durch den Bund geht ihnen viel zu langsam. Daher fordern die Dtsch. Jahrb. die Holsteiner zur Selbsthilfe auf, weil dann der Bund doch etwas Mühe haben dürfte, sie im Stiche zu lassen.[4] Ein Krieg wegen Holstein liegt ihrer Ansicht nach in weiter Ferne, es genügt, um das zu erkennen, die Bundesexekutionsordnung vom 3. August 1820 zu lesen. Was der Bund tut, das tut Österreich, und Österreich sieht in der nordalbingischen Sache nur ein rein deutsches und darum größtenteils preußisches Interesse, für das es freiwillig weder Hand noch Fuß rühren möchte. Auch die preußischen Minister stehen nicht in Verdacht, mit den Beselers in dieser Frage leb-

---

[1] Dtsch. Jahrb., VI, 160 ff. — [2] Ebenda VII, 319, April 63.
[3] Ebenda VII, 500 ff. — [4] Ebenda VIII, 161.

haft zu sympathisieren. Vor allem muß ein klares Programm in dieser Frage gefordert werden.[1]

Es sind im wesentlichen dieselben Wünsche wie die der Altliberalen, die hier vorgebracht werden. Doch ist hier der Wunsch nach unbedingter Tätigkeit klar ausgesprochen, so daß sie selbst gerne sehen würden, wenn Bismarck die Sache in die Hand nähme, vorausgesetzt, daß er die von ihnen empfohlenen Mittel benutzte. Gegen den Bund und seine Tätigkeit haben sie, wie alle preußischen Liberalen, eine große Abneigung, weil man eben zu schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht hatte und weil man stets den österreichischen Einfluß dabei fürchtete.

Die größte Erregung rief die Haltung Preußens in den Reihen des Nationalvereins hervor, der die Lösung der holsteinischen Frage seit seiner Gründung als eine seiner Hauptaufgaben betrachtete. Sowie die Depesche Halls bekannt wird, sucht die N. Z. W. darin den Angelpunkt für die nächste auswärtige und wohl auch innere Politik. Österreich, Preußen und die Mittelstaaten werden, wenn auch mit äußerstem Widerstreben, zu einer Aktion sich entschließen müssen. Es liegt die Gefahr eines europäischen Krieges vor, angesichts desselben wird die deutsche Nation an ihre Zersplitterung gemahnt.[2] Die preußische Regierung insbesondere wird in der holsteinischen Sache von unwiderstehlichen Antrieben der Eifersucht, des Ehrgeizes und der Selbsterhaltung vorwärts gedrängt. Solange allerdings die innere Schmach — das Ministerium Bismarck — geduldet wird, muß man auch die äußere über sich ergehen lassen, das Äußerste, was man zur Zeit wünschen kann, ist Lossagung von dem Londoner Protokoll. Bismarcks Ausspruch über den Krieg ohne Zustimmung der Volksvertretung klingt zwar wie Raserei, aber niemand wird nach Ansicht der N. Z. W.

[1] Dtsch. Jahrb. IX, 160, September 63. — [2] N. Z. W. 155, 17./4.

überrascht sein, wenn er jene Drohung wahr macht. Er kann noch viel Unheil stiften, doch zerschmettert der erste Kanonenschuß das jetzige Berliner Regiment zu Staub.[1] Der großdeutsche Reformverein, der sich auf den Standpunkt der Regierungen gestellt habe, zeige damit zur Genüge, was von ihm zu erwarten sei.[2] Wenn man auf dem österreichisch-preußischen Standpunkt beharrt, liegt die Gefahr vor, daß Deutschland ein Krieg aufgezwungen wird, bei welchem die Verewigung der dänischen Herrschaft angestrebt wird. In dem Aufrufe des Ausschusses des Nationalvereins an die Vereinsmitglieder sprach dieser sich deutlich über seine Ansichten in der dänischen Frage aus. Bismarck sei durch seine reaktionäre Politik genötigt, kraftlos vor der Anmaßung Österreichs zurückzuweichen. „Es gilt in der Sache der Herzogtümer nicht allein die verpfändete Ehre der Nation: es gilt auch eine Stellung zu gewinnen und zu befestigen, die für den Schutz unserer Küsten, für die Entfaltung unserer Seemacht, für die ganze politische Zukunft Deutschlands von unberechenbarer Wichtigkeit ist. Dies kann nur erreicht werden, wenn die uralte Verbindung der Herzogtümer in ihrem vollen Umfange wiederhergestellt, ihr Verhältnis zu Dänemark auf die Grundsätze der Personalunion zurückgeführt und die ausschließliche Erbfolge des Mannesstammes zur Anerkennung gebracht wird. Das Londoner Protokoll . . . hat für Deutschland und die Herzogtümer niemals bindende Kraft gehabt; die Verabredungen von 1851/52 sind durch Dänemark selbst in dem Patent vom 30. März gebrochen. Jetzt ist es unsere Aufgabe wahrlich nicht, diese Schranken mühselig mit eigener Hand wieder aufzurichten, sondern über Trümmer hinweg nach dem ungeschmälerten Besitz der alten Rechte zu greifen . . . . Nur durch die Annahme und entschlossenste Ausführung des oldenburgischen Antrags können die Sünden der Vergangen-

[1] N. V. W. 156, 24./4. — [2] Ebenda 159, 17./5.

heit gesühnt werden."[1] Die ersten Nachrichten von der Bundesexekution erscheinen der N. B. W. ganz unglaubwürdig. „Daß der Bundestag den sicheren Ankergrund des ewigen Abwartens verlassen, daß er sich aus dem ruhigen Hafen des Nichtstuns durch eine, gleichviel ob richtige oder verkehrte Handlung hinauswagen und damit der Gefahr aussetzen sollte, in die hohe See verschlagen zu werden, für die sein schlotteriges Brettergerüst wahrhaftig nicht gemacht ist, das muß man sehen, um es für möglich zu halten."[2] Sie meint, daß man vielleicht übers Jahr bis zur förmlichen Antragsstellung gelangt sein wird. Mit dem Beschlusse des Bundestages, als er bekannt wird, ist sie natürlich nicht zufrieden. Die schleswig-holsteinische Sache wird damit in ihren Augen mehr und mehr zu einem konzentrierten Spiegelbild der Verschrobenheit, Zerfahrenheit und Hoffnungslosigkeit der deutschen Gesamtzustände.[3] Bei der Aufrollung der Frage wird unter diesen Umständen nicht das Londoner Protokoll zuschanden werden, sondern die sogenannte deutsche Politik selbst. Die Haltung der schleswigschen Ständeversammlung gegenüber den dänischen Übergriffen findet die vollkommene Billigung der N. B. W.[4] Sie weiß zu berichten, daß Dänemark mit Schweden ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hat, und daß auch die anderen Mächte ohne Ausnahme in einem Kriegsfalle mehr oder weniger entschieden auf der Seite Dänemarks stehen werden.[5] Nichtsdestoweniger zeigt sie sich doch zufriedener, als es mit der Bundesexekution Ernst zu werden scheint. Nur verlangt sie von ihr, daß sie auch nach Schleswig hinübergreift und nicht duldet, daß Schleswig dem dänischen Staate vollends einverleibt wird. Ein Einlenken Dänemarks erscheint ihr ausgeschlossen.[6] Sie ist nicht sicher, daß nicht doch noch in letzter Stunde durch

[1] N. B. W. 161, 31./5. — [2] Ebenda 162, 7./6.
[3] Ebenda 165, 28./6. — [4] Ebenda 171, 1./8.
[5] Ebenda 166, 10./9. — [6] Ebenda 180, 8./10.

den Einspruch des Auslandes die Vollziehung des Frankfurter Beschlusses verzögert wird und damit eine neue Selbstdemütigung der Bundestagspolitik stattfindet oder das Unternehmen Fiasko erleidet.[1] Es scheint für sie festzustehen, daß alle Beteiligten nach Möglichkeit suchen, ihrer Verpflichtungen gegen Schleswig-Holstein ledig zu werden. Man suche überall nach Ausflüchten; auch von Österreich, das anfangs einen feurigen Enthusiasmus an den Tag legte, sei nicht viel zu erwarten.[2] Über die Absichten Dänemarks ist sie nie in Gewißheit.

Die Stellung des Nationalvereins tritt aus den angeführten Preßäußerungen jedenfalls klar hervor. Eine Lösung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit betrachtet er als Ehrensache der deutschen Nation. Als das einfachste Mittel dazu erscheint ihm der Bruch mit allen älteren Verträgen und ein Zurückgehen auf die Zeit vor 1848. Der von den offiziellen Gewalten eingeschlagene Weg ist ihm verhaßt, er vermag sich keine guten Wirkungen von ihm zu versprechen. Immerhin zeigt er Zufriedenheit, daß überhaupt die Angelegenheit in Angriff genommen ist, offenbar weil er hofft, daß sich die weitere Entwicklung der Dinge dann schon von selbst ergeben wird. Und das war es ja schließlich auch, was Bismarck erhoffte, nur daß es für ihn eben keine andere Möglichkeit gab, die Sache in Angriff zu nehmen, als sich auf den Boden der Verträge zu stellen, wollte er sich nicht von vornherein dem Auslande gegenüber ins Unrecht setzen.

Im ganzen stehen die Liberalen in dieser Frage fest zusammen, wenigstens in ihren Zielen. Mit der preußischen Politik sind sie nicht einverstanden, ihrer Mißstimmung gegen Bismarck geben sie in entschiedener Weise Ausdruck; die Einen erkennen in seinem Verhalten einen neuen Bruch mit den Wünschen des

[1] N. B. W. 181, 15./10. — [2] Ebenda 184, 5./11.

Volkes, die andern sehen seine Tätigkeit als durch seine allgemeine Politik von vornherein gebunden an. An nationalem Empfinden fehlt es ihnen nicht, doch treibt sie dies dazu, sich über alle Schwierigkeiten, die die Lage mit sich bringt, mit leichten Worten hinwegzutäuschen. Ein genaues Verständnis für die diplomatisch so überaus verwickelte Frage war allerdings unmöglich zu erwarten.

Die katholische Partei stellt sich auf einen anderen Standpunkt der vorgeschlagenen Art der Lösung gegenüber. Sie, die stets ein Einverständnis mit Österreich und die Anerkennung der Autorität des Bundes wünscht, ist naturgemäß mit der Entwicklung der Dinge sehr einverstanden. So urteilen die K. Bl. über die Debatte im Abgeordnetenhause, daß sie die Unfähigkeit des Fortschritts gezeigt habe, die nationalen Ehrenpflichten Deutschlands zu erfüllen. Preußen allein könne gegen Dänemark keinen Krieg führen. Bismarck habe in diesem Falle die Pflichten des Ministers einer deutschen Macht erfüllt, er habe die dänische Frage richtig aufgefaßt, wenn er eine nationale Ehrenpflicht in der Wahrung deutschen Rechtes sehe. Seine Drohung, einen Krieg auch ohne Zustimmung der Volksvertretung zu führen, finden sie beklagenswert, auch unnötig, da in dem Augenblicke, wo Preußen mit Österreich und dem deutschen Bunde die Kriegsfahne gegen Dänemark erhebt, die Herrschaft des Fortschritts zu Ende ist.[1] Nach ihrer Ansicht hat Deutschland nur bei innerer Zwietracht einen Krieg mit Dänemark zu fürchten. Die K. Bl. greifen alle Zeitungen an, welche Bedenken gegen die Bundesexekution hegen, und stellen es als ein ganz unpatriotisches Verfahren hin, gegen die Exekution zu eifern.[2] Es sei eine heilige Pflicht der Presse, die günstige Gelegenheit des fast einmütigen Bundesbeschlusses wahrzunehmen und laut

[1] K. Bl. 112, 21./7. — [2] Ebenda 284, 8./10.

zu erklären, daß eine Abrechnung mit Dänemark nötig sei. England ziehe scheinbar, da es die Entschlossenheit des Bundes sehe, schon andere Saiten auf.[1] Die K. Bl. stützen sich in dieser Ansicht hauptsächlich auf die Weser-Zeitung, die in einem Artikel gezeigt hat, daß von England wohl Drohungen und Beschimpfungen zu erwarten sind, aber kein Einschreiten für Dänemark. Auf Grund der Behauptung, daß die Kopenhagener Regierung durch die Haltung einiger größerer deutscher Blätter sich ermutigt fühle, greifen die K. Bl. von neuem diese, insbesondere die Kreuz-Zeitung, scharf an.[2] Sie wünschen ein durchaus gesetzmäßiges Einschreiten, daher verurteilen sie aufs schärfste den in der A. A. Z. erschienenen Aufruf Bahnsons[3], des Grafen Baudissin[4] und anderer zur Erhebung der Schleswig-Holsteiner, weil dadurch die Rechtsfrage zur Machtfrage wird und die Erhebung den Charakter einer Revolution annimmt. Nur der Sieg des großdeutschen Prinzips kann nach ihrer Ansicht den Herzogtümern zum Siege verhelfen. Die Spekulation auf den Nationalverein, auf selbständige Erhebung muß zum Untergange führen.[5]

Sie stehen also scheinbar auf seiten der Regierung, wenn auch die Ziele, die sie erstreben, ganz anderer Art sind. In bezug auf diese Partei zeigte sich aber in der holsteinischen Frage schon ein Erfolg der Bismarckschen Politik, indem sein korrektes Verhalten ihm notwendig die Anhängerschaft der Großdeutschen sicherte. Äußerlich betrachtet zeigt sich nicht die geringste Abweichung in den von der Regierung ergriffenen und den von den K. Bl. vorgeschlagenen Maßnahmen. Man darf auch annehmen, daß es die feste Überzeugung des Blattes ist,

---

[1] K. Bl. 290, 14./10. — [2] Ebenda 296, 20./10.

[3] Damals Oberlehrer in Hamburg.

[4] Offizier. Beide Führer der holsteinischen Bewegung.

[5] K. Bl. 301, 25./10.

wenn es das alleinige Heil für Schleswig-Holstein in einem gemeinsamen Vorgehen Österreichs und Preußens durch den Bund erblickt.

Die A. A. Z. steht natürlich auf einem ähnlichen Standpunkte. Sie findet es durchaus gerechtfertigt, daß Bismarck in dem Vorgehen gegen Dänemark Österreich den Vortritt lassen will nach dem, was Russel über die Stellung der preußischen Regierung in Europa erklärt hat.[1] Sonst stimmt sie mit ihren Wünschen und Forderungen mit dem rheinischen Blatte fast völlig überein. Die Politik, die Österreich eingeschlagen hat, ist ihr natürlich recht, so hat sie denn gegen den Fortgang der Sache kaum etwas einzuwenden.[2]

Die Parteien sind in der schleswig-holsteinischen Frage also scharf geschieden. Sämtliche liberalen Parteien sind einig, daß der von Preußen eingeschlagene Weg zur Lösung der Angelegenheit verderblich ist und nie und nimmer zu einer wahren Befreiung der Herzogtümer führen kann, während die konservativen und klerikal-großdeutschen Blätter diese Art des Einschreitens als die einzig vernünftige preisen. Alle Parteien — vielleicht mit Ausnahme der Konservativen — sind aber darin einig, daß etwas zugunsten des bedrängten Bruderstammes unternommen werden muß und daß es sich mit der Ehre Deutschlands nicht verträgt, sich beständig von Dänemark auf der Nase herumtanzen zu lassen. Dabei ist die Angst vor einer europäischen Verwicklung lange nicht so groß wie bei der polnischen Frage, ja man setzt sich sogar beinahe leichtsinnig darüber hinweg. Alle Bedenken fallen eben vor der Erkenntnis, daß es sich um die Durchführung einer nationalen Ehrensache

[1] A. A. Z. 17./4.

[2] Wichtige Flugschriften zur schleswig-holsteinischen Frage erscheinen in dieser Zeit nicht, erst nach dem Tode Friedrichs VII., dann aber auch sofort in gewaltiger Anzahl.

handelt, während man einen Krieg wegen Polen als einen bloßen Kabinettskrieg betrachtete, bei dem Preußen keinen Vorteil erwerben konnte. Vor allem wußte man auch, wie groß die inneren Folgen einer Aktion für Schleswig-Holstein sein mußten. Abgesehen von den Organen der Nationalpartei brachte man aber doch der ganzen Angelegenheit noch kein großes Interesse entgegen, da man an beständigen Notenwechsel zwischen Dänemark und den deutschen Mächten wegen der Herzogtümer gewöhnt war und auch jetzt allgemein ein sehr langsames Handeln erwartete. Nur die Exekution erschien als etwas Ungewöhnliches und als das Vorzeichen kommender Ereignisse. Während eigentlich in den anderen auswärtigen Fragen die Parteien eines festen Zieles ermangelten und hauptsächlich sich groß darin zeigten, die Politik des Ministeriums abzulehnen, finden wir bei dieser Frage einen einigermaßen festen Standpunkt. Allerdings fehlt es auch hier wieder an Männern, die das Vorhaben bis zu seinen letzten Konsequenzen hin durchdacht haben. Es klang ganz einfach, die Vernichtung der Verträge von 1851 und 52 zu fordern, aber man versäumte Betrachtungen darüber anzustellen, was werden sollte, wenn man dies öffentlich verkündet hatte. Die Katholisch-Großdeutschen gingen in ihren Bestrebungen wohl auf nicht viel mehr als die Erhaltung eines verbesserten Status quo ante aus. An einer wirklichen Befreiung konnte ihnen wenig gelegen sein, da dabei weder Österreich noch die Macht der Katholiken auch nur etwas gewann. Die Stellung der Parteien zu dem preußischen Ministerpräsidenten war in diesem Falle so, daß gerade diejenigen, die im Grunde ähnliches wollten wie er selbst — allerdings an eine Einverleibung der beiden Provinzen in Preußen dachte wohl niemand, der Gedanke mußte zu revolutionär, phantastisch und inkorrekt erscheinen —, daß also die Liberalen, die mit aller Macht auf die möglichst entschiedene Trennung der beiden Elbherzogtümer

von Dänemark hinarbeiteten, ihn am heftigsten befehdeten, während die anderen Parteien, denen an einem radikalen Wechsel der Verhältnisse eigentlich nichts gelegen war und die sich nur auf den Standpunkt der alten Verträge stellten, ihn ihrer vollsten Zustimmung versicherten, da ihre Wege scheinbar dieselben waren. Dies war nicht so verwunderlich, als es erscheinen mochte, da man gezwungen war, den Schein für Ernst zu nehmen und von den innersten Absichten des Lenkers der preußischen Politik nichts wissen konnte, zumal auch er nicht sicher war, diese je durchsetzen zu können.

Die schleswig-holsteinische Frage hat uns schon in die deutschen Verhältnisse geführt. Sie hat uns Preußen, Österreich und den Bund in schönster Harmonie gezeigt. Wie stark in Wirklichkeit die Interessengegensätze zwischen diesen waren, wie schon in diesen Jahren alles nach einer anderen Gestaltung der deutschen Verhältnisse drängte, das soll uns im nächsten Buche beschäftigen.

Viertes Buch.

Die deutsche Frage.

Erstes Kapitel.

Übersicht über die Parteien. Die öffentliche Meinung über die ersten Äußerungen Bismarcks zur deutschen Frage und über die handelspolitischen Fragen.

Trotz alles Kampfes um die Verfassung in Preußen, trotz der Erregung über europäische Verwicklungen ist doch das innerste Interesse des Volkes der Entwicklung der deutschen Angelegenheiten zugewandt. Seit dem Kriege von 1859 war die Frage nach einer Änderung der deutschen innerpolitischen Verhältnisse immer dringender geworden, die Unzulänglichkeit des Bestehenden wurde immer klarer erkannt. Es war wohl kaum einer unter allen Deutschen, der nicht eine Besserung des Bestehenden wünschte, doch fehlte es an praktischen Vorschlägen hierzu. Jedem Lösungsversuche trat eine solche Fülle von schwierigen Problemen entgegen, daß auch kluge Politiker daran verzweifeln konnten, sie je zu überwinden. Und doch hatte es einen unbestimmten Reiz, immer wieder zu versuchen, zu einer Besserung zu gelangen; konnte man nicht eine Reform von Grund aus schaffen, so konnte man doch vielleicht mit allmählichen Änderungen, wenn auch langsam, zum Ziele gelangen. Da die

Frage alle gebildeten Kreise in gleicher Weise erregte, so ist es nicht zu verwundern, daß eine Fülle von Vorschlägen zur Reform des Bundes gemacht wurde, die doch alle mehr oder weniger ungehört der Vergessenheit anheimfielen. So schwierig es ist, durch die verschlungenen Pfade dieser Wünsche und Erwägungen hindurchzudringen, so anziehend ist es doch gerade für den Historiker, auch den heute vergessenen Vorschlägen nachzugehen und zu sehen, ob nicht auch Spuren von ihnen verwirklicht worden sind. Gerade in der deutschen Frage waren es nicht wenige, die ihre eigenen Wege gingen; nach dem italienischen Kriege war aber doch eine äußerliche Zusammenfassung in zwei größere Gruppen erfolgt, die mit einem festen Programm an die Frage herantraten und eine Besserung in ihrem Sinne mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln erstrebten. Von diesen beiden großen Gruppen, die beide sehr bald nach ihrer Gründung schon eine große Mitgliederzahl aufweisen konnten[1], war der Nationalverein schon 1859 gegründet worden. Länger dauerte es, bis die Großdeutschen sich in ihrem „Deutschen Reformverein" zusammenschlossen. Diese beiden Verbände bilden gewissermaßen die Pole in dem Streit der Meinungen, um sie scharten sich Kleindeutsche und Großdeutsche.

Unter dem Eindruck der durch den italienischen Krieg bloßgelegten Mißstände traten im Juli mehrere Abgeordnete zusammen zur Beratung von Reformen. Auf einer späteren Versammlung wurde beschlossen, eine Zusammenkunft möglichst vieler im öffentlichen Leben stehender Männer nach Frankfurt a. M. im Anschluß an den dort auf den 3. September stattfindenden volkswirtschaftlichen Kongreß für den 15. und 16. September zu berufen. Hier wollte man ein festes nationales Programm aufstellen, auf Grund dessen man die Einigung einer großen Zahl

[1] Der Nationalverein zählte im August 1861 rund 15000 Mitgl.

Deutscher erhoffen konnte. Die führenden Männer, Schulze, Unruh, v. Bennigsen, Fries, Streit, einigten sich bereits auf der Reise nach Frankfurt nach einem von Schulze vorgeschlagenen Plan auf die Bildung eines förmlich organisierten Vereins, der sich über ganz Deutschland erstrecken und alle Nationalgesinnten zu gemeinsamem Wirken zusammenfassen sollte. Es fanden sich etwa 200 patriotisch gesinnte Männer in Frankfurt ein. Ein von Schulze eingebrachter Statutenentwurf wurde angenommen, ein Ausschuß mit dem Sitze in Koburg wurde gewählt, Bennigsen trat an die Spitze. Die Hauptsache jedoch gelang es nicht durchzusetzen, gegen die Leitung der nationalen Angelegenheiten durch Preußen erhob sich der Widerstand der Süddeutschen. So stellte man nur die Forderung nach einer deutschen Zentralgewalt auf, ohne den Träger näher zu bezeichnen. „So konstituierte sich der Nationalverein, wie einst die Paulskirche unter Hinausschiebung der alles entscheidenden Frage."[2] Doch äußerte sich die praktische Wirksamkeit des Ausschusses durchaus in kleindeutschem Sinne. Die Resolution, die auf der ersten Generalversammlung des Vereins in Koburg am 4. September gefaßt wurde, sprach sich deutlicher über die Ziele der nationalen Partei aus. Darin wurde gesagt, daß das deutsche Volk seinen Anspruch auf bundesstaatliche Einheit niemals aufgeben würde. „Hiernach erkennt es der Nationalverein für seinen Beruf, auf die Schaffung einer einheitlichen Zentralgewalt und eines deutschen Parlaments mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken. Zu den Befugnissen der Zentralgewalt gehört vor allem die militärische Obergewalt und die ausschließliche Vertretung gegenüber dem Ausland." Zu diesem Zwecke werden von jedem Volksstamm, insbesondere von Preußen

[1] Cf. Sybel II, 334 ff.; Parisius 29 f.; Bernstein, Schulze-Delitzsch, 108 ff.; ferner der Nationalverein 2c.

[2] Sybel II, 335.

die nötigen Opfer erwartet. „Wenn die preußische Regierung die Interessen Deutschlands nach jeder Richtung tatkräftig wahrnimmt und die unerläßlichen Schritte zur Herstellung der deutschen Macht und Einheit tut, wird gewiß das deutsche Volk vertrauensvoll die Zentralgewalt dem Oberhaupt des größten reindeutschen Staates übertragen sehen. Der Nationalverein gibt keinen Teil des deutschen Bundesgebiets auf. Er erkennt die deutschen Provinzen Österreichs als natürliche Bestandteile des Vaterlands und wird mit Freude den Augenblick begrüßen, welcher den Anschluß dieser Provinzen an das geeinigte Deutschland möglich macht. . . . Der Verein wird aber auch, falls die Macht der Verhältnisse . . . die deutschen Teile Österreichs vom gleichzeitigen Anschluß an den deutschen Bundesstaat abhalten, sich hierdurch nicht hindern lassen, die Einigung des übrigen Deutschlands anzustreben."[1] So sehr der Nationalverein bestrebt war, die Einigung aller liberalen Parteien in Deutschland herbeizuführen, so gelang ihm dies doch nicht. Die konstitutionelle Partei, die ihre Stellung zu der deutschen Frage im wesentlichen von der Erbkaiserpartei des Frankfurter Parlaments — nach ihrer Tagung vom 26.—28. Juni 1849 als „Gothaer" bezeichnet — übernommen hatte, verhielt sich ablehnend und auch die entschiedeneren Demokraten blieben den Bestrebungen des Nationalvereins vorläufig fern. Trotzdem wirkten sie in vieler Hinsicht einigend und fördernd für den Gedanken der Besserung der deutschen Zustände. Die Regierungen stellten sich ihm fast ohne Ausnahme feindlich gegenüber und versuchten verschiedentlich ihn zu unterdrücken.[2]

Der Verein hatte sich, wie wir gesehen haben, durchaus nicht ausdrücklich gegen Österreich gewandt. Sein Handeln

[1] Parisius, 30 f. N. V. W. 1860, 7./9., Nr. 19.

[2] König Wilhelm setzte allen Versuchen, ihn für eine Unterdrückung des Vereins zu gewinnen, passiven Widerstand entgegen: vgl. Lorenz, S. 38.

zeigte jedoch, daß er vor allem auf die Einigung des außerösterreichischen Deutschlands ausging. Doch war der Wunsch, zu einer allgemeinen Verständigung zu gelangen, so lebhaft, daß man versuchte, sich möglichst über die Streitfragen hinwegzusetzen und durch freie Aussprache der gegenteiligen Anschauungen die Gegensätze zu überbrücken. Die Generalversammlung des Nationalvereins zu Heidelberg im August 1861 sprach sich wieder nur ganz allgemein für die Herstellung einer einheitlichen Zentralgewalt und eines deutschen Parlaments aus. Ein direkter Versuch zu einer Einigung ging dann zwar nicht von dem Nationalverein selbst, aber doch von verschiedenen Abgeordneten aus, die seinen Bestrebungen nahestanden.

Am 8. Juni 1862 hatten sich in Frankfurt Abgeordnete aus verschiedenen deutschen Staaten zusammengefunden, ursprünglich nur mit der Absicht, über die Verlegung der „Süddeutschen Zeitung" von München nach Frankfurt a. M. und Verschmelzung mit der dort erscheinenden „Zeit" zu beraten. Nach Erledigung dieser Angelegenheit wurde, um die Förderung der nationalen und liberalen Parteien zu betreiben, der Beschluß gefaßt, periodisch größere Versammlungen von Abgeordneten aller liberalen Fraktionen, welche die Einigung und freiheitliche Entwicklung Deutschlands erstrebten, zu veranstalten und dazu „die gegenwärtigen und ehemaligen Mitglieder deutscher Volksvertretungen, sowie die vormaligen und gegenwärtigen Mitglieder der Landtage sämtlicher deutscher Bundesländer insbesondere" einzuladen. Man betonte ausdrücklich, daß man auch auf die Teilnahme der deutschösterreichischen Abgeordneten rechne.[1] Das war entschieden ein Schritt der Annäherung zwischen den beiden feindlichen Lagern. Erhebender, gewaltiger nach außen hin zeigte sich die Einigkeit der deutschen Stämme bei dem ersten deutschen Schützenfest

[1] Wesentlich nach Schultheß 1862, S. 59; N. B. W. 13./6. 62, Nr. 111.

des im Jahre 1861 auf Anregung des Herzogs Ernst v. Koburg gegründeten deutschen Schützenbundes, das vom 12. bis zum 22. Juli in Frankfurt a. M. stattfand. Hier schien alles in eitel Wonne und Freude zu leben, Schützen aus allen deutschen Gauen schlossen Brüderschaft und Freundschaft. Abgeordnete aus den meisten deutschen Bundesstaaten waren herbeigeeilt, die Schützen zu begrüßen und das gemeinsame Vaterland zu feiern. Doch daß die Gegensätze vorhanden waren und nur durch die allgemeine Festesfreude daran gehindert wurden, hervorzutreten, zeigte sich, als der Abg. Metz-Darmstadt die Deutsch-Österreicher als Schmerzenskinder Deutschlands bezeichnete, worauf Prof. Wildauer aus Innsbruck eine ausgesprochen großdeutsch-österreichische Rede hielt. Die preußischen fortschrittlichen Abgeordneten beteiligten sich offiziell an dem Feste und ließen sich durch die allgemeine Begeisterung zu mancherlei seltsamen Äußerungen verleiten. Da die Redner sich jedoch zumeist in allgemein gehaltenen, doch möglichst volltönenden Redewendungen ergingen, so konnte einem oberflächlichen Betrachter die deutsche Einigkeit durch dieses Fest um ein gutes Stück nähergerückt erscheinen.[1] In Wirklichkeit waren jedoch die Gegensätze um nichts gemildert. Die österreichischen Abgeordneten antworteten zwar sehr höflich auf die Einladung von Frankfurt, wünschten aber vor der allgemeinen Versammlung eine kleinere von etwa je 25 Mitgliedern der beiden Richtungen zu gemeinsamer Verständigung. Der Ausschuß der Frankfurter Pfingstversammlung ging zunächst hierauf nicht näher ein, lud aber bei

[1] Zusammenfassung aus verschiedenen Zeitungsberichten. Man betrachtete die Schützenvereine als erste Stufe zu einer allgemeinen Volksbewaffnung. Gerade diese Bestrebungen gegen das stehende Heer und die notwendig damit verbundenen demokratisch-revolutionären Tendenzen führten zu einer immer mehr hervortretenden Entfremdung des Königs von Preußen von dem Nat.-Ver. cf. auch Lorenz, S. 39 ff.

der Berufung des allgemeinen Abgeordnetentages auf den 28. September nach Weimar die Österreicher besonders ein. Anläßlich des deutschen Juristentages, der Ende August in Wien stattfand, fanden private Besprechungen zwischen Mitgliedern beider Richtungen statt, die jedoch zu keinem Ergebnis führten.[1] Am 20. September lehnten dann die österreichischen Abgeordneten die Beteiligung an dem Weimarer Tage ab, indem sie ihren Schritt hauptsächlich damit begründeten, daß nicht die deutsche Reformfrage als Hauptangelegenheit auf das Programm des Tages gesetzt worden sei.[2]

Damit war die ersehnte Einigung wieder vereitelt. Die Beschlüsse des Abgeordnetentages, wie sie am 29. September in Weimar gefaßt wurden, mußten dazu beitragen, die Kluft zwischen beiden Lagern zu erweitern. Es wurde dort beschlossen, mit allen Mitteln auf die Einberufung eines Parlaments hinzuwirken, als des geeigneten Organs zur Herbeiführung der bundesstaatlichen Einheit Deutschlands, wie sie in der Reichsverfassung vom 28. März 1849 ihren rechtlichen Ausdruck gefunden habe.[3] Das von Österreich und den mittelstaatlichen Regierungen vorgeschlagene Delegiertenprojekt und Bundesgericht wurde entschieden abgelehnt. Man erklärte sich gegen den Ausschluß irgendeines deutschen Stammes, insbesondere der Deutsch-Österreicher. „Sollten aber der Herstellung einer Deutsch-Österreich umfassenden bundesstaatlichen Einigung für den Anfang unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen, so darf dies für die übrigen deutschen

---

[1] Schultheß 1862, S. 82, 85.

[2] Ebenda 91. Vgl. dazu auch Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Aus meinem Leben, III, S. 230 ff.

[3] Um noch nachdrücklicher diese Ideen zu vertreten, erschien bald darauf ein besonderes Flugblatt des Nationalvereins unter dem Titel: „Für die Reichsverfassung vom 28. März 1849", das unter Hinweis auf die unbefriedigenden Verhältnisse und das politisch Anzustrebende energisch für die Beschlüsse des Nat.-Vereins eintrat.

Staaten kein Abhaltungsgrund sein, mit der Ausführung des nationalen Werkes an ihrem Teil zu beginnen." Der Eintritt der übrigen Länder Österreichs wurde entschieden zurückgewiesen. Die Frage der Exekutivgewalt wollte man erst unter Mitwirkung des deutschen Parlaments regeln.[1] Die Beschlüsse waren kaum anders geartet als die Koburger Nationalvereinsbeschlüsse von 1860. Doch war mit der entschiedenen Ablehnung der Aufnahme außerdeutscher Landesteile Österreichs in den neuen Staat von vornherein die Übermacht Preußens indirekt gesichert und damit eine Einigung mit den Großdeutschen erschwert. Ließen die Weimarer Beschlüsse die Durchführung der Reichsverfassung als wünschenswert durchblicken, so sprach sich der Nationalverein in seiner Generalversammlung in Koburg offen für ihre Ausführung samt Grundrechten und Wahlgesetz aus.[2] Obgleich der Beschluß etwas eigentümlich erscheinen mußte, da seine Durchführung schon 1849 gescheitert war und sich in den dreizehn Jahren, die seitdem verstrichen waren, die Verhältnisse in vieler Hinsicht geändert hatten, so stimmten doch alle Bezirksversammlungen des Nationalvereins ihm zu. Dagegen tat sich nunmehr auch die Gegenpartei zusammen und gründete nach einer großdeutschen Versammlung in Frankfurt a. M., bei der über 500 Teilnehmer sich einfanden, am 28. Oktober einen „Deutschen Reformverein", der sich für die Erhaltung der vollen Integrität Deutschlands und Bekämpfung jedes Bestrebens, welches die Ausschließung irgendeines Teils von Deutschland zum Zwecke oder zur Folge hätte, aussprach. In der der Gründung vorausgehenden Versammlung hatte man sich für eine konzentrierte kollegialische Exekution mit richtiger Ausmessung des Stimmenverhältnisses als gegenwärtig allein mögliche Form der Bundesexekution und für die Delegiertenversammlung als ersten Schritt zur Schaffung einer nationalen Vertretung ausgesprochen. Damit

[1] Schultheß 1862, 93f. — [2] Ebenda 94f.

hatte man ſich vollkommen auf die Seite der öſterreichiſchen Regierung geſtellt. Die Gegenſätze waren in aller wünſchenswerten Klarheit ausgeſprochen. Beide Gruppen ſtanden ſich feindlich gegenüber: hier die norddeutſchen und einige ſüddeutſche Liberalen[1], dort Klerikale, Konſervative, Mitglieder der ſüddeutſchen Regierungsparteien; beide einig in dem Streben nach Bundesreform, uneins in der Wahl der künftigen Vormacht.

Wir werden weiter unten ſehen, wie die Preſſe ſcharf in die beiden Lager geſpalten iſt. Doch nicht nur im alltäglichen Streite der Meinungen, auch auf wiſſenſchaftlichem Gebiete prallten die gegenſätzlichen Anſchauungen aufeinander. Die Geſchichte ſollte dazu dienen, die Berechtigung der Standpunkte darzutun. Zwiſchen dem Bonner Profeſſor Heinrich v. Sybel und dem Innsbrucker Julius Ficker entbrannte eine heiße Fehde darüber, ob die univerſale Politik der deutſchen Kaiſer im Mittelalter von Segen für Deutſchland geweſen ſei, oder ihm Nachteile gebracht hätte. Die Nutzanwendung auf die deutſchen Verhältniſſe der Gegenwart ergab ſich von ſelbſt, konnte man doch in dem 70-Millionenreiche, dem Großdeutſchland mit Slaven und Ungarn, ein dem mittelalterlichen imperium ähnliches Gebilde erblicken. Der Streit hatte eigentlich ſchon 1859 begonnen, als Sybel in einer Münchener Akademie-Rede „Über die neuern Darſtellungen der deutſchen Kaiſerzeit" die Tendenz des Kaiſertums, ſich eine theokratiſche Weltherrſchaft zu ſchaffen, als für Deutſchland ſchädlich und dagegen die Politik Heinrichs I., Herzog Ludolfs und Heinrichs des Löwen als nützlich beurteilte. Auf dieſe Ausführungen kam Ficker in einer Rede im Ferdi-

[1] Intereſſant iſt der Haß Laſſalles gegen die Kleindeutſchen. Er ſchreibt: „Alles Kleindeutſche iſt Gothaerei und Gagerei und reine Feigheit". cf. Briefe von Ferd. Laſſalle an Carl Rodbertus-Jagetzow, hrsgg. von A. Wagner, Nr. 7.

nandeum in Innsbruck im Februar 1861 zurück.[1] Er lobte im Gegensatze zu Sybel das Kaisertum, die Zusammenfassung Mittel-Europas für 2½ Jahrhunderte habe sich glänzend bewährt. Man dürfe nicht die nationalen und universalen Bestrebungen zusammenwerfen. Die Tendenzen des alten Kaiserreichs finde man im heutigen Österreich im wesentlichen wieder, daher müsse ein Tadel jenes auch diesen Staat treffen, gegen großdeutsche Bestrebungen gerichtet sein. Die deutsche Einheit würde sich leicht herstellen lassen, wenn man es neben Österreich nur mit Mittel- und Kleinstaaten zu tun hätte. Sybel wandte sich alsbald gegen diese Ausführungen. Er verwahrte sich gegen den Vorwurf, daß er die Tagesfragen in seiner Rede berührt habe; nicht weil er sich zu den Ansichten der nationalen Partei bekenne, habe er das alte Kaiserreich herabgesetzt, sondern weil ihm alle Vergangenheit die kaiserliche Politik als das Grab der Nationalwohlfahrt gezeigt habe, ziehe er das kleine Deutschland dem großen vor.[2] In seiner Abhandlung schilderte er, durch Beispiele aus der Vergangenheit gestützt, sehr geschickt die Gefahren für ein Deutschland mit Österreich. In der Absicht, eine politisch wirksame Studie zu schreiben, stellte er manche wissenschaftlich nicht haltbare Ansichten auf, so, daß das Kaiserreich schon im 12. Jahrhundert innerlich durch und durch morsch gewesen sei.[3] Dagegen waren seine Ausführungen politisch sehr wirkungsvoll. Nachdem er das Verhältnis Österreichs zu Deutschland durch die Jahrhunderte hindurch eingehend verfolgt hat, kommt er zu dem Ergebnis: „Österreich steht außer Deutschland, aber es gehört zu Deutschland. Wir dürfen nicht die Zerstörung Österreichs oder völlige Abtrennung von demselben, aber wir müssen unsere innere Selbständigkeit und das Ende

[1] Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. — [2] Die deutsche Nation und das Kaiserreich.

[3] cf. ebenda, S. 66—70.

der bisherigen Ausbeutung zu Österreichs Spezialzwecken begehren." Deutschland soll sich in einem engeren Bunde zusammenschließen, daneben soll der weitere Bund mit Österreich fortbauern zur gemeinsamen Verteidigung nach außen unter größter Steigerung der wechselseitigen Handels- und Kulturbeziehungen. „Wer Österreich in den engeren Bund hineinnehmen will, negiert entweder jede wirkliche Bundesgewalt, oder er proklamiert die Fortsetzung des alten unwürdigen Verhältnisses, der völligen Dienstbarkeit Deutschlands." Die Vereinigung mit Österreich ist aber nur zu erreichen, wenn sie sich innerhalb des alten Bundes vollzieht und nicht die Trennung, sondern die Festigung der Allianz mit Österreich zum Zwecke hat. Denn sprengt man die Bundesakte, so gibt man dem Auslande Vorwand zur Einmischung, und zeigt man Feindschaft gegen Österreich, so erhebt sich der Süden dagegen. Zwar wird man bei der Konstituierung des engeren Bundes Österreich scharfe Entschlossenheit zeigen müssen, um zum Ziele zu gelangen.[1]

Deutlich hatte Sybel so die Wünsche der nationalen kleindeutschen Partei dargelegt. Aber ebenso wie diese vermied er es, einen bestimmten Weg vorzuzeichnen, auf dem sich das von ihm erstrebte Ziel erreichen ließ. Offenbar war er der Meinung, daß man zu einer friedlichen Auseinandersetzung mit Österreich gelangen könne. Seine Ausführungen fanden in der liberalen Presse großen Anklang, man nahm die Beweise seiner Schrift kritiklos hin und war zufrieden, eine wissenschaftliche Begründung für die eigenen Bestrebungen gefunden zu haben. Sybels Ausführungen über das Verhältnis von Österreich zu Deutschland waren im wesentlichen richtig, doch nicht die über das Kaisertum des Mittelalters, wenigstens nicht in dieser Schärfe,

[1] Ebenda, S. 122—126.

wenn auch die zersetzenden Folgen der Kaiserpolitik unbestreitbar sind. Ficker hatte daher leichte Arbeit, ihn hierin zu widerlegen. Seine Schrift: „Deutsches Königtum und deutsches Kaisertum“, die noch 1862 erschien, zeigte politisch eine große Mäßigung und wies hauptsächlich nur Sybels Angriffe mit wissenschaftlichem Rüstzeug zurück.[1] Er beharrte bei seiner Auffassung und blieb auch bei dem Wunsche der Schaffung eines Großdeutschlands. Während diese Schrift von der liberalen Presse natürlich ziemlich totgeschwiegen wurde, benutzten die großdeutschen Organe sie zur Stützung ihrer Anschauungen.

Wissenschaftlich war bei diesem Streite im wesentlichen der Großdeutsche Sieger geblieben.[2] Dagegen konnte die Art und Weise, in der ein anderer Historiker großdeutscher Richtung, Onno Klopp, sich bemühte, den preußischen Staat herabzusetzen, wissenschaftlich keine Anerkennung beanspruchen. Er polemisierte weniger als Großdeutscher denn als Verfechter mittelalterlicher Interessen gegen Preußen; in seinem Werke „Friedrich II. und die deutsche Nation“ griff er den großen König auf das heftigste an. Seine Ausführungen erfuhren in vielen Blättern eine lebhafte Zurückweisung. Speziell beschäftigte sich Dr. A. Zimmermann in seiner Schrift: „Trägt Preußen wirklich schon durch seine Entstehung die Schuld, daß Deutschland der politischen

[1] Auch der Weimarische Staatsrat a. D. Dr. O. v. Wydenbrugk suchte Sybel in seiner Gegenschrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ zu widerlegen, erregte jedoch mit seinen wissenschaftlichen Ausführungen nicht viel Aufsehen. Seine politischen Ausführungen vgl. unten.

[2] Sybel fand jedoch damals viel mehr Anklang. Während Fickers Schrift fast totgeschwiegen wurde, stimmten namhafte Historiker wie Häusser, Loebell, Jakob Grimm Sybel im wesentlichen zu. Allerdings erfuhren seine Ausführungen auch von ihm politisch nahestehenden Forschern starke Einschränkungen, wie von Waitz (1862) und Treitschke (1865). Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Wilh. Maurenbrecher „Das deutsche Kaisertum“ in den Grenzboten 1871, II, S. 605 ff.

Einheit ermangelt?"[1] mit der Kloppschen Darstellung, wies im einzelnen ihre Schiefheit nach und versuchte seinerseits den Nachweis zu führen, daß Österreich seit seinem ersten Auftreten niemals deutsche Interessen ins Auge gefaßt und ernstlich gefördert habe. Ebenso wandte sich Häusser ganz entschieden gegen Klopp und die von ihm vertretenen Anschauungen in seiner Schrift: „Zur Beurteilung Friedrichs des Großen. Sendschreiben an Dr. Onno Klopp". In dieser legte er zugleich seine Stellung zur deutschen Frage dar.[2]

Waren es im wesentlichen die Gegensätze zwischen den großen Gruppen der Groß- und Kleindeutschen, die in der Frage einer Reform des deutschen Bundes hervortraten und in die, wenn auch mit ziemlich starken Abstufungen, alle Parteien sich einfügten[3], so gab es doch in allen Staaten eine erhebliche Anzahl von Leuten, die von einer Bundesreform überhaupt nichts wissen wollten und auf einem durchaus partikularen Standpunkte beharrten. Insbesondere in den Mittelstaaten fürchtete man vielfach, daß eine Reform eine erhebliche Beschränkung der eigenen Rechte mit sich bringen würde. Aber auch in Preußen verhielt sich die konservative Partei gegen die deutsche Frage völlig ablehnend. Der preußische Volksverein, der anstrebte, die Gesamtheit der preußischen Konservativen zu umfassen, gab gleich bei seiner Gründung am 20. September 1861 folgende Erklärung über die Lösung der deutschen Frage ab: „Einigkeit unseres deutschen Vaterlandes, doch nicht auf den Wegen des «Königreichs Italien» durch Blut und Brand, sondern in der

[1] Berlin 1862, Heymann, 33 S.

[2] Vgl. hierüber Marcks, L. Häusser und die politische Geschichtsschreibung in Heidelberg, in „Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert" I, 342f.

[3] Die „Gothaer" verhielten sich zwar dem Nat.-Ver. ablehnend gegenüber, waren jedoch bei den Weimarer Beschlüssen mitbeteiligt und ihrer ganzen Entwicklung nach für Preußens Vorherrschaft.

Einigung seiner Fürsten und Völker und in Festhaltung an Obrigkeit und Recht. Keine Verleugnung unseres preußischen Vaterlandes und seiner ruhmreichen Geschichte; kein Untergehen in dem Schmutz einer deutschen Republik; kein Kronenraub und Nationalitätenschwindel."[1] Das hieß doch schließlich nichts anderes als Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse zugunsten allgemeiner konservativer Interessen. Von dieser Seite war auf jeden Fall eine Förderung der Reformbestrebungen nicht zu erwarten.[2] Daß die Zahl derer, die sich freiwillig oder unfreiwillig zu diesen Anschauungen bekannten, gar nicht so gering war, erhellt daraus, daß der Volksverein nach einjährigem Bestehen bereits 26213 Mitglieder zählte.[3]

Wir haben gesehen, wie das allgemeine Interesse an den Reformfragen sich in den Jahren seit 1859 nach kurzem Abflauen stark gehoben hatte. Aus sich heraus konnte natürlich diese Stimmung nicht entstehen, es mußten Ereignisse vorliegen, die den Gedanken einer Abänderung der bestehenden Verhältnisse nahelegten. Da finden wir, wenn wir die Preßäußerungen des Jahres 1862 durchgehen, daß zwei Fragen hauptsächlich fördernd in dieser Hinsicht wirkten, einmal die mittelstaatlichen und österreichischen Vorschläge einer Bundesreform, insbesondere der von Österreich angebotene Vorschlag, eine Versammlung von Delegierten aus allen deutschen Staaten einzuberufen und andrerseits die Frage der Stellung des Zollvereins zu Frankreich und Österreich. Diese beiden Angelegenheiten, die die Kabinette wie die öffentliche Meinung beschäftigen, müssen wir hier etwas näher betrachten.

Seit 1859 hatte jedes Jahr neue Vorschläge zur Bundesreform von irgendeiner Seite gebracht. Eine lebhaftere Be-

[1] Schultheß 1861, 44.

[2] Vgl. auch W. Oncken, Wilhelm I., I, 458.

[3] Schultheß 1862, 182.

wegung kam Ende 1861 in diese Angelegenheit, als der sächsische Minister Freiherr von Beust mit einem vollkommen ausgearbeiteten Plan hervortrat, der die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung enthielt. Er hatte vor der Veröffentlichung mit Rechberg über seine Pläne geredet und ein ziemlich freundliches Entgegenkommen gefunden.[1] Daher glaubte er, auf eine günstige Aufnahme seines Entwurfes rechnen zu dürfen. Dieser wollte als Organe zur Wahrnehmung der Angelegenheiten des Bundes schaffen: a) die Bundesversammlung, b) die Abgeordnetenversammlung, c) das Bundesgericht. Die Bundesversammlung sollte aus Vertretern der deutschen Regierungen bestehen, das Stimmenverhältnis war beibehalten. Sie sollte zweimal im Jahre auf höchstens 4 Wochen zusammentreten, abwechselnd in Regensburg und Hamburg, hier sollte Preußen, dort Österreich den Vorsitz führen. Die Abgeordnetenversammlung sollte aus 128 Mitgliedern der Einzelstaaten bestehen und nur auf Einberufung der Bundesversammlung zur Beratung von Gesetzen zusammentreten. Das Bundesgericht sollte Verfassungsstreitigkeiten entscheiden. In der Zwischenzeit während der Bundestage sollte eine Bundesexekutivgewalt, aus dem Kaiser von Österreich, dem Könige von Preußen und einem zu wählenden dritten Bundesmitglied bestehend, eingesetzt werden. Die Befugnisse diese Gewalt festzusetzen, sollte weiteren Vereinbarungen überlassen werden.[2] Mit einer ausführlichen Denkschrift, die die eingehende Begründung enthielt, wurden diese Vorschläge den Regierungen unterbreitet. Doch sie erfuhren eine allseitige Ablehnung. Schon am 5. November antwortete die österreichische Regierung durch den Ministerialrat und Dezernenten in deutschen

[1] Sybel II, 412. Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten“ I, 271 ff.

[2] Vgl. hierzu u. zu dem folg.: Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten“ I, 271 ff.; Sybel II, 411 ff.; Zwiedineck III, 289 ff.; Schultheß 1861, 78 ff.; „Neueste Aktenstücke zur deutschen Frage“, 1 ff.

Angelegenheiten Max Ludwig von Biegeleben. Er erklärte sich besonders gegen das Alternat im Vorsitze, das Österreich als äußerstes Opfer höchstens dann bringen könne, wenn der Bund sich auch für die gesamten außerdeutschen Besitzungen Österreichs und Preußens verbürge. In Baden entwickelte der Minister Freiherr von Roggenbach,[1] indem er „Vorschlägen der Lösung" entgegentrat, „deren Inhalt dahin geht, dem deutschen Volke statt eines Stückes Brot für seinen Hunger einen Stein zu bieten", ein eigenes Programm, in dem er unbedingte Unterwerfung aller Einzelstaaten unter die Zentralgewalt und Kontrolle der Zentralregierung durch eine die deutschen Regierungen wie Bevölkerungen gleichmäßig umfassenden Vertretung als Grundlagen jeder Reform forderte.[2] Bayern, Württemberg, Hessen und die anderen Regierungen lehnten gleichfalls den sächsischen Vorschlag ab. Im Namen Preußens sandte Bernstorff am 20. Dezember eine Depesche nach Dresden. Darin erklärte er, die auf den ganzen Bestand des Bundes berechneten Reformvorschläge in der bundesstaatlichen Richtung für unausführbar. Daher sei eine Vereinfachung der Grundlagen des Bundes in seiner Gesamtheit sehr angebracht; für die engere Vereinigung der Bundesglieder erscheine der Weg freier Vereinbarung als der beste. Die Bildung eines Bundesstaates im Staatenbunde scheine der preußischen Regierung mit dem Fortbestehen des letzteren wohl vereinbar. Obgleich diese Note lediglich eine Meinungsäußerung enthielt, so erregte sie doch den lebhaftesten Widerspruch der mittelstaatlichen Regierungen. Besonders Österreich zeigte sich durch die Andeutung eines Bundesstaats stark erregt. Die Vertreter von sieben Regierungen einigten sich schließlich zu identischen Noten, die am 2. Februar

[1] Dieser hatte im Juni 1861 mit Bismarck eingehende Besprechungen über die deutsche Reformfrage gehabt.

[2] Vgl. Dove, Großherzog Friedrich von Baden, S. 97 f.

Preußen überſandt wurden. Darin erklärten ſie die Gründung eines engeren ſogenannten Bundesſtaats in Deutſchland als unvereinbar mit dem Weſen und der Verfaſſung des deutſchen Bundes, ja als deſſen faktiſche, wenn auch nicht rechtliche Auflöſung in ſich ſchließend betrachten zu müſſen. Die Begründung einer wirkſameren Exekutivgewalt und die Regelung der Geſetzgebung durch die Zuziehung von Delegierten der deutſchen Ständeverſammlungen wurde dagegen als wünſchenswert bezeichnet und Preußen zum Beitritt zu dahingehenden Beratungen aufgefordert. Sachſen bezeichnete eine weitergehende Reform als wünſchenswert. Schon am 14. Februar lehnte Bernſtorff die Teilnahme an den Beratungen einfach ab.[1] Am 21. folgte dann noch eine Denkſchrift gegen die identiſchen Noten. So war der Gegenſatz zwiſchen der groß- und kleindeutſchen Partei, wie bisher in der populären Bewegung, ſo jetzt auch unter den Regierungen erklärt, und wenigſtens auf der großdeutſchen Seite hatte man es nicht an Warnungen fehlen laſſen, daß jeder weitere Schritt Preußens auf dem eingeſchlagenen Wege eine Kriegserklärung veranlaſſen werde."[2]

Vorläufig kam es jedoch noch nicht dazu. Die beiden Schmerzenskinder des deutſchen Bundes, Schleswig-Holſtein und Kurheſſen, namentlich das letztere, zwangen die beiden deutſchen Großmächte zu gemeinſamem Handeln. Wir haben die Entwickelung der kurheſſiſchen Frage bereits oben verfolgt und brauchen hier nicht noch einmal darauf zurückzukommen.[3] Darüber trat die Frage der Bundesreform für einige Zeit zurück. Aber Öſterreich war nicht geſonnen, ſeine Pläne aufzugeben und ſtellte daher, nachdem auf ſeine Einladung vom 17. März am 7. Juli Konferenzen der Vertreter der ſieben Mächte ſtattge-

[1] Sämtliche Aktenſtücke ſ. „Neueſte Aktenſtücke zur deutſchen Frage" I, Berlin, Abelsdorff 62. — [2] Sybel II, 419. — [3] Buch II, Kap. 1.

funden hatten[1], am 14. August am Bunde den Antrag: „Hohe Bundesversammlung wolle sich durch einen Ausschuß die näheren Vorschläge über die Art der Zusammensetzung und Einberufung einer aus den einzelnen deutschen Ständekammern durch Delegation hervorgehenden Versammlung erstatten lassen, welcher demnächst die laut Bundesbeschlusses vom 6. Februar dieses Jahres auszuarbeitenden Gesetzentwürfe über Zivilprozeß und über Obligationenrecht zur Beratung vorzulegen sein werden. Preußen protestierte sofort gegen jeden durch bloße Stimmenmehrheit in dieser Frage zu fassenden Beschluß. Nach langen Beratungen erstattete am 18. September der Ausschuß Bericht, die Majorität empfahl den Antrag und beantragte die Ausarbeitung detaillierter Vorschläge, während Preußen und Baden sich gegen den Vorschlag aussprachen. Damit trat für einige Zeit nach außen in dieser Frage wieder Ruhe ein, bis die Abstimmung im Jahre 1863 die Gemüter aufs neue erregte. Wir verlassen diese Frage, nachdem wir sie bis hierher verfolgt haben und wenden uns den Ereignissen zu, die mit dem Zollverein in Berührung stehen und die in gleicher Weise dazu beitrugen, die Regierungen, wenn auch in etwas anderer Gruppierung, zu scheiden.

Im Jahre 1860 war ein Handelsvertrag zwischen Frankreich und England, zwischen Napoleon und Cobden, abgeschlossen worden, der ganz im Sinne des Freihandels gehalten war. Gleich darauf regte Napoleon in Berlin einen ähnlichen Vertrag zwischen Frankreich und dem Zollverein an. Die Verhandlungen, die uns hier im einzelnen nicht weiter interessieren, wurden 1860

[1] Es beteiligten sich hieran: Graf Rechberg und v. Biegeleben für Österreich; Graf Bray für Bayern; Frhr. v. Könneritz für Sachsen (Kgr.) und Meiningen; Frhr. v. Stockhausen für Hannover; Frhr. v. Ow für Württemberg; Frhr. v. Schachten für Kurhessen; Frhr. v. Drachenfels für Hessen (Großhzgt.) und Nassau. Fröbel II, 275.

und 1861 zwischen Frankreich und Preußen, das die bedingte Zustimmung der übrigen Zollvereinsstaaten zu seinem Vorgehen erlangt hatte, geführt. Doch da Frankreich sich schließlich sehr anmaßend zeigte, so wurden sie im September 1861 preußischerseits abgebrochen.[1] Obgleich von französischer Seite noch schwache Versuche gemacht wurden, die Verhandlungen zu erneuern, so konnte man die Angelegenheit doch als erledigt ansehen, als Österreich sich ihrer bemächtigte und gegen einen Vertrag Einspruch erhob, der Frankreich gleiche Begünstigung gewähren sollte wie einem deutschen Bundesstaate. Dadurch würde die im Jahre 1853 vorgesehene Zolleinigung zwischen Österreich und dem Zollverein unmöglich. Da das Verhältnis zwischen Preußen und Österreich in den Wintermonaten 1861/62 sehr gespannt war, so zögerte Preußen nicht, die österreichische Einmischung durch eine schnelle Entscheidung zurückzuweisen. Die Verhandlungen mit Frankreich wurden wieder angeknüpft und führten bei beiderseitigem Entgegenkommen bereits am 29. März zur vorläufigen Unterzeichnung eines Handelsvertrages[2], für dessen Inkrafttreten nur noch die Zustimmung der Zollvereinsregierungen eingeholt werden mußte. Am 3. April wurde er den Zollvereinsstaaten mit eingehender Begründung vorgelegt. Am 7. April sandte dann Preußen eine Antwortschrift auf die österreichische Septembernote nach Wien. Darin war erklärt, daß die Verträge ein unabweislicher Schritt wirtschaftlicher Reform seien. Rechberg antwortete am 7. Mai in einer Depesche, worin er erklärte, daß Österreich durch den Abschluß des Vertrages und Verlängerung des Zollvereins auf dieser Grundlage von dem übrigen Deutschland in handelspolitischer Beziehung faktisch und prinzipiell losge-

[1] Sybel II, 439f.; W. Weber, „D. dtsch. Zollverein", Leipz. 1869, S. 371—80.

[2] Außer den Unterhändlern zeichneten Bernstorff und der französische Gesandte Prince de la Tour-Auvergne.

trennt werde. Österreich müsse in den Vereinbarungen eine Störung und Hintansetzung des zwischen ihm und dem Zollvereine durch den Vertrag vom 19. Februar 1853 begründeten Verhältnisses erblicken.[1] Preußen wies diese Behauptungen am 28. Mai zurück und wurde dabei durch Sachsen unterstützt, das sich im Interesse seiner Industrie und des Leipziger Handels gleichfalls entschieden für die Abmachungen aussprach.[2] Am 14. Juni genehmigte die sächsische zweite Kammer den Entwurf,[3] das preußische Abgeordnetenhaus folgte am 25. Juli mit 264:12 (meist katholischen) Stimmen; Baden, Oldenburg und die thüringischen Staaten übermittelten Preußen ihre Zustimmung. Dagegen verhielten sich die Minister der übrigen Staaten von vornherein in Verhandlungen, die der preußische Ministerialdirektor und Bevollmächtigte Rudolph von Delbrück mit ihnen auf einer Rundreise an den Höfen führte, durchaus ablehnend.[4] Diese Staaten, Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau traten auf Einladung Württembergs am 18. Juni 1862 in München zusammen, um über ihre Haltung in der Zollvereinsfrage zu beraten. Man faßte hier jedoch noch keine Beschlüsse, sondern besprach lediglich die Berliner Entwürfe.[5] In Süddeutschland setzte gleichzeitig unter Leitung des Dr. von Kerstorff in Augsburg eine schutzzöllnerische Bewegung gegen den Handelsvertrag ein. Doch sprach sich der Generalkongreß deutscher Industrieller in Frankfurt a. M. für Annahme der Verträge aus.[6] Am 10. Juli trat plötzlich Österreich mit einem entscheidenden Schritte hervor, indem es in einem Rundschreiben an sämtliche Zollvereinsregierungen den Eintritt seines Gesamt-

[1] Schultheß 1862, 49 ff. — [2] Weber, S. 387.

[3] Über das Verhalten d. sächs. Regierung vgl. Beust II, 303 ff.

[4] Delbrück, „Lebenserinner.", S. 231 ff.

[5] Weber, 400 f. Vgl. über die diplomatischen Verhandlungen dieser Staaten auch Delbrück, 240. — [6] Ebenda, S. 237.

gebietes in den Zollverein forderte und gleichzeitig den Entwurf eines diesbezüglichen Präliminarvertrages vorlegte. Österreich wollte dabei die sämtlichen Einrichtungen des Zollvereins, alle zur Zeit bestehenden Tarife, Gesetze und Vorschriften für sein gesamtes Zollgebiet übernehmen — ein Vorschlag, der ihm mancherlei Kosten auferlegte. Nach der Aufnahme Österreichs sollten Österreich und Preußen gleichzeitig im Auftrage der übrigen Zollstaaten über Handelsverträge mit Frankreich und England beraten.[1] Preußen lehnte den Eintritt rundweg ab, einmal weil es sich durch die Verträge mit Frankreich gebunden erachte, dann weil der bestehende Vereins-Zolltarif sich überlebt hätte.[2] Österreich forderte als Antwort die Eröffnung von Unterhandlungen über seine Aufnahme auf Grund des Vertrages vom 19. Februar 1853.

Preußen ließ sich durch Österreichs Bestrebungen nicht weiter beeinflussen, sondern unterzeichnete am 2. August seinerseits bindend den Vertrag. Dagegen hatten die österreichischen Wünsche die Regierungen der Mittelstaaten zur Ablehnung bestimmt. Bayern erklärte sich am 8. August gegen den Vertrag, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt und Nassau folgten im Laufe des Augusts und Septembers. Motiviert war die Ablehnung teils mit Einwendungen gegen den Inhalt des Vertrags selbst, teils mit Rücksichten gegen Österreich. Preußen blieb jedoch dem gegenüber fest und erklärte bereits am 26. August Bayern und Württemberg, daß es eine definitive Ablehnung der Verträge mit Frankreich als den Ausdruck des Willens auffassen müsse, den Zollverein mit Preußen nicht fortzusetzen. Das Abgeordnetenhaus, das in dieser Frage ganz auf der Seite der Regierung stand, billigte dies Verhalten durchaus.[3] Das Herrenhaus trat erst auf Anraten Bismarcks am 2. Ok-

[1] Weber, 401 ff. — [2] Delbrück, Note vom 20. Juli, cf. S. 242.
[3] Sybel II, 446; Delbrück II, 243 f.

tober der vorgeschlagenen Resolution bei. Damit war jedoch der Streitfall keineswegs erledigt, vielmehr dauerte der Notenwechsel zwischen den einzelnen Regierungen fort, ohne daß jedoch wesentliche neue Gesichtspunkte dabei zutage getreten wären.[1] In ganz Deutschland sprachen sich Versammlungen von Industriellen, Gewerbe- oder Handeltreibenden für oder gegen den Vertrag aus. Das größte Aufsehen erregten in dieser Hinsicht die Verhandlungen des zweiten deutschen Handelstages zu München vom 14—18. Oktober 1862. Der Handelstag hatte sich auf seiner ersten Versammlung „zum Organ des gesamten deutschen Handelsfabrikantenstandes" erklärt.[2] Nach langen Debatten wurde hier in bezug auf den Handelsvertrag das Gutachten der Ausschußminorität, die sich dahin aussprach, daß es wünschenswert sei, nach Beseitigung einiger Nachteile in dem Vertrage das schleunige Zustandekommen des Handelsvertrages nicht in Frage zu stellen, mit 104 : 90 bezw. 100 : 96 Stimmen angenommen. Gleichzeitig sprach sich die Versammlung aber auch für möglichste Ausdehnung der zwischen dem Zollverein und Österreich bestehenden Verkehrserleichterungen und für schleunigste Reformierung der Verfassung des Zollvereins aus. In der Hauptabstimmung hatte die preußische Richtung hier einen, wenn auch sehr knappen Sieg erfochten.[3] Die allgemeine Erregung über den Gegenstand ließ gegen Schluß des Jahres erheblich nach. Es ist nicht notwendig, den Notenwechsel der Regierungen, die Beschlüsse der Versammlungen hier im einzelnen zu verfolgen, es genügt, einen kurzen Überblick über die Stellung der verschiedenen Regierungen zu den handelspolitischen Fragen gegeben zu haben. Akut konnte der Streit eigentlich erst im Jahre 1865 werden, da dann die Er-

[1] Delbrück II, 244 ff.

[2] Die Verhandlungen und die Abstimmungen des Münchener Handelstages. Frankfurt 1863, S. 2. — [3] Ebenda 126/127.

neuerung der Zollvereinsverträge erfolgen mußte. In diesen Jahren trug der Streit nur dazu bei, die Gegensätze zwischen den Parteien in Deutschland einigermaßen zu verschärfen. Aus der beträchtlichen Zahl der rein handelspolitischen Schriften wollen wir hier zwei einfügen, bevor wir uns der periodischen Presse zuwenden.

Den österreichischen Standpunkt in handelspolitischen Fragen vertritt Georg Friedrich Rothenhöfer in seinen „fünf handelspolitischen Briefen über die Entwickelung des Zollwesens und insbesondere des Zollvereins in Deutschland“.[1] Die ersten Briefe bringen lediglich einige Beiträge zur Handelsgeschichte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, insbesondere über bayrische Verhältnisse. Auch der letzte begnügt sich im wesentlichen mit einem stark preußenfeindlich gefärbten Überblick über die Entwickelung des Zollvereins seit 1834. Die Schrift gipfelt dann in einer sehr energischen Ablehnung des preußisch-französischen Handelsvertrages. Der Verfasser erkennt ganz richtig, daß damit der österreichische Einfluß in Deutschland stark verringert wird und daß damit die Mittel- und Kleinstaaten völlig der Vorherrschaft Preußens unterworfen werden, eine Möglichkeit, die dem Verfasser höchst unsympathisch ist. Er fordert daher unbedingte Ablehnung des Handelsvertrages, den vollständigen Eintritt Österreichs in den Zollverein und die Schaffung einer Organisation, die die Wichtigkeit der einzelnen Mitglieder für den Zollverein klar zur Geltung bringt. Um dies zu erreichen, sollen die Mittel- und Kleinstaaten sich zu einer Organisation zusammenschließen, mit Österreich die nötigen Verträge abschließen und dann geschlossen Preußen die Verträge kündigen.

Wegen der preußenfeindlichen Tendenz der Schrift wurde diese in Preußen konfisziert. Sehr bedeutsam erscheint sie nicht,

[1] München, E. A. Fleischmann, 1863, V und 60 S.

ihr Inhalt fand sich in außerpreußischen Blättern in ganz ähnlicher Weise oft genug in Artikeln wiedergegeben. Rothenhöfer wünscht vor allem, eine möglichst selbständige Stellung der Mittel- und Kleinstaaten zu bewahren, und gelangt aus diesem Grunde natürlich zur Ablehnung jeder energischeren preußischen Politik.

Eingehender mit dem Wesen und Werden des Zollvereins befaßte sich Dr. A. Emminghaus, Redakteur des Bremer Handelsblattes, in seiner Schrift über „Entwickelung, Krisis und Zukunft des deutschen Zollvereins".[1] Die erste Hälfte der Abhandlung, die von der Entwickelung des Zollvereins handelt und eine Zusammenstellung historischer und statistischer Tatsachen bringt, können wir bei unserer Besprechung unberücksichtigt lassen. Von Interesse für uns ist es hingegen, daß der Verfasser mit dem Verein in seiner jetzigen Gestalt durchaus unzufrieden ist. Die völkerrechtlichen Verträge, auf denen er basiert, erscheinen Emminghaus als unzureichend, die rechtliche Form eines Staatenbundes für wirtschaftliche Zwecke hält er da für ungenügend, wo in Hinsicht auf die Ziele des Vereins und im Bewußtsein der Bevölkerung ein Bundesstaat das einzig Mögliche ist. Da die „formalen Mittel den materialen Zwecken nicht entsprechen", so ergibt sich nach Ansicht des Verfassers daraus der Mangel an Beständigkeit in der Zollvereinspolitik und die beständige Krisengefahr. Was nun die zeitige Krisis anbetrifft, so ist es nach Ansicht des Verfassers eine Lebensfrage für den Zollverein, den Verhandlungen Preußens die Zustimmung zu erteilen und so baldmöglichst mit Frankreich zu einem Vertrage zu gelangen, da sonst seine Industrie durch England und Belgien von den französischen Märkten verdrängt werden würde. Das Widerstreben der süddeutschen Regierungen wird auf politische Gründe

[1] Leipzig, bei Wigand, 1863, IV und 110 S.

zurückgeführt, es sei lediglich aus der Furcht diktiert, daß Preußen den Zollverein benutzen könnte, um friedlich große Dinge zu erreichen. Die von Österreich vorgeschlagene Zolleinigung sei durchaus zurückzuweisen, da sie gar keinen Nutzen bringen könne. „Jedermann weiß, daß ein einiges Deutschland unter Preußens und Österreichs Führung einem Wagen gleichen würde, an dem ein Pferd vorwärts, ein anderes rückwärts zieht. Würde nicht auch ein österreichisch-deutscher Zollbund auf Grundlage des jetzigen Zollvereins einem solchen Wagen gleichen?" Österreich wird auch nach Ansicht des Verfassers niemals seine Pläne durchsetzen, da nur ein paar Kabinette auf seiner Seite stehen, die Macht der öffentlichen Meinung aber entschieden gegen sich hat. Um aber in Zukunft alle Unregelmäßigkeiten in der wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands zu vermeiden, um alle Krisengefahr zu beseitigen, wünscht Emminghaus eine Reform des Zollvereins, die am besten sich im Anschluß an die Umwandelung des deutschen völkerrechtlichen Verbandes in einen Bundesstaat erreichen lassen wird.

Dr. Emminghaus weiß seine Vorschläge durchaus sachlich gut zu begründen. Die Schrift liest sich klar, ihr Inhalt ist durchweg verständig. Die engen Beziehungen der politischen und handelspolitischen Bestrebungen Österreichs liegen für ihn auf der Hand. Politisch steht er ganz auf seiten Preußens, handelspolitisch ist er überzeugter Freihändler.

Die Betrachtung der Preßäußerungen vom September bis zum Ende des Jahres 1862 wird uns zeigen, daß Bismarck bereits in die vollen Gegensätze in Deutschland eintrat, daß auch die Stellung der preußischen Parteien den deutschen Fragen gegenüber eine vollkommen befestigte war und daß man daher vorläufig nicht allzuviel Rücksicht auf den Ministerwechsel nahm und in Bismarcks ersten Schritten in der deutschen Frage lediglich eine Fortsetzung der Politik Bernstorffs sah.

Die Sternzeitung ist berufen, die Ansichten der Regierung hinsichtlich der von Österreich vorgeschlagenen Reformprojekte zu vertreten. Sie erklärt denn auch, daß dem Bunde kein Gesetzgebungsrecht zusteht. Man habe daher, um die Zivilprozeßordnung und das Obligationenrecht zu beraten, diese als gemeinnützige Anordnungen bezeichnet. So könnte man aber schließlich jeden Zweig der Gesetzgebung nennen. Es liege darin die Erweiterung der Bundeskompetenz, die nur durch Abänderung der Bundesverträge zustande gebracht werden könne. Dafür sei aber Stimmeinhelligkeit erforderlich. Die Sternzeitung sieht in dem Vorgehen, durch einfache Majoritätsbeschlüsse die Bundeskompetenz faktisch zu erweitern, nur den Versuch, dasjenige Gebiet zu vergrößern, auf welchem die mangelhafte Stimmenverteilung zur Beeinträchtigung Preußens ausgebeutet werden kann. Preußen könne nur zustimmen, wenn gleichzeitig das Organ, das Träger der erweiterten Rechte sein soll, in entsprechender Weise umgestaltet würde. Ein Majoritätsbeschluß, der die Erweiterung ohne Zustimmung aller Bundesglieder versuche, involviere den Bundesbruch.[1] Die Sternzeitung erklärt, daß die Regierung bei ihrem Vorgehen am Bunde auf den Beifall und die Unterstützung aller derer rechne, denen die Machtstellung und das Ansehen des Staates überhaupt am Herzen liegt. Die Opposition, die sich den Anschauungen der Würzburger Regierungen[2] nähert, wird aufs heftigste von der Sternzeitung angegriffen. So geht sie besonders mit der Vossischen Ztg. und ihrer Partei ins Gericht. Wer noch etwas preußisches Gefühl in sich trage, werde sich überlegen, ob es mit den Pflichten gegen

---

[1] St.-Ztg. 590, 18./12. 62.

[2] Der Name stammt von den Konferenzen, welche am 21. Nov. 59 und den folgenden Tagen zu Würzburg von den mittelstaatlichen Ministern zu Zwecken der Bundesreform abgehalten und im folgenden Jahre wiederholt wurden.

das Land verträglich sei, mit einer Opposition gemeinsame Sache zu machen, welche so preußenfeindliche Elemente in sich schließt. Gegen Äußerungen der Nationalzeitung weist sie darauf hin, daß die Regierung keine äußeren Verwickelungen herbeigeführt, sondern sie vorgefunden hat.[1]

Das sind im wesentlichen genau dieselben Begründungen, denen wir in den Erklärungen Preußens am Bunde begegnen, nur daß hier noch die Polemik gegen die inneren Gegner hinzukommt. Natürlich ist auch offen alles das ausgesprochen, was sich aus den diplomatischen Noten nur indirekt herauslesen läßt. Es äußert sich in diesen Auslassungen auf jeden Fall der feste Wille der Regierung, gegen das Delegiertenprojekt in einer ablehnenden Haltung zu verharren.

Die Kreuzzeitung steht in diesem Falle auf einem etwas anderen Standpunkt als die Regierungsblätter. Die Konservativen haben weder für Groß- noch für Kleindeutsche viel übrig. So wird das Weimarer Vorparlament, nachdem seine Verhandlungen bis ins einzelne durchgenommen sind, mit den schwungvollen Sätzen abgetan: „Wahrlich, mit Eurem Phrasenstrom werdet Ihr Deutschlands Wunden nimmer heilen. Denn nicht durch Parlamentsparagraphen wird dies deutsche Volk sich einig dekretieren lassen, sondern nach schweren, heldenvollen Taten nur wird es dermaleinst zusammengekittet sein mit ganz besonderem Saft. Und seinen Retter wird es grüßen als seinen Kaiser.“[2] Auch den Beschlüssen der großdeutschen Versammlung steht die Kreuzzeitung ablehnend gegenüber. Sie erklärt, daß sie nie für den Ausschluß Deutsch-Österreichs war, daß sie aber auch nicht dafür ist, daß Preußen eine Stellung erhält, die mit seinem Ausschluß identisch wäre. Man scheint nach ihrer Ansicht die Fehler des Nationalvereins in einem großdeutschen Verein

[1] St.-Ztg. 596, 21./12. — [2] Krz.-Ztg. 233, 5./10.

wiederholen zu wollen, wenn man Beschlüsse faßt wie die Verwerfung des Handelsvertrages, Annahme der Delegiertenversammlung und der österreichischen Wünsche. Wenn es dem Vereine mit der Einigung Deutschlands Ernst ist, sollte er versuchen, Stellung und Ansprüche Preußens miteinander auszugleichen und zu versöhnen. Er könnte eine Einigung um so leichter herbeiführen, als die mittleren und kleineren Staaten von einem großdeutschen Verein eine größere Sicherung ihrer eigenen Stellung und Rechte erwarten. Die Vereinigung aller Parteien in der neuen Gründung gefällt der Kreuzzeitung auch nicht, nach ihrer Ansicht vermag nur die Vereinigung aller konservativen Elemente die Selbständigkeit der deutschen Fürsten zu verteidigen.[1] Ein „nichtpreußischer Staatsmann" spricht sich dann noch gegen Nationalverein und Großdeutschen Verein aus, weil beide die Herstellung einer Zentralgewalt anstreben, der sich die Einzelregierungen nicht unterwerfen könnten und für die es äußerst schwierig wäre, die Kompetenzen festzusetzen. Eine Einheit ließe sich nur à la Richelieu oder Cavour schaffen und solche Wege wären für Preußen nicht passend.[2] Für eine Einigung zwischen Preußen und Österreich ist die Kreuzzeitung durchaus zu haben. Sie wünscht, daß Preußen und Österreich gleichberechtigt am Bunde werden. Die Schlichtung des Streites durch eine Trias hält sie für ausgeschlossen.[3] Solange Preußen und Österreich zusammenstehen, wird niemand dem Bunde etwas anzuhaben wagen. Um den Handelsvertrag durchzudrücken, genügt ihrer Ansicht nach entschlossene Festigkeit gegen die süddeutschen Regierungen, weil diese noch immer in dem Glauben befangen sind, daß Preußen gar nicht vom Zollverein lassen könne.[4]

---

[1] Krz.-Ztg. 258, 4./11. — [2] Ebenda 268, 15./11. — [3] Ebenda 271, 19./11. — [4] Ebenda 263, 9./11.

Die Stellung der konservativen Partei ist, wie aus diesen Äußerungen klar hervorgeht, durchaus preußisch; in bezug auf die deutschen Verhältnisse ganz konservativ. Alle Reformbestrebungen, sofern sie nicht lediglich eine Verbesserung des Stimmenverhältnisses am Bunde für Preußen anstreben, sind ihr verhaßt. Ihr liegt nicht daran, mit Österreich um die Vormacht am Bunde zu streiten, sofern nur die konservativen Interessen gewahrt bleiben. Sie verabscheut alle Demokraten, mögen sie sich nun zur kleindeutschen oder großdeutschen Partei bekennen. Das Ziel dieser Bestrebungen hält sie für gänzlich verfehlt. Die Partei sträubt sich geflissentlich dagegen, von der allgemeinen Zeitströmung mitfortgerissen zu werden.

Ganz anders natürlich die altliberalen Blätter. Die Kölnische Zeitung erwartet von Bismarck die große Aktion gegen Österreich, wenn auch nur zur Ablenkung von den inneren Schwierigkeiten.[1] Allerdings glaubt sie nicht, daß Preußen in der Bundesreformsache irgend etwas vor der inneren Reform erreichen könne. Doch würden auf jeden Fall Schritte zu einer deutschen Reform gern gesehen werden; die Kreuzzeitung zitiert vielfach österreichische Blätter, die ihrem Unwillen über Preußens Politik energisch Luft machen. Ob sie eigentlich mit der von Preußen eingeschlagenen Politik selbst ganz einverstanden ist, geht aus ihren Äußerungen nicht recht klar hervor. Sie scheint ein energischeres Auftreten Preußens zu wünschen. Auf jeden Fall ist dies ihr Wunsch für die weitere Behandlung der Handelsvertragsfrage. Man soll gegen die Schutzzöllner energisch vorgehen, die noch immer meinen, daß Preußen schwach sei. Gegen Hansemann und Genossen soll Bismarck einen unzweideutigen, öffentlichen Schritt im Sinne der Depesche vom 26. August tun. Ein so entschlossenes Auftreten Preußens

[1] K. Z. 237, 27./8., 267, 26./9.

muß Erfolg haben. An Bismarcks besten Willen in dieser Sache zweifelt die Kreuzzeitung nicht.[1] Preußen muß sich in Sachen des Handelsvertrages schon aus dem Grunde fest zeigen, um das Vertrauen, das Sachsen und andere Staaten zu ihm gezeigt haben, zu rechtfertigen. Über die Erregung Österreichs wegen Preußens Haltung brauche man sich nicht weiter zu wundern, noch weniger dürfe man sich dadurch irre machen lassen.

Auf jeden Fall wünscht die Kreuzzeitung große Festigkeit Preußens in allen deutschen Fragen. Sie setzt hierin auch Vertrauen in Bismarck und seine Absichten, nur will es ihr schwer erscheinen, daß er seine Pläne so, wie er beabsichtigt hat, durchführen kann. Der Widerwillen gegen den inneren Konflikt und der Glaube an die hierdurch hervorgerufene Schwächung Preußens lassen die rechte Freude über das energische Vorgehen der Regierung nicht aufkommen.

Die Preußischen Jahrbücher äußern sich, wie das ihrer gesamten Anlage entspricht, sehr eingehend über die deutschen Verhältnisse. Für sie ist die Unmöglichkeit, einen deutschen Staat mit Österreich zu gründen, ein Grundsatz. Sie wissen, daß man in Süddeutschland vielfach großdeutsch denkt, zum Teil aus Unglauben an das Vermögen und den Willen des preußischen Staates und Volkes zur Aufrichtung eines deutschen Bundesstaates, zum Teil aus Antipathie gegen das preußische Wesen, zum Teil aus Sympathie für die Deutsch-Österreicher. Dazu kommen noch solche, die nie von Österreich als dem historischen Hort des Absolutismus und Katholizismus lassen werden. Auch die Kleindeutschen im Süden wollten nichts von einem Aufgehen in Preußen wissen. Sollen die Abgeordnetentage Erfolg haben, so müssen sie von Preußen und Österreich beschickt werden, die Macht, die sich ausschließt, wird den Schaden davon haben.

[1] Krz.-Ztg. 307, 5./11.

Trotz aller Hindernisse, die sich einer Einigung in den Weg stellen, glauben die Preußischen Jahrbücher doch, daß Preußen als zusammengefaßte Macht im Notfalle viele zur Einigung mitreißen kann.[1] Daß sie in bezug auf Bismarcks deutsche Pläne allerlei Gerüchte für glaubwürdig halten, haben wir bereits oben gesehen.[2] Der Weimarer Abgeordnetentag findet die vollste Billigung der Jahrbücher, er hat nach ihrer Ansicht die Bestrebungen einer Teilung Deutschlands verhindert.[3] Den Streit am Bunde nehmen sie nicht weiter ernst. Es ist ein zu gewöhnliches Ereignis, als daß man sich darüber erregen sollte. Allerdings könnte Preußen unter keinen Umständen die Heranbildung eines repräsentativen Elements am Bundestage gestatten, zu welchem Österreich ein Kontingent stellte. Eine solche Veränderung würde die Reform des Bundes bedenklich erschweren. Bismarck werfen sie nicht vor, daß er den Hader in Frankfurt angestiftet hat, er hat ihn vielmehr wirklich vorgefunden, aber wohl ist er zu tadeln, weil er den Schein wie eine Realität, das leere Reformgeräusch wie eine ernste politische Gefahr behandelt hat. Er hätte nur auf Absetzung der Reformpläne zu warten brauchen, die sicher erfolgt wäre, da die Volksvertretungen dagegen waren. Höchstens die sächsische und bayrische Kammer würde diesen Vorschlägen zugestimmt haben. „Der «tragische» Ernst Bismarcks, mit welchem er die großdeutschen Windbeuteleien aufgefaßt hat, wird einen Bruch nicht herbeiführen, da man sich hüten wird, unserem Eifer eine Blöße zu bieten."[4] Ludwig Häusser beurteilt die preußische Politik in der deutschen Frage nicht günstig. Schon, daß Preußen den Würzburger Mittelstaatsvorschlägen nur den Hader um die Kompetenz und die Klage, daß man es majorisieren wolle, entgegensetzt, gefällt ihm nicht. Wenn auch Bismarck die bundesstaat-

[1] Pr. J. IX, 695. — [2] Vgl Buch I, Kap. 2. — [3] X, 402.
[4] Pr. J. X, 622.

liche Politik seines Vorgängers adoptiert hat, so wird man immerhin sagen können: Duo cum faciunt idem, non est idem. Häusser glaubt nicht, daß Bismarck sich seit 1849 viel geändert hat, wo er nur die zwei Wege kannte, entweder mit demselben Rechte, mit dem Preußen Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein soll oder sich an den alten Kampfgenossen Österreich anzuschließen und dort die glänzende Rolle zu übernehmen, die der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten. Höchstens ist noch etwas Bonapartismus hinzugekommen. Unter diesen Umständen ist ihm für Preußen und Deutschland bei einer Aktion Bismarcks bange. Für eine freisinnige und tatkräftige Staatskunst in Preußen wären in Deutschland überall Sympathien zu erwecken, dagegen für Bismarcksche Blut- und Eisen-Politik nicht ein bißchen.[1] Sind so die Preußischen Jahrbücher mit der Reformpolitik der preußischen Regierung nicht ganz einverstanden, so sind sie doch durchaus für die Durchsetzung des Handelsvertrages, zugleich aber auch für Erhaltung des Zollvereins. Nach den Preußischen Jahrbüchern suchen Österreich und die Würzburger in der Zollvereinsfrage Preußen aus einem gegenwärtigen, längst erworbenen Besitze zu vertreiben. Da sich die dynastischen Motive dabei nicht zu nackt zeigen dürfen, so sucht man sich hinter die schutzzöllnerischen süddeutschen Produzenten zu stecken. In den Beschlüssen des Münchener Handelstages sehen sie einen glänzenden Sieg Preußens. Der Fortschritt in allen Handelsfragen hänge lediglich von der Initiative Preußens ab.[2] Die Fürsorge der süddeutschen Regierungen für die Rechte Österreichs sei nur ein sehr spät aufgegriffener Vorwand, da ein Nachteil für die Ver-

[1] Pr. J. XI, 1, 1./1. 63. — [2] Ebenda X, 402.

kehrsbeziehungen der beiden großen Zollgebiete nicht erwachſe. Preußen handle ſoweit ganz korrekt, wenn es der nächſten Generalkonferenz des Zollvereins nur die gewöhnlichen Gegenſtände unterbreiten wolle. Wenn es ſich ſchon jetzt definitiv zur Annahme des Handelsvertrages verpflichte und ſich eventuell ein norddeutſches Vereinsgebiet ſichere, ſo würde dadurch das ſüddeutſche Hinterland zur Nachgiebigkeit gezwungen. Allerdings ſei zu befürchten, daß durch einen Sieg der Reaktion in Preußen die Verbeſſerung der Zollvereinsverfaſſung für die nächſte Zukunft verhindert werde.[1]

Ein entſchiedener Bruch liegt gewiß nicht im Sinne der Preußiſchen Jahrbücher. Es ſoll ſich alles glatt durch Verträge regeln, man muß ſeine Ruhe bewahren und die Dinge etwas auf die leichte Achſel nehmen. Das ſcharf durchgreifende Vorgehen der preußiſchen Regierung gefällt ihnen nicht. Auch die Zollvereinsfrage ſoll mehr im Wege des Vertrages als durch das energiſche Einſetzen der eigenen Macht geregelt werden. Wie in der inneren Politik, ſo tritt auch hier die Scheu gegen alles Gewaltſame, außerhalb des Rechts Stehende deutlich hervor. Man wollte nicht, daß durch ein zu ſelbſtbewußtes Auftreten Preußens die Kleindeutſchen in Süddeutſchland vor den Kopf geſtoßen würden und ſich von gemeinſamen Schritten der Verſtändigung fernhielten.

Nicht minder lebhaft beſchäftigen ſich die Grenzboten mit der deutſchen Frage. Sie ſind ihrer Geſinnung nach vollkommen kleindeutſch, daher ſind ſie ſogar gegen den Beſchluß der Frankfurter Pfingſtverſammlung, die Großdeutſchen mit zu den Abgeordnetentagen heranzuziehen. Dadurch hat das Unternehmen zwar größere Ausdehnung gewonnen, aber dafür ſind auch heftigere Debatten und langſamere Ergebniſſe zu erwarten.

---

[1] Pr. J. X, 498.

Neun Zehntel der Versammlung waren nach der Meinung der Grenzboten sich klar, daß die Teilnahme der Österreicher an dem Organisationsversuche schädlich war. In der Stille habe man die Überzeugung gehabt, daß die Österreicher nicht kommen würden, und daß, wenn sie kämen, sich die Unmöglichkeit des Zusammengehens schnell zeigen würde. Aber man hat sich vielleicht zu sicher gefühlt und sich hierin getäuscht.[1] Die Grenzboten selbst haben hinsichtlich der Bundesreform nur den Wunsch nach Ernennung national und liberal gesinnter Gesandter am Bundestage und nach einer Vertretung der Landeskammern in Frankfurt zur Förderung der allgemeinen deutschen Zufriedenheit. Sie halten diese Wünsche für das zurzeit allein Erreichbare.[2] In einer entschlossenen Politik Preußens nach außen sehen sie noch die einzige Möglichkeit, für das Ministerium (Bernstorff) eine gewisse Popularität zu erringen. Die Anläufe, die dazu gemacht sind, haben wenig erreicht, da das Einverständnis mit dem Volke fehlt. Namentlich das Vorgehen in der hessischen Frage erscheint den Grenzboten im hohen Grade inkonsequent.[3] Mit der regierenden Politik, wie sie preußischerseits am Bunde betrieben wird, sind sie nicht zufrieden. Die Herbstversammlungen werden natürlich eingehend besprochen. Die Großdeutschen hätten damit, daß sie sich als Parteikonferenz konstituierten, den Zweck verfolgt, der Weimarer Versammlung den Charakter einer Parteiversammlung aufzudrücken und sich den Anschein zu geben, eine ebenbürtige, wo nicht die nationale Partei zu repräsentieren. Gescheitert sei dies durch das Verhalten der schwäbischen Fortschrittspartei. Die Grenzboten sehen in der Abspaltung der Großdeutschen Partei einen weiteren Schritt auf dem langsamen Wege der deutschen Reform.[4] In der Erklärung des Nationalvereins für die Reichsverfassung von 1849 sehen sie ein Volksprogramm gegenüber dem Frankfurter Pro-

[1] Grenzbot. 1862, II, 515. — [2] Ebenda III, 12. — [3] Ebenda III, 27. — [4] Ebenda IV, 69.

gramm der Kabinette. Ihr erscheint der Verein jetzt so gefestigt, daß er die Lahmlegung Preußens noch ruhig eine Zeitlang ertragen kann.[1] Materiell bedeute die Annahme der Reichsverfassung zwar keinen Fortschritt, aber sie sei doch von formeller Bedeutung und moralischer Wirkung. Auch sei die Verfassung ein sicherer Standort zur Einigung der altliberalen und demokratischen Partei. Namentlich in Süddeutschland dürfte die Wirkung nicht ausbleiben.[2] Dagegen sei die neue großdeutsche Partei rein konservativ; die Frankfurter Versammlung habe einen ziemlich kläglichen Eindruck gemacht, in ihren unwillkürlichen Äußerungen habe sie sich nicht vernünftiger benommen als ein Haufe demokratischer Handwerker oder Bauern. Sie habe hauptsächlich aus Bayern bestanden und nur einen recht kleinen Teil des deutschen Volkes vertreten. Einig habe sie sich eigentlich nur in der Verwirrung gezeigt. An klaren Erklärungen über die wichtigsten Fragen, so über das Verhältnis Großdeutschlands zu Großösterreich habe es völlig gefehlt.[3] Sehr eingehend behandeln die Grenzboten die Delegiertenfrage am Bunde. Für Österreich liegen nach ihrer Ansicht die Verhältnisse außerordentlich günstig, da Preußen seiner Priorität beraubt ist. Doch würde es für eine liberale preußische Regierung genügen, dem österreichischen Projekt ein anderes gegenüberzustellen, durch welches der Bund wirklich in einen Bundesstaat verwandelt wird. Dazu genügte die Anerkennung der Reichsverfassung von 1849, die doch „früher oder später der Durchgangspunkt werden wird, von welchem eine neue Regelung der deutschen und preußischen Verhältnisse ausgehen muß". Die Frage ist, was Bismarck tun kann. Mit seiner Dissenserklärung wird man einverstanden sein. Er scheint daran zu denken, Preußen vom Bunde zu lösen. Das würde dem Wunsche vieler Liberalen entsprechen, weil es

[1] Grenzb. IV, 121. — [2] Ebenda IV, 161. — [3] IV, 241, 299.

dadurch gezwungen würde, große Beschlüsse durchzuführen. Nur könne Preußen jetzt schwerlich ein Gegenbündnis aufstellen. Wollte es dazu Zwang anwenden, so bedeute dies Krieg mit Österreich in ungünstiger Lage. Man wird Bismarck zwei Tugenden zugestehen: den Mut, etwas zu wagen, und Haß. „Man traut ihm jetzt die Keckheit zu, das Äußerste zu wagen, aber möge er den Stoff richtig tarieren, mit welchem er zu arbeiten hat. Es fehlt in Preußen nicht an Mut, aber an Entschluß und im letzten Grunde an Selbstvertrauen und das vermag Haß nicht zu heben.“ In den entscheidenden Momenten wird irgendeine Gegenströmung seine Energie lähmen. Nur ein liberales Ministerium kann nach Ansicht der Grenzboten die Konflikte lösen, an denen jeder andere sich abnutzen wird.[1] Die Majorität des Abgeordnetenhauses muß dafür sorgen, daß die Regierung von jeder gewaltsamen Maßregel ferngehalten wird. Die deutsche Frage darf nicht während der jetzt offenkundigen Schwäche Preußens Gegenstand diplomatischer Verhandlungen werden. Sie ist überhaupt keine Kabinettsfrage, doch muß die deutsche Nation erst zur Einigung entschlossen sein, ehe man die Frage der Einwirkung der Diplomatie entziehen kann. Ein Großpreußen ist in diesem Augenblick nicht mehr möglich, weil dazu Konzessionen an das Ausland erforderlich sind und weil es die Zweiteilung der deutschen Staaten zu verewigen droht. Die Grenzboten schlagen vor, eine Adresse mit Darlegung der deutschen Verhältnisse im Abgeordnetenhause zu erlassen; zur Sammlung aller nationalen Elemente empfehlen sie den Eintritt in den Nationalverein.[2]

In Sachen des Zollvereins sehen sie günstiger in die Zukunft. Die Elemente der nationalen Einigung, die einmal erreicht sind, ließen sich nicht wieder vernichten, notwendig sei nur

[1] Grzbot. 1862, IV, 481. — [2] Ebenda 1863, I, 1.

eine Tarifverbesserung. Aus dem Zollverein austreten würde niemand.[1] Schwaben, das sich im ersten Schrecken gegen den Handelsvertrag erklärt habe, sei dafür ihn zu gewinnen, wenn man nur gleichzeitig eine Reform der Zollvereinsverfassung im Sinne eines einheitlichen parlamentarischen Organismus durchführte. Allerdings scheint dies bei der jetzigen Lage in Preußen schwierig. Der Handelsvertrag werde auf alle Fälle zur Durchführung gelangen, weil er durchaus im Interesse des Zollvereins liege. Durch die vermittelnde Stellung Beusts zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten würde nichts erreicht, der Abschluß höchstens verzögert und dem Vereine großer Schaden zugefügt.[2]

Also auch die Grenzboten erklären sich, so überzeugt kleindeutsch und national gesinnt sie auch sind, gegen irgendwelche Gewaltmaßregeln. Ihnen erscheint nur eine Reform des Bundes im liberalen Sinne möglich, alles andere fassen sie nicht einmal als Möglichkeit ins Auge. Sie sind unter Umständen nicht gegen eine völlige Änderung der bestehenden Verhältnisse, Österreich muß durchaus aus Deutschland entfernt werden, aber nur durch liberale und volkstümliche Politik, durch den allgemein ausgesprochenen Volkswillen. Ein Krieg liegt für sie in weiter Ferne, allenfalls kann man ihn führen, nachdem die innere Einigung sich bereits vollzogen hat. Sie erklären wie der Nationalverein die Reichsverfassung als den geeigneten Ausgangspunkt für jede Einigung Deutschlands. Daß dieses schwerfällige Instrument von 197 Paragraphen sich kaum für die doch seit 1849 gänzlich veränderten Verhältnisse eignen konnte, kam ihnen nicht in den Sinn. Sehr stark ausgeprägt ist naturgemäß die Abneigung gegen alles, war großdeutsch heißt, ohne daß man jedoch die Gegner fürchtet. Der Handelsvertrag wird gern gesehen, die feste Zuversicht ist vorhanden, daß er zustande kommen

[1] Grenzbot. 1862, III, 200. — [2] Ebenda IV, 281.

wird, ohne daß der Zollverein erschüttert wird. Die Unterschiede in der Haltung der liberalen Parteien zu der deutschen Frage sind so gering, daß wir hier gleich die fortschrittlichen Preßäußerungen folgen lassen können.

Die Volkszeitung fürchtet mehr von Preußens Tätigkeit, als daß sie davon etwas hofft. Österreichs Lage sieht sie als sehr günstig an; wenn Schmerling den Großdeutschen die Parole geben würde, ein Reichsparlament statt einer Delegiertenversammlung zu fordern, so würde er damit einen ungeheuren Vorsprung gewinnen. Jede Niederlage, die Preußen in der auswärtigen Politik widerfährt, schadet seinem Interesse in der deutschen Frage dauernd.[1] Die V. Z. ist für Reform in jedem Falle, daher sieht sie in einem Siege der Würzburger am Bunde kein schlimmes Ergebnis für Deutschland, weil jene in diesem Falle die Reformer sind. Wenn die Würzburger den preußischen Protest als Grund für die Fortdauer des alten Zustandes anerkennen würden, so kämen die preußischen Fortschrittler in die seltsame Lage, eine Niederlage für einen Sieg anzusehen und deutsche Tränen über den preußischen Jubel zu vergießen. Solange Preußen keine besseren Vorschläge macht, will die V. Z. die der Würzburger nicht verurteilen.[2] Preußen ist danach voraussichtlich so oder so der geschlagene Teil. Anders freilich würde es sich verhalten, wenn es sich bestätigen sollte, daß „der Mann von Jericho" zum Alleräußersten entschlossen wäre und Miene machte, der deutsche Cavour werden zu wollen.[3] An dem Handelsvertrage hat die V. Z. auch keine rechte Freude, weil, wenn die Landeskraft für den Militäretat in der bisherigen Weise in Anspruch genommen wird, die Möglichkeit eines materiellen Sieges durch den Handelsvertrag untergraben wird.[4]

---

[1] V. Z. 253, 29./10. — [2] Ebenda 298, 20./12.
[3] Ebenda 300, 23./12. — [4] Ebenda 280, 29./11.

Die Unzufriedenheit, die in den gemäßigt liberalen Blättern nur wenig sich zeigte, tritt hier deutlich hervor. Die einfach negierende Haltung der Regierung gefällt der V. Z. gar nicht, sie will eine tatkräftige Reform sehen, die von Preußen unternommen werden soll. Ihr Bestreben nach Reform auf jeden Fall bringt sie in eine Stellung, die von der Stern-Ztg. nicht unrichtig als unpatriotisch vom preußischen Standpunkte aus bezeichnet wird. Für die Gefahren, die die Würzburger Vorschläge für Preußen in sich bergen, hat sie wenig Verständnis. Wenn Bismarck sich zu energischem Vorgehen versteht, ist sie entgegen den anderen Organen einem Kriege nicht abgeneigt, nur daß sie wohl innerlich auch hofft, daß einfache Reformvorschläge zum Ziele führen werden.

Die Deutschen Jahrbücher glauben von vornherein, daß Bismarck die Einsicht besitzt, zu erkennen, daß der ewige Kriegszustand zwischen Österreich und Preußen nicht durch Vertuschung und Palliativmittel zu beseitigen sei.[1] Ihre Stellung ist fest für Kleindeutsche und gegen Großdeutsche, das zeigt die Kritik der beiden Tage von Weimar und Frankfurt zur Genüge. Hier bei dieser Versammlung von Junkern, Pfaffen, Phantasten und Phrasenhelden „schwamm das leere Phrasentum in seinem eigentlichen Elemente“. Man sah in Frankfurt „einen buntscheckigen Haufen von Hochtories, Ultramontanen, zweideutigen Hofpublizisten, überlebten Phantasten und sich eklipsierenden Intriganten“, während in Weimar „ehrliche und gewissenhafte Volksvertreter, im leidenschweren Dienste des Rechtes ergraut, die Narben auf der Brust“ zusammengekommen waren. Allerdings könnten diese Beratungen zur Lösung der deutschen Frage nichts bezwecken. Diese könnte überhaupt nur durch Annexion oder ein Parlament gelöst werden. Preußen habe mit der bloßen Ablehnung des österreichischen Reformversuches seinen

[1] D. J. 1862, III, 510. 29./5.

eigentlichen Beruf verleugnet, es hätte wenigstens irgendeinen, wenn auch noch so schwachen Gegenantrag stellen sollen.[1] In handelspolitischen Fragen sind die Jahrbücher für den Handelsvertrag, doch zugleich für den Zollverein, den sie wegen seiner Unentbehrlichkeit wenn nicht reformiert, so doch konserviert zu sehen wünschen.[2]

Sie betrachten die Frage der Reform offenbar ziemlich pessimistisch und glauben nicht, daß so bald sich eine Lösung finden wird. Ihre Haltung ist durchaus fest, sie sind nicht im Zweifel, welcher Partei sie sich anschließen sollen. Mit den vorgeschlagenen Plänen sind sie augenscheinlich nicht einverstanden. Sie betrachten die ganze Angelegenheit vorläufig überhaupt recht kühl.

Anders natürlich die Wochenschrift des Nationalvereins, deren Aufgabe es ja schließlich ist, alle Bewegungen in deutschen Angelegenheiten aufmerksam zu verfolgen. Den Plänen der Preußisch-Konservativen und der Großdeutschen ist sie selbstverständlich durchaus feindlich gesinnt. Es ist ihres Erachtens notwendig, die Militärreorganisation schon aus dem Grunde zu bekämpfen, weil sonst die Junkerpartei ihre Pläne: ein Großpreußen bis an den Main, verwirklichen könnte.[3] In dem großdeutschen Reformverein sieht sie eine konservative Vereinigung, deren innerstes Wesen die Verneinung ist. Die Zustände in Preußen gefallen ihr gar nicht, schon im Oktober erklärt sie, daß der Nationalverein zwar vorläufig noch an Preußen festhalte, wenn aber die Wahrscheinlichkeit einer deutschen Einigung durch es geringer würde — so durch die Fortdauer des Ministeriums Bismarck —, so würde er wissen, was er zu tun habe.[4] Die „großdeutsche" Bundesreform, das Bestreben der Regierungen zur Einberufung von Delegierten läßt sie sehr kalt, selbst wenn alle zustimmen sollten, so wäre

[1] D. J. VI, 160, 8./1. 63. — [2] Ebenda V, 340. 8./11. 1862.
[3] N. V. W. 122, 29. 8. — [4] Ebenda 130, 24./10.

es doch nur Formenflickerei und nichts Neues dem Weſen nach.[1] Die preußiſche Haltung am Bundestage gefällt ihr noch weniger. Die Oppoſition könne kaum in kleinlicherer Weiſe betrieben werden, als es geſchehe.[2] Es ſei eine Unwahrheit, wenn die Regierungsblätter behaupteten, daß in dem Kampfe gegen Öſterreich und die Würzburger Bismarck die ganze Volkskraft zur Seite ſtehe, der Volksgeiſt würde ſich zuerſt gegen die kehren, die ihn in Banden gehalten hätten. Bei einem etwaigen Konflikt zwiſchen Preußen und Öſterreich würde die Unhaltbarkeit des jetzigen Regiments klar hervortreten.[3] Dabei hatte es wenige Monate vorher dem Nationalverein noch ausreichend erſchienen, daß Preußen lediglich an die Spitze des Zollvereins träte, um ſich die politiſche Führerſchaft in Deutſchland zu ſichern.[4]

Es tritt hier vor allem der Haß gegen Bismarck wieder ſehr ſtark mitbeſtimmend für das Urteil hervor. Preußen ohne Bismarck kann der Nationalverein eventuell als Führer anerkennen, Preußen unter Bismarcks Führung niemals. Er iſt ſcheinbar feſt davon überzeugt, daß alles, was in der deutſchen Frage gegen ſeinen Willen geſchieht, keinen Beſtand haben wird und daß es ſich deshalb auch nicht verlohnt, ſich weiter darüber aufzuregen. Der Bund iſt ſowieſo für ihn abgetan, ob man dort nun ſich etwas mehr oder weniger ſtreitet, bleibt ſich gleich. Die nationale Bewegung, die angeblich ihrer Ziele ganz ſicher iſt, wird, was

[1] N. V. W. 132, 7./11.

[2] In ähnlicher Weiſe abfällig urteilt die Süddeutſche Zeitung, das ſüddeutſche kleindeutſche Organ über Preußens Politik am Bunde. So ſieht ſie Rechberg in der glücklichen Lage, Preußen nacheinander aus allen Poſitionen Deutſchlands herauszuſchlagen zu können, ohne daß dieſem der Troſt einſtiger Rache bliebe (306). Das preußiſche Miniſterium vergleicht ſie mit jenem amerikaniſchen Kapitän, der ſeinen Fuß auf das Sicherheitsventil ſetzte, um ſchneller zu fahren. Die natürliche Folge war, daß er ſamt ſeinem Schiff in die Luft flog (325).

[3] N. V. W. 140, 2./1. — [4] Ebenda 125, 19./9.

sie will, erreichen. Der allgemeine Volkswille — so bezeichnen bekanntlich die Grenzboten diese etwas unklaren Bestrebungen — wird nach Ansicht der dem Nationalverein nahestehenden Kreise eine glückliche Lösung der schwierigen Frage herbeiführen.

Überblicken wir alle diese liberalen Preßäußerungen, so finden wir, daß so gut wie völlige Übereinstimmung herrscht in der Abneigung gegen alles Großdeutsche und Österreichische. Auch der Wunsch nach Besserung des Bestehenden beseelt alle Parteien, doch soll jedenfalls Preußen die Führung hierin übernehmen. Allerdings sind auch Strömungen vorhanden, denen es überhaupt nur um eine Reform zu tun ist und die jeden Schritt dazu, möge er kommen, von welcher Seite er wolle, begrüßen. In bezug auf die Tagesfragen herrscht Einmütigkeit in dem Wunsche, daß Preußen den Würzburger Vorschlägen in der Delegiertenfrage eigene Pläne entgegensetzt und nicht in unfruchtbarer Verneinung beharrt. Sehr verschieden ist die Auffassung über die Bedeutung der von Österreich eingeleiteten Schritte, im allgemeinen verkennt man die Gefahren, die sie mit sich bringen müssen. Vorherrschend ist der Wunsch nach friedlicher Regelung der Streitfragen, entweder am Bunde, wie die Gemäßigten, oder auf selbständiger Basis, wie die radikalen Elemente es wünschen. Die Einsicht, daß jede Lösung der deutschen Frage ohne sehr erhebliche Schwierigkeiten und sehr tiefgehende Verwickelungen überhaupt nicht möglich ist, ist nur in sehr geringem Maße vorhanden. Es herrscht ein weitgehender Optimismus, daß alle Welt, sobald Preußen unter einer liberalen Regierung die Frage aufrollt, begeistert zustimmen wird und durch die Mächte der öffentlichen Meinung alles Widerstrebende mitfortgerissen werden wird. Dieser Optimismus mochte sehr gut dafür sein, daß die große Mehrheit des Volkes den Glauben an eine Besserung der deutschen Verhältnisse nicht verlor, staatsmännisch war er nicht und er

konnte seine Anhänger leicht zu schiefen Urteilen führen. Daß man im allgemeinen Persönliches und Sachliches nicht voneinander zu scheiden wußte, was allerdings vielfach kaum möglich war, zeigt sich in dem allgemeinen Mißtrauen, das man Bismarck entgegenbrachte, obgleich er nur die Politik seines Vorgängers weiter verfolgt hatte. Man glaubte, daß er großpreußische Pläne verfolgte und deshalb hielt man ihn zur Erreichung der angestrebten Ziele für durchaus ungeeignet. Allerdings überwog bei den meisten Organen in dieser Zeit doch noch das sachliche Urteil. Mit der Zollvereinspolitik der Regierung zeigt man sich in liberalen Kreisen bei weitem mehr einverstanden. Den Nutzen des französischen Handelsvertrages erkennt man an, gegen den Widerstand der frondierenden Regierungen wird einfache Festigkeit als genügend empfohlen, von der Aufnahme Österreichs in den Zollverein will man nichts wissen.

Nicht minder groß als bei den Liberalen, aber von ihrem Standpunkt aus gerechtfertigter, ist der Unwille gegen die Regierung in den großdeutsch-katholischen Kreisen. Die Kölnischen Blätter verfolgen mit gespanntem Interesse die Entwickelung der Dinge. Sie stehen auf seiten der großdeutschen Partei, und wünschen, daß die Regierungen und die Kammern die Bundesreform zustande bringen, doch ohne ein allgemeines Parlament.[1] Die österreichischen Vorschläge sollen nach ihrer Ansicht nur Maßregeln für den Einzelfall sein. Organische Reformen am Bunde wären bei der rein negativen Politik Preußens unzeitgemäß. Preußens Haltung sei durchaus verkehrt, es verliere immer mehr an Sympathien im deutschen Volke.[2] Die Rechbergschen Pläne am Bunde betrachten sie nur als Übergangsstufe, es ist nach ihrer Überzeugung Aufgabe der großdeutschen Partei, auf wahre und volle Volksvertretung am Bunde zu wirken, d. h. natürlich nur Delegierte.[3] Von den Beschlüssen des Weimarer Abge-

[1] K. Bl. 221, 8./8. — [2] 232, 19./8. — [3] 271, 26./9.

ordnetentages greift sie besonders den heraus, daß die nationale Einigung das gesamte Deutschland umfassen soll. Die öffentliche Meinung habe ein solches Zugeständnis verlangt. Die Zentralisation Österreichs hindere nicht sein Aufgehen in einen Bundesstaat mit parlamentarischer Gesetzgebung.[1] Dagegen ist es ihnen um einen Kaiser vorläufig nicht zu tun, die Hauptsache sei nicht Einheit, sondern nur Einigkeit. In diesem Sinne wolle die Frankfurter großdeutsche Versammlung einen Druck auf Berlin und Wien zu gemeinsamer Politik und auf sämtliche Regierungen zur Einberufung einer Versammlung zur Beratung der Bundesreform ausüben. Damit betrete sie ein praktisch erreichbares Ziel und müsse dadurch das Mißtrauen zum Schweigen bringen.[2] Wenn die Regierungen es in Sachen der Volksvertretung lediglich bei Besprechungen bewenden lassen wollen, so stellen die K. Bl. in Aussicht, daß die Generalversammlung des Reformvereins sich sofort als Vorparlament konstituieren wird.[3] Die Lage für die Durchführung der großdeutschen Pläne erscheint den K. Bl. sehr günstig, da der Widerstand der preußischen Volksvertretung gegen die Militärreorganisation nur Sinn hat, wenn man großdeutsche Bestrebungen unterstützt. Um dieser Partei noch mehr entgegenzukommen, werden sogar für spätere Zeit allgemeine Wahlen in Aussicht gestellt.[4] Vorläufig müsse dem Delegierten-Reichstag von den Einzelkammern die zur Entfaltung seiner allgemeinen Wirksamkeit unbedingt notwendige Kompetenz übertragen werden. Und zwar soll diese nach dem Vorschlag der K. Bl. sich erstrecken auf jede Abänderung der Bundesverfassung, ferner den Reichsfinanzhaushalt, auf deutsche Küstenbefestigung und die Flotte, auf auswärtige Angelegenheiten in beschränktem Maße.[5] Jedenfalls wünschen die K. Bl. nur eine sehr allmähliche Reform. Die

[1] K. B. 281, 5./10. — [2] 302, 25./10. — [3] 313, 5./11. — [4] 323. 15./11. — [5] 347, 10./12.

Rechbergschen Pläne suchen sie auch möglichst harmlos erscheinen zu lassen, sie erklären wiederholt, daß die Delegiertenversammlung nur eine Versammlung ad hoc und daher Preußens Widerspruch unberechtigt ist. Recht seltsam ist ihr Vorschlag, daß der Bund, nachdem er sein Recht gewahrt hat, auf Einberufung der Delegiertenversammlung verzichten und mit einem neuen großartigen Reformvorschlage hervortreten soll. Dazu sei die Garantie für Preußens und Österreichs außerdeutsche Besitzungen erforderlich, wogegen diese dann auf das Recht selbständiger Kriegführung verzichten würden.

Sehr klar erkennen die K. Bl. die Bedeutung des Handelsvertrages für die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten und verfolgen daher die einzelnen Stadien der Verhandlungen mit großer Aufmerksamkeit. Sie empfehlen dem preußischen Vorgehen gegenüber den anderen Staaten energisches Handeln in der Bundesreformfrage, um so ein Gegengewicht zu schaffen. Nach ihrer Ansicht zeigt sich in dem Handelsvertrage hauptsächlich das Bestreben Frankreichs, die beiden deutschen Hauptstaaten in scharfen Konflikt zu verwickeln, daher wird Österreich Mäßigung anempfohlen.[1] Doch auch Preußen verfolge offenbar politische Pläne, entweder kleindeutsche mit dem Hintergedanken des engeren Bundes, oder noch wahrscheinlicher Zusammenschluß bis zur Mainlinie, da die ökonomischen Interessen Süddeutschlands in dem Vertrage sehr stiefmütterlich behandelt seien.[2] Da die Mittelstaaten sich Preußen nicht unterwerfen wollten, den Vertrag aber nicht ablehnen könnten, so würden sie notwendigerweise in die Arme Frankreichs getrieben. Sehr zufrieden sind die K. Bl. mit der von Österreich vorgeschlagenen Einigung seines Zollgebiets mit dem des Zollvereins, weil dadurch die deutsche Frage auf den festen Boden materieller Verhältnisse

[1] K. Bl. 117, 26./4. — [2] 121, 30./4.

gestellt wird.[1] Diese Einigung auf dem Boden materieller Interessen betrachten sie nach Art. 19 der Bundesakte als eines der nicht ausgeführten Rechte des deutschen Volkes. Sie wird die solideste Grundlage für die Einigung Deutschlands abgeben, nur hierdurch eröffne sich wieder eine große und glänzende Zukunft für Deutschland. Österreich habe eingesehen, daß seine Existenz an eine enge Verbindung mit Deutschland geknüpft sei.[2] Preußen ist nach ihrer Ansicht verpflichtet, die Annäherung Österreichs nicht zurückzuweisen, da der Handelsvertrag sich doch schon als ein Schlag ins Wasser entpuppt habe, nachdem Bayern und Württemberg den Beitritt abgelehnt haben und Preußen nur eine diplomatische Niederlage und das verdoppelte Mißtrauen des deutschen Volkes gewonnen hat. Nur politische Parteitendenz könne eine wirklich nationale Handelspolitik, d. h. die Aufnahme Österreichs in den Zollverein, verhindern.[3]

Die Wünsche der K. Bl. sind durchaus klar: eine Einigung auf dem Boden der bestehenden Bundesverfassung mit einigen Verbesserungen und besserem Verhältnis zwischen Österreich und Preußen. Mit den österreichischen Vorschlägen sind sie sehr einverstanden, sie wünschen zwar noch etwas mehr, erkennen jedoch diese als das vorläufig einzig Mögliche an. Sie wünschen Preußen dahin zu bringen, daß es sich Österreich rückhaltlos anschließt und mit ihm die Bundesreform in die Hand nimmt. Auf die Sonderstellung Preußens legen sie keinen Wert, sie verlangen ein Aufgehen in Deutschland. Die zu starke Vorliebe für Österreich führt sie dazu, mehr auf dessen Vorteil als auf den Preußens bedacht zu sein. Ihre Einzelvorschläge über die Gestaltung der deutschen Verhältnisse sind etwas stark einseitig, sie gehen etwa davon aus, daß jede Sonderbestrebung nach engerem Zusammenschlusse des Siebzigmillionen-

[1] K. Bl. 200, 18./7. — [2] 215—218, 2.—5./8. — [3] 232, 19./8.

reiches plötzlich aufhören werde. Mit der preußischen Regierung sind sie natürlich durchaus unzufrieden, sie sehen in jeder Handlung derselben französischen Einfluß, den sie aufs äußerste verabscheuen. Gegen die kleindeutsche Partei legen sie sich in der Polemik große Beschränkung auf, offenbar in der Hoffnung, Proselyten für ihre Pläne machen zu können.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung steht auf demselben Standpunkt wie die K. Bl., nur daß bei ihr die Verteidigung der österreichischen Pläne gegeben erscheint. Sie hat namentlich vor den Bismarckschen Reformplänen einige Furcht. Er erstrebt nach ihrer Meinung nicht die Einigung Deutschlands, sondern er will mit russischer und französischer Hilfe Deutschland Preußen unterwerfen. Er will nicht Deutschland die Freiheit bringen, sondern sie erst in Preußen und dann auch im übrigen Deutschland unterdrücken.[1] Doch schwindet die Furcht, sobald Bismarck das Ministerium übernommen hat. Da meint sie, daß Deutschland ruhig schlafen kann, denn Bismarck würde kaum Dessau, geschweige denn Bayern oder Württemberg, annektieren.[2] Die A. A. Z. hält Bismarck im Grunde für reaktionär, doch würde er wahrscheinlich in deutschen Angelegenheiten die Unterstützung der Liberalen finden, weil diese einen brauchten, der rücksichtslos gegen Österreich und die Würzburger vorgehe und dafür sei Bismarck geeignet.[3] Gegen die Angriffe eines Teiles der liberalen Presse, die sich darüber entrüsten, daß Bismarck keinen Gegenvorschlag gegen das österreichische Delegiertenprojekt gemacht hatte, nimmt sie ihn in Schutz, da er unmöglich dergleichen hätte tun können, weil er vollkommen das System Bernstorffs angenommen habe und dies ihn zwinge, in den alten Bahnen zu verharren.[4] Sie erkennt an, daß Bismarck im Prinzip in der deutschen Frage konsequenter ist als die Fortschrittspartei,

[1] A. A. Z. 134, 14./5. — [2] 284, 11./10. — [3] 324, 20./11. — [4] 360, 26./12.

für gewisse Zwecke wisse er die Anhänger der nationalen Partei gut zu benutzen. Dem Ideal seines Strebens nach hält sie ihn für einen Kreuzzeitungsmann, der für ein großes „Kurbrandenburg" schwärmt. In seinem Geiste und Gemüt sei auch nicht der geringste Raum für ein Gesamtdeutschland vorhanden. Da er so von ganz anderen Voraussetzungen ausgehe als die Nationalpartei, so sei ein Zusammenwirken auf die Dauer nicht möglich und Bismarck müsse schließlich zur puren konservativen Politik zurückkehren.[1]

In der allgemeinen Haltung zu Delegiertenversammlung und Handelsvertrag bekennt sich die A. A. Z. zu denselben Grundsätzen wie die K. Bl., so daß man ihr hierin nicht im einzelnen nachzugehen braucht. Von Bismarcks Politik hatte sie Größeres erwartet, nach seiner Zurückhaltung in der ersten Zeit hält sie sie offenbar für ungefährlich und tut sie daher mit einem halb mitleidigen Lächeln ziemlich kurz ab. Sie vermag, obgleich sie die Ausnutzung aller Parteien durch Bismarck nicht abstreiten kann, doch nicht Bismarck von einer Partei zu trennen und sich vorzustellen, daß er ganz selbständig seine Wege geht. Die einfach ablehnende Haltung Preußens in den Verhandlungen am Bunde ist ihr ganz recht, weil dadurch Österreich in die faktisch bessere Lage kommt.

Die Historisch-Politischen Blätter stehen insofern im Gegensatz zu den K. Bl., als sie die Bildung eines Deutschen Kaisertums erstreben und wünschen, daß die großdeutsche Partei sich dies zum Ziele setzt. Von Preußen erwarten sie erhöhte Tätigkeit in der deutschen Frage, gerade durch die Verfassungskrisis wird diese vielleicht erzwungen werden.[2] Allerdings wird es für Preußen sehr schwierig sein, einen Weg ohne Halsbrechen aus dem Labyrinth herauszufinden. Es wird durch seine „höchst lückenhafte

[1] A. A. Z. 364, 30./12. — [2] Hist.-Pol. Bl. L, 769.

Existenz" d. h. seine zerrissene Lage geradezu zum Verrat an Deutschland, d. h. zu Annexionen anderer Gebiete getrieben. In der deutschen Frage ist Preußen das große Kreuz für alle Parteien. Der Hauptstreit wird nach Ansicht der H.-P. Bl. darum gehen, ob Preußen eine Großmacht- oder Reichslandstellung einnehmen will. Bismarck wird auf keinen Fall nach innen oder nach außen irgend etwas erreichen, wenn er nicht entschlossen ist, va banque zu spielen.[1]

Die Stellung zu den Einzelfragen tritt bei den H.-P. Bl. nicht so deutlich hervor. Sie sind ihrer ganzen Stellung nach für Österreich, für großdeutsche Pläne, doch erkennen sie, daß Preußen nicht untätig bleiben wird und erwarten von ihm ein scharfes und rücksichtsloses Vorgehen.

Die katholisch-großdeutsche Partei steht zu den Liberalen in entschiedenem Gegensatze. Auch in ihr sind wieder verschiedene Spielarten vertreten. Einig sind sie darin, daß Österreich seinen Einfluß in Deutschland behalten muß, auf welche Weise, darüber sind die Ansichten verschieden und ebenso darüber, ob es nach Übergewicht oder Gleichstellung mit Preußen streben soll. Handelsvertrag wie Delegiertenprojekt sollen bei beiderseitigem Entgegenkommen dazu dienen, das Einigungswerk zu fördern, nicht als Streitobjekte betrachtet werden. Über Preußens Lage gehen auch die Ansichten auseinander; die süddeutschen Blätter halten sie für gänzlich aussichtslos, während das rheinische Katholikenorgan die Sache weniger ernst ansieht. Das Programm ist bei dieser Partei entschieden noch nicht so feststehend wie bei ihren Hauptgegnern, es macht alles noch den Eindruck des Werdens. Es fehlt ein Sammelpunkt, wie sie die Reichsverfassung auf nationaler Seite doch immerhin darstellte. Auch war es entschieden leichter, Pläne für ein Deutschland ohne

[1] Hist.-Pol. Bl. LI, 1.

Österreich zu entwerfen, als solche für ein großes Gesamtreich, das eine Fülle von Gegensätzen in sich bergen mußte. Man hatte wohl den Wunsch, die Einigung vollzogen zu sehen, doch fehlte es an brauchbaren Plänen für die glatte Durchführung des Wunsches.

Es erübrigt noch, einige Broschüren, die 1862 erschienen und sich mit den deutschen Verhältnissen beschäftigen, zu besprechen. Mit den Plänen des Nationalvereins beschäftigt sich O. Lautier in seiner Schrift „Deutschland und der Nationalverein".[1] Er geht davon aus, daß es nicht erwiesen ist, daß die Reichsverfassung von 1849 dem Wesen des deutschen Geistes entspricht. Daher ist es notwendig, einen Plan für eine Reichsverfassung aufzustellen, bevor man an Weiteres geht. Zu diesem Zwecke muß man sich über einige Fragen Klarheit verschaffen. Nämlich erstens: Soll Preußen in Deutschland aufgehen oder umgekehrt? Nach den Äußerungen von Metz und Unruh soll das erstere geschehen, die Frage ist aber, ob Preußen damit einverstanden sein kann und ob nicht mit der Reichsverfassung doch Deutschland in Wirklichkeit in Preußen aufgeht. Es ist auch fraglich, ob man Preußen als Reichsvorstand die alleinige Entscheidung über einen Angriffskrieg überlassen darf. Nach allem diesem erscheint es Lautier als das beste, Preußen als Großmacht unter gewissen Garantien an die Spitze Deutschlands zu stellen. Die zweite Frage ist die, ob Deutschland ein Staatenbund bleiben oder ein Bundesstaat werden soll. Der Nationalverein fordert das letztere. Die Hauptfrage ist, ob der König von Preußen als deutscher Kaiser an die Spitze treten soll. Solange aber nicht wesentliche Bestimmungen damit zusammenhängen, erscheint der Titel überflüssig. Der Verfasser ist daher für einen Bundesstaat ohne Kaisertitel. Die dritte Frage geht

[1] Berlin 1862, Vogel, 48 S.

dahin, ob die deutschen Staaten möglichst selbständig bleiben oder dem Reiche untergeordnet werden sollen. Aus den Äußerungen verschiedener Mitglieder des Nationalvereins entnimmt der Verfasser, daß eine möglichst große Unterordnung gewünscht wird. Doch da die Geschichte die natürlichen Gegensätze der Stämme zu staatlichen ausgearbeitet hat, so ist der Verfasser für möglichste Schonung der Individualitäten und für eine Beschränkung der Unterordnung auf das möglichst kleinste Maß. Er verkennt nicht, daß die Kleinstaaterei gewisse Mängel mit sich bringt, die die Frankfurter Reichsverfassung mit einem Schlage beseitigen wollte. Doch seien jetzt in erster Linie die Kammern und Regierungen der Einzelstaaten zur Konstituierung der Reichsverfassung berufen. Den Reichsgewalten wünscht Lautier die allgemeine Gesetzgebung übertragen zu sehen, Preußen soll vorläufig die Führung des Heeres für einen Verteidigungskrieg erhalten. Die letzte Frage, die man zu bedenken hat, ist die, ob den Einzelstaaten ein direkter oder nur indirekter Einfluß auf die Reichshandlungen eingeräumt werden soll. Dem Verfasser scheint entgegen der Frankfurter Verfassung ein direkter Einfluß erforderlich. Zu diesem Zwecke empfiehlt er einen Reichsrat aus den Vorständen sämtlicher bedeutender Staaten zu bilden, daneben ein Staatenhaus, das von den Kammern gewählt und an ihre Instruktionen gebunden ist, einzurichten. Damit soll den kleineren Staaten die Furcht benommen werden, als ob sie in preußische Provinzen umgewandelt werden sollten.

Nachdem Lautier so seine Wünsche entwickelt hat, faßt er sie noch einmal zusammen. Besonderen Nachdruck legt er dabei auf ein organisches Zusammenwirken aller Faktoren. Ein Absolutismus sei in Deutschland nicht angebracht, das Volksgewissen müsse als selbständige demokratische Macht zur Sprache gebracht werden. Eine Überstürzung der Reform erscheint ihm im hohen Maße bedenklich.

Der Verfasser bringt dann folgenden Entwurf einer Reichsverfassung vor: In dem Bundesstaate mit Preußen in seinem gesamten Länderbesitze an der Spitze besteht A die Reichsgewalt aus dem 1) Reichsvorstand, der in Preußen erblich ist (Stellvertreter Bayern), 2) dem Reichsrat mit 14, bezw. 13 Stimmen, da mit Österreich nur ein Bündnis geschlossen werden kann, so lange es als Ganzes mit einem Reichsparlament besteht; 3) dem Parlamente, das in ein nach dem Dreiklassensystem gewähltes Volkshaus und ein Staatenhaus, das aus den Einzelkammern gewählt und von Fall zu Fall instruiert wird, zerfällt; 4) dem Reichsgericht, das von 2) und 3) gewählt wird. Als allgemeine Rechte des deutschen Volkes werden festgesetzt: B. Petitionsrecht, freie Presse, freie Rede, freies Vereinsrecht. Über die Kompetenz der einzelnen Organe bestimmt Lautier folgendes: C. 1) Der Reichsrat ist alle acht Tage zu hören, der Reichsvorstand verfügt in allen Sachen der reinen Exekutive, ernennt Gesandte, entscheidet über Verteidigungskrieg, führt den Oberbefehl. 2) In allen anderen Fällen ist die Zustimmung der Majorität des Reichsrats erforderlich, bei Stimmengleichheit entscheidet Preußens Stimme. Die Bestimmungen für den Kriegsfall werden dann noch detailliert ausgeführt. 3) Die gesetzgebende Gewalt beschließt über alle Gesetze. 4) Das Reichsgericht entscheidet über Streitigkeiten zwischen Reichsgewalten und Einzelstaaten, dem Reichsvorstand steht zur Ausführung des Urteils die gesamte Heeresmacht zur Verfügung. Geht er aber laut Entscheidung des Reichsgerichts über seine Gewalt hinaus, so tritt Bayern in die Reichsvorstandschaft, bis ein gütlicher Vergleich zustande gekommen ist (sic!). Um diesen Vorschlägen auch die nötige Gewähr zur Durchführung zu geben, sollen: D. Alle auf die Reichsverfassung vereidigt werden.

Um die Herstellung der Reichsverfassung herbeizuführen, soll der Nationalverein sich gehörig organisieren, und so zu einer

Macht in der öffentlichen Meinung werden; die Kammern sollen keine grundsätzliche Opposition machen. Wenn das Gewünschte sich nicht auf gütlichem Wege herbeiführen läßt, würde Preußen nach Ansicht des Verfassers bei einem Angriffe auf Deutschland den Oberbefehl event. mit Gewalt an sich reißen müssen.

Soweit die Ausführungen Lautiers. Neben vielem Unverständigen enthalten sie manche brauchbaren Vorschläge. Vor allem erkennt der Verfasser sehr richtig, daß es mit dem einfachen Zurückgreifen auf ein altes Programm der Einigung nicht getan ist, sondern daß man vor allem sich einmal klar werden muß, was zu einer Einigung not tut. Damit zeigt er ein besseres Verständnis für die Forderungen der Zeit als die Mehrheit der Nationalpartei. Daß seine Vorschläge nicht so ausfallen, daß man ihnen eine große praktische Bedeutung zusprechen könnte, ist bei den Ideenkreisen, in denen er befangen war, nicht gerade verwunderlich. Ganz befreien von den allgemeinen Vorstellungen, die man über die Möglichkeiten einer Bundesreform hegte, konnte er sich nicht. Lautier ist auch kein Mann der Gewalt, er ist scheinbar von der Möglichkeit einer friedlichen Klärung der deutschen Verhältnisse überzeugt. Das Selbstbewußtsein größerer Staaten schätzt er eben nicht hoch ein, wenn er glaubt, daß sie freiwillig sich jedem Schiedsspruch fügen und sich jeder Gewalt begeben werden. Eine Majorisierung Preußens durch Österreich ist zwar in der neuen Gründung ausgeschlossen, aber nicht eine durch die Mittelstaaten. Preußens Vormachtstellung erkennt der Verfasser zwar rückhaltlos an, doch sind seine Vorschläge nicht geeignet, diese zur richtigen Geltung zu bringen. Immerhin sind seine Ausführungen nicht uninteressant, der Aufbau ist streng logisch und theoretisch richtig, nur daß eben zwischen Theorie und Praxis ein großer Unterschied bestand. Geschrieben ist die Broschüre im Spätherbst 1862.

Auf rein preußische Grundlage stellt sich die Schrift: „Ein preußisches Programm in der deutschen Frage“[1], als deren Verfasser nach einer Notiz in den Grenzboten[2] vielleicht von Goltz anzusehen ist. Sie geht aus von dem von Bernstorff in seiner Note vom 20. Dezbr. 1862 entworfenen Programm. Der Verfasser ist hiermit vollkommen einverstanden, weil dadurch das Verhältnis, in dem Österreich, Preußen, die Niederlande, Dänemark zum Bunde stehen, des falschen Scheins entkleidet wird. Die einzig richtige Stellung für die beiden deutschen Großmächte sei die als Schutzmächte des Bundes. Der Verfasser wünscht das natürliche Machtgewicht der Staaten im Bunde wiederhergestellt zu sehen, nur so versteht er die Zurückführung des Bundes auf das rein völkerrechtliche Verhältnis. Preußen vor vor allem müßte auf den Standpunkt eines gesunden Staatsegoismus zurückkehren, bisher habe es zu sehr ideale Expansionspolitik betrieben und sei zu sehr für deutsche Fragen und Interessen eingetreten. Es möge allen Angelegenheiten, die nicht mittelbar oder unmittelbar ein positives preußisches Interesse förderten, ein lakonisches „Nein“ entgegensetzen. Der Verfasser empfiehlt Preußen eine Lockerung der Beziehungen, die verborgene Gegensätze in sich schließen und eine gesteigerte Vertragstätigkeit dort, wo die territorialen und staatlichen Vorbedingungen auf eine analoge Entwickelung mit Preußen hindeuten. Am Bunde müsse es mit aller Bestimmtheit dafür eintreten, daß die Tätigkeit der Bundesorgane vereinfacht werde. Die Mängel der bestehenden Einrichtungen müßten bloßgelegt werden und das Bestreben gezeigt werden, sie zu reformieren, wie für die Bundeskriegsverfassung Preußen es schon getan habe. Gegenüber dem Widerstand der anderen Mächte in dieser Angelegenheit habe Preußen einfach zu erklären, daß es im Kriegsfalle

[1] Berlin 1862, Springer, 16 S. — [2] Grenzb. 1862, III, 349.

nur die eigenen Staatsinteressen gelten lassen werde und nur den Staaten, die sich anschlössen, eine Garantie ihres Besitzstandes gewährt werden könne. Die Umständlichkeit der Beratungen am Bunde muß nach Ansicht des Verfassers unbedingt aufhören. Die Reform des Zollvereins hält er für einen günstigen Ausgangspunkt zu einer durchgreifenden Neugestaltung der deutschen Verhältnisse. Er hofft, daß der deutschen Frage eine Lösung mit dem Schwerte nicht bevorsteht.

Die Ausführungen gehen nicht sehr ins einzelne, sondern beschränken sich darauf, Andeutungen zu geben, wie das Bernstorffsche Programm zum Nutzen Preußens ausgeführt werden muß. Von jeder Schwärmerei für die Herstellung der deutschen Einheit, für ein Aufgehen Preußens in Deutschland ist der Verfasser frei, er verfolgt lediglich das preußische Interesse. Aber indem er eine möglichst große Stärkung Preußens herbeizuführen sucht, sieht er hierin das Mittel, zu einer vernünftigen Stärkung Deutschlands zu gelangen. Er hält dabei nicht allzuviel für erreichbar, die Schaffung eines haltbaren Organismus zwischen Nord- und Süddeutschland scheint ihm vorläufig ausgeschlossen. Das Betonen der realen Machtmittel, die Notwendigkeit, die herrschende Macht nach Kräften zu stärken, damit sie ihre Aufgaben zum Wohle der Gesamtheit erfüllen kann, teilt er mit Bismarck, nur daß er in seinen Plänen sich etwas zu sehr beschränkt und das allgemeine Drängen nach einer umfassenden Reform der deutschen Verhältnisse etwas zu sehr als quantité negligeable behandelt. Als Vertreter der „großpreußischen" Ansichten kann man den Verfasser nicht eigentlich bezeichnen, doch nähern sich seine Vorschläge in etwas denen, die man von dieser Partei erwartete.

Karl Bollmann, ehemaliger Kabinettssekretär des Herzogs von Koburg, macht einen ganz eigenartigen Vorschlag in seiner

Schrift: „Ideen zu einem Reichsbunde".[1] Er verwirft das Großdeutschtum, weil dadurch Deutschland seinen eigentlichen politischen Schwerpunkt verlieren würde und ebenso den Gothaismus (der in diesem Falle wohl alle kleindeutschen Bestrebungen umfassen soll), weil er revolutionär, somit unsittlich sei und zur Zentralisation führe. Nach Ansicht des Verfassers hat Preußen im Laufe der letzten Jahre seine Unfähigkeit zur Lösung der deutschen Frage auf das deutlichste dargetan, eine Änderung seiner äußeren Politik sei für die nächste Zeit nicht abzusehen. Es habe gar nicht die Absicht, sich zu einem deutschen Staat zu entwickeln, sondern es wolle ein europäischer Staat werden. Infolgedessen müßten Mittel- und Kleinstaaten, wenn sie überhaupt etwas erreichen wollten, sich zu einem selbständigen Vorgehen zusammentun. Durch einen solchen Bund unter sich wären sie für alle Möglichkeiten gerüstet. Jede im Entstehen begriffene revolutionäre Bewegung werde dadurch zugleich im Keime unterdrückt und Preußen würde dadurch gezwungen, sich Deutschland zu nähern, nicht das Gegenteil, wie es bisher der Fall gewesen sei. Vollmann gibt dann den Entwurf zu einem Reichsbunde. Er soll Direktorium und Reichsparlament erhalten. Dadurch, daß jeder Staat nur einen Bundestagsgesandten erhält, werden Preußen und Österreich nach Ansicht des Verfassers gezwungen, das jetzige Bundesverhältnis wegen des Mißverhältnisses in den Stimmen aufzulösen, und so würde es den Mittelstaaten ermöglicht, ein neues engeres Bündnis mit Preußen zu schließen.

Der von Vollmann entworfene Plan ist zwar an sich ganz interessant, doch fehlt ihm jede Möglichkeit zu einer praktischen

[1] Hamburg 1862, 48 S. Herzog Ernst erklärte ausdrücklich, daß er von der Entstehung nichts gewußt habe („Aus m. Leben" III, 76). Die Schrift war allerdings schon früher entstanden, stammte in dieser Fassung jedoch erst von 1862.

Durchführung. Die mittleren und kleinen Staaten waren unter sich viel zu uneins, als daß sie sich ohne weiteres hätten zusammenschließen können. Außerdem würden gewiß viele große Bedenken getragen haben, den vereinigten Großmächten Widerstand zu leisten. Um eine radikale Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse war es dem Verfasser offenbar nicht zu tun, einige Abänderungen in der Bundesorganisation zugunsten der Kleinstaaten war so ziemlich alles, was er wünschte. Preußen hatte er offenbar schon in koburgischen Diensten fürchten und damit hassen gelernt. Originalität ist Vollmann nicht abzusprechen.

Die Zusammenkunft nationalgesinnter Männer in Frankfurt in Sachen der Süddeutschen Zeitung gab Hermann Baumgarten[1] Gelegenheit, neben den Fragen der Presse auch zugleich die nationalen Angelegenheiten kurz zu besprechen. Er veröffentlichte alsbald nach der Pfingstversammlung seine Schrift über: „Die deutsche Presse und die Frankfurter Pfingstversammlung".[2] Hierin weist er auf die Bedeutung der Zusammenkunft von Abgeordneten aller deutschen Kammern hin. Wenn der Partikularismus der Kammern tatsächlich zurückgeschoben würde, so seien die Deutschen auch der formellen Einheit um ein gutes Stück näher gerückt. Hauptsache sei, daß die beiden Hälften des deutschen Landes sich gegenseitig besser kennen lernten. Die Verständigung süddeutscher und norddeutscher Politiker würde zugleich die Verschmelzung der liberalen Fraktionen zu einer wirklich einmütigen Partei herbeiführen, denn die Führer der nationalen Partei in Bayern und Baden ständen zwischen den Konstitutionellen und Demokraten Preußens und seien die natürlichen Vermittler zwischen beiden. Baumgarten geht dann dazu über, die Notwendigkeit hervorzuheben, die vorliegt, einige große

[1] Vgl. über sein Leben E. Marcks in der Sammlung von Baumgartens Reden und Aufsätzen, 1894.

[2] Bei Brönner, Frankfurt a. M., 15 S.

Zeitungen zu schaffen, die die deutschen Interessen verfolgen, von deutschen Gesichtspunkten geleitet werden und die geistigen Kräfte in ihren Spalten versammeln. Die politische Intelligenz der Deutschen stehe im allgemeinen noch im weiten Abstande hinter der allgemeinen geistigen und wissenschaftlichen Bildung zurück. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, die als Blatt für die Allgemeinheit hätte gelten können, habe den „allgemeinen" Charakter nur noch scheinbar, in Wahrheit diene sie ganz besonderen Interessen; um ein Gegengewicht gegen sie zu schaffen, sei die Süddeutsche Zeitung begründet worden. Sie stelle sich auf den Boden des nationalen Programms, die Gegner würde sie jedoch nicht verklagen, sondern womöglich zu versöhnen suchen.

Die Schrift ist eigentlich nur ad hoc verfaßt, eine größere Bedeutung für die Anschauungen über die Lösung der deutschen Frage hat sie nicht. Das Wenige, was über die notwendige Annäherung von Nord und Süd gesagt ist, ist durchaus gerechtfertigt. Es ist nicht zu leugnen, daß vielfach die Gegensätze nur deshalb so heftig aufeinanderprallten, weil das Verständnis für die gegenseitigen Voraussetzungen, von denen man ausging, fehlte. Auch der Gedanke, daß eine gute allgemeine Zeitung viel zur gegenseitigen Aufklärung beitragen kann, ist sehr richtig. Nur daß es eben damit allein auch nicht getan war.

Der hessen-darmstädtische Generalleutnant von Bechtold greift in einer Schrift betitelt: „Zur Bundesreformfrage"[1] den Nationalverein vom großdeutschen Standpunkt aus auf das heftigste an. Der Ausschluß Österreichs aus Deutschland erscheint ihm als höchst bedenkliche Selbstverstümmelung der deutschen Macht. Ein solcher Bundesstaat würde den größten Gefahren von seiten der Nachbarn ausgesetzt sein. Aber überhaupt die Bildung dieses Staates erscheint dem Verfasser unmöglich, es

[1] Darmstadt und Leipzig, Zernin, 80 S. N. P. Z. 95, 21./2. 62, S. 779.

sei denn, daß man sich entschlösse, zur Waffengewalt zu greifen, womit man die Einmischung Frankreichs zu fürchten hätte. Der allgemeine Wunsch gehe aber nicht dahin, sogar die Mehrzahl der nichtösterreichischen und nichtpreußischen Abgeordneten hat in der Frankfurter Nationalversammlung gegen die erbliche Kaiserwürde gestimmt. Alle jetzigen Einheitsbestrebungen nach Art Italiens hofft der Verfasser an dem ehrenhaften Charakter König Wilhelms scheitern zu sehen. Mit der Beibehaltung beider Großstaaten im Bunde ist der Verfasser auch für das fernere Bestehen der Föderativverfassung, nur soll an Stelle der Bundesversammlung eine kräftige Exekutive treten. In diesem Sinne stellt er einen Verfassungsentwurf auf.

Dieser hat als Mittelpunkt ein Direktorium mit 15 Stimmen, von denen Österreich und Preußen je 5, die Königreiche je 1 und die sieben bedeutendsten der übrigen Staaten die letzte führen sollen. Das Direktorium beschließt über alle notwendigen Maßregeln mit einfacher Majorität. Da hierdurch drei gleichberechtigte Gruppen geschaffen werden, so sollen diese auch in gleichem Maße zu Verpflichtungen herangezogen werden, insbesondere gleiche Kriegslasten tragen. Um die Bevölkerung des Bundesgebietes Preußens und Österreichs möglichst gleich stark sein zu lassen, ist Bechtold auch gegen die Aufnahme der noch außenstehenden preußischen Provinzen. Das Parlament soll nach dem Vorschlage Bechtolds aus einem Staatenhause (regierende Fürsten) und einem Volkshause (100 Abgeordnete aus Delegierten) bestehen, daneben soll ein Bundesgericht geschaffen werden. Das Volkshaus soll jedoch erst zusammentreten, nachdem die anderen Einrichtungen eine Zeitlang bestanden haben. Sehr eingehend behandelt der Generalleutnant die Kriegsverfassung. Er will Preußens Forderungen hinsichtlich des Oberbefehls nicht anerkennen, allerdings soll dieses bei einem Rheinkriege die dort zusammengezogenen Truppen führen. Für die

Bundesfestungen und das Bundesheer wie für die Marine macht der Verfasser Verbesserungsvorschläge, die uns hier nicht weiter interessieren. Großen Nachdruck legt er dann noch auf die Durchführung der Zolleinigung mit Österreich. Ferner soll jede Bundesreform den außerdeutschen Besitz der beiden Großstaaten garantieren. Diese Garantieerklärung soll sogar eventuell vor der Inangriffnahme der Bundesreform erfolgen, doch muß auch diese sehr bald begonnen werden, wenn nicht die Revolution sich in Deutschland der Bewegung bemächtigen soll.

Die Schrift ist vollkommen vom großdeutschen Standpunkt aus geschrieben. Ihr Verfasser wünscht eine Reform, aber doch Beibehaltung alles Wesentlichen, den engeren Zusammenschluß Großdeutschlands. Sein Organisationsvorschlag ist äußerst günstig für Österreich, dem die beständige Majorität im Direktorium so gut wie sicher wäre. Der Nationalverein ist wie sein Programm dem Verfasser verhaßt, einem Kleindeutschland ist er durchaus abgeneigt. Seine Vorschläge sind für die Praxis unbrauchbar. Die Gestaltung der Volksvertretung nach seinem Vorschlage würde diese jedes Einflusses berauben. Ganz richtig bemerkt die Nationalvereins-Wochenschrift dazu, daß nur eine Exekutionsordnung fehlt für den Fall, daß Österreich und Preußen den einfachen Mehrheitsbeschlüssen des Direktoriums nicht Folge leisten.

Seltsame Vorschläge sind allem Anscheine nach auch in der Broschüre enthalten, die den Titel führt: „Österreichs und Preußens Mediatisierung, die conditio sine qua non der Lösung des deutschen Problems“.[1] Preußen und Österreich können mit ihren gegenwärtigen Verfassungen nach Ansicht des Verfassers nicht bestehen, sie können aber auch nicht zum Absolutismus zurückkehren. Deswegen sollen sie sich selbst mediati-

[1] cf. N. V. W. 96, 28./2., S. 786.

sieren, d. h. es soll jedes Kronland der österreichischen Monarchie wie jede Provinz des preußischen Staates sich der einzusetzenden Reichszentralgewalt unterordnen. Gemeinschaftlich bleibt ihnen nur der Monarch. Nach der vom Verfasser vorgeschlagenen Reichsverfassung tritt der Kaiser von Österreich an die Spitze des Reiches, der König von Preußen wird sein Vikar. Bayern und die Mittelstaaten werden vornehmlich im Reichsministerium berücksichtigt. Damit jeder einzelne Fürst zur Geltung kommt, soll ein Fürstenhaus eingerichtet werden.[1] Das sind die hauptsächlichen Vorschläge des Verfassers.

Uns erschienen diese höchst sonderbar, doch waren damals solche Anschauungen nicht selten zu finden. Diejenigen, die den Vorschlag der Austeilung der Großmächte machten, erkannten so gut wie die Kleindeutschen, daß der Dualismus das Haupthindernis für eine befriedigende Lösung der deutschen Reformangelegenheiten sei. Da sie nun den Bestand des Bundes tunlichst gewahrt sehen wollten, war es eben nicht so sehr fernliegend, daß sie auf das angeführte Auskunftsmittel verfielen. In der Theorie machte sich die Sache entschieden auf diese Weise sehr einfach.

Zwei weitere Schriften aus dem großdeutschen Lager: „Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten und die preußische Annexionspolitik" von August Baron von Berlepsch und „Die deutsche Nation und der erste deutsche Kaiser" scheinen nach der N. B. W.[2] nichts weniger als vernünftige Gedanken zu enthalten. Die erste Abhandlung ist offenbar eine gewaltige Streitschrift gegen Liberalismus und Nationalverein, der Verfasser scheint eine „liberal-absolute" (sic!) Monarchie für Deutschland herbeizu-

[1] Diese Broschüre ist von dem sächsischen Diplomaten Grafen Vitzthum v. Eckstädt verfaßt (vgl. Sybel II, 544; Ernst II., III, 292).

[2] 105, 2./5. 62, S. 859f. Angeblich Abdruck aus dem „Kourier a. d. Weser", Bremen 1862.

wünschen. Der Verfasser der zweiten Broschüre glaubt alle Schwierigkeiten damit lösen zu können, daß die deutschen Könige als Nachfolger der Kurfürsten Franz Joseph, den Erben Rudolfs von Habsburg, zum Kaiser wählen. Damit würden alle Streitigkeiten aufhören und überall Zufriedenheit herrschen. An Einfachheit lassen die Vorschläge jedenfalls nichts zu wünschen übrig. —

Der Verfasser der Schrift: „Der Nationalverein und die deutsche Frage" hat, obgleich er ein Freund des Vereins ist, doch andere Wünsche als dieser. Er ist besonders gegen das von der nationalen Partei aufgestellte Einigungsprogramm, weil es nach seiner Meinung auf eine Vergewaltigung der Mittel- und Kleinstaaten hinausläuft. Diese würden sich aber niemals freiwillig einer Obergewalt fügen. Auch sonst weist er auf die Schwierigkeiten hin, die sich der Durchführung des Programms des Nationalvereins in den Weg stellen würden. Alle anderen Vorschläge, die bisher gemacht sind, lehnt er von vornherein ab. Dagegen stellt er selbst einen ganz eigentümlichen Plan auf. Er wünscht nämlich, daß die deutschen Fürsten alle sieben Jahre aus ihrer Mitte ein Reichsoberhaupt wählen sollen. Dadurch, daß so jeder Reichsfürst Aussicht hat, die höchste Stellung im Reiche zu erlangen, glaubt der Verfasser, daß die Unterordnung unter die Zentralgewalt allen leichter und dadurch eine allgemeine Verständigung erzielt werden wird.[1]

Die N. V. W. weist ganz richtig darauf hin, daß eine Verfassung, die voraussetzt, daß jeden Tag von neuem die Fürsten und Völker Deutschlands sich untereinander verständigen, nichts wert ist und nichts Besseres bringt als die bestehende Bundesverfassung. Die erste Bedingung zu einer wirklichen Besserung sei die Vereinigung der obersten Staatsgewalten in einer Hand.

[1] Inhalt nach N. V. W. 127, 3./10. 62, S. 1071 f.

Der Vorschlag des Verfassers ist auf alle Fälle nur rein theoretisch zu verstehen; für die Machtstellung Deutschlands nach außen hin wäre er in hohem Maße unpraktisch. Nützliches scheinen die Ausführungen des Verfassers außer der an den anderen Plänen geübten Kritik nicht zu enthalten.

Auf ultramontan-großdeutschen Standpunkt stellt sich J. B. v. Schweitzer in seiner Schrift über „Die österreichische Spitze". Nach seiner Meinung ist Österreich viel eher imstande, die politische Einigung Deutschlands mit bewaffneter Hand zu vollziehen, als Preußen. Hauptsächlich kommt dabei für ihn die größere Volkszahl und die geschichtliche Rolle, die Österreich in Deutschland gespielt hat, in Betracht. Österreich besitzt eine festere Großmachtstellung, während Preußen erst zusehen muß, sich zu einer anerkannten Macht ersten Ranges heraufzuarbeiten. Um nun wirksam auf eine Einigung durch Österreich hinzuwirken, fordert der Verfasser die Großdeutsche Partei auf, eine österreichische Partei zu bilden und mit allen Mitteln der Agitation für das Programm der österreichischen Spitze zu wirken.[1]

Das, was von Schweitzer forderte, war schon verschiedentlich von katholischen Blättern, so den H.-P. Bl. und dem Mainzer Journal, angeregt worden. Die offizielle großdeutsche Partei verhielt sich dem gegenüber jedoch sehr zurückhaltend, man wußte, daß man mit einer so weitgehenden Forderung von vornherein viele nicht ganz überzeugte Anhänger der Partei vor den Kopf stoßen würde. Man begnügte sich daher mit der Forderung des Eintritts Gesamtösterreichs in den Bund und ließ die Frage der obersten Gewalt vorläufig offen. Allerdings mußte es ganz folgerichtig der Wunsch der großdeutschen

---

[1] Vgl. N. B. W. 15./12. 62, Nr. 138, S. 1161.

Partei werden, den Kaiser von Österreich an der Spitze des neuen deutschen Staates zu sehen, aber man wagte nicht, seine Wünsche so offen zu äußern, wie es der Verfasser tat. Die N. P. Z. greift Schweitzer natürlich aufs heftigste an und zeigt ihrerseits, wie gerade die besondere Lage Preußens es durchaus darauf hindrängte, die Lösung der deutschen Verhältnisse in die Hand zu nehmen.

Hauptsächlich mit der Zollvereinsfrage beschäftigt sich eine Broschüre von Dr. Ludwig Frauer: „Die Reform des Zollvereins und die deutsche Zukunft". Der Zollverein erscheint dem Verfasser als die geeignete Grundlage, zu einer Einigung Deutschlands zu gelangen, sofern sie die Bildung eines engeren Bundesstaates unter Ausschluß Österreichs anstrebt. In dem Zollverein ist bereits eine Interessengemeinschaft geschaffen, die sich bewährt hat und die weiter auszubauen der allgemeine Wunsch ist, ohne daß das Ausland irgendwie Gelegenheit hätte, sich einzumischen. Hauptsächlich muß nach Ansicht des Verfassers dahin gestrebt werden, daß ein Zollparlament errichtet wird, dem neben den eigentlichen Zollsachen noch verschiedene andere Angelegenheiten übertragen werden könnten, wodurch dann eine feste Grundlage geschaffen wäre. Neben dem Parlament wünscht Frauer ein Direktorium eingesetzt zu sehen, dem Preußen, Bayern und abwechselnd eine aus den anderen Mittelstaaten angehören sollen. Zur Ausübung der Zollvereinsgesetzgebung wird die Zustimmung aller Mitglieder des Direktoriums gefordert.[1]

Es ist das also die Forderung der Trias für das Gebiet des Zollvereins, nur daß Bayern hier die Rolle Österreichs übernimmt. Damit würde aber höchstens die Abwickelung der Angelegenheiten des Zollvereins erschwert und eine beständige Quelle des Streites geschaffen worden sein, weil ebensowenig

[1] N. P. Z. 115, 11./7. 62, S. 238.

wie am Bunde Preußen sich hier hätte majorisieren lassen können. Außerdem handelte es sich bei den anderen Vorschlägen noch um die Einigung des gesamten Deutschlands, während noch lange nicht gesagt war, daß, wenn eine Einigung auf dem Gebiete der materiellen Interessen zustande kam, diese sich auch auf alles Politische erstrecken mußte. Der Verfasser wünscht die Einigung zwar sehr und spricht sich namentlich gegen allen übertriebenen Partikularismus aus, doch sind seine positiven Vorschläge wenig geeignet, das von ihm Erstrebte zu erreichen.

In der Schrift, die O. von Wydenbrugk gegen Sybels Abhandlung: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" unter dem gleichen Titel veröffentlichte, findet sich auch ein politisches Schlußkapitel, das die Anschauungen des Verfassers zur deutschen Reformfrage bringt. Wydenbrugk spricht sich gegen ein Kleindeutschland aus; er hält die Durchführung dieses Gedankens für unmöglich, weil Österreich ihn nicht zugeben kann, das Ausland ihn bekämpfen wird, die Mittelstaaten nichts davon wissen wollen. Um überhaupt eine Bundesreform zu ermöglichen, ist es nach Ansicht des Verfassers durchaus notwendig, daß Österreich und Preußen ihr Streben nach der Vorherrschaft aufgeben und sich bemühen, in gleicher Stellung einen Bund zu bilden. Zu diesem Zwecke muß einmal Preußen sicher sein, daß ihm im Kriege die wirksame Hilfe der Bundesgenossen zur rechten Zeit nicht fehlen wird, eine Sicherheit, die ihm durch Aufstellung von Generalstäben für die gemischten Armeekorps in Friedenszeiten gegeben werden soll, und ferner müssen die beiden Großstaaten sich gegenseitig ihr Gesamtgebiet gegen jeden feindlichen Angriff gewährleisten. Nachdem so die Einigung hergestellt ist, soll dann die Verfassungsreform durchgesetzt werden, die in der Gewährung der Freizügigkeit, eines Bundesgerichtes, eines Ausschusses der deutschen Kammern neben dem Bundestage bestehen soll. Ferner sollen die preußischen und österreichischen Gesandt-

schaften in dem Sinne zu allgemein deutschen erweitert werden, daß sie auch die Interessen derjenigen deutschen Staaten dort wahrnehmen, die nicht durch eine Gesandtschaft vertreten sind. Eine wirkliche Einheit Deutschlands unter einem Kaiser hält Wydenbrugk erst dann für möglich, „wenn entweder Preußen oder Österreich zugrunde geht und wenn dann in dem andern die rechte Hand das Steuer führt".[1]

Die Wünsche des Verfassers gehen auf die Erhaltung des jetzigen Länderbestandes. Das bestehende Vertragsverhältnis soll unter besseren beiderseitigen Garantien beibehalten werden. Detaillierte Vorschläge fehlen, der Verfasser begnügt sich damit, auf die Unmöglichkeit eines Kleindeutschlands und auf die auf friedlichem Wege allein erreichbare Durchbildung des bestehenden Zustandes hingewiesen zu haben.

Wydenbrugk verfaßte noch eine Schrift in diesem Jahre, die den Titel führt: Reichstag oder Parlament?[2] Mit Reichstag bezeichnet der Verfasser dabei die aus Delegierten der einzelnen Landtage zusammengesetzte allgemeine parlamentarische Vertretung, ohne damit jedoch eine Versammlung mit beschränkten Zwecken, oder ohne jede politische Initiative bezeichnen zu wollen, wie es gemeiniglich geschah. Das Parlament ist für ihn die unabhängig von den Einzellandtagen gewählte Volksvertretung, doch auch wieder, entgegengesetzt der allgemeinen Vorstellung, ohne die Machtfülle entscheidender Beschlüsse. Den Reichstag will der Verfasser nicht in allgemeinen direkten Wahlen gewählt sehen, sondern aus den Einzelkammern gebildet. Als Beweis, daß das direkte Wahlrecht noch keine Bürgschaft für eine gute Volksvertretung sei, führt der Verfasser das Beispiel Frankreichs, Englands vor und nach 1832, Österreichs mit seiner Februarverfassung von 1861, die sich angeblich sehr gut bewährt habe,

[1] Vgl. N. B. W. 106, 9./5. 62, S. 866 f.

[2] Frommann, Jena 1862, 46 S.

ſchließlich den amerikaniſchen Senat im Gegenſatz zum Repräſentantenhaus an. Eine Wahl der allgemeinen Vertretung durch die Einzellandtage erſcheint ſchon deshalb ratſam, um einen homogenen, organiſchen Bau der politiſchen Gewalten in den Einzelländern und im Bunde zu ſchaffen. Es würde dadurch ein mehr gleichartiger politiſcher Zug in die Vertretung des Ganzen und der einzelnen Länder und dadurch in die ganze Nation kommen. Es iſt dabei nicht notwendig, daß die Landtage nur ihre eigenen Mitglieder wählen. Um einer einſeitigen Majoritätsvertretung der Landtage vorzubeugen, deren Gefahr bei dieſer Art der Wahl beſonders ſtark vorliegt, ſchlägt Wydenbrugk im Anſchluß an die von John Stuart-Mill empfohlene Methode die ſogenannte proportionale Einzelwahl nach dem Quotientenſyſtem vor.[1] Um eine Vertretung aller Intereſſen zu ermöglichen, wünſcht der Verfaſſer, daß der Reichstag in zwei Kammern zerfällt, die von den beiden Kammern der Einzellandtage getrennt gewählt werden ſollen. Man würde damit das Streben nach hiſtoriſcher Gliederung neben dem rein demokratiſchen Zuge der Zeit berückſichtigen. Der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß die Delegiertenverſammlung mit der Beratung und Prüfung der ihr vorgelegten Geſetzentwürfe eine legislative Tätigkeit ausüben wird, und damit einen ganz anderen Erfolg erreichen wird als bei der Beſchäftigung mit dem Ausbau der deutſchen Verfaſſung. Die Delegierten würden mit der Beratung der vorgelegten und anderer Geſetzentwürfe zur Entwickelung ihrer eigenen Inſtitution zu einem Reichstage weſentlich beitragen. Wenn der Reichstag einmal gebildet ſein ſollte, ſo ſtellt Wydenbrugk ihm für die nächſte Zukunft folgende Aufgaben: 1. Mitwirkung bei Aufſtellung des Bundes- oder Reichsbudgets, das allerdings ſehr beſchränkt iſt und ſich auf Bundesfeſtungen, Bundes-

[1] Das Syſtem galt in Dänemark bereits ſeit 1855 (Miniſter Andrae), begründet wurde es 1859 von Thomas Hare.

behörden und vielleicht eine Flotte beschränken wird, 2. Prüfung von Petitionen innerhalb gewisser Grenzen, 3. Teilnahme an der Gesetzgebung und 4. das Recht, Anträge in wichtigen Nationalangelegenheiten zu stellen. Die von dem Reichstage beschlossenen Gesetze sollen allerdings nur soweit in Kraft treten, als nicht ein Landtag sie für unvereinbar mit seinen Landesverhältnissen erklärt und ein Veto für sein Land einsetzt. Für die übrigen Staaten bleibt dann trotzdem die Wirksamkeit bestehen. Ein weitergehendes Gesetzgebungsrecht hält der Verfasser bei dem Verbleiben Österreichs und Preußens im Bunde für undurchführbar. Die Erledigung der Zollgesetzgebungsangelegenheiten soll sich an die der Bundesangelegenheiten anschließen. Wydenbrugk verteidigt noch besonders seinen Vorschlag der politischen Initiative für den Reichstag gegen die Beustschen und Wiener Vorschläge. Wenn man dem Reichstage das Recht gibt über die großen deutschen Fragen zu beraten, so werden zwar die Beratungen die politische Bewegung im Volke steigern, aber sie werden ihr dafür den natürlichen Verlauf geben; während bei einem Verbot das nationale Streben auf ungesetzmäßigem Wege sich zu äußern suchen wird. Der Verfasser untersucht dann, ob die parlamentarische Regierungsform für Deutschland angebracht ist und kommt dabei zu dem Schlusse, daß sich ihr sehr bedeutende Hindernisse in den Weg stellen würden. Diese liegen einmal darin, daß das Finanzwesen zunächst Sache der Einzelstaaten bleiben muß und dann, daß auf legislativem Gebiete jede monarchische Entschließung durch die föderative Mitwirkung der anderen Bundesfürsten beschränkt wird. Die Zeit für ein kaiserliches Deutschland hält Wydenbrugk noch nicht für gekommen. Entweder es gibt einen Riß zwischen Österreich und Preußen oder ein Zusammenwirken beider. Wenn Preußen oder Österreich zerfielen, würde damit nur das Ausland Deutschland schwächen. Anzustreben ist vor allem die Stärkung der Zentralgewalt, die Beseitigung des

Zustandes, daß der Schwerpunkt für die deutschen Entscheidungen in Berlin und Wien liegt und nicht in Frankfurt. Wydenbrugk bezweifelt, daß man hinsichtlich der Zentralgewalt jetzt etwas anderes erzielen kann, als die von Preußen beantragte Änderung des Stimmenverhältnisses. Wenn Preußen und Österreich einig sind, so soll das genügen, im andern Falle haben die Stimmen der übrigen Staaten in Verbindung mit dem Einflusse der Nationalvertretung die Ausgleichung und Entscheidung herbeizuführen. Der Verfasser wendet sich ferner gegen Heinrich von Gagerns Vorschläge, der die Zentralgewalt Preußen und Österreich fast ausschließlich übertragen will. Die reine Dyas kann nach seiner Meinung nur die Form für eine vorübergehende Diktatur, nie für eine bleibende Regierung Deutschlands sein. Man muß den anderen Staaten Gelegenheit geben, sich Gehör zu verschaffen und einen gewissen Einfluß auszuüben. Sonst würden sie zu geheimen Intrigen getrieben, die viel verderblicher wären als die offene Aktion. Zum Schlusse fordert der Verfasser noch einmal dringend alle Staaten auf, das Delegiertenprojekt anzunehmen, weil dadurch ein Keim der gemeinschaftlichen politischen Existenz des deutschen Volkes geschaffen wäre. Er tritt besonders der Auffassung entgegen, als ob in dem Vorschlage der Ansatz zu einer Gründung eines süddeutschen Sonderbundes läge. Der Anfang sei da, man müsse ihn ergreifen, denn „weit weniger die Summe des augenblicklich Gegebenen als die Art, wie das Gegebene von uns aufgenommen und benutzt wird, entscheidet über unsere Zukunft".

Wie sich aus den Ausführungen ergibt, ist der Verfasser ein begeisterter Anhänger des Delegiertenprojekts. Seine Auffassung von der Bedeutung der Delegiertenversammlung ist äußerst optimistisch und eigentlich durch nichts gerechtfertigt. Österreich hatte mit seinem Vorschlage noch nichts darüber verlauten lassen, daß ihm daran liege, die zu dem bestimmten

Zwecke einberufene Versammlung in der Folge mit größeren Rechten auszustatten. Die Vorschläge Wydenbrugks enthalten allerdings eine Reform, aber eine solche, die höchstens die Mittelstaaten zufriedenstellen könnte, denn weder Preußen noch Österreich konnten die Neigung verspüren, sich majorisieren zu lassen. Das Reichsparlament würde in der vorgeschlagenen Form nur eine sehr beschränkte Rolle spielen, und nur reichlich schwerfällig wirken können. Außerdem wird die allgemeine Wirksamkeit doch sehr in Frage gestellt, wenn jedem Landtag für jedes Gesetz das Einspruchsrecht zusteht, wenn auch der Verfasser der Ansicht ist, daß dies nur selten ausgeübt werden würde. Wenn auch die Vorschläge Wydenbrugks nicht zum Kriege führen würden, wie nach seiner Ansicht das Streben nach einem Groß- oder Kleindeutschland es tun muß, so wären mit ihrer Durchführung die Gegensätze nicht im mindesten beseitigt, sondern eher neue geschaffen.

Zum Schlusse wollen wir noch die Schrift eines Mannes besprechen, der seit einer langen Reihe von Jahren publizistisch für den deutschen Reichsgedanken tätig war, die Schrift des Württembergers P. A. Pfizer[1]: „Zur deutschen Verfassungsfrage".[2] Pfizer ist der Ansicht, daß, da die bestehende Bundesverfassung am 28. Juli 1848 mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Zentralgewalt aufgehört hat, man nicht berechtigt war, auf die aufgehobene Bundesverfassung zurückzugreifen, sondern die Verhandlungen, die damals abgebrochen wurden, wieder aufgenommen hätten werden müssen. Zur Durchführung der rechtmäßigen Beschlüsse scheine Preußen vor allem berufen. Preußen sollte jede Gelegenheit ergreifen, auf größere Einigung Deutschlands unter seiner Führung hinzuarbeiten. Österreich würde der Gegner aller deutschen Einheitsbestrebungen

[1] 1801—67, publizistisch seit 1831 tätig, vgl. ADB. XXV, 668 ff.
[2] Stuttgart 1862, Merkur, VIII u. 143 S.

sein. Pfizer führt dann im einzelnen aus, wie wenig Österreich und wie sehr Preußen zur Führung des künftigen Bundesstaats berufen erscheint, wie Preußen zur Wiederaufnahme des deutschen Verfassungswerkes verpflichtet ist, während Österreich seinen Austritt aus dem deutschen Gesamtstaat bereits vollzogen hat, indem es erklärt hat, sich den Beschlüssen einer deutschen Reichsversammlung nicht unterordnen zu wollen. Auch gegen den Bund sei es seinen Verpflichtungen, nur soweit es ihm paßte, nachgekommen. Es hat gegen einen deutschen Bundesstaat beständig seine Feindschaft bewiesen und durch seine Gesamtverfassung vom 4. März 1849 den österreichischen Einheitsstaat angestrebt und damit den Bund gebrochen, insbesondere aber durch Wiederaufrichtung des Bundestages in Pfizers Augen seine Rechte in Deutschland verwirkt. Der Verfasser weist dann im einzelnen nach, welche Nachteile für Deutschland aus dem Eintritt Österreichs mit seinem Gesamtgebiete in den deutschen Bund entstehen würden. Das einzig Mögliche wäre noch, daß Österreich bei seiner Aufnahme den deutschen Bundesstaat mit Preußen an der Spitze anerkennen würde, doch sei es gerade Österreichs Bestreben, den engeren Bund zu hintertreiben. Es habe auch bei keiner Gelegenheit eine deutsche Gesinnung gezeigt, weder bei dem Ausbau seiner inneren Verfassung, noch nach außen in Holstein, Hessen oder bei dem italienischen Kriege. Österreich wird nicht eher nach Pfizers Ansicht aufhören, sich unter der Form einer Oberherrschaft an Deutschland anzuschließen, als bis dieses sich zum Bundesstaat und einer ihm ebenbürtigen Macht geeinigt haben wird und namentlich die Mittelstaaten sich nicht länger an Österreich anlehnen. Das deutsche Verfassungswerk muß zunächst einmal ohne Österreich abgeschlossen werden. Man darf sich dabei durch Hinweise auf die gefährliche europäische Lage nicht beeinflussen lassen, denn ohne feste Einigung würde in einem siegreichen Kriege Deutschlands und Österreichs

gegen Frankreich Österreich allein den Nutzen und Deutschland nur Nachteil haben. Gerade solange Österreich in Verlegenheit ist, muß man ihm nach Ansicht des Verfassers Bedingungen stellen, weil es nur dann darauf eingehen wird. Die erste Forderung muß auf die rückhaltlose Anerkennung des Rechtes der freien Einigung deutscher Staaten unter einer gemeinsamen Verfassung gehen, die Österreich durch Stützung auf die Bundesakte keinesfalls verweigern kann. Es kann auch nicht verlangen, daß die deutsche Verfassung auf es Rücksicht nimmt, während seine eigene nicht ein bißchen Deutschland berücksichtigt hat. Gegenüber den Bestrebungen der Großdeutschen weist Pfizer darauf hin, daß in der Teilung sehr wohl eine Stärkung liegen kann und daß man Deutschland namentlich damit schadet, wenn man verlangt, daß es Österreich überallhin folgen soll. Außerdem hat sowohl die österreichische Regierung wie das österreichische Volk gezeigt, daß sie für Deutschland keine Sympathien übrighaben. Der Verfasser charakterisiert zum Beweise der letzteren Behauptung eingehend das Verhalten der österreichischen Abgeordneten in der Paulskirche. Wenn Deutschland sich erst selbständig geeinigt hat, wird Österreich herankommen müssen. Es zeigt sich aber eine große Uneinigkeit im Volke, man fordert alles oder nichts und das ist für gewöhnlich der sicherste Weg, nichts zu erreichen. Pfizer führt verschiedene Beispiele an, aus denen klar zu ersehen ist, daß offene Freunde Österreichs selbst nur einen völkerrechtlichen Bund mit dem übrigen Deutschland anstreben. Von einem Aufgehen Deutschlands in Preußen, mit dem man droht, kann nach Ansicht des Verfassers nicht die Rede sein, dafür bürgen schon der bayrische und schwäbische Partikularismus. Allerdings habe Bayern nicht nur niemals Sinn für deutsche Einheit gezeigt, sondern habe sich sehr oft als Reichsfeind erwiesen. Das Verhalten Preußens in Angelegenheiten der deutschen Reform ist auch nicht nach Pfizers Geschmack.

Preußen sei seit 1850 überall vor Österreich zurückgewichen, es scheine, als ob es sich jetzt auch von Österreich den Rang ablaufen lassen wolle. Während es von allen Seiten bedroht sei, versuche es nicht einmal in Deutschland moralische Eroberungen zu machen und in Europa den Rang einer Großmacht zu behaupten. „Wie vor 70 Jahren könnte heute noch von Preußen gelten, was damals der geniale ... Schubart schrieb: «Drohen ohne Streich! beständiger Anlauf und doch kein Sprung! ewiges Ausholen und doch kein Hieb!» — und wie man leider hinzusetzen muß: nach jedem neuen Anlauf regelmäßiges Zurückweichen im entscheidenden Augenblick, um unter beständigem Nachgeben und Zurückweichen Österreich und alle Feinde Preußens in Deutschland mehr gegen sich aufzubringen, als eine offene Kriegserklärung es vermöchte." Noch bleibt Preußen nach Pfizers Ansicht die einzige Macht, die die Einigung Deutschlands in die Hand nehmen kann. Da man allerseits große Anforderungen an es stellt, sollte es vor allem darauf bedacht sein, seine deutsche Politik zu Ehren zu bringen. Vorläufig sei in Deutschland keine Einheit in materiellen Interessen, in Heer und Flotte zu finden, da die Fürsten diese hinderten. Demgegenüber müsse die Nation das Recht haben, sich selbst zu helfen, indem sie sich eine Verfassung gibt und durch ihre Vertreter endgültig feststellt. Die erste Forderung und Grundbedingung alles Weiteren bleibt nach Pfizer der Wiederzusammentritt einer deutschen Nationalvertretung, deren Aufgabe in erster Linie wäre, auf Grundlage der deutschen Reichsverfassung vom 28. März 1849 und des preußischen Entwurfes vom 28. Mai 1849 die deutsche Verfassung vorerst ohne Österreich festzustellen. Preußen und die übrigen Regierungen müßten dann durch die Macht der öffentlichen Meinung für die Einigung gewonnen werden. Die Nationalvertretung müßte rasch ans Ziel gehen und sich nur etwas eingehender mit dem Verhältnis der einzelnen Landes-

vertretungen zur Nationalvertretung beschäftigen. Von den Verfassungsarten hat, obgleich sie nicht die endgültige sein kann, eine Direktorialverfassung nach Pfizer die meiste Aussicht auf Annahme. Dabei ist die Trias allerdings von vornherein als undurchführbar abzulehnen, ein siebenköpfiges Direktorium wäre besser. Wenn Preußen sich nicht ermannt, an die Spitze der deutschen Bewegung zu treten, bleibt nach Ansicht des Verfassers als letztes Auskunftsmittel kaum etwas anderes übrig als das Direktorium. Dieses wird in der Folge allerdings sicher zum Siege der Demokratie führen.

Es sind das die Ausführungen eines Mannes, der über ein Menschenalter im politischen Kampfe in vorderster Reihe gestanden und der schon lange für Preußens Führung in Deutschland gekämpft hat. Seine Schrift enthält die bittersten Anklagen gegen Österreich, aber auch über Preußen und die Mittelstaaten gießt er die Schale seines Zornes aus. Besonders wirkungsvoll ist sein Nachweis, daß die Großdeutschen im Unrecht sind, wenn sie den Kleindeutschen vorwerfen, Deutschland mit ihren Plänen zerstückeln und schwächen zu wollen, auch der Nachweis, daß es ein Unding sei, Deutschland an einen österreichischen Gesamtstaat zu fesseln, dürfte vollständig erbracht sein. So richtig er die Nachteile, die Deutschland von österreichischer Seite erwachsen, erkennt, so richtig er die Abneigung der deutschen Staaten gegen Preußen zu beurteilen vermag, so unbefriedigend vom realpolitischen Standpunkte aus ist doch sein Vorschlag zur Lösung der deutschen Frage. Er stellt die 1849er Reichsverfassung als rechtliche Grundlage aller Bundesreform hin. Abgesehen von der ganzen Schwerfälligkeit dieses Apparates konnte die Gegenpartei mit ebensoviel Recht behaupten, daß die Bundesverfassung zu Recht bestände, da die 1849er Beschlüsse nicht von den Regierungen genehmigt und noch viel weniger gefaßt worden seien. Die Haltung Pfizers nähert sich

stark der des Nationalvereins, sein Programm ist fast dasselbe wie das der nationalen Partei. Engerer Zusammenschluß des Deutschen Reiches ohne Österreich zum Bundesstaat, ein föderatives Verhältnis zu dem Nachbarlande, das ist die Forderung, an der er unbedingt festhält. Pfizers Schrift zeugt von genauer Kenntnis der historischen und politischen Vorgänge der deutschen Geschichte, sie ist getragen von großer Liebe zu Deutschland, doch liegt eine gewisse Resignation über der ganzen Schrift, eine Trauer darüber, daß Preußen wohl kaum seinen Lieblingswunsch erfüllen wird.

Wir haben von der überaus reichen Flugschriftenliteratur dieses Jahres wenigstens den größeren Teil kurz verfolgt. Die Fülle der Vorschläge, die Verschiedenheit der Anschauungen spiegeln sich in diesen Erörterungen. Wir erkennen daraus, wie lebhaft die öffentliche Meinung sich mit der Lösung der deutschen Frage beschäftigte, wie sehr alle nach einer Änderung des Bestehenden drängten. Von dem Standpunkte des rückblickenden Kritikers, der den Strömungen der Zeit gänzlich fernsteht, der die fertige Entwicklung der Dinge kennt, ist es schwer, den Streit der Meinungen recht zu würdigen, nicht zu stark zu tadeln. Für den Mitlebenden mußte es so gut wie unmöglich sein, ohne festen Anschluß an eine Partei und ihr Programm den Dingen zu folgen; die Fülle der Einzelgegensätze mußte verwirrend auf ihn einwirken. Und so ist denn auch, wenn man sich um die verschiedenen Spielarten der leitenden Gedanken nicht kümmert, die Trennung in drei große Gruppen für die Einzelvorschläge glatt durchzuführen, in Großpreußen, Kleindeutsche und Großdeutsche. Von diesen sind Kleindeutsche und Großdeutsche entschieden publizistisch am regsten tätig, sie überwiegen auch der Zahl nach bedeutend. Beide streben nach Bundesreform auf gütlichem Wege, kriegerische Auseinandersetzungen wollen sie, wenn irgend möglich, vermieden sehen.

Deshalb lassen sie auch die Frage der Reichsvorstandschaft möglichst offen, um nicht vorzeitig die Gegensätze zu verschärfen. Sie sind dabei wohl größtenteils des Glaubens, daß man auch ohne Krieg zu einer befriedigenden Lösung gelangen wird, wenn nur mit der nötigen Vorsicht und Schonung vorgegangen wird. Die nationale Partei einigt sich im Laufe des Jahres auf ein festes Programm in Gestalt der 49er Reichsverfassung, während die Großdeutschen sich begnügen, die von der österreichischen Regierung vorgeschlagenen Bundesreformpläne gutzuheißen und für deren Durchführung zu wirken. Sie selbst aber erkennen, daß dies allein nicht genügen kann, um ein festes Programm zur Lösung der deutschen Frage zu bilden. Daher sind sie noch nicht geschlossen, nicht sicher in ihrem Vorgehen, ziemlich starke Gegensätze treten bei ihnen hervor. Doch sind sie der Unterstützung verschiedener Regierungen sicher, während die nationale Partei dieses Rückhalts entbehrt und dadurch in ihrem Wirkungskreise erheblich beeinträchtigt wird. Von Preußen fühlt sie sich verraten, nur einer streng liberalen Regierung vermag sie ihr Vertrauen zu schenken. Mit einer solchen denken die preußischen Liberalen sich ohne Schwierigkeit verständigen zu können. Sie wünschen ganz entschieden, daß es Preußen gelingt, die deutsche Frage von sich aus zu lösen, und glauben, daß es einem Deutschland, das auf Grund der 49er Reichsverfassung zustande kommt, ohne fürchten zu müssen, seine vorherrschende Stellung einzubüßen, zustimmen kann. Eine Durchsetzung gesonderter Machtansprüche mit Waffengewalt liegt vorläufig völlig aus dem Kreise ihrer Erwägungen. Da allerdings preußischerseits nichts geschieht, um sie zu ermutigen, so steigert sich ihr Mißbehagen, und eine gewisse Unsicherheit in ihren Unternehmungen macht sich bemerkbar. Demgegenüber steht die preußisch-konservative Partei auf einem festen Standpunkt, im Grunde jeder Bundesreform abhold, sucht sie nur Preußens Stellung am

Bunde zu beſſern. Zur Stärkung der preußiſchen Macht in Deutſchland würde ſie vor einem Kriege nicht zurückſchrecken, doch iſt ſie mehr für Erhaltung des Beſtehenden, gegen Großdeutſche und Kleindeutſche, wie gegen alles, was einer Bundesreform im liberalen Sinne gleichkäme.

Dies iſt im weſentlichen die Haltung der Parteien zur deutſchen Frage in der zweiten Hälfte des Jahres 1862. Obgleich man ſich mit Preußens Haltung in den Reformfragen naturgemäß ſchon ſtark beſchäftigen mußte, hatte man doch bisher noch nicht eigentlich zu dem neuen Miniſterpräſidenten in dieſer Angelegenheit Stellung genommen. Ein eigentlich neues Element hatte er auch noch nicht in die Frage gebracht, er hatte ſich im weſentlichen darauf beſchränkt, die Politik ſeines Vorgängers fortzuſetzen. Anders wurde dies, als man hörte, wie entſchieden er ſich Öſterreich gegenüber geäußert hatte. Die Spannung, die ſchon während des Jahres 1862 beträchtlich hoch geweſen war, ſtieg im Beginne des neuen Jahres noch um ein gutes Stück, da nicht nur die Bismarckſche Stellung zu Öſterreich, ſondern auch die Entſcheidung in der Delegiertenfrage und dann ſpäterhin die Gerüchte über große öſterreichiſche Reformpläne die Gemüter nicht zur Ruhe kommen ließen. Wir wollen im nächſten Kapitel die Phaſen der Entwicklung während der erſten Hälfte des Jahres 1863, insbeſondere die Stellung Bismarcks und der Parteien zu ihm im einzelnen verfolgen.

Zweites Kapitel.

Verschärfung des Gegensatzes zwischen Preußen und Österreich. Die österreichischen Vorbereitungen zu einer Bundesreform. Einberufung des Fürstenkongresses.

Bevor wir daran gehen, die Entwicklung der Dinge weiter zu verfolgen, wird es sich empfehlen, einen kurzen Überblick der Bismarckschen Ansichten über die deutsche Bundesreform, wie sie sich in verschiedenen Schriftstücken der Jahre 1860—62 ausgesprochen finden, zu geben. Wir gewinnen dadurch ein besseres Verständnis für die Handlungsweise der preußischen Regierung und können leichter entscheiden, wo Bismarcks Pläne sich mit anderen berühren und wodurch sie sich scheiden. Es ist auch nötig, seine bisherigen Anschauungen kennen zu lernen, da durch sein erstes persönliches Auftreten in der deutschen Frage die Erörterung über diese Dinge, die gegen Schluß des Jahres 1862 doch einigermaßen nachgelassen hatte, wieder bedeutend anwuchs und die Parteien jetzt eigentlich erst begannen, zu ihm persönlich Stellung zu nehmen.

Schon im März 1858 hatte Bismarck eine „Denkschrift, betreffend die Notwendigkeit der Inaugurierung einer selbständigen preußisch-deutschen Politik" in Frankfurt verfaßt, in der er sich, ausgehend von der Übereinstimmung der preußischen und deutschen Interessen, für ein entschlossenes Handeln Preußens nach außen hin unter Mitwirkung des ganzen Volkes aussprach, ohne jedoch sich irgendwie auf ein bestimmtes Programm festzulegen.[1] Von Petersburg aus wies er zu wieder-

[1] Die Denkschrift bei Poschinger, Preußen im Bundestag III, 487 bis 514.

holten Malen auf die Notwendigkeit eines Bruches mit den bestehenden Bundesverhältnissen hin. So schrieb er am 12. Mai 1859 an Schleinitz, daß Preußen jede Gelegenheit ergreifen sollte, um zu einer Revision der Beziehungen zu den deutschen Staaten zu gelangen. „Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht beizeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen."[1] Daß er nicht mit der bloßen Verneinung zufrieden war, zeigt die Äußerung, die er in einem Briefe an v. Below-Hohendorf tat, der ihm das konservative Wahlprogramm[2] zur Durchsicht gesandt hatte. Er sprach da von den Gefahren, mit denen Preußen und Deutschlands Unabhängigkeit bedroht sei, „so lange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht, die nichts ist als ein Treib- und Konservierhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen. Ich hätte gewünscht, daß in dem Programm anstatt des vagen Ausfalles gegen die deutsche Republik offen ausgesprochen wäre, was wir in Deutschland geändert und hergestellt wünschen, sei es durch Anstrebung rechtlich zustande zu bringender Änderungen der Bundesverfassung, sei es auf dem Wege kündbarer Assoziationen nach Analogie des Zollvereins und des Koburger Militärvertrages ... Wir brauchen eine straffere Konsolidation der deutschen Wehrkraft; ... wir bedürfen einer neuen und bildsamen Einrichtung auf dem Gebiete des Zollwesens ... Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es im Bunde, sei es in einem Zollvereinsparlament, so zimperlich zurückschrecken. Man könnte eine recht konservative Nationalvertretung schaffen und doch selbst bei den Liberalen Dank dafür ernten."[3] Ein-

[1] Bismarck an Schleinitz, Bismarck-Briefe Nr. 212, S. 258 ff.

[2] S. Buch IV, Kap. 1 (1861).

[3] Bismarck-Briefe Nr. 254, S. 313 ff., 18./9. 61.

gehend legte Bismarck seine Ansichten über die deutsche Frage in einer Denkschrift nieder, die er im Juli 1861 dem Könige in Baden-Baden unterbreitete.[1] Bei der Beurteilung ist zu berücksichtigen, daß Bismarck dem Könige nicht alles so sagen konnte, wie er wollte.[2] Er erklärt darin, daß es nicht möglich sei, mit der bestehenden Bundesverfassung die Mängel der Verfassung des deutschen Bundes zu bessern. Um eine haltbare Einigung zu erzielen, schlägt er eine nationale Vertretung des deutschen Volkes bei der Bundes-Zentralbehörde als das richtige Mittel vor. Auf innere Angelegenheiten der einzelnen Staaten dürfte sich ihre Kompetenz allerdings nie erstrecken. Um den Vorschlag dem Könige genehmer zu machen, empfiehlt er, sie von den einzelnen Landtagen erwählen zu lassen. Die praktische Verwirklichung einer Nationalvertretung habe allerdings auf dem bundesverfassungsmäßigen Wege bisher wenig Wahrscheinlichkeit und könnte nur mit einer Umgestaltung der Zentralbehörde Hand in Hand gehen. In ähnlicher Weise wie die Nationalvertretung regt er dann noch den Zusammentritt eines Zollparlamentes an.[3]

Dies ist die letzte größere zusammenfassende Äußerung Bismarcks zur deutschen Frage, die uns vor seinem Eintritt in das Ministerium vorliegt. Zwar hat er diese Denkschrift im September noch weiter ausgeführt[4], doch ist dieses Programm bisher nicht veröffentlicht. Seine Auffassung der Sachlage tritt uns aus den angeführten Äußerungen genügend klar entgegen. Er war überzeugt von der Notwendigkeit einer Reform des Bundes, wie irgendein Klein- oder Großdeutscher es sein konnte,

[1] Vgl. hierzu Lenz, S. 126 ff. — [2] Ebenda, S. 126 ff.

[3] Bismarck-Jahrbuch III, 193 ff.

[4] Lenz, S. 133 u. Anm. S. 452; Zwiedineck III, 234. Auch hat er seine antiösterreichische Politik angeblich im Juni 1862 noch einmal dem Könige eingehend vorgetragen.

doch vermied er es, sich dem Könige gegenüber auf ein Programm zur Lösung der Frage festzulegen. Der geeignetste Weg mußte sich ihm aus der Lage der Dinge ergeben. „In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg und Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick; gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Teilung Deutschlands unter dieselben nach der Mainlinie, oder gänzlicher Ausschluß Österreichs aus Deutschland, und in diesem letzten Falle wieder die mehr föderative oder mehr unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Kompetenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung."[1] Vor allem zeigte sich das Streben, die Rechte Preußens nicht verkümmern zu lassen, mit allen Mitteln für eine Stärkung Preußens in Deutschland und damit auch für die Vergrößerung der deutschen Macht zu wirken.[2]

Dieses in erster Linie preußische Empfinden, das bei oberflächlicher Betrachtung leicht als Partikularismus zum Schaden der deutschen Gesamtheit erscheinen konnte, zeigte sich nun auch in Bismarcks ersten offiziellen Äußerungen, die er Österreich gegenüber in der deutschen Frage tat. Wir haben gesehen, daß Preußen sich dem österreichischen Delegiertenprojekt gegenüber auf einen durchaus ablehnenden Standpunkt gestellt hatte. Um seine Haltung gegen den Kaiserstaat zu rechtfertigen und zugleich die Beziehungen zwischen beiden Mächten näher, als es in dem Separatvotum am Bunde geschehen konnte, darzulegen, hatte Bismarck am 4. Dezember 1862 mit dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Károlyi, eingehende Unterredungen.

[1] Sybel II, 463 f.

[2] Über Bismarcks Stellung zur deutschen Frage vor s. Ministerium vgl. Zwiedineck III, 231—234; W. Oncken I, 452—459; Sybel II, 463 f.; Lenz, S. 126 f.; Marcks[4] 165, 208 ff.

Durch Indiskretion der Österreicher gelangte der Inhalt dieser Besprechungen, der an und für sich einen vertraulichen Charakter trug, entstellt in die Presse, so daß Bismarck sich veranlaßt sah, am 24. Januar 1863 sie in einem Rundschreiben an die königlichen Gesandtschaften authentisch wiederzugeben.[1] Danach hatte er erklärt, daß Preußens Beziehungen zu Österreich besser oder schlechter werden müßten, zwar wünsche er das erste, doch müsse man sich bei mangelndem Entgegenkommen der kaiserlichen Regierung auf das zweite gefaßt machen. Er erklärte, daß es ein gefährlicher Irrtum der österreichischen Regierung sei, wenn sie annehme, daß Preußen in dem Falle eines auswärtigen Krieges sicher ihr Bundesgenosse sein werde; das sei nur der Fall, wenn sie ihre antipreußische Politik in deutschen Angelegenheiten aufgebe und eine ehrliche Verbindung mit Preußen suche. Dazu sei es nötig, daß sie die Beeinflussung der deutschen Höfe in preußenfeindlichem Sinne aufgebe und die Angriffe gegen Preußen vermittelst der Delegiertenfrage einstelle.

In der zweiten Unterredung erklärte Bismarck, daß er die Überschreitung der Kompetenz des Bundestages durch Majoritätsbeschlüsse als einen Bruch der Bundesverträge auffassen und danach seine Entscheidungen treffen würde, und daß er die Wirksamkeit einer Versammlung, an der Preußen aus rechtlichen Gründen sich nicht mehr beteilige, in bezug auf den ganzen Geschäftskreis des Bundes nicht weiter für zulässig anerkennen könnte. Ähnliche Erklärungen gab der preußische Gesandte v. Werther dem Grafen Rechberg in Wien gegenüber ab. Dem Grafen Thun, der eine Zusammenkunft zwischen Bismarck und Rechberg vorschlug, zeigte Bismarck großes Entgegenkommen, doch unterblieb die Aussprache, weil Bismarck von Rechberg die

[1] St. A. VIII, Nr. 1751.

Zurückziehung des Delegiertenprojekts, und Rechberg von Bismarck die Erklärung des Einverständnisses mit Bundesreformvorschlägen verlangte.

Die Antwort auf Bismarcks Rundschreiben blieb nicht aus. Am 24. Februar veröffentlichte Rechberg seinerseits eine Erklärung, in der er laut und energisch gegen die von Bismarck erhobene Beschuldigung protestierte, daß Österreich den berechtigten Anforderungen der Stellung Preußens in den Weg träte. Die öffentliche Meinung würde über eine Gesinnung urteilen, die Österreich die Alternative stellte, den Schwerpunkt der Monarchie nach Ofen zu verlegen oder im nächsten europäischen Konflikte Preußen auf der Seite seiner Gegner zu finden. Niemals habe Österreich ein Recht Preußens bestritten, es habe im Gegenteil stets die weitgehendste Nachgiebigkeit diesem Staate gegenüber bewiesen.[1] Das ganze Schriftstück zeigte in der scharfen Tonart, in der es abgefaßt war, die Erregung, die in Wien über Bismarcks Vorgehen herrschte. Zugleich mochte aber auch die Niederlage, die Österreich am Bunde erlitten hatte, etwas den Tenor der Erklärung beeinflußt haben.

Am 22. Januar hatte nämlich endlich die Abstimmung über das österreichische Delegiertenprojekt am Bunde stattgefunden und hatte wider Erwarten zur Ablehnung dieses Vorschlages mit 9 : 7 Stimmen bei einer Enthaltung geführt. Dieses Ergebnis war dadurch herbeigeführt, daß einerseits die Staaten, die den Vorschlag als für eine Reform nicht genügend erachteten, wie Preußen, Baden, die sächsischen Häuser, aber anderseits auch diejenigen, die überhaupt gegen jede Volksvertretung am Bunde waren, Kurhessen, Dänemark-Schleswig, Luxemburg-Niederlande und Mecklenburg, dagegen stimmten. Preußen ging diesmal über die bloße Verneinung der öster-

[1] St. A. VIII, Nr. 1752.

reichischen Vorschläge in seinem Votum hinaus. Es erklärte, daß es in den Ausschüssen der Landesvertretungen nach österreichischem Vorschlage nur eine praktisch ganz bedeutungslose Einrichtung sehen könnte. „Nur in einer Vertretung, welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letzterer durch unmittelbare Wahl hervorgeht, kann die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden." Um aber dieser einen befriedigenden Wirkungskreis zu sichern, sei es notwendig, die Bundesverträge abzuändern und zu erneuern. Da aber vorläufig an die Möglichkeit, eine Nationalvertretung zu schaffen, nicht zu denken sei, so empfehle Preußen den Weg freier Vereinbarungen und kündbarer Verträge als Surrogat. Österreich betonte demgegenüber noch einmal, daß es in seinem Vorschlage eine wohlberechnete Übergangsmaßregel zu einer weitergehenden Reform sehe. Nach der Abstimmung gab es eine Sondererklärung ab, worin es sich das Recht wahrte, den Antrag vom 14. August, nachdem er als Bundesmaßregel abgelehnt sei, durch Vereinbarung mit den zustimmenden Regierungen zur Ausführung zu bringen. Es erklärte seine Bereitwilligkeit, jederzeit in die Beratung der Fragen einer wirksamen Exekutive und einer Gesamtvertretung einzutreten.[1]

Die offizielle Erklärung Preußens am Bunde hätte füglich alle Nationalgesinnten befriedigen können, doch verhielt sich die öffentliche Meinung ablehnend dagegen, wie wir unten im einzelnen sehen werden. Mit der Ablehnung des österreichischen Planes trat schnell eine gewisse Beruhigung in bezug auf die deutschen Angelegenheiten ein. Hinzu kam, daß in Preußen die inneren und polnischen Streitigkeiten fast das gesamte Interesse in Anspruch nahmen.[2] Die weiteren handelspolitischen

[1] St. A. VIII, 1750.

[2] Doch unterließ Bismarck es nicht zu versuchen, mit einzelnen

Schritte der Regierung, so die Anbahnung eines Handelsvertrages mit Belgien, fanden die volle Zustimmung des Landtags, doch erregten weder sie noch die Verhandlungen der Münchener General-Zollvereins-Konferenz, die vom 24. März bis zum 17. Juli tagte, viel Interesse in der öffentlichen Meinung. Bayern hatte hier zu wiederholten Malen versucht, die Festsetzung einer Antwort auf die von Österreich am 10. Juli 1862 eingebrachten Vorschläge in Sachen des Zollvereins zu erzielen. Obgleich es so weit ging, sogar Punktationen für die Regierungen vorzuschlagen, die gegen den französischen Handelsvertrag gerichtet waren, erreichte es doch nichts Positives, weil Preußen erklärte, erst nach Sicherung der Fortdauer des Zollvereins unter Aufrechterhaltung des mit Frankreich geschlossenen Vertrages mit Österreich in Unterhandlungen eintreten zu können.[1] Dagegen gewann die Erregung in Fragen der Bundesreform wieder neue Nahrung, als es bekannt wurde, daß Franz Joseph die Fürsten und die Bürgermeister der freien Städte zu einem Fürstentag nach Frankfurt zur Besprechung der deutschen Reformangelegenheiten eingeladen habe.

Wir haben gesehen, wie sehr die öffentliche Meinung mit dem Verhalten der preußischen Regierung in den inneren Angelegenheiten wie auch in der polnischen Frage im Sommer 1863 unzufrieden war. Es war daher nicht unberechtigt von der österreichischen Regierung zu glauben, daß jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen sei, um durch ein kühnes Vorgehen in der deutschen Frage sich ein für allemal die Vorherrschaft in Deutschland zu sichern, ohne daß Preußen imstande wäre, nachhaltigen Widerstand hiergegen zu leisten.[2] Die Pläne waren schon von

Mittelstaaten über Bundesreformfragen zu einer Verständigung zu gelangen, vgl. Beusts Briefwechsel mit Savigny, Beust 1, 310 ff.

[1] Weber, 423—25; Schultheß 1863, 33—46; Delbrück II, 257 ff.

[2] Die Meinung Ruvilles, daß Preußens Machtstellung nicht ge-

langer Hand vorbereitet. Die ursprüngliche Fassung der von Franz Joseph den Fürsten unterbreiteten Denkschrift stammte von Julius Fröbel. Dieser hatte, von Schmerling unterstützt und angeregt, seit 1861 verschiedene Reformpläne ausgearbeitet, die dann den wesentlichen Inhalt der österreichischen Vorschläge bildeten.[1]

Die gesamten Vorbereitungen waren im tiefsten Geheimnis geschehen, so daß eigentlich die Eröffnungen, die Franz Joseph dem preußischen Könige in Gastein machte, für alle Welt etwas Neues waren.

Die Zusammenkunft der beiden Monarchen fand am 2. und 3. August statt. In der mündlichen Besprechung hob der Kaiser die Hauptpunkte der beabsichtigten Reform hervor: ein Bundesdirektorium von fünf Mitgliedern und ein Bundesparlament aus Delegierten nur mit beratender Stimme sollte geschaffen werden. Zur weiteren Begründung seiner Ausführungen überreichte er dem Könige die Denkschrift, die in Wien ausgearbeitet war und bat ihn, seiner Meinung zu der Frage in einem Resumé Ausdruck zu geben. Die Denkschrift erklärte, daß die Bundesverträge von 1815 und 1820 seit lange in ihren Fundamenten erschüttert seien. Teils sei der Bund in der öffentlichen Meinung durch sein Unvermögen, die deutschen Interessen zu fördern, entwertet, teils seien neue Staatseinrichtungen geschaffen, die das Verhältnis der Einzelstaaten zum Bunde völlig umgestaltet hätten. So müsse man sich eingestehen, daß die deutschen Regierungen schon jetzt nicht mehr

fährdet gewesen wäre, sondern nur die kleindeutsche Politik Bismarcks, dessen Sturz man durch den Kongreß herbeiführen wollte, erscheint mir künstlich konstruiert. Vgl. Forsch. z. brandenb.-preuß. Gesch. XVI, 403 ff.

[1] Über die Verhandlungen und Vorbereitungen im einzelnen vgl. besonders Fröbel, „Ein Lebenslauf" II, 141 ff.; Sybel II, 408 ff.; Zwiedineck III, 251; Lenz, S. 199 ff.

in einem festen gegenseitigen Vertragsverhältnis zusammenständen, sondern nur noch bis auf weiteres im Vorgefühle naher Katastrophen nebeneinander fortlebten. Der Status quo der deutschen Bundesverhältnisse sei schlechthin chaotisch. Dem Streben der gemäßigten Parteien nach Bundesreform könnten sich die Regierungen nicht versagen. Österreich habe entschieden seine Mitwirkung zu einer organischen Reform in Aussicht gestellt, der Kaiser erkenne das Streben der Nation als berechtigt an und halte es für angebracht, seine Vorschläge den Mitfürsten zu unterbreiten. Österreichs Vorschläge könnten nur auf dem Föderativprinzip beruhen. Einrichtungen wie eine einheitliche Spitze oder ein aus direkten Volkswahlen hervorgehendes Parlament paßten nicht für den deutschen Bund. Dagegen sehe der Kaiser in der Kräftigung der Exekutivgewalt des Bundes und in der Berufung der konstitutionellen Körperschaften der Einzelstaaten zur Teilnahme an der Bundesgesetzgebung zwei in gleichem Grade unabweisbare Aufgaben. Zur Wahrung des monarchischen Prinzips der Abgeordnetenversammlung gegenüber sollten periodische Zusammenkünfte der Souveräne stattfinden. Ein Bundesgericht solle gleichfalls geschaffen werden. Eine Verständigung über Mittel und Wege zu einer Bundesreform würde am besten durch unmittelbaren Gedankenaustausch der deutschen Fürsten in eigener Person erzielt werden und daher wünsche der Kaiser diese zu laden. Zum Schlusse wurde darauf hingewiesen, daß Preußens Wille die Reform der Gesamtverfassung Deutschlands zwar faktisch und rechtlich hindern könne, ein absoluter Stillstand in der Reformbewegung sei jedoch nicht mehr möglich. Die Regierungen, die dies einsahen, würden sich daher gezwungen sehen, zur partiellen Ausführung der Reform im Bereiche ihrer Staaten zu schreiten und zu diesem Zwecke ihrem freien Bündnisrechte eine möglichst weitgehende Anwendung geben. Preußen möge daher seine bis-

herige Haltung aufgeben und dem österreichischen Vorschlage zustimmen.[1]

Die Äußerungen, die König Wilhelm dem Kaiser gegenüber bei der Unterredung getan hatte, faßte er, soweit sie sich auf die Reformfrage bezogen, in seinem Antwortschreiben zusammen, das bereits am 4. August nach Wien abging. Darin erklärte er, daß es ihm vorteilhaft erscheine, daß der Zusammenkunft der Souveräne eine Konferenz der Minister vorangehe, über deren Ergebnis von den Souveränen die Entscheidung zu treffen sein würde. Denn es sei unwahrscheinlich, daß die Fürsten allein die notwendigen Erwägungen anstellen könnten, bis zum 16. August vollends sei dies ausgeschlossen, keinesfalls könnte ein Fürstenkongreß mit Nutzen vor dem 1. Oktober stattfinden.[2] Die Delegierten würden voraussichtlich sofort größere Ansprüche machen, vermittelst eines konservativen Wahlgesetzes seien von direkter Volkswahl günstigere Resultate zu hoffen. Die Zusammensetzung des Direktoriums würde auch auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen.[3] Mit diesem Resumé wurde eine offizielle Ablehnung auf die Einladung nach Wien gesandt, die gleichfalls vorherige Ministerkonferenzen forderte.[4]

Noch während der König mit Bismarck an der Abfassung der Antworten arbeitete, überbrachte ein kaiserlicher Adjutant die Einladung zum Kongresse.[5] Am 4. wurden dann auch die Einladungen an die übrigen deutschen Fürsten und Vertreter der freien Städte versandt. Der König, der anfänglich noch geneigt schien, mit Österreich weiter zu unterhandeln[6], wurde durch Bismarcks Vorstellungen und die Erkenntnis, daß man

[1] St. A. VIII, Nr. 1754. — [2] Ebenda Nr. 1757.

[3] Sybel II, 345 f.; St. A. IX, 1844.

[4] St. A. VIII, Nr. 1755. Auch der Kronprinz befürwortete die Ablehnung der Einladung, vgl. Haym, Duncker, S. 315.

[5] Zwiedineck III, 255.

[6] Vgl. den Brief in Anhang Ged. u. Erinner., I, Nr. 73.

auf seine Einwände nicht hören wollte, doch dazu gebracht, bei seiner Ablehnung zu beharren. Eine erneute Einladung des Kaisers Franz Joseph vom 7. August, worin dieser den Wunsch ausdrückte, daß, wenn der König aus Gesundheitsrücksichten nicht erscheinen könne, er einen Prinzen mit seiner Stellvertretung beauftragen möchte, hatte daher keinen Erfolg.[1] Zur Begründung der ablehnenden Haltung Preußens sandte dann Bismarck am 13. und 14. August zwei Depeschen nach Wien. In der ersten gab er seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß Österreich in der Denkschrift die deutschen Bundesverhältnisse als so ganz verfahren bezeichnete und wünschte eine bündige Erklärung darüber, ob die an der Zusammenkunft teilnehmenden Staaten die vertragsmäßigen Bundespflichten rückhaltlos anerkennten oder nicht. Sei dies nicht der Fall, so fehle eben jedem Streben nach Reform der Bundesverfassung der Boden.[2] In der zweiten gab Bismarck genauen Aufschluß über die Unterhandlungen, die zwischen den Monarchen stattgefunden hätten. Er erklärte es dann der Würde seines Herrn nicht angemessen, sich nach Frankfurt zur Entgegennahme von Vorschlägen in Bundesangelegenheiten zu begeben, über welche der Rat Preußens nicht vorher gehört sei und deren volle Tragweite Seiner Majestät erst in Frankfurt eröffnet werden sollte. Ministerialkonferenzen seien vor der persönlichen Entscheidung der Monarchen unerläßlich gewesen. Preußen habe die Zeit für eine Initiative in der Bundesreformfrage nicht für günstig gehalten, es könne aber nach wie vor nur in einer nach dem Verhältnis der Volkszahl aus direkten Wahlen hervorgehenden Vertretung des Volkes mit beschließender Befugnis in Bundesangelegenheiten die Grundlage von solchen Bundesinstitutionen erkennen, zu deren Gunsten es in irgendwie erheblichem Umfange seiner Selbständigkeit entsagen könne.[3]

[1] St. A. IX, 1845. — [2] Ebenda VIII, 1756. — [3] VIII, 1757.

Damit war die entschiedene Ablehnung Preußens gegen das österreichische Projekt ausgesprochen. Doch schon am 17. versammelten sich sämtliche deutsche Fürsten mit Ausnahme von Holstein, Lippe und Anhalt-Bernburg in Frankfurt zu gemeinsamer Beratung. Die öffentliche Meinung war natürlich in hohem Maße erregt durch das Vorgehen Österreichs, man verfolgte mit der größten Spannung die weitere Entwicklung der Dinge, die von vornherein eines dramatisch-theatralischen Anstrichs nicht entbehrten.

Wir verfolgen jetzt noch einmal die Ereignisse vom Beginn des Jahres 1863 bis zum Zusammentritt des Fürstenkongresses an der Hand der Preßäußerungen.

Die Norddeutsche Allg. Ztg. zeigt immer deutlicher, namentlich auf diesem Gebiete, einen offiziösen Charakter. Über Bismarcks private Unterredungen äußert sie sich nur zurückhaltend. Das Scheitern des Delegiertenprojekts wird beifällig, als ein entschiedener Sieg der preußischen Regierung verzeichnet.[1] Die von Schwarzenberg begonnene österreichische Politik sei damit vorläufig zum Abschluß gebracht. Sehr nachdrücklich polemisiert sie gegen den Nationalverein und seinen Aufruf zur Feier des 28. März. Sie spricht seinen Mitgliedern jeglichen Idealismus in der deutschen Frage ab.[2] Mit dem Besuche des Herzogs von Koburg in Wien beginnen dann die Erörterungen über österreichische Reformabsichten. Es wird von vornherein die Ansicht vertreten, daß für das deutsche und preußische Interesse nicht viel dabei herauskommen werde, auch wenn der Herzog großen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge ausüben sollte.[3] Doch tritt in der nächsten Zeit die deutsche Frage wieder vollkommen in den Hintergrund. Die handelspolitischen Angelegenheiten werden nur ganz kurz abgetan, scheinbar ist hier die Zeitung

[1] N. A. Z. 20, 24./1., 31, 6./2. — [2] 70, 24./3. — [3] 137, 16./6.; 154—156, 5./7.—8./7.

von der Nutzlosigkeit aller Gegenbestrebungen überzeugt. Die Schuld, daß aus der wirtschaftlichen Frage eine politische geworden ist, wird lediglich Bayern und seinen Verbündeten zugemessen.[1] Vor der Zusammenkunft der beiden Monarchen in Gastein wird die Reformfrage nicht erörtert und auch dann erst, nachdem Positives durch die Veröffentlichung der „Wiener Zeitung" über den geplanten Fürstenkongreß bekannt geworden ist. Die N. A. Z. enthält sich bis zum Erscheinen der Bundesreformvorschläge auch dann noch jeder Kritik. Als Vorbedingung der Teilnahme Preußens an dem Kongresse wird jedoch von vornherein die Sicherheit, daß er zu einem bestimmten Ergebnis führen müsse, gefordert, und da diese sehr unsicher ist, die Beteiligung in Frage gestellt.[2] Das einseitige Vorgehen der Fürsten erscheint dem Blatte überhaupt sehr bedenklich[3], namentlich vermag es sich keine rechte Vorstellung davon zu machen, was aus den gefaßten Beschlüssen weiter werden soll. Es steht für die N. A. Z. fest, daß der Reformeifer Österreichs nur aus der Befolgung seiner eigenen Interessen zu erklären ist. Das Bekanntwerden des Reformprojektes bestätigt ihr diese Ansicht und sie erklärt sich energisch gegen die Ausbeutung der Wünsche des Volkes für Partikularinteressen.[4]

Es ist in der deutschen Frage hier von vornherein ein sehr stark ablehnender Standpunkt Österreich gegenüber eingenommen. Es spricht aus sämtlichen Äußerungen die feste Überzeugung, daß Österreich ganz ohnmächtig ist, gegen den Willen Preußens irgendeine Reform durchzusetzen. Von dem Siege der preußischen Handelspolitik ist das offiziöse Blatt ebenso fest überzeugt. Von allen Spekulationen hält es sich auch hier fern.

Die Neue Preuß. Ztg. vertritt wieder durchaus den Standpunkt, daß Preußen die Vereinigung mit Österreich anstreben

[1] N. A. Z. 170, 24./7. — [2] 184, 9./8. — [3] 187, 13./8. — [4] 192, 19./8.

soll, da sie ohne Einigkeit beide aus der Reihe der Großmächte ausscheiden würden. Allerdings sei dies nur möglich bei Bewilligung der berechtigten Forderungen einer jeden Macht. Infolgedessen billigt die Krzztg. das Vorgehen der Regierung in der Delegiertenfrage, sie glaubt auch, daß ohnehin die Gefahr eines Bruches nicht groß ist.[1] Deutschlands Einigkeit ist ihrer Ansicht nach weder durch kleindeutsche noch großdeutsche Unionen zu machen, am allerwenigsten durch den undeutschen Nationalvereinsschwindel, zu finden sei sie nur in einer Vereinigung mit Österreich.[2] Besonders nachdrücklich bekämpft wird der Nationalverein, weil in ihm die Demokratie im Vordergrunde steht und weil er im Grunde noch dieselben Ziele verfolgt wie die Demokraten im Jahre 1848. Es sei allerdings noch nicht erforderlich, Gewaltmaßregeln gegen ihn zu ergreifen, aber bei solchen Beschlüssen, wie die Feier der Gründung der Reichsverfassung, müsse man doch ernstlich an die Abwendung von Schaden denken.[3] Wenn die Linke in Preußen ans Ruder käme, wäre ein ähnlicher Zustand zu erwarten wie 1848, damit würden die Umsturzelemente auch nach außen das Heft in die Hand bekommen. Dagegen sei die jetzige Regierung nicht im geringsten gesonnen, den Rechtszustand in Deutschland anzutasten. Die bayrischen Versuche zur Sprengung des Zollvereins flößen der Krzztg. weiter keine Sorge ein, sie sieht in solchen Schwierigkeiten nur den sichersten Weg, eine spätere Zolleinigung mit Preußen um so gesicherter und fester zu machen. Österreich in Zollfragen entgegenzukommen, ist sie nicht abgeneigt, doch wünscht sie nicht den Eintritt dieses Reiches in den Zollverein im bisherigen Sinne. Sie weiß, daß das Streben Österreichs dahin geht, weil die Garantie des österreichischen Territorialbestandes durch den deutschen Bund die notwendige Konsequenz

[1] Krzztg. 10, 12. 13., 15./1. — [2] 65, 18./3. — [3] 72, 74, 26., 28./3.

davon wäre.[1] Von Anfang Juli ab bringt die Krzztg. Gerüchte von einer im Gange befindlichen Bundesreform durch Österreich. Mitte Juli weiß sie schon mitzuteilen, daß die Hauptpunkte auf eine Volksvertretung am Bunde, die nicht durch direkte Wahlen gewählt wird, und eine stärkere Bundesexekutive hinauslaufen. Allerdings glaubt sie nicht, daß es Schmerling gelingen wird, ein Projekt zu schaffen, in dem die Souveränität der kleineren deutschen Fürsten neben einem deutschen Parlamente aufrechterhalten bleibt. Dagegen begrüßt sie es mit Genugtuung, daß die Herrscher Preußens und Österreichs persönlich zusammenkommen wollen. Wenn diese beiden Mächte einig sind, hält sie jede künstliche Steigerung der Bundesexekutive für überflüssig.[2] Als die Einladungen zur Fürstenkonferenz ergangen sind, stellt sie sich auf den Boden der preußischen Regierung und billigt deren ablehnende Motive. Die Krzztg. betont, daß die Reform der Bundesverfassung auch von Preußen längst als Bedürfnis erkannt sei. Aber man wolle keinen Umsturz alles Bestehenden. Ein engerer Bund erscheint ihr unmöglich. „Wer nach solch einer Veränderung trachtet, der wird auch das Maß der Einigung noch zerstören, das uns zum Heile Deutschlands bisher geblieben ist.“[3] Die Bedenken, die sie gegen das österreichische Vorgehen hegt, sind die folgenden: 1. das Einverständnis zwischen Preußen und Österreich ist die conditio sine qua non jeder Reform, daher sei 2. das Verfahren der kaiserlichen Regierung ohne Garantie des Gelingens; 3. bei einer Fürstenzusammenkunft würden sich die Privatinteressen der Souveräne geltend machen; 4. Österreich arbeitet der Revolution durch die Erklärung der Bedeutungslosigkeit des Bundes in die Hände; 5. es sagt sich zugleich von den Bundesverträgen los und legt 6. auf Einverständnis mit Preußen keinen Wert.[4]

[1] Krzztg. 161, 162, 14., 15./7. — [2] 165, 166, 18., 19./7. — [3] 187, 13./8. — [4] 190, 16./8.

Die Gesamthaltung ist also durchaus dieselbe geblieben, wie wir sie kennen gelernt haben: möglichste Einigung mit Österreich, möglichst wenig Reform. Die große Abneigung gegen alles Demokratisch-Liberale, insbesondere gegen den Nationalverein tritt deutlich hervor. Das Vorgehen der Regierung findet wohl hauptsächlich deshalb ihre Billigung, weil es die Ausführung einer Reform bis auf weiteres vertagt. Alles, was eine deutliche Abkehr von Österreich zeigt, übergeht die Zeitung möglichst mit Stillschweigen oder hofft auf baldige Besserung der Beziehungen, so bei den Unterredungen Bismarcks mit Károlyi. Mit dem Verhalten Österreichs ist sie gar nicht zufrieden, zumal da dadurch alle ihre Pläne hinfällig werden. Sie droht beständig mit dem Schreckgespenst einer Revolution, die hereinbrechen wird, wenn man an den Bundesverträgen tastet. Die Partei verharrt völlig in ihrer Verneinung, positive Vorschläge, wie eine Besserung sich erzielen lasse, gehen von ihr nicht aus. Die ganze deutsche Bewegung scheint ihr, da sie von den politischen Gegnern ausgeht, verhaßt.

Die Kölnische Zeitung zeigt eine lebhafte Erregung über die Unterredungen Bismarcks mit Károlyi, deren Inhalt sie am 3. Januar nach den Mitteilungen des Nürnberger Korrespondenten bringt. Sie wendet sich gegen die Ausführungen in auswärtigen Blättern, daß Bismarck darauf ausgehe, einen Krieg vom Zaune zu brechen. Einmal sei er dazu gar nicht imstande, weil die Volksvertretung nicht einwilligen würde, und dann sei der Ton der Bismarckschen Depeschen an Werther so gehalten gewesen, daß er die Ursachen der Entfremdung zwischen den beiden Großmächten mildern oder beseitigen sollte. Allerdings hält die K. Z. weitere Verwicklungen nicht für gänzlich ausgeschlossen.[1] Den Kern der Unterredungen sieht sie richtig in

[1] K. Z. Nr. 4—10, 4.—10./1.

der Erklärung, daß Preußen sich in Deutschland nicht von Österreich ins Handwerk pfuschen lassen will. Mit der Spenerschen Ztg. hält sie die Politik Bismarcks nur für eine natürliche Folge der Ansprüche Österreichs auf Unterordnung Preußens. Für einen preußischen Staatsmann sei der aufrichtige Versuch lohnend, die politischen Beziehungen, welche auf Bundesverträgen und deutscher Nationalität beruhten, in Übereinstimmung mit den eigenen Interessen zu beleben. Sollte dies mißlingen, so dürfte er noch weiter von Österreich abführende Bahnen einschlagen.[1] Hat bis hierhin immer noch ein gewisses Vertrauen zur eigenen Tätigkeit Bismarcks in der deutschen Frage obgewaltet, so tritt mit der Verschärfung des Konflikts auch eine erhebliche Abneigung gegen seine deutsche Politik ein. Allerdings bleibt die K. Z. in handelspolitischen Angelegenheiten auf seiten der Regierung, sie verteidigt den Handelsvertrag mit Frankreich und will Preußen lieber mit aller Welt ohne Österreich als mit Österreich verbunden sehen.[2] Man fürchtet, daß Bismarck auf Grund der auswärtigen Verwicklungen Österreichs Verbündeter werden könnte.[3] Ende Juni weiß die K. Z. von Verhandlungen zu berichten, die zwischen Österreich und Koburg über die Reformfrage stattgefunden hätten; doch bringt sie ihrer vorsichtigen Haltung während der Dauer der Preßverordnung gemäß über die Einberufung des Fürstenkongresses im wesentlichen nur Tatsachen. Zufrieden ist sie nicht mit der Regierung, sie wünscht ein Heraustreten aus der bloßen Verneinung und eine Verkündigung der wahren Wünsche der deutschen Nation. Nur glaubt sie freilich, daß dazu ein Wechsel des inneren Regierungssystems notwendig ist.[4] Die altliberale Berliner Allgemeine Zeitung sieht der Entwicklung ohne jede Hoffnung, aber auch ohne jede Sorge entgegen, wenn man auch in dem

[1] K. Z. 16, 16./1. — [2] 209, 31./7. — [3] 124, 5./5. — [4] 223, 13./8.

Vorgehen Österreichs einen Schachzug sehen könnte, Preußen herabzusetzen und eine antipreußische Koalition unter den deutschen Staaten herbeizuführen.

Die K. Z. hegt zwar den festen Wunsch, Preußens Stellung in Deutschland nicht verkümmern zu lassen, doch ist sie jeder ernsten Auseinandersetzung mit Österreich abgeneigt. Solange es irgend geht, wünscht sie ein versöhnliches Auskommen mit dem Rivalen. Mit der Wahrung des preußischen Standpunktes in der Delegiertenfrage ist sie ganz zufrieden, nicht so mit der weiteren Entwicklung der Dinge. Sie hält Bismarck nach seinem ganzen Auftreten für unfähig, die preußischen Interessen mit Nachdruck zu vertreten, sie bemüht sich auch gar nicht weiter, ihm auf seinem Wege zu folgen. Sie glaubt nicht, daß er alles verneinen kann, doch hält sie eigene praktische Vorschläge in kleindeutschem Sinne, selbst wenn er sie aufstellen sollte, für ihn selbst unausführbar.

Auch die Preußischen Jahrbücher halten Bismarck für machtlos in deutschen Angelegenheiten. Wenn es durch seine Unternehmungslust und Entschiedenheit in der Delegiertenfrage zum Kriege gekommen wäre, so hätte dieser nach ihrer Ansicht den Sturz des herrschenden Systems herbeigeführt. „Es ist das eine interessante Seite an der widerspruchsvollen Position des Herrn v. Bismarck. Seine äußeren Unternehmungen, wenn eine von ihnen zu einem ernsten Zusammenstoße führte, würden seiner inneren Politik den Boden unter den Füßen wegstoßen."[1] Aus dem gleichen Grunde gefällt ihnen auch das Bismarcksche Aktenstück über die Verhandlungen mit Österreich nicht. Sie wünschen solche Erörterungen auf den Zeitpunkt verspart zu sehen, wo man ihnen praktischen Nachdruck geben kann. Auf jeden Fall sollte man sie nicht sofort durch die Tat vereiteln, wie dies durch die polnische Frage und ihre Folgen geschehen sei.[2] Die Pr. J.

[1] Pr. J. XI, 90 ff., 23./1. 63. — [2] XI, 188.

zweifeln sogar daran, daß das herrschende System die genügende Kraft besitzt, um überkommene Güter, d. h. den Zollverein, zu erhalten. Allerdings glauben sie nicht, daß mit dem bayrischen Projekt, das ihnen außerordentlich leichtsinnig erscheint, nun auch schon die Würfel über das Bestehen des Zollvereins geworfen seien. Auch sie haben im Juli von den Gerüchten über die bevorstehende Bundesreform gehört und bringen daher noch einmal ihre Ansichten darüber vor. Danach kann die deutsche Frage nur von Preußen oder der Revolution angefaßt werden. Es gibt eben Aufgaben, die nicht durch die liberale Gesinnung allein, sondern durch reelle Kräfte, die von geographischen und ethnographischen Verhältnissen abhängen, gelöst werden müssen. Österreich ist zur Lösung der Frage nicht fähig. Es kann ohne Gefährdung seines Einflusses immer nur ein Bundesdirektorium bieten, in welchem das Stimmrecht der Mittelstaaten konserviert und das der meist nationalgesinnten Kleinstaaten annulliert ist. Das würde aber im Vergleich zum Bundestage lediglich eine Verschlechterung bedeuten. Preußen ist dagegen stark genug, um die nationale Frage positiv und negativ zu bestimmen, entsagt es jedoch dem liberalen Prinzip, so gerät damit auch die nationale Bewegung in Stillstand. Die liberalen Ideen kann es allerdings nicht zum Stocken bringen.[1]

Die Betrachtungen sind dem Charakter des Blattes entsprechend in sehr ruhigem Tone angestellt. Die Verhältnisse werden im großen und ganzen richtig beurteilt, einseitig erscheint nur die Ansicht, daß ohne Liberalismus eine Lösung nicht gegeben werden kann. Daß nur Preußen die Reform wirklich in Angriff nehmen kann, Österreich hingegen stets nur Halbes zu bieten imstande ist, steht für die Pr. J. fest. Doch können auch sie sich von der Vorstellung nicht freimachen, daß

---

[1] Pr. J. XII, 73 ff., 29./7.

es Bismarck nicht möglich ist, die Wünsche der Nation zu erfüllen, weil seine ganze Politik nicht dazu angetan ist, ihm den nötigen Rückhalt für seine Unternehmungen zu schaffen. Eine auswärtige Politik, die scheinbar zu der inneren im Gegensatze steht, ist ihnen nicht faßlich.

Die Grenzboten beschäftigen sich vorläufig noch weniger mit der Politik der preußischen Regierung als mit den verschiedenen deutschen Parteien. In einem Überblicke über „die alten und neuen Parteien" weisen sie darauf hin, daß die nationale Partei die Vermittlerin zwischen Altliberalen und Demokraten geworden ist. Durch die Bildung der großdeutschen Partei und die dadurch hervorgerufene Klärung der Gegensätze habe sie nur gewonnen. Die Gegensätze zwischen Preußen und den übrigen deutschen Liberalen seien durch das feste Programm der preußischen Fortschrittspartei auf Lösung der deutschen Frage völlig ausgeglichen. Das vorläufige Schwanken in dem Programm der Nationalpartei sei durch das allmähliche Werden durchaus gerechtfertigt.[1] Von den Maßregeln der preußischen Regierung erregt besonders das Verbot der Wochenschrift des Nationalvereins und der Süddeutschen Zeitung (30. März) ihren Zorn. Sie sehen darin einen Akt persönlichen Unwillens des Ministeriums gegen die nationale Partei, die ihm im Abgeordnetenhause Schwierigkeiten bereitet. Sollte die Regierung die Absicht haben, das Verbot des Nationalvereins folgen zu lassen, so würde das nur widerwärtig auf die preußischen Verhältnisse zurückwirken, es würden sich dann geheime Gesellschaften bilden. Die gegenwärtige preußische Politik ermögliche den Freunden Preußens nur eine abwehrende Haltung.[2] Sehr eingehend beschäftigen sich dann die Grzbot. mit dem Verhältnis zwischen Preußen und Österreich. Die nationale Partei halte fest an der Erkenntnis, daß

[1] Grzbot. 1863, II, 1 ff. — [2] 1863, II, 149 ff.

der Dualismus das Haupthindernis der Neugestaltung Deutschlands sei. Die einheitlichen Bestrebungen der Nation müßten sich darauf gefaßt machen, an einem gewissen Punkte angelangt dem bewaffneten Widerstande Frankreichs zu begegnen. Man müsse daher die deutsche Frage in den Zusammenhang der europäischen Politik einreihen. Es wäre zu untersuchen, ob eine politische Kombination möglich sei, die Preußen gestatte, Österreich im Osten zu unterstützen und als Entgelt dafür Österreichs Neutralität und seine Unterstützung in deutschen Angelegenheiten zu gewinnen. „Allerdings wäre es ein sehr unfruchtbares Bemühen, wenn Preußen auf dem Wege der Verhandlungen sich mit Österreich über die deutschen Angelegenheiten auseinandersetzen wollte." Das Ziel Preußens könne nur sein, vor allen Verhandlungen eine vollendete Tatsache zu schaffen. Ein Zusammengehen mit Österreich könne nur relativ gefordert werden, es hänge das von seinem Verhalten in der deutschen und auswärtigen Politik ab. Österreich müsse wissen, daß Preußen keineswegs gezwungen sei, seiner Politik in europäischen Dingen Vorschub zu leisten. Nur so sei ein aufrichtiges Bündnis möglich. Der Kampf um Schleswig-Holstein werde zugleich der Kampf für die politische Einigung Deutschlands werden, er werde für Preußen den günstigsten Ausgangspunkt bieten, da dabei Österreich die Gewährung seiner Hilfe nicht an Bedingungen knüpfen könne.[1] Eine Lösung der deutschen Frage durch Preußen im Bunde mit Frankreich und Rußland ist den Grzbot. nicht erwünscht, da dann sehr leicht das Werk der Einigung sich in ein Werk der Eroberung verwandeln und die Idee des Bundesstaates dem Einheitsstaat weichen würde.[2] Österreich und die Würzburger können nach Ansicht der Grzbot. nur in der Verneinung einig sein, vielleicht

[1] Gzbot. 1863, II, 349ff. — [2] II, 376ff.

die Sprengung des Zollvereins erreichen. Die Triasidee halten sie für nicht ausführbar. Österreich kann auch den Mittelstaaten nur um den Preis der unbedingtesten Hegemonie Zugeständnisse machen. Die Ausführung der sogenannten Reformidee wäre die größte Hemmung für die Einigung der deutschen Staatengruppe wie der österreichischen Völkergruppe. Der Dualismus kann nur überwunden werden durch völlige Trennung Österreichs und Preußens, d. h. durch Ausscheidung Österreichs aus dem deutschen Bunde.[1] Trotz der Gerüchte glauben die Grzbot. nicht recht an die Vorlegung eines Reformprojekts durch Österreich. Sollte es dennoch geschehen, so könnte damit nur beabsichtigt sein, den guten Willen zu zeigen und ein etwa gegebenes Versprechen zu erfüllen, die Realisierung liege ebensowenig in seinem Interesse wie in dem des deutschen Volkes.[2]

Man kann den Ausführungen der Grenzboten ein Verständnis für die deutsche Frage nicht absprechen. Sie erkennen klar die Notwendigkeit für Preußen, sich mit Österreich auseinanderzusetzen, und wissen, daß es dabei schwerlich friedlich hergehen wird. Verhandlungen mit Österreich erscheinen ihnen zwecklos, solange nicht Preußen über eine größere Machtfülle gebietet. Sie billigen indirekt den Bismarckschen Standpunkt, daß Preußen nicht ohne weiteres der Bundesgenosse Österreichs im Falle einer europäischen Verwicklung zu sein braucht. Von den österreichischen Reformvorschlägen wollen sie nichts wissen, diese können ihres Erachtens keinesfalls genügen, die Wünsche der Nation zu befriedigen. Ihr Ziel ist ganz deutlich ein Bundesstaat unter Ausschluß Österreichs mit preußischer Spitze, der ohne fremde Hilfe geschaffen werden soll. Die derzeitige preußische Regierung ist allerdings auch ihnen nicht gerade sympathisch.

[1] Gzbot. III, 41 ff. — [2] III, 77 ff.

Die Volkszeitung beschäftigt sich nicht so eingehend mit der deutschen Frage, für sie steht die innere Politik im Vordergrund. Preußens Erklärung am Bundestage übergeht sie mit Stillschweigen. Von der Verwicklung der europäischen Verhältnisse, wie sie durch die polnische Frage geschaffen ist, erwartet sie die Isolierung Preußens in Deutschland und fürchtet, daß Österreich seine Pläne, die auf ein neues Olmütz oder die Zertrümmerung Preußens hinauszulaufen scheinen, ungehindert durchsetzen wird.[1] Ende Juni weiß sie wie die K. Z. von dem österreichischen Vorhaben näheres zu berichten. Angeblich hat danach Österreich seine Absichten auf den Eintritt seines gesamten Länderkomplexes in den Bund, sowie das Delegiertenprojekt fallen lassen, um auf die Unterstützung des deutschen Volkes rechnen zu können. Die V. Z. ist der Ansicht, daß die Stimmung im Volke jedes reformatorische Vorgehen Österreichs stark ermutigt, zumal da dieses sehr vorsichtig vorgehen wird.[2] Nur in betreff des Zollvereins ist sie beruhigt, hier könne Bayern mit seinen Plänen höchstens auf die Zustimmung von Württemberg, Nassau und Hessen-Darmstadt rechnen. Die Stimmung in Bayern würde auch bald umschlagen, wenn Preußen sich nur energisch erwiese.[3] Dagegen äußert sie sich sehr bestürzt, als Österreichs Unternehmungen in der Bundesreformfrage bekannt werden. Alle Behauptungen, daß diese scheitern werden, weil die Mittelstaaten sich ihnen entgegenstellen, das protestantische Norddeutschland und seine industriellen Interessen die Einigung mit Österreich hindern, der Abgeordnetentag jede fesselnde Verbindung mit ihm ablehnen wird, glaubt sie im Hinblick auf die kriegerische Lage Europas nicht haltbar. Sie meint, daß alle Österreich zufallen werden, wenn Frankreich den Durchzug durch Deutschland nach Polen fordert und gegen

---

[1] V. Z. Nr. 99, 29./4. 63. — [2] 145, 25./6. — [3] 162, 15./7.

Annahme seiner Pläne Deutschland den Frieden garantiert.[1] Gerade durch die Geheimhaltung der Pläne ist es für die V. Z. erwiesen, daß der Kaiserstaat die Situation benutzt und sich auf Frankreich stützt. Daß es trotz der Geheimhaltung nicht fürchtet zu scheitern, erscheint ihr viel bedeutsamer und bedenklicher als alles, was der Fürstenkongreß noch enthüllen kann. „Hinter der Vorlage lauert der feste Plan: Österreich will sich mit Hilfe Frankreichs in Deutschland entschädigen für die Opfer, die es der Neugestaltung der europäischen Staaten bringt."[2] Damit, daß Österreich jetzt ernstlich die Reform Deutschlands in die Hand nehme, sei eine gänzlich neue Situation geschaffen, es zeige, daß die österreichische Dynastie mit dem Sturze des Absolutismus heimatlos geworden sei und suchen müsse, sich in Deutschland zu entschädigen. Sie habe erkannt, daß sie den einzelnen Nationalitäten bedeutende Zugeständnisse betreffs ihrer Selbständigkeit machen müsse und daher suche sie einen neuen Mittelpunkt in einem mit Frankreichs Hilfe umgestalteten Deutschland, in welchem Preußen zu einem mäßigen Mittelstaat herabgedrückt würde. Der Reformplan sei so angelegt, daß Preußen zu allem nein sagen müsse und so recht isoliert würde.[3]

Die Stellung der V. Z. zu der Reformfrage bietet eigentlich ein unerfreuliches Bild dar. Sie ist so sehr voreingenommen gegen alles, was die Regierung unternimmt, so erfüllt von Haß gegen Bismarck, daß sie alles, was auf selbstbewußtes Auftreten Preußens hindeutet, nach Kräften ignoriert und nur die schwärzesten Seiten hervorkehrt. Hat sie vorher eigene Forderungen Preußens in der Reformfrage verlangt, so kümmert sie sich

[1] V. Z. 184, 9./8. 63. — [2] 190, 16./8. — [3] 192—194, 19.—21./8. In vollem Gegensatze zur der V. Z. glaubt die Spenersche Zeitung, daß Preußen die ganze Angelegenheit in die Hand nehmen müsse und daß es ihm ein leichtes sein würde, in seiner Jugendstärke Österreich zu überbieten.

nicht darum, als diese wirklich gestellt werden. Ihre Furcht vor den gewaltsamen Schritten Österreichs erscheint selbst zu damaliger Zeit höchst seltsam; die Pläne, die sie sich aus dem selbstbewußten Auftreten dieser Macht konstruiert, zeugen von einer reichen Einbildungskraft, aber geringem politischen Verständnis. Sie kennt keine selbstbewußte Ablehnung der österreichischen Vorschläge, wie z. B. die Grenzboten, es scheint, als ob sie das Spiel von vornherein verloren gibt und eine Unterwerfung Deutschlands unter den Kaiserstaat für unabweislich hält.

Etwas ruhiger ist der Standpunkt der Deutschen Jahrbücher. Allerdings rechnen sie das Scheitern der Delegiertenfrage nicht Preußen, sondern Baden zum Verdienst an. Überhaupt erscheint ihnen die Lage der Regierung höchst bedenklich, ein deutliches Merkmal dafür sei es, daß Rechberg in seiner Antwortnote vom 28. Februar habe fragen dürfen, worauf sich die preußischen Ansprüche auf Deutschland stützten und worin sie beständen.[1] Durch die Zollvereinsfrage würde Preußen zu einer aktiven deutschen Politik gedrängt. Man könnte im ganzen mit der Handelspolitik des Ministeriums zufrieden sein, wenn nicht dessen auswärtige Politik auch den Handelsvertrag den Angriffen von verschiedenen Seiten aussetzte.[2] Die Reise des Herzogs von Koburg nach Wien zeigt nach Ansicht der D. J. deutlich, wie Österreich die Lage auszunutzen gedenkt. Es hofft, die beiden großen Hindernisse, die jeder Reform im Wege stehen, den Souveränitätsdünkel der kleinen und den Dualismus der großen Staaten zu überwinden. Allerdings kann Österreich nicht das verwirklichen, was die D. J. unter deutscher Bundesreform verstehen.[3] Vielmehr bezwecken alle diese Anläufe ihres Erachtens nur, die deutsche Einheitsbewegung allmählich in den Händen

[1] D. J. 29./3. 63, VII, 145 ff. — [2] 29./4. VII, 319. — [3] VIII, 161, Juni.

der österreichischen Diplomatie erstarren zu lassen. Demgegenüber soll der Nationalverein nachdrücklichst betonen, daß die Einheit aus der Mitte des deutschen Volkes herausgeboren werden muß. Für den Zollverein und Handelsvertrag fürchten die D. Z. trotz aller Intrigen nichts.[1]

Sie zeigen zwar genau dieselbe ablehnende Haltung jeder Unternehmung des preußischen Ministeriums gegenüber wie die V. Z., doch beschäftigen sie sich nicht wie diese mit Hirngespinsten, sondern stellen die feste Forderung nach Ablehnung jeder von Österreich ausgehenden Reform auf. Mit der Entwicklung der handelspolitischen Angelegenheiten zeigen sie sich zufrieden. Sie sind auch von dem Dogma durchdrungen, daß es für ein liberales Preußen ein leichtes sein würde, sich in Deutschland durchzusetzen. Es widerstrebt ihnen, einem andersgesinnten Führer zu folgen, auch wenn er Wege einschlägt, die die Erreichung des Zieles möglich erscheinen lassen.

In energischer Ablehnung Bismarck gegenüber verharrt natürlich die Wochenschrift des Nationalvereins. Für seine freimütigen Äußerungen gegen Károlyi hat sie nur Hohn und Spott. Es ist das in ihren Augen das Zeichen eines sehr genialen Politikers. „Was kann Bismarck dafür, daß die geniale Politik nichts mit dem gesunden Menschenverstande gemein hat?“[2] Für das Auftreten Preußens am Bundestage hat sie keine Worte der Anerkennung. Sie nimmt das Verhalten der Regierungen für Possenspiel. Die Beseitigung des Delegiertenprojekts sei im besten Einverständnis mit den Hauptbeteiligten erfolgt. Die Erklärung Preußens zugunsten einer Nationalvertretung im Munde eines Vertreters der Bismarckschen Politik sei lediglich eine schöne Redensart. Die „wutschnaubende Zurückweisung“ des badischen Antrages habe die Unehrlichkeit des ganzen Reformhandels gezeigt.[3] Die Veröffentlichung der Unterhandlungen zwischen

[1] D. Z. VIII, 329, 25./7. — [2] N. V. W. 142, 16./1. — [3] 144, 30./1.

Berlin und Wien verfällt dem heftigsten Tadel der N. B. W. Eine preußische Niederlage erscheint ihr bei dem Streite unvermeidlich. Es ist ihr zweifelhaft, ob die Äußerungen Bismarcks vor dem schlichten Menschenverstande bestehen können. Daß Bismarck die Metternichsche Zeit wiederherbeiwünscht, heißt mit anderen Worten, daß „die Rolle des Jaherrn, die Preußen bis 1848 in der Welt spielte, das höchste Ziel des Ehrgeizes des Mannes der großen Aktion ist". Um Österreich zu verdrängen, muß Preußen nicht mit Redensarten und leeren Ansprüchen, sondern tatsächlich sich so breit machen, daß für den Nebenbuhler kein Platz bleibt. „Das Preußen des Herrn von Bismarck ist nun freilich zu allen diesen Verrichtungen so wenig angetan wie jener zum Lautenschlagen (!); alle Versuche schlagen fehl."[1] Selbst in Zollvereinsfragen hält die N. B. W. Preußen für machtlos; sie glaubt, daß es den fest von ihm behaupteten Standpunkt aufgeben wird, da es gar nicht imstande ist, ein Abkommen auf erträgliche Bedingungen zu verweigern.[2] Ende Juni hat auch die N. B. W. von großdeutschen Bundesreformplänen „munkeln" gehört. Doch glaubt sie nicht, daß es dazu kommen wird, vielmehr wird die Bundesreform ruhen, bis entweder die preußische Politik zur Vernunft gekommen ist oder durch gewaltsame Ereignisse ein ganz neuer Boden für die Volkspolitik geschaffen ist. Die nationale Partei wird an ihrem Programm der einheitlichen Spitze festhalten, diese aber trotz aller Erbitterung nicht in Österreich suchen, nicht das Schwierige mit dem Unmöglichen vertauschen.[3] Durch die großdeutschen Blätter, die sich über die geringen Erfolge, die der Nationalverein bisher erzielt hat, lustig machen, läßt sie sich nicht beirren, sondern weist ihnen nach, daß sie angesichts der großen Unterstützung, die sie genossen haben, noch weniger

[1] N. B. W. 151, 20./3. — [2] 161, 162, 7./6. — [3] 165, 28./6.

zustande gebracht haben.[1] Die Verhandlungen der Generalzollkonferenz erregen nach wie vor ihre schweren Bedenken, sie fürchtet, daß der Zollverein gesprengt werden wird, entweder durch den Austritt Süddeutschlands oder den Eintritt Österreichs, wenn nicht noch rechtzeitig ein Systemwechsel in Berlin dies hindert.[2] Dagegen lehnt sie alle Gerüchte über großdeutsche Bundesreform, da „jedem Entwurfe dieser Art eine ähnliche innere Unmöglichkeit entgegensteht wie der Quadratur des Kreises", als unwahrscheinlich ab. Als dann das Vorgehen des Kaisers Franz Joseph bekannt wird, verhält sie sich auch diesem gegenüber sehr skeptisch. Man hätte von den letzten Fürstenzusammenkünften nichts Gutes gehabt, auch das, was in der Presse von den Plänen verlautbare, lasse nicht allzuviel von der Reform erwarten. Immerhin sei der österreichische Plan der Ausdruck der Erkenntnis dafür, daß die nationale Einheits- und Freiheitsbewegung nicht länger aufzuhalten sei. Die Fürsten sollten sich dessen bewußt sein, daß sie mit dieser Bewegung zusammengehen müßten. „Es gibt nur ein Programm, auf Grund dessen die endliche Einigung zwischen den deutschen Fürsten und der deutschen Nation möglich ist: Die vollständige Lösung der Gelübde von 1813, die unverkürzte Wiederherstellung des Rechtsbodens von 1848 und 1849, und demgemäß die Einberufung des deutschen Parlaments auf Grund des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849, zum Zweck der Ausführung der Reichsverfassung vom 28. März nach den erforderlich gewordenen Modifikationen, und der Einsetzung der Zentralgewalt."[3] Um

[1] N. B. W. 166, 5./7.

[2] 167, 12./7. Ein Korrespondent (P.) sieht allerdings die Sachlage etwas anders an und glaubt, daß weder die Kammern der Mittelstaaten den bayr. Vorschlägen zustimmen werden, noch Bismarck seine Stellung aufgeben wird, und daß daher die Münchner Koalition keinen Erfolg haben wird.

[3] N. B. W. 172, 16./8.

die Überzeugung zu ändern, daß dies der geeignete Boden für eine Reform ist, müßte schon sehr reicher Ersatz in den österreichischen Vorschlägen enthalten sein. Es sei kaum anzunehmen, daß die Wünsche des deutschen Volkes befriedigt werden würden.[1]

Der Nationalverein zeigt also ein nachdrückliches Beharren bei dem im vorigen Herbste aufgestellten Programm. Die Reichsverfassung bleibt für ihn die einzige Möglichkeit für die Lösung der deutschen Frage. Und doch hatte er am 31. Mai eine feierliche Absage an Preußen erlassen und damit die praktische Durchführung des Programms in dem von ihm erstrebten Sinne gewissermaßen zur Unmöglichkeit gemacht. Durch die Politik Preußens war er in eine durchaus widerspruchsvolle Lage geraten, aus der es so gut wie unmöglich war, einen passenden Ausweg zu finden. Alle großen Phrasen über die Macht der nationalen Idee und den unverkennbaren Erfolg der Agitation des Vereins konnten über dieses Dilemma nicht hinwegtäuschen. Mit der festen Grundlage mußte aber auch die sichere Haltung verschwinden. Um nur einigermaßen festen Halt zu bewahren, klammerte man sich an ein konstitutionelles Scheingebilde, das als Ganzes sicher nicht die Lösung bringen konnte. Der Haß gegen Bismarck führte zu einer Verkennung aller von Preußen unternommenen Schritte, ebenso wie die V. Z. sieht auch die N. V. W. die Lage Preußens für viel bedenklicher an, als sie tatsächlich ist. Ebenso abgeneigt wie dem „Großpreußentum“ ist sie dem Großdeutschtum, das sie auch herunterzusetzen sucht, wo es irgend geht. Österreich betrachtet sie nicht geradezu als Feind, sie will zwar von einem Eintritt des Reiches in den Bundesstaat nichts wissen, doch will sie nicht, daß es zum unversöhnlichen Feinde des neuen Deutschen Reiches werde und namentlich strebt sie eine engere Verbindung mit den öster-

[1] N. V. W. 173, 23./8.

reichischen Liberalen an.[1] Im ganzen ist ihre Stellung durchaus einseitig-doktrinär, ihr Urteil stark befangen. Den österreichischen Reformvorschlägen steht sie sehr skeptisch gegenüber und erwartet kaum etwas den Wünschen des Volkes Entsprechendes, da die Rechtsgrundlage von 1851 gewählt ist und viele reaktionäre Staatsmänner die Fürsten nach Frankfurt begleitet haben.

Die gesamte liberale Partei hat sich auch in dieser Frage wieder im Grunde zusammengefunden, doch nicht ohne erhebliche Unterschiede in ihren einzelnen Richtungen aufzuweisen. Während der rechte Flügel noch eine halbwegs versöhnliche Stellung Bismarck gegenüber einnimmt, ihn allerdings auch ablehnt, sind die radikaleren Elemente voller Wut auf ihn, der „Preußen verderbt". Verständnis für die von Bismarck eingeschlagene Politik ist nicht zu entdecken, obgleich ein liberales Ministerium, das dieselben Maßnahmen ergriffen hätte, des ungeteilten Beifalls der Partei sicher gewesen sein dürfte.[2] Man glaubt, daß die gegenwärtige Regierung machtlos ist, weil man ihr im Inneren widerstrebt und weil man nicht einzusehen vermag, daß auswärtige und innere Politik verschiedene Wege gehen können. Man will überhaupt nicht, daß Bismarck irgend etwas gelingen soll, wodurch seine Stellung wieder gefestigt werden könnte: daher diese künstliche Herabsetzung Preußens nach außen hin, die Darstellung, als ob es ohnmächtig allen feindlichen Einflüssen preisgegeben sei. Durch die beständige Wiederholung derselben Tatsachen mochte man schließlich dazu gelangen, das zu glauben, was man schrieb. Die überwiegende Mehrheit der Partei beharrt ganz entschieden auch auf dem Standpunkt, daß

[1] N. V. W. 139, 143.

[2] Bismarck wußte sehr genau, daß er den Nationalverein für seine Politik gut brauchen konnte, vgl. sein Gespräch mit Bucher, Deutsche Revue 1893, III, 175.

die Trennung von Österreich, die sie für notwendig hält, sich ganz schiedlich, friedlich vollziehen wird. Solche Äußerungen wie die der Grenzboten, die durchaus mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, sind dagegen selten. Daher sind die heftigen Angriffe Bismarcks auf Österreich auch ganz und gar nicht nach dem Sinne der Liberalen. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, daß eine Menge politisch geschulter Köpfe von der Macht der Idee so durchdrungen sind, daß sie dieser gegenüber den Widerstand einer Großmacht gleichsam für nichts achten. Was in dieser Periode noch besonders auffällt, ist die geflissentliche Hervorkehrung jeder Abweichung von den Anschauungen des Ministeriums und das Schweigen über alle etwa noch vorhandenen Berührungspunkte.

Während die liberalen Organe die deutsche Frage doch vielfach als Nebenangelegenheit behandeln, steht sie für die großdeutschen Zeitungen im Vordergrund des Interesses. Das ist vollkommen erklärlich, wenn man berücksichtigt, wieviel für sie und ihre Partei von einem mehr oder minder großen Einfluß Österreichs auf die deutschen Angelegenheiten abhing. Daher beklagen die Kölnischen Blätter, obgleich sie eigentlich preußische Interessen vertreten sollten, die Niederlage des Kaiserstaates am Bunde aufs tiefste. Sie können nur einen traurigen Triumph Preußens darin finden, daß es mit den Blüteländern der Reaktion und den auswärtigen Regierungen einen Sieg über die deutschen Reformstaaten erkämpft hat. Sie wünschen, daß diese jetzt für sich die gewünschten Gesetze ins Leben rufen und dann der Bundesversammlung vorlegen.[1] Mit Bismarcks Vorschlägen sind sie natürlich nicht einverstanden, die Nationalversammlung halten sie für unmöglich, ebenso erscheint es ihnen verkehrt, die gesetzgebende Gewalt für die Bundesversammlung

[1] K. Bl. 25./1. 63, Nr. 27.

zu verlangen.[1] Dem Verfasser der Depesche vom 24. Januar sprechen sie jedes Verständnis für selbständige deutsche Politik ab. Den Sporn für seine Haltung glauben sie darin entdeckt zu haben, daß er durch die Tat beweisen will, daß Preußen auch ohne österreichische und deutsche Hilfe bestehen kann, und für diese in anderen Anlehnungen Ersatz sucht.[2] Ein Zusammengehen mit den Demokraten lehnen sie jedoch nach wie vor ab, hier wirkt besonders der Handelsvertrag trennend. Der Zollverein und die Zolleinigung mit Österreich sind für sie wesentliche Bestandteile einer deutschen Politik. Wenn es gelänge, Deutschland handelspolitisch zu spalten und von Österreich zu trennen, so wäre damit auch die politische Trennung besiegelt. Die Zollvereinskrisis sei insofern ein Glück, als dadurch die Unhaltbarkeit sonderbündlerischer Bestrebungen erkannt sei. Über die Entschiedenheit der süddeutschen Opposition möge man sich in Preußen nicht täuschen. Preußen solle allen Partikularismus in dieser Frage aufgeben.[3] In Sachen der Bundesreform wünschen die K. Bl. eine föderative Form der Bundesverfassung auf Grund freier Beratungen. Das deutsche Volk soll gegliedert nach den historisch gewordenen Einzelbildungen Anteil daran erhalten.[4] Das Vorgehen Österreichs ist natürlich sehr nach ihrem Geschmack.[5] Sie glauben sicher, daß der König von Preußen, „wie alle Verhältnisse der Höflichkeit und politischen Klugheit es mit sich bringen", sich an der Frankfurter Zusammenkunft beteiligen wird, wenn er auch nicht das österreichische Projekt annehmen will. In den Frankfurter Beratungen sehen sie nur einen vorläufigen Meinungsaustausch. Sie geben zu, daß Öster-

[1] K. Bl. 27./1., Nr. 28. — [2] 24./2., 57. – [3] 184–219, 1./7.—5./8.

[4] 184, 190, 1./7., 7./7.

[5] Sehr optimistisch äußert sich das radikal-großdeutsche Mainzer Journal, das schon am 6. August schreibt: „Mit dem heutigen Tage ist der alte Bundestag zur Disposition gestellt. Von dem heutigen Tage datiert die Wiedergeburt der Nation."

reich die günstige Lage, die in seinem Verhältnis zu Frankreich liegt, sehr geschickt benutzt und durch einen großen eklatanten Akt alles zu fesseln sucht.[1] Von dem Gelingen des Fürstentages sind sie wenigstens vorläufig fest überzeugt. Die Fürsten haben persönlich die Reform in die Hand genommen und damit wird ihre persönliche Teilnahme an der Leitung des reformierten deutschen Bundes auch später bestehen bleiben. Die erscheinenden Fürsten werden das deutsche Fürstentum retten, indem sie sich dem Strome der nationalen Idee anvertrauen. Doch erscheint es den K. Bl. im historischen Interesse erwünscht, wenn der Fürstentag einfach als Bundesversammlung tagen würde.[2]

Die K. Bl. erhoffen ganz entschieden von den Beratungen der Fürsten die Lösung der deutschen Frage. Wenn sie eine föderative Gestaltung des Bundes anstreben, so wünschen sie damit schließlich nichts Neues, nur daß eben die Einigung etwas fester als bisher sein soll. Sie erkennen klar, daß die handelspolitische Zusammenfassung des gesamten Deutschlands und eine freie Aussprache der Fürsten für diesen Zweck viel tun kann. Allen Sonderbestrebungen Preußens sind sie natürlich abgeneigt, sie sehen in ihnen nur den Versuch, die Einigung Gesamtdeutschlands zu verhindern. Österreich bezweckt nach ihrer Ansicht keineswegs, sich die Vorherrschaft in Deutschland zu sichern, sondern es geht nur darauf aus, eine engere Verbindung unter Gleichberechtigten zu schaffen. Die K. Bl. schenken in dieser Hinsicht den Auslassungen der offiziösen Wiener Blätter vollen Glauben und halten es daher für vollkommen ungerechtfertigt, daß die preußische Regierung sich sträubt, auf die Pläne des Kaiserstaates einzugehen.

Die Wiener offiziösen Organe, insbesondere der „Botschafter" unter der geistigen Leitung Fröbels suchten natürlich

---

[1] K. Bl. 225, 11./8. — [2] 226, 227, 12., 13./8.

die von Österreich geplante Reform in möglichst hellem Lichte erscheinen zu lassen. Er erklärte, daß das föderative Prinzip in den Plänen angenommen sei und daß man darauf ausginge, für den Bund einen konstitutionellen Gesamtorganismus zu schaffen, ohne daß das konstitutionelle Leben der Einzelstaaten dadurch Abbruch erlitte. Er glaubt, daß ein Kompromiß zwischen gothaischen und großdeutschen Ideen geschlossen werden würde, da der Großherzog von Baden sein Erscheinen zugesagt habe. Angeblich soll Österreich nichts ferner liegen als die Erneuerung des deutschen Kaisertums, weil diese Idee die der österreichischen Spitze und wenig mehr als eine Nachahmung der kleindeutschen Bestrebungen wäre. Es würde jedoch der Zusammenschluß des ganzen Deutschlands gewünscht. — Wir haben oben gesehen, wie es sich mit den eigentlichen Absichten Österreichs verhielt.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung vertritt noch entschiedener als die K. Bl. die Interessen Österreichs, was ja auch nur natürlich ist. Die Verhandlungen wegen der Delegiertenfrage verfolgt sie bereits mit gespanntester Aufmerksamkeit. Die Gerüchte, die in der nichtpreußischen Presse umlaufen, daß Bismarck den Konflikt mit Österreich und den Mittelstaaten bis zum entschiedenen Bruche steigern und eine Mobilmachung herbeiführen will, um gleichzeitig im Innern wieder Herr der Lage zu werden, erscheinen ihr allerdings nicht recht glaublich, aber doch immerhin bemerkenswert. Der Verwirklichung seiner Politik steht das Veto des Königs gegenüber, außerdem würde Bismarck kein Geld für diese Zwecke finden.[1] Über die im Nürnb. Korresp. veröffentlichten Gespräche Bismarcks mit Károlyi ist sie doch einigermaßen beunruhigt, wenn sie auch nicht erwartet, daß den Worten gleich Taten folgen werden. Die Frankfurter Abstimmung ge-

[1] A. A. Z. Nr. 4, 9, 4./1., 9./1. 63.

fällt ihr natürlich nur wenig. Wie die K. Bl. glaubt auch die A. A. Z., daß Bayern und die anderen süddeutschen Regierungen fest entschlossen sind zur Aufrechterhaltung des Zollvereins mit oder ohne Preußen und unter Aufrechterhaltung der handelspolitischen Beziehungen zu Österreich. Sie warnt daher Preußen vor einem Zollbund, von dem es ausgeschlossen ist.[1] Die Zollvereinsfrage erscheint auch ihr als ein geeignetes Mittel, zu einer Bundesreform zu gelangen. Sie sieht in dem Drängen Preußens auf Anerkennung des französischen Handelsvertrags das Bestreben, die Zolleinigung mit Österreich und damit auch die Bundesreform zu vereiteln. Wenn demgegenüber die Mittelstaaten ihre Stellung fest wahrten, so bliebe Preußen nichts anderes übrig, als auf die Bundesreform einzugehen oder gänzlich aus dem deutschen Zusammenhange auszuscheiden. Dagegen würde, wenn die Föderativpartei nicht energisch vorginge, Preußen auch über einen Teil des übrigen Deutschlands ein byzantinisch-französisches Staatssystem auszuspannen suchen. Man sollte in München keinen Augenblick zaudern, den Handelsvertrag mit Frankreich kurzerhand zu verwerfen und an die Generalzollkonferenz unmittelbar den Neubau des Bundes anzuschließen.[2] Die von Österreich ergriffene Initiative begrüßt die A. A. Z. mit großer Freude, hingegen greift sie Bismarck, der dem Fürstentag widerrät, wegen seiner Antwortnote an. Er habe in dieser seine Theorie von der persönlichen Monarchie und der Feldwebelschaft der Minister gegen die Krone und seine Erklärungen in der Note vom 24. Januar völlig auf den Kopf gestellt. „Man hätte den Bock zum Gärtner gesetzt, wenn man dem Fürstentage eine ministerielle Verabredung mit Bismarck über einen gesamtdeutschen Bundesreformplan vorausgeschickt hätte." Die A. A. Z. hofft, daß Preußen trotz Bismarck sich aktiv an der

[1] A. A. Z. 184, 3./7. — [2] 189, 8./7.

Reformbewegung beteiligen wird. Angeblich hat man auch Bedenken, sich dem Einigungsversuche ganz zu entziehen, um nicht in eine für Preußen gefährliche Stellung zu geraten.[1] Allerdings verschließt sich die A. A. Z. nicht der Einsicht, daß die Bundesreform unmöglich ist, wenn Preußen sich ausschließt. Man wird in Frankfurt nicht über Preußen zur Tagesordnung übergehen, noch wird man es wollen, weil man es nicht kann. Trotzdem ist offenbar die Sache der preußischen Regierung auch in Deutschland verloren, wenn auch Bismarck nach wie vor sein eigenes Werk im rosigsten Lichte ansehen mag.[2] Daß die allgemeine Stimmung in Preußen sehr wenig für eine österreichische Reform ist, ist der Zeitung nicht unbekannt. Alle Parteien, mit Ausnahme der Feudalen, seien grundsätzlich für einen Bundesstaat ohne Österreich mit preußischer Spitze. Die Feudalen und Fortschrittler seien überhaupt gegen jede Beteiligung am Fürstentage, nur die besonnene Minorität des Fortschritts und die Altliberalen sähen einen Ausweg aus allen Gefahren, von denen Preußen bedroht sei, in seiner Mitwirkung zu einer Einigung Deutschlands. Von dem Manifest, mit dem Bismarck angeblich vor die deutsche Nation treten will, erwarten sie nicht das Geringste.[3]

Auch hier dieselben Wünsche wie in den K. Bl.: Wenn möglich, Einigung Preußens mit Österreich, wenn nicht, entschiedenes Vorgehen dieser Macht, um zu einer Bundesreform im föderativen Sinne zu gelangen. Als erster Versuch dazu eine weitere Ausdehnung des Zollvereins, vollkommene Zolleinigung mit Österreich und auf dieser Grundlage weiterer Ausbau der übrigen nötigen Einrichtungen. Nachdem dieser gescheitert ist, wird der österreichische Vorschlag als neuer Ausweg mit Freuden begrüßt. Bleibt Preußen fern, so ist die An-

[1] A. A. Z. 226, 14./8. — [2] 230, 18./8. — [3] 231, 19./8.

gelegenheit von vornherein zu seinen Ungunsten entschieden; beteiligt es sich, so ist doch Österreich jedenfalls in günstigerer Lage, was der großdeutschen Partei natürlich sehr angenehm ist.

Die H.P.Bl. wissen, daß von keiner der beiden in Preußen herrschenden Parteien für die großdeutsche Sache irgend etwas zu erwarten ist. Die Kleindeutschen werden nie etwas Stetiges schaffen können, weil sie auf das preußische Kabinett angewiesen sind und dieses nie eine kühne Handlung ausführen kann, weil es seine Vergrößerungspläne ohne fremde Hilfe nicht auszuführen vermag.[1] Dagegen glauben sie von einer Fürstenkonferenz viel Nützliches für großdeutsche Bundesänderungen erwarten zu können. Doch kann ein übereinstimmendes Streben zwischen Preußen und Österreich nie zustande kommen, weil im Grunde alle Parteien in Preußen nach einer Vergrößerung des eigenen Staates streben.[2] Bismarcks Haltung finden die gelben Blätter durchaus gerechtfertigt, seine Note vom 24. Januar zeichne die Lage ganz klar. Trotzdem verdanke der großdeutsche Liberalismus den Umstand, daß überhaupt noch in Berlin auf eine Vereinigung mit Österreich gerechnet würde, einzig und allein Bismarck. Das Abgeordnetenhaus sei mit Bismarcks Vorgehen ganz zufrieden gewesen, es habe nur nicht loben wollen. Eine Verständigung mit Österreich erscheine trotzdem ausgeschlossen, dieses könne sich unmöglich den Handelsvertrag mit Frankreich gefallen lassen.[3] Den Wunsch nach einem Bündnisse zwischen Österreich und Preußen, dem sich wahrscheinlich die deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Begebung mancher Hoheitsrechte anschließen würden, halten allerdings auch sie aufrecht, schon um so ein Gegengewicht gegen das liberale Frankreich zu schaffen. Dieses müßte man in Italien angreifen und nach seiner Besiegung

[1] H. P. Bl. LI, 738 (Mai). — [2] LI, 869, 23./5.
[3] LI, 963, 8./6.

Elsaß-Lothringen als gemeinsamen Besitz der beiden deutschen Großmächte ihm abnehmen.[1]

Das sind Spekulationen, die vereinzelt auftauchen, die aber das Urteil über die Gesamtauffassung der Lage wenig zu ändern vermögen, daß eine Einigung Österreichs und Preußens ausgeschlossen ist. Die H. P. Bl. kennen die natürlichen Gegensätze zwischen beiden Ländern und billigen daher auch durchaus Bismarcks Ausführungen, da sie ihre innere Wahrheit anerkennen. Sie sind zwar großdeutsch, aber nicht föderalistisch, eine Auseinandersetzung in Deutschland erscheint ihnen als Notwendigkeit. Sie erhoffen eine Bundesreform in großdeutschem Sinne, glauben aber nicht, daß es gelingen wird, Preußen hierfür zu gewinnen. Ihre Auffassung, daß Bismarck noch der wenigst scharfe Gegner Österreichs sei, ist eigenartig, aber bei den beständigen Angriffen der Kleindeutschen gegen diesen Staat nicht unerklärlich. Auf jeden Fall ist die Gesamttendenz der H. P. Bl. sehr abweichend von der der anderen großdeutschen Organe.

Ganz allgemein betrachtet sind die Absichten der großdeutschen Partei eigentlich noch unklarer als die der Kleindeutschen. Man wünscht mehr oder weniger einen entscheidenden Einfluß Österreichs auf die Gestaltung der deutschen Angelegenheiten, doch weiß man nicht, ob man eine österreichische Vorherrschaft erstreben soll oder nur eine gleichberechtigte Stellung des Kaiserstaates in Deutschland. Im allgemeinen scheint der Wunsch dahin zu gehen, nur einen Föderativstaat zu schaffen, der beiden Großmächten und den Mittelstaaten den gleichen Einfluß sichert. Als geeignetes Mittel, um zu diesem Ziele zu gelangen, wird die Zolleinigung mit Österreich betrachtet. Frankreich erscheint der Partei als der schlimmste Feind Deutschlands, und um ihn wirksam treffen zu können,

[1] H. P. Bl. LII, 1.

hält sie die Einigung Mitteleuropas für das Gegebene. Von Preußen fürchtet sie insbesondere eine engere Anlehnung an Frankreich und dadurch eine solche Stärkung, daß es ihm gelingen könnte, eine beliebige Staatsverfassung Deutschland zu oktroyieren. Sie wünscht ganz offenbar die Rechte der Mittelstaaten möglichst kräftig zu erhalten, gegen Alles, was einem Einheitsstaate ähnlich sehen könnte, zeigt sie eine offene Abneigung. Nur die H. P. Bl. scheinen mit der Möglichkeit zweier getrennter und in sich enger verbundener Staatenkörper zu rechnen. Damit ist für sie auch die Möglichkeit eines Krieges nicht ausgeschlossen, doch geht ihr Streben wie das der anderen Parteirichtung ganz deutlich auf die Herbeiführung eines friedlichen Vergleichs. Die Mehrheit der großdeutschen Partei rechnete offenbar ebensowenig wie die Mehrheit ihrer Gegner mit der Notwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den beiden deutschen Großmächten, um so weniger, als sie in der Erhaltung des Dualismus keinen Nachteil erblickte.

In der sicheren Erkenntnis, daß diese Auseinandersetzung bei dem eigenmächtigen Beharren Österreichs unvermeidlich sei, fand Bismarck nur außerordentlich wenige Anhänger in dem deutschen Volke. Der deutsche Bruderkrieg war ein Gedanke, der fast Allen als etwas Fürchterliches, auf jede irgend erdenkliche Weise zu Vermeidendes erschien. Ganz besonders wollte man nicht, daß ein Ministerium, welches nach seinem ganzen Auftreten völlig absolutistischen Ideen zu huldigen schien, die Einigung Deutschlands auf gewaltsamem Wege erzwänge. Weil die preußische Regierung so gar nicht liberalen Ideen geneigt zu sein schien, konnte man es auch nicht fassen, daß sie sich in der deutschen Frage zur Verfechterin der liberalen Forderungen machen wollte. Das Mißtrauen saß schon zu tief, als daß es durch einfache Erklärungen hätte beseitigt werden können. Es mußte schließlich Allen einleuchten, daß, wenn man sich rückhalt-

los auf die Seite des Ministeriums stellte, dieses wohl imstande gewesen wäre, in der deutschen Frage selbständig vorzugehen. Man vermochte hauptsächlich aus dem Grunde nicht der Bismarckschen Politik eine gerechte Würdigung widerfahren zu lassen, weil man lediglich nach den wenigen Äußerungen, die 1863 bekannt geworden waren, urteilte und als sicher annahm, daß Bismarck einen festen Plan gefaßt hatte, den er nun auf alle Fälle durchführen wollte. Allerdings stand das letzte Ziel ihm klar vor Augen, doch wäre er kein Staatsmann gewesen, wenn er nicht die Mittel und Wege, dieses Ziel zu erreichen, in den jeweiligen Zeitumständen gesucht und gefunden hätte. Daß das letzte Ziel immer ein einiges Deutschland unter Preußens Führung und Österreichs Ausschluß sein mußte und der Dualismus, trotz gegenteiliger eigener Behauptungen Bismarcks[1], ihn nie ganz zufriedengestellt hätte, scheint mir unter Berücksichtigung der Verhältnisse der beiden Großmächte zueinander und zu Deutschland ziemlich sicher. Bei der einfachen Ablehnung, bei der man im kleindeutschen Lager jedoch verharrte, schwächte man das Ansehen Preußens, erschwerte jede Aktion nach außen, beraubte sich selbst des festen Stützpunktes und sah sich dadurch in der Notlage, nun seinerseits bei der einfachen Verneinung beharren zu müssen, die man dem Ministerium Bismarck so oft zum Vorwurf gemacht hatte. Die lebhafte Begeisterung für Deutschlands Einheit unter Preußens Führung, wie sie noch im Jahre 1862 im kleindeutschen Lager geherrscht hatte, war einer mehr oder minder starken Negation gewichen, man beschied sich damit, den Verlauf der Dinge abzuwarten, ohne noch die Frische zu haben, selbständig einzugreifen. Unsicherheit, Unzufriedenheit mit der Gesamtlage machte sich auf dieser Seite stark geltend.

[1] G. u. E. I, 333ff. Zwiedineck glaubt, daß nur das Ungeschick der Großösterreicher die Vereinigung auf dem Boden des Dualismus verhindert habe. A. a. O. III, 254.

Und bei den Gegnern stand es nicht viel anders. Mochte es auch einem oberflächlichen Beschauer scheinen, als ob sie voll hellen Jubels über Österreichs Tatkraft wären: innerlich waren auch sie unschlüssig, unentschieden. Die Delegiertenabstimmung war ein sicheres Kennzeichen dafür gewesen, daß ohne Preußen nicht viel zu erreichen war, die preußische Ablehnung der Teilnahme am Fürstenkongreß war ein schlechtes Omen für den Verlauf der Veranstaltung, mochte Österreich und mit ihm das Großdeutschtum auch scheinbar großen Gewinn davon haben. Über das, was nicht geschehen sollte, war man sich in beiden Lagern klar, dagegen herrschte über die nächsten positiven Ziele bedeutende Meinungsverschiedenheit, und namentlich die Art und Weise, wie man dazu gelangen sollte, war eigentlich Allen ein Buch mit sieben Siegeln.

Möchte die Mißstimmung auch einen hohen Grad erreicht haben, der große Idealismus, daß alles zu einem guten Ende gelangen müsse, brach doch häufig siegreich durch. Hatten die Feste des Jahres 1862 eine hochgehende Begeisterung erweckt, so war dies 1863 nicht minder der Fall. In den Tagen der Einberufung des Fürstenkongresses fanden sich in Leipzig deutsche Turner aus allen Gauen zum Turnfeste zusammen.[1] In glühenden Reden wurde da dem Verlangen und der Hoffnung nach deutscher Einheit Ausdruck verliehen, Allen voran wußte Heinrich v. Treitschke mit seiner Festrede die allgemeine Be-

[1] Gerade dieses Fest führte zu einer Debatte über die Beteiligung der Turner an der Politik. Schon vorher hatte L. K. Ägidi in verschiedenen Aufsätzen in der Norddeutschen Turnzeitung über „Das Verhältnis der Turner und Turnvereine zur Politik" (erschienen als Broschüre in Hamburg 1863, bei Boyes & Geitler, 15 S.) gehandelt und hatte dabei den Turnern anempfohlen, wohl in der Politik, insofern sie ganz allgemeine Ziele, wie Freiheit und Vaterland, beträfe, sich zu betätigen, dagegen sich von allen politischen Tagesfragen, deren Verständnis besondere Gaben und Kenntnisse voraussetze, fernzuhalten, besonders weil dadurch das einigende

geisterung zu entflammen.[1] Auch die Rede Beusts auf die deutsche Eintracht rief stürmischen Beifall hervor. Ein einiges Deutschland war der Wunsch Aller, die sich dort zusammenfanden, alle Gegensätze schwanden vor der Macht des gemeinsamen Gedankens. Und doch war man noch fern von dem Ziele, wie das Ergebnis der Beratungen zeigte, die zehn Tage später von den deutschen Fürsten in Frankfurt begonnen wurden.

Drittes Kapitel.

Der Frankfurter Fürstenkongreß und die deutsche Politik Preußens.

(Mitte August bis Mitte September 1863.)

Am 17. August wurde der Fürstentag durch den Kaiser Franz Joseph in der alten Krönungsstadt Frankfurt a. M. feierlich eröffnet. Schmerling und die ihm untergebenen Kräfte hatten durch geschickte Veranstaltungen dafür gesorgt, daß die Reise des Kaisers von Wien nach Frankfurt einem Triumphzuge glich. Am 29. Juli hatten Schmerling, Fröbel und andere eine Zusammenkunft gehabt, in der das Programm der Inszenierung des Fürstentages festgestellt worden war. An den Orten, wo der kaiserliche Zug Halt machte, hatte man festliche Empfänge vorbereitet.[2] In Frankfurt gingen die Wogen der Begeisterung besonders hoch: „Kaiser Friedrich Rotbart, aus der Gruft des Kyffhäusers hervorsteigend, hätte nicht mit geräuschvollerer Begeisterung aufgenommen werden können".[3] Den Fürsten war bei ihrem Eintreffen in Frankfurt der „Ent-

Band zerrissen würde. Nach dem Feste setzte dann eine ziemlich lebhafte Polemik in der N. A. Z. über diese Frage ein.

[1] Abgedruckt in: „Zehn Jahre deutscher Kämpfe", 1874, S. 1—7.

[2] Fröbel II, 2 ff. — [3] Sybel II, 550.

wurf einer Reformakte des deutschen Bundes" überreicht worden[1], mit deren Inhalte diese bei der beschränkten Zeit, die ihnen zu Gebote stand, sich nur sehr oberflächlich vertraut machen konnten. Nach einigen Eröffnungsfestlichkeiten wurde dann die erste Sitzung durch den Kaiser persönlich am 17. August, vormittags 11 Uhr eröffnet. Dieser hielt eine Ansprache, in der er auf die wichtigsten Punkte seines Reformentwurfes hinwies und noch besonders hervorhob, daß der König von Preußen sich im Grundsatze nicht gegen die Fürstenversammlung erklärt habe. König Max von Bayern antwortete auf die Ansprache und erklärte die volle Bereitwilligkeit der Fürsten, die Vorschläge gewissenhaft zu beraten. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin beantragte darauf, den König von Preußen seitens der Versammlung schriftlich einzuladen. Nachdem der Vorschlag des Königs Johann von Sachsen genehmigt war, auch bei einer Ablehnung der Einladung die Beratungen auf Grund der österreichischen Vorschläge fortzusetzen, wurde dieser mit der Einladung des Königs betraut und reiste, nachdem der Inhalt des Schreibens festgesetzt war, am Vormittage des 19. nach Baden-Baden ab. Während seiner Abwesenheit fanden keine allgemeinen Sitzungen statt, wohl aber private Vorbesprechungen. Am 18. traten auf Einladung des Großherzogs von Baden die Fürsten von Weimar, Oldenburg, Koburg, Altenburg, Waldeck und die Bürgermeister der Hansastädte zu einer Beratung über den Standpunkt, den man zur Schaffung einer neuen Verfassung Deutschlands einnehmen sollte, zusammen. Doch konnte man sich weder hier noch in Ministerkonferenzen am Abend über irgend etwas einigen.[2] Am 20. August[3] fand eine weitere

[1] Die genaue Zeit der Überreichung erscheint fraglich.

[2] Duckwitz, Denkwürdigkeiten, 156 f.

[3] Ernst von Coburg III, 314, spricht von einer Beratung am 15. August (Sonntag). Nun fiel erstlich der 15. auf einen Sonnabend, und dann

Vorbesprechung derselben Personen bei dem Herzog von Koburg statt, bei der man sich wieder die Schwierigkeiten, die der Annahme des österreichischen Vorschlages entgegenstanden, nicht verhehlen konnte. Auch die Würzburger Regierungen hatten eine Zusammenkunft gehabt, in der man das Schwierige der Lage deutlich empfunden hatte. Während so von vornherein den Beteiligten große Bedenken an dem Erfolge der Zusammenkunft aufstiegen, konnten die Reihe glänzender Feste, die in Frankfurt zu Ehren der hohen Versammlung veranstaltet wurden, bei Außenstehenden den Anschein erwecken, als ob alles im besten Gange sei und die vollste Eintracht unter den Versammelten herrsche.

Am 21. kehrte König Johann von Sachsen von Baden-Baden unverrichteter Sache zurück. Zwar war es dem König von Preußen nicht leicht geworden, dem ihm persönlich nahestehenden sächsischen König eine ablehnende Antwort zu erteilen und es bedurfte der ganzen Willensstärke Bismarcks, seinen Herrn zu einer Absage zu bewegen. Der König und sein Minister waren beide krankhaft erschöpft, nachdem die Entscheidung gefallen war. Bismarck überreichte dann Beust das ablehnende Schreiben, in dem der König erklärte, auf seinem in dem Schreiben vom 4. dieses Monats ausgesprochenen Standpunkt beharren zu müssen, das der König von Sachsen am 22. der Fürstenversammlung vorlegte.[1] In dieser Zusammenkunft empfahl der Kaiser von Österreich die Beratung der Bundesreformvorlage nach den Vorschlägen eines Promemorials, das er am 21. den Fürsten hatte überreichen lassen. Dieses enthielt den Vorschlag, in der Voraussetzung, daß die Fürsten

spricht Herzog Ernst selbst von den Tagen zwischen der 2. und 3. Konferenz, die nicht unbenützt blieben. Die Angaben von Duckwitz verdienen daher eher Glauben (157 f.).

[1] G. u. E. I, 340 f.; Sybel II, 552 f.; Beust I, 332 f. Das Schreiben s. St. A. VIII, 1759, Anlage 1 der 3. Sitzung.

nicht beabsichtigten, das System und die leitenden Gedanken mit Abänderungsvorschlägen zu treffen, und daß es besser sei, wenn man zu einer Einigung über gewisse Abänderungsvorschläge nicht gelangen könnte, den Entwurf unverändert anzunehmen, als nichts zu erreichen, die weitere Beratung und Ausarbeitung den Ministern zu überlassen, jedoch wichtige Artikel vorher auch im Wortlaute festzustellen, die dann in den Ministerkonferenzen nicht mehr zur Verhandlung kommen sollten.[1] In diesem Vorschlage lag ganz entschieden die Absicht, eine künstliche Beschleunigung herbeizuführen und die österreichischen Vorschläge möglichst unbesehen zur Annahme zu bringen. Denn eine einstimmige Annahme ließ sich kaum erwarten und so mußte eigentlich die ursprüngliche österreichische Fassung durchdringen. Vor der Sitzung fand eine Zusammenkunft der Vertreter aller kleineren Staaten auf Einladung des Großherzogs von Baden statt, in der man sich auf Vorschlag des Hamburger Bürgermeisters Haller dahin einigte, die Reformakte als Grundlage für eine von einer Ministerkonferenz auszuarbeitende Vorlage anzuerkennen, die der Bundesversammlung zur Beschlußfassung vorgelegt werden sollte.[2] Als der Kaiser für den österreichischen Vorschlag in der Sitzung eintrat und die Könige ihm sofort zustimmten, wurde jedoch kein gegenteiliger Antrag gestellt, weil man vergessen hatte, sich über den Antragsteller zu einigen. So folgte denn nur auf badische Anregung eine Debatte über die Geschäftsordnung. Vor allem wünschte der Großherzog von Baden festgestellt zu sehen, ob einfache Majoritätsabstimmungen bei der Beratung genügen sollten. Man einigte sich nach längerer Debatte schließlich dahin, daß die Abstimmungen über die einzelnen Artikel nicht als bindend betrachtet werden sollten, sondern daß nur die Schlußabstimmung über die Gesamtvorlage diesen Cha-

[1] St. A. VIII, 1761. — [2] Duckwitz 158 f.

rakter haben sollte. Nach dieser Erledigung der Geschäftsordnungsdebatte begann man sofort mit den Beratungen der Reformakte. Während fast alle anderen Fürsten die österreichischen Vorschläge rundweg annahmen, machte der Großherzog von Baden durchweg Vorbehalte. In einer Note von demselben Tage gab er durch seinen Minister Roggenbach seiner Auffassung dem österreichischen Promemoria gegenüber dahin Ausdruck, daß er dessen Ausführungen nicht beistimmen und sich erst binden könnte, wenn der Gesamtinhalt der Reformakte sich überblicken ließe und dann auch nur, wenn ein Einverständnis unter allen Bundesfürsten und freien Städten erzielt wäre.[1] Eine sächsische Antwortnote hierauf vom 25. wies darauf hin, daß, wenn das von dem Großherzog vorgeschlagene Verfahren von allen Teilnehmern befolgt würde, es von vornherein das Zustandekommen eines Ergebnisses vereiteln würde.[2] Die Verhandlungen über den österreichischen Entwurf wurden unterdessen fortgesetzt. Beinahe wäre es schon in der vierten Sitzung, in der man über das Direktorium beriet, zu einer Scheidung der Parteien gekommen, wenn man nicht auf den Antrag des Lübecker Bürgermeisters Roeck die Frage nach dem Vorsitze im Direktorium offen gelassen und der privaten Vereinbarung zwischen den beiden Großmächten anheimgestellt hätte.[3] In diesem Beschlusse zeigte es sich, daß man ebensowenig wie in den Kreisen der Politiker einen Ausweg in dieser Frage wußte, dem Alle beistimmen konnten. Die folgenden Artikel wurden in rascher Folge in den Sitzungen der nächsten Tage durchberaten, doch nicht ohne daß eine gewaltige Fülle von Amendements gestellt[4] und Separaterklärungen abgegeben wurden. Im wesent-

---

[1] St. A. VIII, 1762. — [2] VIII, 1763.

[3] Duckwitz 163. Ernst v. Coburg urteilt über diese Behandlung der Angelegenheit sehr abfällig, III, 324 f.

[4] So stellte Ernst v. Coburg den Antrag, das Parlament zur Hälfte

lichen wurden jedoch die österreichischen Vorschläge mit geringen Abweichungen genehmigt. Die stärkste Opposition ging von Baden aus, Minister v. Roggenbach arbeitete fast zu jedem Artikel der Akte ein umfassendes Separatvotum aus, das die sorgfältige Begründung der von der badischen Regierung eingenommenen Stellung enthielt. Schließlich war man am 28. August so weit, daß in der nächsten Sitzung zur Schlußabstimmung geschritten werden konnte. Österreich hatte wiederum ein Promemoria verteilen lassen, in dem es vorschlug, alle Sondervorschläge zu den Spezialpunkten zurückzunehmen und das Gesamtergebnis einfach anzunehmen oder abzulehnen. Das Verhältnis zu Preußen und die Zustimmung der Vertretung der Einzelstaaten sollte davon nicht berührt werden.[1] Diesem traten verschiedene Fürsten entgegen. Nach sehr erregter Beratung[2] wurde schließlich ein Komitee zur Beratung der Frage eingesetzt, das hauptsächlich den Vorschlag Hallers, die Reformakte unter Vorbehalt der Zustimmung aller Bundesstaaten zu unterzeichnen, und den Antrag des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, das Ergebnis der Verhandlungen den nichtbeteiligten Staaten vorzulegen und im Bedarfsfalle eine Ministerkonferenz einzuberufen zur schließlichen Redaktion einer Bundesakte, prüfen sollte. In den Beratungen zu diesem Zwecke stellte Österreich wieder einen neuen Antrag, in dem es vorschlug, sofort Ministerkonferenzen an den Fürstentag anzuschließen, die die letzten notwendigen Beschlüsse fassen sollten.[3] Außerdem wurde eine Zusammenstellung der gefaßten Beschlüsse verteilt, worin auch der österreichische Direktorialvorsitz als genehmigt aufgeführt war. Dies wurde allerdings schnell widerrufen[4], doch konnte es nicht

aus Delegierten, zur Hälfte aus unmittelbar Gewählten zu bilden, fand jedoch damit keinen Anklang III, 326 f.

[1] St. A. VIII, 1759, Anl. 5 zur 9. Sitzung.

[2] Ernst v. Coburg III, 330 f. — [3] Anl. 2 zur 10. Sitzung.

[4] Duckwitz 165. Auch der koburgische Minister v. Seebach schrieb

hindern, daß die Aufregung auf eine so bedenkliche Höhe stieg, daß die Schlußsitzung vom 31. August auf den 1. September verschoben werden mußte[1]; ja es schien sogar eine Zeitlang, als ob das Scheitern der Verhandlungen offen zugestanden werden müsse. In dieser nun ließ man zunächst die Frage des Vorsitzes wiederum offen, alsdann wurden auf Vorschlag Hannovers die für die Ministerkonferenz vorbehaltenen Artikel gleichfalls in einer Abstimmung genehmigt. Die Schlußabstimmung fand, nachdem eine Frage als unwesentlich fallen gelassen war, über folgende beiden Fragen statt: 1. Nimmt die Versammlung das Schlußresultat der Verhandlungen an? 2. Hält die Versammlung sich so lange an diese Beschlüsse gebunden, bis die hier nicht vertretenen Bundesglieder den ihnen mitgeteilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder Uns ihre Gegenvorschläge eröffnet haben? Beide Fragen wurden von 24 Regierungen bejaht, von 6 (Baden, Schwerin, Weimar, Luxemburg, Waldeck, Reuß) verneint; der Herzog von Altenburg war schon vorher abgereist. Dem Antrage der Kommission und österreichischen Sondervorschlägen gemäß unterzeichneten dann zum Schlusse die Vertreter derjenigen Regierungen, die den österreichischen Vorschlägen zugestimmt hatten, eine Erklärung, worin sie ihre Bereitwilligkeit ausdrückten, die künftige Verfassung Deutschlands nach Maßgabe der gefaßten Beschlüsse, so viel an ihnen läge zu vollenden und ins Leben zu führen und zu diesem Zwecke mit den nicht vertretenen Bundesfürsten, insbesondere dem Könige von Preußen, eine allseitige Verständigung auf dem Grunde jener Beschlüsse anzustreben.[2] Österreich hatte nur

---

am 31. Aug. an seine Frau, daß noch alles im vollständigstem Gärungsprozeß sei und daß auch die Verlegung der Schlußsitzung wenig zur Einigkeit beitragen werde. cf. D. R. 1896, II, 262.

[1] Ernst v. Coburg III, 334 f.

[2] St. A. VIII, 1759, Anl. 14 zur 10. Sitzung.

„bundesverfassungsmäßige Verständigung" beantragt, doch wurde die andere Fassung genehmigt, um die Bildung eines Sonderbundes zu verhindern.[1] Die Reformakte wurde darauf mit einem Begleitschreiben an den König von Preußen gesandt, in dem er zum Beitritt zu den gefaßten Beschlüssen aufgefordert wurde.

Der Hauptinhalt der Akte, wie sie in den Beratungen festgestellt war, ging darauf aus, die Kompetenz des Bundes auszudehnen, eine neue Zentralgewalt und eine Beteiligung von Delegierten an der Gesetzgebung zu schaffen. Natürlich war alles so eingerichtet, daß Österreich den Hauptvorteil davon hatte. Das Direktorium sollte aus sechs (statt ursprünglich fünf) Mitgliedern bestehen, Österreich sollte sowohl hier als im Bundesrate, dessen Stimmenzahl auf 21 erhöht werden sollte, den Vorsitz führen. In beiden Einrichtungen hatte es Aussicht auf eine ständige Mehrheit. Dem Direktorium sollte die gesamte vollziehende Gewalt des Bundes zustehen, insbesondere sollte ihm die völkerrechtliche Vertretung, die Sorge für die äußere Sicherheit Deutschlands und den inneren Frieden obliegen. Über eine Kriegserklärung sollte der Bundestag mit zweidrittel Majorität entscheiden (ursprünglich sollte für einen Angriff auf außerdeutsche Besitzungen eines Bundesstaates einfache Mehrheit genügen). Ferner stand dem Bundesdirektorium das Vorschlagsrecht in Gesetzesangelegenheiten, die Handhabung der Bundesexekution und der Kriegsverfassung zu. Es hatte die Versammlung der Bundesabgeordneten einzuberufen. Diese sollte aus 302 Mitgliedern bestehen, davon je 75 aus Österreich und Preußen. Sie sollte aus den Kammern der Einzelstaaten gewählt werden, in Staaten mit Zweikammersystem wählte die erste ein Drittel, die zweite den Rest der Abgeordneten. Ordnungsgemäß zu-

[1] Vgl. auch Sybel II, 558.

sammentreten sollte die Versammlung nur jedes dritte Jahr in Frankfurt a. M. Sie hatte das Recht beschließender Mitwirkung bei Ausübung der gesetzgebenden Gewalt des Bundes. Beschlüsse über Abänderung der Bundesverfassung mußten mit dreiviertel Majorität gefaßt werden. Die Fürstenversammlung sollte nach der Abgeordnetenversammlung zusammentreten, im wesentlichen um deren Beschlüsse zu prüfen, zu vollziehen oder den Einzelstaaten zu schneller Förderung zu überweisen und etwaige Beschwerden zu prüfen. Über die Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund und Änderung des Stimmenverhältnisses am Bunde sollte ihr die alleinige Beschlußfassung zustehen. Als letzte Bundesbehörde war ein Bundesgericht vorgesehen. Dieses sollte richterliche und schiedsrichterliche Wirksamkeit bei Streitigkeiten, an denen der Bund oder Einzelregierungen beteiligt waren, ausüben, insbesondere auch Streitfälle zwischen Regierung und Landesvertretung und über Erbfolge entscheiden.[1] Das war der wesentliche Inhalt der Reformakte, wie er mit nur geringen Abweichungen gegen den ursprünglichen österreichischen Vorschlag in Frankfurt festgestellt war und von dem selbst der österreichische Kaiser am Schlusse der Beratungen überzeugt war, daß er sich nicht durchführen lassen werde.[2]

Auch unter den liberalen Politikern hatte der österreichische Entwurf wenig Anerkennung und Zustimmung gefunden. Am 21. und 22. August tagte der zweite deutsche Abgeordnetentag in Frankfurt. In den Verhandlungen des ersten Tages beschäftigte sich die Versammlung, an der sich 319 Abgeordnete beteiligten, ausschließlich mit dem österreichischen Reformvorschlage

---

[1] St. A. VIII, 1760.

[2] O. Lorenz, Kaiser Wilhelm etc., S. 47. Ernst v. Coburg äußerte dem Kaiser gegenüber: „Ich fürchte sehr, die deutschen Fürsten sehen sich nicht wieder in Freundschaft versammelt, sondern nur mit dem Degen in der Hand" (Ernst v. Coburg III, 335).

und gelangte, nachdem alle Sonderanträge im Laufe der Debatte zurückgezogen waren, zu einstimmiger Annahme des Kommissionsantrages, der von Häusser in ausführlicher Rede begründet worden war. Dieser erklärte zwar nach wie vor, nur von einer bundesstaatlichen Einheit nach dem Muster der Reichsverfassung vom 28. März 1849 die volle Befriedigung der Wünsche der deutschen Nation erhoffen zu können, doch unter den gegebenen Verhältnissen dem österreichischen Entwurfe gegenüber sich nicht einfach ablehnend verhalten zu wollen. Jedoch bezeichnete er als unerläßliche Vorbedingungen des Gelingens eine frei und unmittelbar gewählte Volksvertretung, die Gleichberechtigung der Großmächte und Hineinziehung der noch außenstehenden preußischen Provinzen in den Bund und die Berufung einer deutschen Nationalversammlung auf Grund der Normen vom 31. März und 7. April 1848 und die Zustimmung dieser zu dem Reformwerke.[1] Mit diesen Forderungen war deutlich eine verhüllte Ablehnung der österreichischen Vorschläge ausgesprochen.

Die vollständige Ablehnung der Frankfurter Beschlüsse durch die preußische Regierung ließ nicht lange auf sich warten. Am 2. September bereits war in dem Berichte des Staatsministeriums an den König über die Auflösung des Abgeordnetenhauses auf „Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Bundesverfassung" hingewiesen, „deren unverkennbare Absicht es ist, dem preußischen Staate diejenige Machtstellung in Deutschland und in Europa zu verkümmern", welche das preußische Volk sich nicht streitig machen zu lassen jederzeit entschlossen ist.[2] Nachdem am 13. September dann ein mehrstündiger Ministerrat stattgefunden hatte[3], überreichte Bismarck am 15. dem Könige den Bericht des gesamten Staatsministeriums in betreff der deutschen Reformfrage. Hierin wurde zunächst darauf hingewiesen, daß durch die Art

[1] Verhandlungen des 2. Kongresses deutscher Abgeordneter, S. 4 f.
[2] St. A. VIII, 1766. — [3] Kohl, „Bismarck-Regesten", I, S. 207.

und Weise, in der die Einberufung erfolgt sei, der Eindruck erweckt worden sei, als ob Österreich nicht die Beteiligung Preußens an dem gemeinsamen Werke, sondern die Verwirklichung eines Separatbündnisses vorgeschwebt habe. Der österreichische Entwurf sei bis jetzt noch nicht Preußen offiziell zugegangen, den Frankfurter Beschlüssen in der vorliegenden Fassung beantrage das Ministerium seine Zustimmung zu versagen. Für jede wirksame Tätigkeit des Bundes sei das Einverständnis der mächtigsten Mitglieder die Grundlage. Dieses sei um so schwieriger zu erzielen, weil weder Preußen noch Österreich völlig einer selbständigen europäischen Politik entsagen könnten. Die von Österreich vorgeschlagene Lösung der Schwierigkeit durch einfache Mehrheitsabstimmung und das Aufgehen der Einzelpolitik der beiden Mächte in die Gesamtpolitik des Bundes sei praktisch nicht durchführbar. Es erscheine vielmehr unerläßlich, daß der Bund nur mit dem Einverständnis der beiden Großmächte in die Beziehungen der europäischen Politik eingreife, und daß jeder dieser ein Veto gegen Kriegserklärungen, solange nicht das Bundesgebiet angegriffen sei, zustehe. Diese Forderung enthalte keine Unbilligkeit, da nach der bestehenden Verfassung jede Minorität, die eine über ein Drittel der Stimmen zähle, eine Kriegserklärung hindern könne. Preußen könne ferner nicht zulassen, daß Österreich bei neuen Einrichtungen eine bevorzugte Stellung einnehme, es müsse unbedingt die Gleichstellung mit der anderen Macht verlangen. Damit sei jedoch die Aufgabe einer Vermittelung der divergierenden dynastischen Interessen nicht gelöst. Eine Vertretung der Nation mit entsprechenderen Befugnissen als in dem Frankfurter Entwurfe würde am besten die Ausgleichung der Sonderinteressen herbeiführen können. Doch nur eine wahre, aus direkter Beteiligung der gesamten Nation hervorgehende Nationalvertretung könne die nötige Bürgschaft hierfür geben. Eine Kritik der Einzel-

heiten des Entwurfes sei unfruchtbar, solange nicht die Einigung über diese Hauptpunkte erzielt sei.[1] Es war dies wohl die bedeutsamste Kundgebung, die in der Angelegenheit erschien.

Diesen Ausführungen trat der König in dem Antwortschreiben, welches er am 22. September an die Unterzeichner des Schreibens vom 1. desselben Monats richtete, rückhaltlos bei. Er bezeichnete als Grundlage zu weiteren Verhandlungen in Ministerialkonferenzen die Annahme der drei in dem Ministerbericht enthaltenen Bedingungen.[2] Bismarck sandte dieses Schreiben, dem er zur Begründung den Ministerialbericht vom 15. September beilegte, an die preußischen Vertreter bei den einzelnen Regierungen.[3] Mit diesen Aktenstücken waren vorläufig die Frankfurter Verhandlungen als gescheitert zu betrachten, jedenfalls bedurfte es einer neuen Zusammenkunft, um eine allen Beteiligten genehme Reform der Bundesverfassung zustande zu bringen. Österreich war gezwungen, den preußischen Vorschlägen gegenüber sich deutlich zu erklären und es mußte sich erweisen, ob die übrigen Regierungen gewillt waren, auch fernerhin seinen Vorschlägen zuzustimmen.

Jedenfalls wollte Österreich seine Sache nicht kampflos verloren geben. Sofort nach Empfang der preußischen Noten richtete Rechberg, noch bevor er diese dem Kaiser unterbreitet hatte, an die Mitunterzeichner des Kollektivschreibens an den König von Preußen die Aufforderung, in einem gemeinsamen Schritte am besten durch identische Depeschen das preußische Ansinnen zurückzuweisen. Es würde ein Leichtes sein, die Widersprüche und Lücken in den von dem preußischen Ministerium entwickelten Anschauungen nachzuweisen. Ferner wäre es angebracht, zu erklären, daß die von den 24 Regierungen gebilligten Vorschläge unmöglich ohne praktischen Erfolg bleiben könnten.[4] Von diesem

[1] St. A. VIII, 1767. — [2] VIII, 1768. — [3] VIII, 1769.

[4] Beust I, 335.

versteckten Vorschlage eines Sonderbundes wollten jedoch die Mittelstaaten nichts wissen, ebenso wie sie gegen Preußens dahinzielende Bestrebungen protestiert hatten, lehnten sie jetzt das Ansinnen, identische Noten an Preußen zu richten, ab. Da die schriftlichen Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, kamen auf den Vorschlag Österreichs am 23. Oktober die Minister der hauptsächlich beteiligten Staaten in Nürnberg zusammen.[1] Nach langen Verhandlungen einigte man sich schließlich dahin, die Antwort Österreich zu überlassen und diese in Berlin zu unterstützen. Ein weiterer Vorschlag, den Österreich in Nürnberg machte, mit der Einsetzung eines Direktoriums entschlossen den Weg einer Reform zu beschreiten, fand dagegen allseitigen Widerspruch. Denn einmal sah man darin sozusagen schon den Bundesbruch und dann war man sicher, mit diesem Schritte dem ganz entschiedenen Widerstande Preußens und damit der Ablehnung des Frankfurter Entwurfes in allen Landesvertretungen zu begegnen.[2] So fand sich denn Österreich bei dem ersten Versuche, die praktischen Folgen aus seinem Vorgehen zu ziehen, von seinen Bundesgenossen verlassen. Bismarck konnte mit dieser Entwicklung der Dinge nur zufrieden sein, denn dadurch wurde Österreich dazu getrieben, den preußischen Wünschen in der schleswig-holsteinischen Frage entgegenzukommen. Zwar sandte es am 30. Oktober noch eine Note an Preußen, die die

---

[1] Österreich hatte die Anträge folgendermaßen formuliert: 1. Bietet die Antwort Preußens Anhaltspunkte für weitere eingehende Verhandlungen oder ist dies nicht der Fall? 2. In welcher Form soll die Antwort an Preußen erfolgen, in identischen Noten? 3. Was soll geschehen, wenn Preußen auf seinen Forderungen beharrt und damit die Möglichkeit weiterer Verhandlungen abschneidet? — Anwesend waren die Regierungen von Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Hessen, Nassau, Meiningen, Lippe, Coburg und Österreich. Über dies und die Verhandlungen vgl. Ernst v. Coburg, III, 360 ff.

[2] St. A. VIII, Nr. 1770.

vollständige Ablehnung der gestellten Forderungen enthielt und Preußen aufforderte, die präjudiziellen Bedingungen fallen zu lassen und ohne diese an den Beratungen teilzunehmen. Ein eingehendes Memorandum suchte im einzelnen die Unhaltbarkeit der gestellten Ansprüche nachzuweisen, indem es feststellte, daß der erste Punkt den Separatismus, der zweite den Dualismus und der dritte den Unitarismus bedeute, und daß somit alle mit der Bundesverfassung wie auch unter sich in Widerspruch ständen.[1] Doch war dieses Schreiben wie die gleichzeitig an die anderen Regierungen gerichtete Aufforderung zur Beitrittserklärung[2] lediglich als Versuch aufzufassen, einen ehrenvollen Rückzug aus der ganzen Angelegenheit zu ermöglichen. An einen wirklichen Erfolg dachte auch die österreichische Regierung sicher nicht mehr. Preußen fand sich daher auch nicht bemüßigt, den Notenwechsel noch weiter fortzusetzen.

Wir gehen jetzt dazu über, die Presse über diese Ereignisse reden zu lassen. Um jedoch den Gesamtcharakter der Preßurteile über den Fürstenkongreß richtig würdigen zu können, ist es notwendig, noch auf folgendes hinzuweisen. Die Verhandlungen der Fürsten wurden streng geheim gehalten, bei den Sitzungen führte der österreichische Hofrat v. Biegeleben das Protokoll, das demgemäß einigermaßen für Österreich günstig gefärbt war. Dieses wurde jedoch nicht veröffentlicht. Dagegen erschienen während der Tagung lithographierte Kongreßberichte, die von der großdeutschen Partei am Wiener Hofe ausgingen. Fröbel hatte es übernommen, hierfür zu sorgen und hatte als Redakteur der Mitteilungen einen Dr. Aurelio Buddeus gewonnen. Natürlich waren die Berichte nicht im geringsten authentisch, doch brachten sie vermöge der Indiskretion des Fürsten v. Liechtenstein

[1] St. A. VIII, 1770. — [2] Ebenda IX, 1846.

immerhin viel Richtiges.[1] Rechberg hatte einen ganzen Stab offizieller Publizisten mitgebracht, doch traten diese, da er selbst nicht allzuviel über die Verhandlungen erfuhr, gar nicht in Wirksamkeit. Ebensowenig erfuhren die zahlreichen Berichterstatter Genaueres über die Beratungen. Die Folge davon war, daß sich ihrer eine Mißstimmung bemächtigte, die sie veranlaßte, den guten Willen der Fürsten zu verdächtigen.[2] Infolgedessen finden sich in den Preßäußerungen auch mehr Vermutungen als Tatsachen wiedergegeben. Allerdings bot der österreichische Vorschlag immerhin einen gewissen Anhaltspunkt für das, was verhandelt wurde.

Die N. A. Z. übt fortgesetzt an den österreichischen Entwürfen die herbste Kritik. Namentlich betrachtet sie die Zusammensetzung des Direktoriums als offenen Spott.[3] Erklären lasse sich das Projekt nur aus der Absicht Österreichs, sich auf die bequemste Weise vorteilhafte Allianzen zu schaffen, doch werde dieses Streben höchstens zu einer Katastrophe führen. Ein Bündnis zwischen Österreich und Frankreich sei allerdings unmöglich. Vor allem erscheint eine Oktroyierung der beschlossenen Reform der N. A. Z. völlig ausgeschlossen.[4] Mit der Ablehnung der wiederholten Einladung durch den König von Preußen ist sie demgemäß sehr einverstanden, doch hält sie es für angebracht, daß Preußen nunmehr mit selbständigen Reformvorschlägen um Deutschlands willen hervortritt.[5] Als einzig mögliche Form der Vereinbarung wird nachdrücklichst eine Beratung der Delegierten der Regierungen und des Volkes und die endgültige Sanktion durch den Fürstentag verkündet. Der Abgeordnetentag wird kaum der Erwähnung wert gehalten. An den österreichischen Vorschlägen wird dann noch weiter insbesondere die ungenügende Lösung der Frage der Exekutive, der

[1] Fröbel II, 2. — [2] Duckwitz 167.
[3] N. A. Z. 193, 20./8. — [4] 195, 22./8. — [5] 199, 27./8.

Zentralgewalt hervorgehoben. Demgegenüber wird die Notwendigkeit der Schaffung eines Vetos für die Großmächte betont.[1] Das vorläufige Scheitern der Verhandlungen und die Ratlosigkeit der österreichischen Blätter wird natürlich mit der größten Genugtuung begrüßt. Sind schon vorher die in der preußischen Antwortnote vom 15. September enthaltenen Vorschläge einzeln gebracht worden, so wird selbstverständlich deren Inhalt nach ihrem Erscheinen rückhaltlos zugestimmt. Die weiteren österreichischen Maßregeln werden dann scharf, mit einer gewissen Ironie kritisiert, so die Antwortdepesche Rechbergs.[2] Mit der Ergebnislosigkeit der Nürnberger Konferenzen erachtet sie die Auflösung des ganzen österreichischen Unternehmens und des versuchten Sonderbündnisses für tatsächlich vollendet.[3] Auch der großdeutsche Tag, der nach Ansicht der N. A. Z. die österreichische Reformakte populär erscheinen lassen sollte, ist kläglich verlaufen und hat den Verfall der Partei sichtlich gezeigt.[4] Die Einwände Rechbergs gegen die preußischen Forderungen in seiner Note an Károlyi vom 30. Oktober erscheinen ihr durchaus unzureichend.

Vollkommene Ablehnung der österreichischen Vorschläge und große Zufriedenheit mit dem Scheitern aller Verhandlungen sprechen aus jeder Äußerung der N. A. Z. Die Haltung der Zeitung ist vollkommen die eines Regierungsblattes[5], besonders deutlich tritt das hier in der frühzeitigen Andeutung der später von der Regierung geforderten Bedingungen hervor.

Die Krzztg. sieht in dem vorgelegten Entwurfe das Streben nach einer Erweiterung der Macht Österreichs. Es sei erforder-

---

[1] N. A. Z. 205–206, 3.–4./9. — [2] 243, 17./10. — [3] 251, 28./10.

[4] Nr. 255 ff.

[5] Der Wechsel im Charakter des Blattes hatte eine starke Zunahme in der Abonnentenzahl hervorgerufen. Im 3. Quartal 1862 zählte sie 500, um diese Zeit 2050 Abonnenten (cf. D. R. 1900, II, 33 f.).

lich, daß Preußen für seine auswärtige Politik freie Hand behielte und dies würde durch das Direktorium verhindert werden.[1] Preußen könne solchen Plänen unmöglich zustimmen.[2] Die Ablehnung der zweiten Einladung durch König Wilhelm begrüßt das Blatt daher mit Freuden. Allerdings ist es nicht sehr erfreut, daß Preußen damit allein in Deutschland steht, aber „dem Unverzagten fallen die Herzen zu". In den Frankfurter Beratungen würde man nur zu einer Reihe von allgemeinen Grundsätzen gelangen.[3] Besonderes Mißfallen erregt die ungleichmäßige Vertretung der Delegierten (so kam in Liechtenstein ein Abgeordneter auf 7150 Einwohner, in Österreich 1:170386, in Preußen 1:188517, in Hamburg 1:233099) und die Zusammensetzung des Direktoriums aus sechs Mitgliedern, wodurch Österreich jeden Augenblick den Bund in einen Krieg ziehen könne. Ganz und gar nicht haben der Krzztg. natürlich die Beschlüsse des Abgeordnetentages gefallen, der Beschlüsse gefaßt habe, als gebiete er über den Willen der Nation. Die Einsetzung eines ständigen Ausschusses erscheint ihr als ein Fortschritt der Anarchie, da er die Landesvertretungen beeinflussen würde.[4] Daß nur Preußen die Zukunft Deutschlands in der Hand hat, steht für die Krzztg. fest, ohne Preußens Zutritt könne nur ein Sonderbund zustande kommen und dieser sei keine Bundesreform. Nachdem die Verhandlungen zum Ab-

[1] Die Elberfelder Ztg. erklärt gleichfalls, daß die preußische Regierung an sich einen Bundesstaat mit einer Großmacht für die einzige Form hielte, welche dem Bedürfnisse der Nation nach einer Gesamtverfassung Deutschlands entsprechen könne. Die Vorschläge gäben nur die Bedingungen, unter denen sich Preußen auch an einem nicht genügenden Reformwerk beteiligen würde.

[2] Krzztg. 193, 20./8. — [3] 196, 23./8. — [4] 197, 25./8. Dagegen sprechen sich offiziöse Äußerungen der Elberfeld. Ztg. sehr energisch für ein deutsches Parlament aus, das namentlich durch Rom entdeutschte Minoritäten zum Besten des Ganzen niederhalten sollte.

schlusse gelangt sind, weist sie darauf hin, daß bei der Fülle von widerstreitenden Interessen in Deutschland nur eine laisser-faire-Politik möglich sei. Österreich scheine die Sehnsucht nach stärkerer Einigung für so groß gehalten zu haben, daß es unter dem lockenden Scheine ihrer Befriedigung einfach den Bankerott des Bundes erklären und eine neue Form zugunsten wesentlicher österreichischer Interessen dafür einsetzen zu können gemeint habe. Preußen habe durch seine isolierte Stellung nur gewonnen, in den Ministerkonferenzen solle es keinen Gegenantrag en bloc stellen, sondern durch Opposition im einzelnen alles Gefährliche abwenden. Der deutsche Bund sei nur als aristokratische Republik möglich, weil nur hierin der Partikularismus seine Vertretung fände. Wenn sich verschiedene Einzelgruppen innerhalb des Bundes gebildet hätten, sei sogar ein allmähliches strengeres Anziehen mehr monarchischer Formen möglich, doch jetzt bedeute dergleichen Krieg.[1] Mit den Ausführungen des Staatsministeriums über die Bundesreformfrage ist sie im ganzen einverstanden. Den Ausdruck „allgemeine direkte Wahlen" faßt sie nur als Gegensatz gegen Delegationswahlen aus Kammern und hält demgemäß Wahlen durch Wahlmänner für nicht ausgeschlossen. Die Reformfrage kann ihres Erachtens nur in der Weise politischer Machtfragen zum Austrag gebracht werden. In dem Vorgehen des Ministeriums sieht sie auch vorläufig nur einen Versuch, eine Anzahl deutscher Fürsten der österreichischen Machtsphäre zu entziehen.[2] Da sie die österreichischen Pläne damit als gescheitert ansieht, verfolgt sie die weiteren Vorgänge nur noch mit geringem Interesse. Weder die Münchener Zollkonferenzen noch die Nürnberger Versammlung erregen irgendwie ihre Besorgnis.

[1] Krztg. 207, 5./9. Ein halbamtliches Organ, der „Publizist", bringt den Plan von einem Fürstenrate als einziges Organ der Exekutive, daneben ein Reichsdirektorium nur als Verwaltungsbehörde.

[2] Krztg. 225, 25.—26./9.

Gegen alles, was von österreichischer Seite wie aus den Reihen der liberalen Abgeordneten vorgeschlagen ist, zeigt die Krzztg. eine einfach verneinende Haltung. Besonders unangenehm ist ihr offenbar alles, was eine Reform des Bundes in liberalem Sinne herbeiführen könnte, am liebsten würde sie es sehen, wenn alles beim alten bliebe, allenfalls vielleicht Preußens Stellung etwas gestärkt würde. Daher stimmt sie auch eigentlich nur dem ablehnenden Verhalten der preußischen Regierung zu, während sie sich über die positiven Vorschläge höchstens in einseitiger Auslegung der Worte äußert. Sie wünscht auch offenbar nicht, daß Preußen nunmehr entgegen dem österreichischen Vorgehen eine Bundesreform von sich aus in die Hand nehmen soll, sondern es genügt ihr, wenn es auf seinem Standpunkte verharrt und durch Ablehnung der einzelnen in Betracht kommenden Punkte die Reform unmöglich macht. An einer größeren Einigung ist ihr nichts gelegen, der Bildung von Sonderbünden ist sie zwar nicht durchaus abgeneigt, aber vor allem will sie, daß Preußen seine Stellung in Europa und in Deutschland bewahrt, alles andere bleibt für sie Nebensache. Deshalb ist es auch durchaus nach ihrem Wunsche, daß die Frankfurter Zusammenkunft keine weiteren Folgen gehabt hat. Sie will gegen die Regierung keinesfalls Opposition machen und liest daher aus allen Erklärungen, die diese erläßt, nur das heraus, was ihr paßt. Besonders bezeichnend hierfür ist doch, daß sie die Forderung direkter Volkswahlen als Wahlmännerwahlen aufgefaßt sehen will.

Fast genau die gegenteiligen Wünsche wie die Krzztg. vertritt die K. Z. Sie ist durchaus nicht für einfache Verwerfung der österreichischen Vorschläge. Vielmehr ist sie der Ansicht, daß sich im ganzen nicht viel mehr erreichen läßt als das, was von Österreich geboten ist. Sie wünscht deshalb möglichst sofortige Verbesserung der Vorschläge, um sie annehmbar zu gestalten.

Preußen könnte, wenn es erschiene, wahrscheinlich die Bestimmung unmittelbarer Wahlen und eine Abänderung in der ausgedehnten Kompetenz des Direktoriums für die Kriegs- und Friedensfrage durchsetzen. Auch müsse es dahin streben, möglichst paritätisch mit Österreich gestellt zu werden. Wenn man sich erst wieder auf Ministerkonferenzen einige, so würde das wahrscheinlich einem Verzicht auf jede Reform gleichkommen. Ganz zwecklos sei es, von liberaler Seite die Herstellung der Reichsverfassung von 1849 zu verlangen. Zu ihrer Annahme sei auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, die preußische Spitze sei jetzt ein Ding der Unmöglichkeit. Die Liberalen täten durch ihre falsche Haltung das ihrige gegen ein Nationalparlament.[1] Gegen Angriffe der N. A. Z., daß sie das österreichische Projekt billige, verwahrt sie sich, sie will nur nicht, daß man von vornherein erklärt, es sei unverbesserlich, sondern daß man Gegenvorschläge dazu machen soll.[2] Deshalb ist sie auch davon überzeugt, daß Preußen die österreichischen Vorschläge sehr bald und sehr bestimmt beantworten wird. Da ein unitarisches Streben leicht Krieg bringen könnte, so würden sie wahrscheinlich in föderalistischem Sinne gehalten sein, unter anderem auch ein deutsches Parlament aus direkten Wahlen fordern und die Bestimmung zurückweisen, daß Preußen in einem außerdeutschen Kriege Österreich Beistand leisten muß.[3] Die K. Z. hält es nicht für erforderlich, sich wegen der österreichischen Vorschläge besonders aufzuregen und sich dadurch bei den Wahlen beeinflussen zu lassen. Mit der Verwerfung der Frankfurter Vorschläge ist sie ganz zufrieden, auch damit, daß das Ministerium Gegenvorschläge machen wird. Überhaupt ist sie in der deutschen Frage mit Bismarck ziemlich einverstanden, doch bleiben damit die Gegensätze in anderen Fragen bestehen.[4]

---

[1] K. Z. 231—232, 21.—22./8. — [2] 236, 240, 26, 30./8.
[3] 245, 4./9. — [4] 247, 6./9.

Auch der Wortlaut des staatsministeriellen Berichtes findet ihre Billigung, nur bleibt es ihr fraglich, ob das Ministerium sich bei den Worten dasselbe denkt wie das preußische Volk. Der preußische Standpunkt sei in der Denkschrift korrekt festgehalten und mit ebenso großer Mäßigung als überzeugender Kraft entwickelt. Um aber zu voller Wirkung auch in liberalen Kreisen zu gelangen, müßten innere und äußere Politik und die innere Lage Preußens auch in vollem Einklange zu dem deutschen Programme stehen.[1] Die weiteren Ereignisse erregen nur noch in sehr geringem Maße ihr Interesse.

Der K. Z. ist die Besserung der am Bunde herrschenden Verhältnisse die Hauptsache. Sie ist so sehr dafür eingenommen, daß sie selbst die Abneigung gegen Österreich fallen läßt und ihm die Anerkennung für sein Vorgehen nicht versagt, ja zunächst vollkommen für die Reform eintritt. Doch erkennt sie die großen Nachteile, die für Preußen in den österreichischen Plänen enthalten sind, und fordert daher eine weitgehende Änderung derselben. Ihre Wünsche entsprechen dabei ganz den von dem Ministerium in der Denkschrift entwickelten. Die radikalen Vorschläge des Abgeordnetentages und der Fortschrittler mißbilligt sie. So kommt es, daß sich ihre Stellung zu dem Ministerium in dieser Angelegenheit wieder bessert und daß sie öffentlich ihre Billigung seines Vorgehens ausspricht. Es scheint, als ob sie sogar hieraus Hoffnung schöpft, daß die deutsche Frage in ihren weiteren Folgen auch eine Besserung der Verhältnisse im Innern herbeiführen wird, wenn auch nicht unter dem gegenwärtigen Ministerium. Auf jeden Fall ist die K. Z. von einseitigem Doktrinarismus in dieser Sache frei. Auch die Berl. Allg. Ztg. wahrt die preußischen Interessen gegen die österreichischen Vorschläge. Sie sieht in dem Vor-

[1] K. Z. 266—267, 25.—26./9.

gehen Franz Josephs einen Versuch, Preußen zu überrumpeln, namentlich die Macht der Mittelstaaten erscheint ihr nach dem Entwurf viel zu groß. Auch könne Österreich mit einem Direktorium von fünf oder sechs Stimmen stets Preußen majorisieren. Doch erscheint ihr die ganze Angelegenheit ziemlich harmlos und sie glaubt nicht, daß irgendwie dadurch die preußischen Wahlen beeinflußt werden können. Nur ein friedliches, gemeinschaftliches Tagen von Österreich und Preußen sei fortab ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Pr. J. sind in der Beurteilung des Fürstentages liberaler als die K. Z. Sie erwarten nicht, daß die Zusammenkunft große Ergebnisse zeitigen wird. Denn Österreich kann nur eine Verfassung ausarbeiten, durch welche es Deutschland beherrscht und kann im Liberalismus nur so weit gehen, als ihm die Mittelstaaten folgen können. Man hatte in Wien gehofft, Alles mit fortzureißen, doch hat der besonnene Sinn der Abgeordneten und Häussers zusammenhängende Kritik dies verhindert. Die Pr. J. üben auch ihrerseits Kritik an dem österreichischen Entwurfe. Es erscheint ihnen wahrscheinlich, daß das Direktorium lediglich eine neue Form der alten Zwietracht darstellt. Die politischen Zwecke Österreichs erreichten in dem Artikel 8 (Verpflichtung zum Kriegsdienst) ihre praktische Spitze. Das Direktorium und seine Befugnisse stellten eine entschiedene Verschlechterung der Bundesakte dar. Die parlamentarische Vertretung, wie sie vorgeschlagen sei, könne niemals ein Förderungsmittel für die Interessen der Nation werden. Eine Fürstenversammlung als Bundesinstitution sei gefährlich. Die Pr. J. weisen darauf hin, daß seltsamerweise das Verhältnis zum Zollverein und des Bundes zu der zentralistischen österreichischen Verfassung gar nicht berührt sei. Sowohl die bedingungsweise Annahme des Projekts durch den Abgeordnetentag wie die wiederholte Ablehnung der Einladung durch den

König erscheint ihnen richtig. Die gesamten Beratungen hätten unter dem Terrorismus der Macht stattgefunden und seien somit nur scheinbar frei gewesen, die wehrlose Hingabe an die österreichischen Zwecke könne nur die Überzeugung bestärken, daß das deutsche Fürstentum größtenteils zur Mediatisierung reif sei. Nur die Haltung des Großherzogs von Baden findet ihre volle Billigung. Sie sind ziemlich sicher, daß das Werk der Reform scheitern wird und damit wäre dann auch die Idee des Staatenbundes, einer legalen, ohne den Druck der Not vollziehbaren Bundesreform als gescheitert zu betrachten. Allerdings würden die Noten Bismarcks keinerlei Eindruck machen, bei dem herrschenden System seien alle preußischen Unternehmungen nur ein Schlag ins Wasser. Es seien denn auch manche für die Rechbergsche Reform, um einen Systemwechsel in Preußen herbeizuführen. Doch „lieber mag uns welcher Minister da will regieren, als daß wir uns den Österreichern unterwerfen".[1] Die Bismarckschen Erklärungen nehmen sie ohne Aufregung entgegen, da es für sie feststeht, daß die bestehende Regierung mit ihren Gegenvorschlägen nur eine negative Wirkung erzielen kann. Das großdeutsche Reformwerk sei allerdings damit als gescheitert zu betrachten.[2]

Ebensogut wie die K. Z. und die anderen altliberalen Organe haben die Pr. J. die Schwächen und Mängel des österreichischen Entwurfes erkannt. Auch sie sind der festen Überzeugung, daß niemals etwas Gutes von österreichischer Seite in Bundesangelegenheiten geschaffen werden kann. Anders ist jedoch ihr Verhältnis zum Abgeordnetentage und zur Regierung. Den Beschlüssen des ersteren, insbesondere der von ihm geübten Kritik pflichten sie durchaus bei. Dagegen halten sie alle Schritte der bestehenden preußischen Regierung in Bundesreform-

[1] Pr. J. XII, 179ff., 28./8. — [2] Ebenda XII, 295, 26./9.

sachen für völlig vergeblich, an ihrer Auffassung, daß nur eine liberale Regierung dergleichen erfolgreich in die Hand nehmen könne, halten sie durchaus fest. Ihre Wünsche sind wohl wesentlich dieselben wie die der anderen Organe, doch enthalten sie sich einer eingehenden Darlegung derselben.

Auf altliberaler Seite betrachtet man somit das Vorgehen Österreichs nicht als irgendwie gefährlich für die Zukunft Deutschlands, da man von der Fruchtlosigkeit der Bestrebungen vollkommen überzeugt ist. Man ist in manchen Kreisen dankbar über die vielfach gegebene Anregung, der Lösung der Reformfrage ernstlich näher zu treten und wünscht, daß Preußen die Gelegenheit ergreifen soll, um seinerseits mit besseren Vorschlägen hervorzutreten. Andere sind dagegen wieder der Ansicht, daß die Besserung der inneren Verhältnisse jeder Unternehmung in äußeren Angelegenheiten vorausgehen müsse. Die Partei ist erfüllt von einem starken Gefühl für Preußens Ehre, sie gelangt daher auch in bezug auf die Bundesreform zu ganz ähnlichen Forderungen wie der preußische Ministerpräsident. Offenbar besteht in der Auffassung der Sachlage kein erheblicher Unterschied zwischen diesen beiden Kreisen, nur scheut man sich, dies rückhaltlos auszusprechen oder Schritte zur Versöhnung zu tun. Der innere Konflikt wirkt dafür zu stark trennend.

Energischer gegen die Regierung, unversöhnlicher gegen Bismarck ist die Haltung der nationalen Partei. Die Grenzboten bedauern aufs lebhafteste, daß Österreich den ersten Schritt zu einer Reform unternommen hat. Da die Mittelstaaten Preußen abgeneigt seien und ein rücksichtsloses Vorgehen seinerseits fürchteten, so würde man im allgemeinen den kaiserlichen Vorschlägen guten Willen zeigen und das zustande bringen, was unter solchen Umständen geschaffen werden könnte. Provisorische Einrichtungen dürften per maiora geschaffen werden, daher sei Preußens Fernbleiben nicht weiter hinderlich. Der Abgeordneten-

tag würde sich allerdings nicht beeinflussen lassen, es sei erwünscht, daß er selbst die Initiative in der Angelegenheit ergreife.[1] Lediglich in der Berufung sehen die Grzbot. ein Merkmal der Erfolge, welche die Volksbewegung über den Egoismus der Kabinette davongetragen hat. Allerdings könne der Kongreß für die realen Interessen der Deutschen sehr nachteilig werden. Die 18 Millionen Preußen würden diesen Reformplan nicht annehmen, wenn auch die preußische Regierung in ihrer verzweifelten Lage nichts tun könnte, um irgend etwas zu verhindern.[2] Das Programm der Nation müsse jetzt die Kritik und die Beschlüsse des Abgeordnetentages bilden. Wenn der Fürstenkongreß in Sachen der Volksvertretung den Wünschen der Nation gefolgt wäre, so wäre eine Spaltung der liberalen Partei zu fürchten gewesen. Nach den Beschlüssen aber sei es klar, daß das deutsche Volk mit dem österreichischen Projekt nichts zu schaffen habe.[3] Von den ganzen Verhandlungen findet nur die Haltung des Großherzogs von Baden den Beifall der Grenzboten. Der alte Bund erscheint ihnen verglichen mit dem österreichischen Plan noch als die relativ bessere Einrichtung. Dieser würde Deutschland mit gebundenen Händen den österreichischen Interessen dienstbar machen. Österreich als Herr über Deutschland oder halb Deutschland würde ohne weiteres zum Angriffe gegen die nationalen Bestrebungen übergehen. Die vorgeschlagene Form der Volksvertretung sei derart, daß sie nur ein Hindernis für die politische Entwicklung Deutschlands bilden würde. Die preußische Regierung würde allerdings auch mit dem freisinnigsten Programme scheitern.[4] Trotzdem hätte sie nach Meinung der Grenzbot. geschickter handeln können, als sie es getan hat. Sie hätte gleich zu Anfang energisch protestieren oder sich wenigstens durch Diplomaten in Frankfurt vertreten

---

[1] Grenzb. 1863, III, 276 ff. — [2] III, 315. — [3] III, 395. — [4] III, 397.

lassen müssen, die im persönlichen Verkehr mit den Fürsten die Forderungen der Regierung geltend hätten machen können. So hätte keiner den Willen Preußens gekannt und danach seien die Ergebnisse der Beratung sehr ungünstig für Preußen ausgefallen.[1] Von den nächsten Plänen Preußens wollen die Grzbot. wissen, daß Bismarck ein Bundesparlament aus direkten Wahlen, aber mit sehr hohem Zensus plane, um damit die konservativen Stimmungen der deutschen Regierungen für sich zu gewinnen. Doch würden detaillierte Reformprojekte der preußischen Regierung von der großdeutschen Partei mit Hohn, von der Nationalpartei mit Unwillen aufgenommen werden. Für Preußen erachten die Grenzbot. vorläufig einen Protest genügend, der seine Machtstellung im Bunde wahrt und das Prinzip einer wirklichen Volksvertretung aufrechterhält. Die Förderung der deutschen Frage müsse einem kräftigeren Ministerium überlassen bleiben.[2] Nachdem aber der Bericht des Staatsministeriums im wesentlichen diese Punkte enthalten hat, übergehen sie ihn mit Stillschweigen. Mit der Beseitigung der Reformakte halten sie es für angebracht, daß die nationale Partei sich wieder auf den Boden ihres bisherigen Programms stellt.[3] Die Hoffnung auf Lösung aller Fragen durch Preußen setzen die Grzbot. namentlich auf den Thronfolger.

Mit anderen Worten heißt das, daß die grünen Blätter zurzeit überhaupt nichts in der deutschen Reformfrage unternommen zu sehen wünschen. Die österreichischen Vorschläge passen ihnen durchaus nicht, Preußen ist in ihren Augen unfähig etwas zu tun, und das Volk allein kann auch außer der Verwahrung bei einem festen Programm nichts unternehmen. Die Unzufriedenheit kehrt sich gleichmäßig gegen beide deutschen Großmächte. Allerdings könnte Preußen die Lösung bringen,

[1] Grenzb. 1863, III, 437. — [2] III, 509ff. — [3] IV, 27.

aber da dies nach ihrer Meinung nicht eher geschehen kann, als bis ein Personenwechsel bis zu dem Träger der Krone hinauf in Preußen stattgefunden hat, so hat das natürlich gute Weile. Die Grzbot. sind fest davon überzeugt, daß Bismarck ein Reaktionär reinsten Wassers ist, der auch in deutschen Angelegenheiten nur versuchen würde, seine finsteren Pläne zur Ausführung zu bringen. An alles andere glauben sie nicht, auf die Worte und Schreiben des Ministerpräsidenten legen sie gar kein Gewicht. Daß sie im Grunde ganz dasselbe wollten, konnten sie nicht begreifen, sie hatten das Vertrauen zu Bismarck völlig verloren und bemühten sich darum auch gar nicht mehr, seine Ausführungen ernst zu nehmen. Von der Bedeutungslosigkeit der österreichischen Vorschläge, wenn nur einigermaßen dagegen opponiert wurde, waren sie gleichermaßen so fest überzeugt, daß sie sich um den kläglichen Ausgang der Angelegenheit gar nicht weiter kümmerten.

Dagegen fährt die B. Z. zunächst in ihrer Schwarzseherei in betreff des Fürstentages fort. Nur der Abgeordnetentag habe das preußische Recht in Deutschland für eine bessere Zukunft gewahrt.[1] Neben der Forderung der Einheit, die überall erhoben wird, stellt sie die Forderung der Proklamierung der Grundrechte des Volkes in die erste Reihe, weil ein deutsches Volk ohne Gesamtrechte nur ein moralischer Begriff sei, der juridisch wie staatsrechtlich in der Luft schwebe. Der Fürstenkongreß erweckt beständig ihre größten Besorgnisse, hauptsächlich deswegen, weil sie fest an ein Zusammengehen Österreichs mit Frankreich glaubt, auch nachdem schon ziemlich klar ist, daß er nicht zu großen Ergebnissen gelangen wird. Aber mit der Erledigung des österreichischen Programms scheint ihr die Gefährlichkeit seiner Bestrebungen nicht beseitigt.[2] Den Spott darüber,

[1] B. Z. 197, 25./8. — [2] 195—199, 22.—27./8.

daß Österreich in 14 Tagen noch keine Reform zustande gebracht hat, findet sie unbegreiflich. Die Art und Weise, in der Österreich die Beratungen geleitet und Beschlußfassungen herbeigeführt hat, vermag sie nicht zu billigen. Es treibe die Fürsten mehr und mehr in das fait accompli eines Sonderbundes hinein und werde ihrer Zustimmung zu seinem Programm die allerweiteste Auslegung geben.[1] Eine rechtliche Wirkung sei allerdings von vornherein durch den Protest Preußens ausgeschlossen, auch die Zustimmung der Volksvertretungen sei nicht eingeholt. Österreich werde deshalb bei der Unmöglichkeit einer gesetzlichen Durchführung des Planes auf eine Machtentscheidung drängen.[2] Doch beruhigt sich die Zeitung allmählich über die Kriegsgefahr. Auf die völlige Übereinstimmung der Ansichten der Fortschrittspartei mit den in der Denkschrift des Ministeriums entwickelten weist sie in ziemlich ironischer Weise hin. Sie äußert dann noch für den Fall, daß die Regierungen sich weiter mit der Bundesreform beschäftigen sollten, einige Wünsche, so als ersten wieder die Gewährung der Grundrechte (persönliche, Preß-, Glaubens-, Wissenschafts- und Vereinigungsfreiheit; unabhängige Gerichte), da diese gerade die Garantien des deutschen Volkes gegenüber den Regierungsgewalten der Einzelstaaten seien. Dagegen wünschen sie nicht das Vetorecht eingeführt zu sehen, da dies nur die Erfüllung der dringlichsten Ziele der Verfassungsreform erschweren würde.[3] Im allgemeinen aber verliert auch die V. Z. sehr das Interesse an der Reformfrage und bringt über die Ministerkonferenzen nur noch tatsächliche Nachrichten.

Während die übrigen Blätter sich doch wenigstens damit begnügen, daß Preußen unfähig sei, sich selbständig in der deutschen Frage zu betätigen, im übrigen aber die österreichischen Vorschläge ziemlich geringschätzig behandeln, geht die V. Z. noch

[1] V. Z. 203—204, 1.—2./9. — [2] 206—207, 4.—5./9.
[3] 229—230, 1.—2./10.

einen Schritt weiter und glaubt in dem Verhalten Österreichs die Anzeichen gewaltiger Pläne sehen zu müssen, die es zur Vernichtung Preußens entworfen hat. Nur sehr langsam ringt sie sich zu der Einsicht durch, daß lediglich die Reformfrage von Österreich in Angriff genommen ist, doch fürchtet sie auch dann noch beständig für Preußen. Mit einer eingehenden Kritik der österreichischen Vorschläge befaßt auch sie sich nicht; doch fordert sie abweichend von allen anderen Blättern die Erfüllung der Freiheit vor der der Einheit und rollt damit eine Frage wieder auf, die schon oft die Gemüter erregt hatte. Allen Gerüchten schenkt sie gern Gehör. Um Bismarcks Handlungsweise kümmert sie sich so gut wie gar nicht, doch wohl hauptsächlich wegen der Preßverordnung. — Aus demselben Lager urteilt z. B. die Nationalzeitung bedeutend ruhiger. Sie fordert ihrer ganzen Stellung gemäß statt der österreichischen Vorschläge ein Parlament mit anderer Verteilung der Stimmen als nach dem Delegiertenprojekt, doch erkennt sie an, daß Österreich so viel wie möglich geleistet hat und daß man daher die Vorschläge immerhin diskutieren solle. Über den Fortgang der Verhandlungen zeigt sie sich gut unterrichtet, so daß viele Blätter ihre Nachrichten aufnehmen. Aus dem Bismarckschen Wahlaufruf zieht sie einen ganz originellen Schluß, wenn sie den Sinn dahin deutet, weniger ultramontane Abgeordnete zu wählen. Die Frankfurter Beschlüsse erscheinen auch ihr für Preußen unannehmbar, doch erklärt sie sich auch gegen das Veto, weil dies zu einer Sonderstellung Preußens führen würde und eine Äußerung des bewußtesten und entschiedensten Partikularismus sei. Preußen habe damit deutlich gezeigt, daß es zu der Führerschaft in Deutschland nicht geeignet sei.

So steht die Nat. Ztg. zwar auch wie die V. Z. Österreich und der preußischen Regierung ablehnend gegenüber, ist aber doch in ihrem Urteile bedeutend gemäßigter und nähert sich in

ihrem Urteil über Österreichs Bestrebungen sehr den Altliberalen. In Einzelheiten der Kritik der preußischen Handlungen konnten sich die fortschrittlichen Blätter nur mit größter Vorsicht einlassen, da über allen ihren Äußerungen ständig das Damoklesschwert der Preßverordnung schwebte.

So wenden sich die Deutschen Jahrb. denn auch hauptsächlich gegen die österreichischen Vorschläge. Vor allem erscheint es ihnen ausgeschlossen, daß Österreich jemals den Mittelpunkt für die deutsche Einheitsbewegung abgeben könnte. Preußen hingegen könne nur „durch das Aufgehen in Deutschland von den es bedrohenden äußeren und inneren Gefahren die sichere Errettung finden". In dem österreichischen Programm finden sie die Trias-Idee und das Delegiertenprojekt, an sich verballhornt und möglichst verdorben, vereinigt. Die Delegiertenversammlung sei bloßer Beirat, mit dem das Lieblingsproblem der modernen Staatskünstler gelöst werden solle: der Parlamentarismus mit wenig Opposition und ohne alle Funktionen. Es sei nicht nötig, sich mit dem Plane näher zu beschäftigen, da eine solche Mißgeburt doch nicht dauernd lebensfähig sei. Schon die Grundlagen des Planes seien auf einem gänzlich falschen Systeme aufgebaut gewesen, würde man ihn annehmen, so würde das konstitutionelle Leben auch in den Einzelstaaten völlig geopfert werden, ohne daß die Bundeseinheit dabei etwas gewinnen würde. Auch für Preußen und den Zollverein wären große Gefahren mit der Annahme des Direktoriums und des Delegiertenprojekts verbunden. Dagegen ständen ihm für die Zukunft drei Wege offen; nämlich erstens Unterwerfung unter die Mehrheit, das bedeute Unterordnung unter das österreichisch-bayrische Sonderbündnis und damit vollständiges Aufgeben seiner Großmachtstellung, oder Isolierung, die auch über kurz oder lang zur Unterwerfung führen würde, oder schließlich eine liberale Initiative, Überbieten der österreichischen Vorschläge, Herbeiführung

der Bundesgenossenschaft der deutschen Völker. Dazu aber seien vor allem Taten und nicht bloße Worte, Beweise der Aufrichtigkeit nötig.[1] Doch hat den Jahrb. von vornherein das Gelingen der österreichischen Pläne so unwahrscheinlich geschienen, daß sie über das Scheitern der Verhandlungen kein großes Erstaunen an den Tag legen. Diese mußten ihres Erachtens schon deshalb ohne Ergebnis bleiben, weil nur sehr wenige Fürsten wirklich die deutsche Einheit wollten. Auch war die Reformakte nicht verführerisch genug, „um die Massen zu betören". Preußen hat durch sein Fernbleiben nur Vorteil gehabt, seine Interessen so, wie sie zurzeit aufgefaßt wurden, sind durch Mecklenburg und so, wie sie wirklich sind, von Baden ausreichend vertreten worden. Zwar berühren sich, wie auch die D. J. zugeben, in dieser Frage die Wünsche des preußischen Kabinetts und der konstitutionellen Partei, aber dennoch ist die Lösung nicht so einfach. Die Verwirklichung der deutschen Einheit ist zwar in erster Linie auch nach ihrer Ansicht Machtfrage, doch gehört dazu ferner noch eine klare Anschauung über die Mittel zur Lösung der Angelegenheit, die sie offenbar bei der preußischen Regierung vermissen.[2] Den weiteren Verhandlungen wenden die D. J. nur noch ein geringes Interesse zu. Wenn sie auch meinen, daß die österreichische Intrige dem preußischen Ministerium noch genug zu schaffen machen wird, so glauben sie doch nicht, daß es Rechberg gelingen wird, in Nürnberg einen Sonderbund zu stiften und halten überhaupt die Gefahr für ziemlich beseitigt. Sie wünschen auf jeden Fall nicht, daß die Wahlen zum Abgeordnetenhause durch die deutsche Frage beeinflußt werden sollen.[3]

Die ganzen Verhandlungen des Fürstentages verfolgen die D. J. mit großer Ruhe. Befürchtungen hinsichtlich der Nachteile, die daraus für Preußen und Deutschland erwachsen können, hegen sie nur in sehr geringem Maße. Mit der Annahme des

[1] D. J. VIII, 492, 23./8. 63. — [2] IX, 160 ff., 23./9.
[3] IX, 321, Oktober.

österreichischen Reformplanes haben sie wohl nie gerechnet, die Kritik, die sie an ihm üben, ist vernichtender als die der meisten anderen Blätter. Sie sehen die Lage Preußens in verhältnismäßig günstigem Lichte, wenn sie auch bei einer liberalen Regierung weit zufriedener wären. Trotzdem scheinen sie nicht ganz abgeneigt zu sein, einer wirklich tatkräftigen Politik auch der herrschenden Regierung zu folgen, wenn sich daraus ein Vorteil für die deutsche Frage ergeben sollte. Doch bleibt ihre Meinung im Grunde wohl bestehen, daß das Ministerium Bismarck die Sache nicht in die Hand nehmen wird, weil ihm die nötigen Mittel dazu fehlen. Die Beschlüsse des Abgeordnetentages übergehen sie mit Stillschweigen, scheinbar hoffen sie auch von diesen rein theoretischen Erörterungen sehr wenig für die Lösung der deutschen Frage.

Dagegen vertritt die Wochenschrift des Nationalvereins natürlich durchaus die von dieser Seite entwickelten Ansichten. Sie wünscht, daß Preußen als „der siegreiche Anwalt des deutschen Volkes" in Frankfurt erschienen wäre.[1] Dem österreichischen Entwurfe gesteht sie nur das Gute zu, daß er die deutsche Bewegung neu angefacht hat, insbesondere dadurch, daß offen anerkannt ist, daß die bestehende Bundesverfassung nicht mehr genügte. Im übrigen erkennt sie als einzig rechtmäßige Instanz zur Annahme oder Ablehnung des Planes ein frei gewähltes Parlament an. Das einfache Fernbleiben Preußens erregt ihren stärksten Zorn: „Selbst in der Geschichte von Byzanz wird sich kaum ein ähnliches Bild der Altersschwäche und Verkommenheit auffinden lassen, wie es von dem gegenwärtigen preußischen Regiment dargeboten wird". Den Fürsten, die gegen jede Reform sind, werde dadurch der bequemste Vorwand zur Ablehnung geboten.[2] Freundschaftsvorschläge, die Bismarck durch Gewährung eines allgemeinen Par-

[1] N. V. W. 173, 23./8. 63. — [2] 174, 27./8.

laments gemacht hat, müsse man mit Verachtung zurückstoßen. Je schwieriger seine Lage durch das österreichische Vorgehen geworden sei, um so rücksichtsloser müsse man gegen ihn vorgehen. „Der plumpe Versuch des Ministeriums Bismarck, die Eifersucht des preußischen Volksgeistes gegen Österreich zu einer neuen Stütze seiner wankenden Existenz zu machen, wird elendiglich zuschanden werden.“ Die Hauptsache für Preußen sei es, daß König Wilhelm abdanke. Er sei der unpopulärste Mann in Preußen nächst Bismarck und werde sich niemals in der öffentlichen Gunst wiederherstellen. Da das Schicksal Preußens und Deutschlands für die Dauer seiner Regierung besiegelt sei, sei es Aufgabe des Volkes, dahin zu wirken, daß er auf die Krone verzichte. Sehr unzufrieden ist die N. V. W. mit der schnellen Beendigung des österreichischen Reformversuches. Wenn man die Sache schon jetzt auf sich beruhen ließe, sei die nationale Partei um die besten Früchte der österreichischen Agitation gebracht, weil dann eben alles wieder beim alten bliebe.[1] Allerdings hätte Österreich den Zweck erreicht, Preußen vollkommen zu isolieren, da Bismarck über den österreichischen Vorschlägen vollkommen den Kopf verloren habe. Im übrigen könne es aber höchstens noch auf einen Sonderbund rechnen. Gegen Preußen und insbesondere gegen Bismarck wird der Ton der Zeitung von Woche zu Woche gehässiger. Angriff folgt auf Angriff, kein gutes Haar wird an der Regierung gelassen. Ein Grund für den Zorn des Blattes liegt darin, daß Preußen sich gänzlich hat beiseite schieben lassen und Bismarck mit einer Antwort zögert. Aber auch die Forderung des deutschen Parlaments durch ihn erscheint der N. V. W. unerhört.[2] Dem preußischen

[1] N. V. W. 175—176, 3.—10./9.

[2] Ebenda 24./9. 178. „Aber Bismarck und ein deutsches Parlament: — auch der Humor hat seine Grenzen in der Politik, und die ernsthaft würdigen Leute, aus denen das Volk besteht, sind zu skurrilen Späßen über diese wichtige Angelegenheit nicht aufgelegt.“

Ministerialbericht streitet sie die Offenheit ab, zudem gehe er im Grunde darauf aus, jede Reform unmöglich zu machen und beschränke sich darauf, sich hinter dem bestehenden Bundesrecht zu verschanzen. Von eigener Initiative vermag sie in dem Schriftstück nichts zu erkennen. Daß Österreich und die Mittelstaaten das Bundesreformprojekt fallen lassen, ist sehr gegen ihren Wunsch, sie hofft daher noch, daß der Reformverein und die Zollvereinsfragen die Bewegung neu anfachen werden, wenn ihr dies auch sehr zweifelhaft erscheint.[1] Auch von den Nürnberger Ministerkonferenzen erwartet sie nicht viel mehr als die Feststellung einer gemeinsamen Antwort auf den preußischen Vorschlag. Sie muß sich daher mit dem stillen Begräbnis der Reformakte schließlich abfinden.[2]

Die Haltung der N. B. W. ist charakterisiert durch den blinden Haß gegen Bismarck, König Wilhelm und die preußische Regierung. Hierdurch wird ihr gesamtes Urteil bestimmt. Jeder Vorfall der inneren und äußeren Politik kann nur dazu dienen, ihr eine weitere Verkehrtheit in der Handlungsweise der leitenden preußischen Kreise aufzudecken. Daher ist auch die Stellung, die Bismarck gegen den österreichischen Reformplan eingenommen hat, nach ihrer Ansicht so falsch wie nur irgend möglich. Die N. B. W. merkt nicht, daß sie sich bei ihrem Eifern gegen alles, was Preußen tut, selbst in Widersprüche verwickelt. Was sollte wohl Preußen in Frankfurt tun, wenn die nationale Partei ihm von vornherein die Gefolgschaft verweigerte? Preußen sollte der siegreiche Anwalt des deutschen Volkes werden — der erste Vorschlag, den Bismarck zu diesem Zwecke machte, die Schaffung eines deutschen Parlaments, wurde mit höchster Entrüstung zurückgewiesen. Ein ruhiges, sachliches Urteil ist der N.B.W. über Preußen nicht mehr möglich zu fällen, die Leiden-

[1] N. B. W. 181, 15./10. — [2] 184, 5./11. — [3] 186, 19./11.

schaften sind zu stark erhitzt, eine Verständigung zwischen beiden Richtungen für die nächste Zeit wenigstens völlig ausgeschlossen. Das Mißtrauen gegen die preußische Regierung hatte sich in Haß verwandelt, dieser Haß aber war doch nur ein Zeichen dafür, daß man die Einigkeit sehnlichst wünschte und nur glaubte, von der preußischen Regierung genarrt zu werden. Nur aus dieser Mißstimmung heraus ist es auch zu verstehen, daß der Nationalverein überhaupt auch nur etwas von dem österreichischen Vorgehen erhoffte, die Vorschläge an und für sich gefielen ihm nicht im geringsten. Er begrüßte es mit Freuden, daß die deutsche Frage von neuem aufgerollt war und wünschte, daß sie nunmehr auch nicht wieder von der Tagesordnung abgesetzt würde.

Die national-kleindeutsche Partei interessiert sich für die österreichische Unternehmung hauptsächlich insofern, als dadurch Preußens Stellung zur deutschen Frage berührt wurde. Daß aus der österreichischen Reformakte und den Beratungen des Fürstentages nicht viel Wichtiges sich ergeben wird, glaubt sie von vornherein. Teilweise übergehen die Blätter daher die Einzelheiten überhaupt mit Stillschweigen[1] oder aber sie verurteilen sie in vernichtender Kritik. Der Verlauf der Verhandlungen erscheint ihnen daher ganz natürlich und auch der völlig ergebnislose Abschluß läßt sie kalt.[2] Dagegen verfolgen sie die Haltung Preußens mit großem Interesse. Diese scheint der Mehrheit von ihnen ziemlich den Verhältnissen angemessen, da

---

[1] Nur die Spenersche Ztg. unterwarf die österr. Vorschläge einer sachgemäßen Prüfung.

[2] Die Weser-Ztg. hatte allerdings eine wirksamere und lebendigere Organisation der Bundes-Exekutive und die Vertretung der deutschen Nation in einem Bundesparlament erwartet und zeigte infolgedessen große Unzufriedenheit mit den Ergebnissen. Die Reformakte betrachtete sie als erledigt, nur der Reformgedanke würde fortleben. Demgegenüber verteidigte ein Eingesandt, hinter dem man den Bgm. Duckwitz vermutete, die Frankfurter Beschlüsse (cf. K. B. 259, 13./9.).

es für sie feststeht, daß Preußen in seiner jetzigen Lage nicht imstande ist, wirklich Nutzbringendes in der deutschen Frage zu leisten. Den Grund hierfür sehen sie in der herrschenden Regierung und daher trachten sie, um zu einer Besserung auch der deutschen Zustände zu gelangen, nach einem völligen Regierungswechsel in Preußen. Die nichtpreußischen Organe sprechen es offen aus, daß nur eine sehr radikale Änderung von Nutzen sein kann, eine Äußerung, die wohl preußischen Blättern unter der Wirkung der Preßverordnung den Kopf gekostet hätte. Sofern von nationaler Seite positive Wünsche für die von Preußen zu wählende Haltung gegenüber dem österreichischen Vorgehen vorgebracht werden, decken sie sich so gut wie völlig mit den von Bismarck in den verschiedenen Staatsschriften entwickelten Ansichten, nur daß man die Berufung einer Nationalversammlung auch ohne vorherige Anknüpfung von Verhandlungen mit Österreich zu erreichen trachtet.[1] Während die gemäßigt Liberalen sich im allgemeinen damit begnügen, sich nicht weiter zu den Bismarckschen Vorschlägen zu äußern und sich ihnen gegenüber indifferent zu verhalten, sprechen die fortschrittlichen Organe es offen aus, daß sie eine Verwirklichung ihrer Wünsche, die ihnen von der jetzigen preußischen Regierung angeboten wird, entschlossen sind, von der Hand zu weisen. Man ist innerlich fest davon überzeugt, daß die Vorschläge nur aus Verlegenheit von Bismarck gemacht sind, und daß er durchaus nicht bezweckt, eine Reform des Bundes in die Hand zu nehmen, sondern lediglich jeden österreichischen derartigen Versuch durch unannehmbare Bedingungen vereiteln will. Diese Ansicht konnte eine starke Stütze in Bismarcks innerer Politik in Preußen finden. Neben der unüberwindlichen Abneigung, die man gegen Bismarck hegte, mochte dieses Gefühl ein weiterer sehr schwer-

[1] So u. a. besonders die Rhein. Ztg.

wiegender Grund sein, warum man jedes Eingehen auf die Angebote der preußischen Regierung von der Hand wies. Als drittes kam hinzu, daß man eine Einwirkung der deutschen Politik auf die Neuwahlen nicht wollte und daher sich gegen die ministerielle Begründung der Auflösung des Hauses ablehnend verhielt. Im Lager der nationalen Partei herrschte auf alle Fälle eine große Unzufriedenheit mit dem Verhalten Preußens.

Nicht minder groß war dieses Gefühl in den Kreisen der großdeutschen Partei, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Die Organe dieser Gruppe wenden auch den Einzelheiten des österreichischen Vorschlages erhöhtes Interesse zu, weil sie auf seine Annahme hoffen. Die K. Bl. begrüßen die Reformakte als ein „tiefdurchdachtes, echt staatsmännisches Werk". Sie leiste unter den gegenwärtigen Umständen das einzig Mögliche und weil sie nur schlechterdings notwendige Organe in die Bundesverfassung einführe, sei sie durchaus nicht kompliziert. Die K. Bl. wünschen deshalb die einfache Annahme der Akte durch die Einzellandtage ohne Revision so, wie sie aus den Beratungen der Fürsten hervorgeht, zumal da der Fürstentag der letzte Reformversuch auf friedlichem Wege sei. Gegen direkte Wahlen haben sie, falls ein dahingehender Antrag gestellt wird, allenfalls nichts einzuwenden.[1] Doch fürchten sie, daß man auf diesem Umwege nur den Einheitsstaat erreichen will. Auf dem Boden der Reichsverfassung halten sie eine Reform für unmöglich. Ein Veto der Großmächte bedeutet in ihren Augen die Negierung der Bundesreform dem Auslande gegenüber. Nachdem die Reformakte endgültig festgestellt ist, halten sie auch Ministerkonferenzen für überflüssig.[2] Allerdings bleibe die Zustimmung Preußens notwendig, um wirklich etwas zustande zu bringen, denn Einzelreformen würden nicht zu vielem führen

[1] K. Bl. 241, 27./8. — [2] 247, 2./9., 255, 9./9.

können. Doch habe Österreich immerhin erreicht, daß eine Bundesreform als nötig anerkannt sei und habe dafür einen brauchbaren Ausgangspunkt geschaffen. Einer Kritik der Bismarckschen Vorschläge enthalten sich die K. Bl. offenbar mit Rücksicht auf die Preßverordnung.[1] Sie ergehen sich dagegen in Polemiken gegen nationale Blätter, die nach ihrer Meinung lediglich darauf ausgehen, einen zentralistischen Bundesstaat zu schaffen. Besonders greifen sie die Beschlüsse des Nationalvereins mit seinem Festhalten an der Reichsverfassung von 1849 als kopflos an.[2] Die Nürnberger Konferenzen suchen die K. Bl. in ein möglichst günstiges Licht zu setzen, indem sie behaupten, daß diese von vornherein nur einem formellen Abschluß der Kongreßsache gewidmet sein sollten. Auch hätten die Regierungen vollkommen an ihren Beschlüssen festgehalten und gerade durch die Absendung nicht identischer Noten könne man darauf schließen, daß in der Sache selbst mit vollster Energie vorgegangen würde, weil dadurch ein offener Bruch in Deutschland vermieden worden sei.[3]

Das ist natürlich nur ein sehr schwacher Trost. Die Enttäuschung über das Scheitern der österreichischen Pläne ist entschieden groß. Um dies zu erkennen, genügt es schon, den Wechsel im Ton der Berichte zu beachten, der sich in dieser Zeit vollzogen hat. Der österreichische Vorschlag war ganz nach Wunsch der K. Bl., so, wie er vorlag, bot er ja auch keine Gefahr, einen Einheitsstaat herbeizuführen, was sie vor allem vermieden sehen wollten. Um dieser Gefahr zu entgehen, ist ihnen auch jedes selbständige Vorgehen eines Parlaments nicht recht, in diesem Punkte widersprechen sie sogar den Beschlüssen der großdeutschen Versammlung, die sich für baldige Berufung der Abgeordneten ausgesprochen hatte.[4] Sie wünschen die Reformangelegenheit lediglich in den Händen der Fürsten zu sehen.

[1] K. Bl. 263, 17./9., 276, 30./9. — [2] 304, 28./10. — [3] 305. 29./10., 311, 3./11. — [4] 312, 4./11.

Mit Preußens Haltung beschäftigen sie sich so gut wie gar nicht, offenbar fürchten sie, für eine Äußerung ihrer wirklichen Meinung über die Stellung der preußischen Regierung sich eine Verwarnung zuzuziehen. So begnügen sie sich damit, Urteile aus anderen Zeitungen abzudrucken, die dem ihrigen ungefähr entsprechen. Wie oft, ist auch hier das Schweigen beredt.

Die A. A. Z. kann ihre Meinung freier äußern. Sie beschäftigt sich denn auch eingehender mit der Stellung Preußens zu den österreichischen Vorschlägen. Mit diesen ist sie natürlich ganz einverstanden und erwartet, daß sie zur Ausführung gelangen werden, auch wenn Preußen sich zunächst ausschließen sollte, weil dieses auf die Dauer doch nicht isoliert bleiben könnte.[1] Besonders würden sich die Folgen des österreichischen Vorgehens zeigen, wenn die polnische Frage aufgerollt würde. Von dem gegenwärtigen preußischen Regiment erwartet die A. A. Z. zwar keine Zustimmung zu den Plänen, doch wünscht sie, daß man für eine spätere Regierung den Beitritt möglichst erleichtert und will zu diesem Zwecke die Aussicht auf das Alternat nicht abgeschnitten sehen.[2] Die ablehnende Haltung Bismarcks wird lebhaft angegriffen, insbesondere da der Fürstentag „recht eigentlich eine Brücke für Preußen war, um aus seiner unnötig isolierten Lage wieder einzulenken“. Denn Österreichs Absicht war es nach der A. A. Z. ganz offenbar, sich Preußens als Bundesgenossen zu versichern.[3] Allerdings muß ohne die Zustimmung Preußens die Bundesreform unvollendet bleiben. Doch hofft die A. A. Z., daß mit dem Abschluß der inneren Krise auch die deutsche Frage friedlich gelöst werden wird. Dagegen wird Bismarck vielleicht versuchen, mit ausländischer Hilfe das Reformwerk zu hindern. Einen Rückhalt an dem neuen Landtage dürfte er für seine Politik nicht finden.[4] Wenigstens glaubt

[1] A. A. Z. 234, 22./8. — [2] 240, 28./8. — [3] 247, 4./9.
[4] 252—253, 9.—10./9.

auch die A. A. Z. nicht an eine Beeinflussung der Wahlen durch das von Bismarck gegebene Losungswort. Über die Politik, die er angesichts der Frankfurter Beschlüsse wahrscheinlich einschlagen wird, ergeht sie sich in vielfachen Vermutungen. Seine Denkschrift wird, als sie erschienen ist, sehr scharf kritisiert. Ein Beharren Preußens bei einer derartigen Politik erscheint der Zeitung durchaus undenkbar. Ein Alternat sei gefährlich und unpraktisch, das Veto nehme der Bundesreform die national-politische Bedeutung, der Vorschlag einer allgemeinen Volksvertretung sei wohl kaum ernst gemeint, zum mindesten müsse man annehmen, daß in unbequemen Lagen ebenso damit verfahren werden sollte, wie jetzt in Preußen oder aber daß man sie ohne Hintergrund und somit machtlos lassen wolle. Jedenfalls müßten die Bismarckschen Theorien neben seiner Praxis in preußischen Verfassungsfragen ganz wirkungslos bleiben.[1] Trotzdem die A. A. Z. durchaus nicht mit den preußischen Vorschlägen einverstanden ist, wünscht sie doch nicht, daß man alle Verhandlungen glatt von der Hand weisen soll. Nur könnte nie etwas erreicht werden, wenn Preußen als Bundesmitglied vollkommen freie Hand behalten wollte oder wenn es sich ständig mit Hegemoniegelüsten trüge. Darauf ginge auch nur das Streben des Nationalvereins aus.[2] Nach den mißlungenen Nürnberger Konferenzen rät die A. A. Z. wiederum zu direkten Unterhandlungen zwischen Preußen und Österreich, für die jetzt allerdings, nachdem das Scheitern der österreichischen Bestrebungen feststehe, wenig Aussicht vorhanden sei.[3]

Das Hauptstreben der A. A. Z. geht ohne Zweifel auf eine Einigung Deutschlands aus, ebenso wie die kleindeutschen Blätter dies Ziel erreichen wollen. Als Anhänger der österreichischen Politik treten ihre Mitarbeiter entschieden für den öster-

[1] A. A. Z. 271—272, 28.–29./8. — [2] 303, 30./10.
[3] 304, 31./10.

reichischen Reformvorschlag ein. Da Preußen hierauf nicht eingeht, so wird es entschieden verurteilt, namentlich Bismarck gegenüber hält die A. A. Z. mit dem Tadel nicht zurück. Ihren besonderen Zorn erregen seine Gegenvorschläge, besonders wohl aus dem Grunde, weil sie das von Österreich begonnene Unternehmen zunichte machen mußten. Trotzdem will sie nicht, daß das ganze Projekt so leichten Kaufes begraben wird, und daher tritt sie nach wie vor für den Versuch einer Verständigung, für Unterhandlungen mit Preußen ein, besonders da sie die Schwäche der österreichischen Sonderverträge erkannt hat. Sie ist Preußen nicht im geringsten freundlich gesinnt, aber sie erkennt doch auch, daß man es nicht einfach als quantité négligeable behandeln kann und daß alle Versuche, eine Bundesreform herbeizuführen, scheitern müssen, solange nicht Preußen daran beteiligt ist. Ob sie wirklich der Ansicht ist, daß die österreichischen Vorschläge großes Entgegenkommen gegen Preußen gezeigt haben, muß man dahingestellt sein lassen.

Die Histor. Polit. Bl. sprechen es auf jeden Fall von vornherein offen aus, daß Preußen sich nie und nimmer auf die Frankfurter Vorschläge einlassen könnte, denn es müßte sich vernichten, um eine deutsche Gesamtverfassung, wie Österreich sie bedarf, sich gefallen lassen zu können. Die deutsche Frage sei viel zu sehr Weltfrage, als daß sie sich auf vertragsmäßigem Wege regeln ließe. Nur eine gewaltige Krisis könne sie lösen.[1] Der Reformentwurf findet übrigens auch sonst nicht die Zustimmung Jörgs. Die H. P. Bl. erkennen auch ohne weiteres an, daß Preußen schließlich den Sieg über Österreich davongetragen hat. Die gesamten österreichischen Vorschläge seien auf einen zerknirschten und eingeschüchterten Bismarck berechnet gewesen, doch sei seine Stellung jetzt wieder durchaus gefestigt.

[1] H. P. Bl. LII, 394, 24./8.

Nicht einmal die Agitationen des Nationalvereins, viel weniger noch die der Großdeutschen hätten ihn stürzen können. Er sei eben doch der „pars maior von Preußen“. Die preußischen Gegenvorschläge gingen auf Aufhebung des Bundes aus.[1]

Mit diesen Äußerungen nehmen die Hist. Pol. Bl. wieder eine Sonderstellung gegenüber den anderen großdeutschen Blättern ein. Ihre Verurteilung des Reformprojekts ist eigentlich nur aus dem Grunde erklärlich, daß sie wie das Mainzer Journal, das Organ des Bischofs Ketteler, auf ein deutsches Kaisertum unter Österreichs Leitung hinstrebten, so daß ihnen der Entwurf eines vielköpfigen Direktoriums natürlich ungelegen kam. Im übrigen schenken sie dem Vorschlag ziemlich wenig Beachtung, weil sie von Verträgen doch nichts Nachhaltiges für Deutschlands Einigkeit erwarteten. Preußen ist ihnen ganz sicher nicht sehr sympathisch, doch haben sie wohl als einziges Blatt die Anerkennung für Bismarcks Kraft und Energie sich bewahrt und scheuen sich auch nicht, ihre Meinung im Gegensatze zu allen anderen Zeitungen offen auszusprechen.

Die katholisch-großdeutsche Partei hat im ganzen betrachtet in diesem kurzen Zeitraum weniger Monate die ganze Stufenleiter von höchster Freude zu resigniertem Schmerze, von größter Hoffnung zu tiefster Entmutigung durchmessen. Zwar tritt dies in den Preßäußerungen nicht mit aller Schärfe hervor, aber für den aufmerksamen Leser ist es doch deutlich ersichtlich, wie verschieden man die Lage im August und im Oktober ansieht. Selbst diese Blätter unternehmen es kaum, noch von einem Wiederaufleben des österreichischen Planes zu reden, ein deutliches Zeichen dafür, wie schnell die Bewegung erloschen war. Als sie entstand, glaubte die Partei ihre Zeit gekommen und hoffte darauf, den kleindeutschen Nebenbuhler nun ein für alle-

[1] Hist. Pol. Bl. LII, 801, 10./11.

mal beiseite schieben zu können. Doch sehr bald schon äußerte sie selbst erhebliche Bedenken an dem Gelingen des Werkes, wenn sie auch nach außen hin den Anschein zu erwecken suchte, als ob Österreich sich als der Stärkere erweisen und alle anderen Staaten in seinen Bann ziehen würde. Nur ungern gestehen die Blätter zu, daß Preußen sich doch noch kräftiger gezeigt hat. Sie sind der Regierung dieses Staates entschieden abgeneigt, alle Ansprüche, die eine preußische Vorherrschaft zu begründen scheinen, finden ihren lebhaftesten Widerspruch. Doch sind sie gegen einen völligen Bruch mit dieser Macht, sie beharren bei der Forderung, Verhandlungen anzuknüpfen, auch nachdem Preußen deutlich die weitgehendsten Ansprüche gestellt hat. Zwar erscheint ihnen die Lage der gegenwärtigen preußischen Regierung höchst bedenklich und infolgedessen das Anknüpfen von Unterhandlungen zwecklos, weil keine Garantien hinsichtlich der Dauer des Ministeriums bestehen, doch haben sie von einer fortschrittlichen Regierung nicht mehr zu erwarten und halten es auch für ausgeschlossen, daß diese Partei das Ministerium zu stürzen vermag, solange sie genau dieselben Ziele in der deutschen Politik verfolgt. Das Urteil über Bismarck ist recht verschieden, im allgemeinen haßt man ihn auch im großdeutschen Lager, doch mischt sich in den Haß auch Furcht und Bewunderung. Zwischen den Föderalistisch-Großdeutschen und Unitarisch-Großösterreichern herrschen innerhalb der Partei recht scharfe Gegensätze, doch überwiegen die ersteren an Zahl und Macht bedeutend.

Neben dem Streit der Meinungen, wie er in den Preßäußerungen klar hervortritt, zeigen auch die Feste und Versammlungen, die in recht großer Zahl im Spätsommer und Herbste des Jahres stattfanden, die Parteien in ihren Bestrebungen und vervollständigen so das Bild dieses vielgestaltigen Lebens. Allerdings traten diese Tagungen fast alle bereits mit einem festen Programm zusammen und es wurden daher im

wesentlichen auf jeder auch nur ziemlich übereinstimmende Ansichten in bezug auf die Streitpunkte der Zeit vorgebracht.

Das Leipziger Turnfest war unter allgemeiner Begeisterung begangen worden, man hatte sich auch dort wieder an dem Gedanken der deutschen Einheit berauscht, ohne jedoch, wie das ja in der Natur der Sache lag, irgendwie die Einigungsvorschläge zu besprechen.[1] Die sachwissenschaftlichen Versammlungen, wie der Juristentag in Mainz am 25. August, die Generalversammlung der katholischen Vereine in Frankfurt a. M. am 21. September, der deutsche Handwerkertag ebenda am 26. September, beschäftigten sich naturgemäß auch nicht mit der deutschen Frage. Dagegen war es selbstverständlich, daß die Generalversammlung des Nationalvereins, die vom 16. bis 18. Oktober in Leipzig, und die des deutschen Reformvereins, die am 28. in Frankfurt tagten, sich mit der österreichischen Anregung beschäftigten. Der Nationalverein nahm mit kleinen Abänderungen einen Antrag des Ausschusses an, der von Miquel eingebracht und begründet wurde und der erklärte, daß die von Österreich vorgelegte und in Frankfurt beratene Reformakte in keiner Weise den Ansprüchen der Nation auf Einheit und Freiheit genüge. Ihre Durchführung wäre kein weiterer Schritt zur Einheit und sei daher von der Nationalpartei mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen. Auch die preußischen Gegenvorschläge seien unzureichend, wenn sie überhaupt ernst gemeint sein könnten. Die Erklärung schloß mit den Sätzen: „Die Nationalpartei hält fest an der Reichsverfassung. Ihr Ziel ist und bleibt die Herstellung eines wahren Bundesstaates. Nie wird sie den Rechtsboden der Nation preisgeben. Nur das deutsche Volk selbst in einem freigewählten Parlamente kann über sein Verfassungsrecht entscheiden."[2] Es fand sich in dieser Erklärung alles das scharf

[1] Vgl. Buch IV, Kap. 2.

[2] Vgl. N. P. W. 182, 22./10., S. 1548 f.

zusammengefaßt, was in den nationalen Blättern während der letzten Monate geschrieben war.

Während man in den großdeutschen Blättern gegen Ende Oktober die Reformakte bereits als erledigt ansah, sprach sich die großdeutsche Versammlung noch ganz entschieden für ihre Durchführung aus. Nach einem Referate Wydenbrugks nahm sie einstimmig eine Erklärung an, in der sie als die geeignete Grundlage für die Entwickelung der Verfassung Deutschlands bezeichnet und daher ihre Durchführung namentlich durch baldige Berufung der Abgeordneten der geeinigten Staaten gefordert wurde. An wichtigen Änderungen beantragte sie nur eine zweijährige Periode anstatt der dreijährigen für die Abgeordnetenversammlung und die Aufnahme einer Bestimmung, die ihr eine regelmäßige Tätigkeit zusichere.[1] Viel Eindruck machte sie mit ihren Beschlüssen nicht, die Blätter der eigenen Partei beschäftigten sich kaum damit, während die Gegner nur Hohn dafür hatten und im übrigen die Ausfälle, die auf der Versammlung gegen den Nationalverein gemacht waren, mit gleicher Münze zurückzahlten.

Zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht kamen auf eine Einladung der Gemeinderäte von Berlin und Leipzig vom 14. September eine große Zahl von Vertretern deutscher Städte am 18. Oktober in Leipzig zusammen. Daneben waren eine große Menge Festteilnehmer in der Stadt zusammengeströmt. Den Höhepunkt erreichte die Feier in einem großen Festzuge am 19. In der Presse fand diese Veranstaltung seltsamerweise keine sehr weitgehende Beachtung. Durch das Übermaß an großen patriotischen Festen hatte sich überhaupt seit einiger Zeit eine gewisse Verstimmung gegen diese Veranstaltungen breitgemacht, zumal da man immer mehr einsah, daß die praktischen Ergebnisse für die deutsche Sache bei diesen doch nur sehr gering waren.

[1] Schultheß 1863, 83 f.

So sprachen sich denn selbst die nationalen Organe nur sehr bedingt günstig über diese Zusammenkünfte aus.[1]

Nach diesem kurzen Hinweise auf die Beschlüsse der wichtigsten politischen Vereine hinsichtlich der Bundesreform und auf die Abnahme der festesfreudigen Stimmung der letzten Jahre gehen wir zur Besprechung einiger Broschüren über. Es ist verständlich, daß ein Ereignis, wie die Einberufung der Fürstenversammlung, ein lebhaftes Anwachsen der Flugschriftenliteratur hervorrief. In kurzen Zeitabständen folgte eine Broschüre der anderen, fast jede mit neuen Gedanken oder zum mindesten mit

[1] So schrieb die N. B. W. (172, 16./8. 63), daß sie sich gegenüber dem verhängnisvollen Ernst der Gegenwart für die zahlreichen Feste und Reden nicht sehr begeistern könnte. „Uns scheint die Gefahr nicht fern zu liegen, daß dabei nachgerade nicht nur ein gutes Stück patriotischer Tatkraft in patriotischer Phraseologie verdunstet, sondern daß auch die Hunderttausende, ja Millionen, welche diese Feste mittelbar oder unmittelbar an wirtschaftlichen Werten verschlingen, allmählich ein empfindliches Defizit in den bereiten Mitteln für ernstere patriotische Zwecke herbeiführen werden". Und ferner schrieben die Grenzboten (1863, III, 234), daß die Feste insofern von Wert seien, als sie die Deutschen an größere Verhältnisse und den Einzelnen an ein großes Zusammenwirken gewöhnten. Doch sei es nötig, die Feste etwas einzuschränken. Allerdings würde „eine spätere Zukunft mit besonderer Liebe zurückblicken auf diese erste Zeit des jungen erwachten Nationalgefühls und auf die heitere, kluge und zweckvolle Weise, in welcher dasselbe sich wirksam erwies". Schließlich Oppenheim in den Deutsch. Jahrb.: „Mich gemahnt so ein Schützen- oder Turnfest mit seinen idealen Tendenzen, seinen symbolischen Dreifarbenfahnen, optimistischen Professorenreden an — das Heidelberger Faß. In den Docks von London und Liverpool nämlich liegen Fässer die Menge von größerem Umfange, aber sie sind mit realem Wein oder Bier gefüllt und nicht mit Legenden, wie das berühmte Wahrzeichen am Neckar" (Deutsch. Jahrb. VIII, 493). Doch fanden sich daneben auch Stimmen, die die Feste für durchaus notwendig hielten, um überhaupt die deutsche Frage im Volke lebendig werden zu lassen, und weil sie zur politischen Schulung viel beitragen könnten. (So Ludwig Eckardt in seiner Schrift: „Deutsch-Österreich in seinen Beziehungen zu Deutschland", cf. N. B. W., Nr. 83, 29./10. 63, S. 1559.)

sorgfältiger Ausführung eines allgemein anerkannten Vorschlages. Während die Zeitungen im allgemeinen nur die wesentlichsten Wünsche der von ihnen vertretenen Partei hervorheben, können die Verfasser von Flugschriften unbehindert von irgendeinem Parteiprogramm ihre Anschauungen bis in alle Einzelheiten selbständig entwickeln. Es ist daher fast unmöglich, diese Äußerungen auf eine allgemeine Formel zu bringen.

Bei dem hohen Interesse, das die Reformfrage durch Österreichs Vorgehen in allen Kreisen erweckte, und bei der starken Flugschriftenliteratur hielt es die preußische Regierung offenbar für ratsam, auch ihre Ansichten neben den Ausführungen in offiziösen Zeitungen noch einmal in einer Broschüre zu entwickeln. Daher veröffentlichte sie eine Darstellung der Vorgänge und eine Rechtfertigung der Haltung der preußischen Regierung unter dem Titel: „Preußen und das österreichische Bundesreformprojekt" und mit dem Motto: «Regi Populoque».[1] Die Schrift enthält im wesentlichen eine Schilderung der äußeren Vorgänge und entwickelt im übrigen die in den Staatsschriften niedergelegten Anschauungen, so daß wir sie hier nicht näher zu besprechen brauchen.[2]

Den Regierungsansichten sehr nahe kommen die Ausführungen der Schrift: „Zur Beurteilung der österreichischen Bundesreform; vom deutschen und preußischen Standpunkt" mit dem Motto: «Suum cuique».[3] Diese ist am 30. August, also noch vor den endgültigen Beschlüssen des Fürstentages abgeschlossen worden. Der Verfasser erklärt in dem Vorworte, daß er nicht eine neue Lösung der deutschen Frage geben, sondern nur vom Standpunkte der Wirklichkeit aus nüchterne

---

[1] Berlin, Decker 1863.

[2] Wilh. Oncken hat seine Darstellung hauptsächlich nach dieser Schrift gestaltet (I, 475 ff.). — [3] Berlin, Quaas 1863, 32 S.

Kritik an den österreichischen Vorschlägen üben wolle. Nach seiner Ansicht muß die Reformakte als neue Konstituierung des Bundes angesehen werden, da die inneren Beziehungen der Glieder durch Erweiterung des Bundeszweckes gelöst sind. Infolgedessen müsse man sich vor allen Dingen fragen, ob die neuen Institutionen auch auf einer Grundlage beruhten, die ihnen die Macht verleihe, sich geltend zu machen. Dies müsse aber für das Direktorium und die Abgeordnetenversammlung rundweg verneint werden. Ein fünf- oder sechsköpfiges Direktorium würde jede energischere Politik Deutschlands in Europa hindern und nur eine sehr schleppende Beschlußfassung ermöglichen, da von Rechts wegen jedesmal die Zustimmung der anderen Mächte einer Kurie eingeholt werden müßte. Auch könnten die kleinen Staaten jederzeit die beiden Großmächte majorisieren, daher könnten diese sich einer so zusammengesetzten Zentralgewalt nicht unterwerfen, zumal da das Direktorium außer religiösen Angelegenheiten alles in seinen Bereich ziehen könnte. Der Bundesrat böte keinen Schutz hiergegen. Preußen insbesondere würde sehr benachteiligt, da Österreich als permanenter Vorsitzender des Direktoriums dem Auslande gegenüber der eigentliche Vertreter des deutschen Bundes sein würde. Wie im Direktorium die realen Verhältnisse nach Ansicht des Verfassers nicht berücksichtigt sind, so ist dies auch nicht in der geplanten Abgeordnetenversammlung geschehen. Einmal sei eine gleichförmige Vertretung nicht möglich, weil die Einzellandtage auf sehr verschiedenen Grundlagen ruhten, ferner sei aber durch die Verteilung der Abgeordneten auf die einzelnen Staaten eine wirkliche Ungleichheit hervorgerufen. Nur das Prinzip einer Vertretung nach dem Maßstabe der Bevölkerung könne als das richtige Korrektiv gegen das Vorwiegen der Partikularinteressen erscheinen. Die übrigen neuen Einrichtungen erscheinen dem Verfasser als nicht sehr wesentlich. Er geht dann dazu über,

nachzuweisen, wie insbesondere Preußen durch die vorgeschlagene Reform benachteiligt wird. Es würde durch seinen Eintritt in das Direktorium seine selbständige Stellung verlieren. Österreich könne seine deutschen Provinzen einer Zentralgewalt unterordnen und doch dabei eine selbständige Großmacht bleiben, während dies bei Preußen ausgeschlossen sei, da es sich nur ganz unterwerfen könnte. Es könne sich insbesondere unmöglich den polizeilichen Befugnissen des Direktoriums, vor allem in bezug auf das Heer, unterordnen. Die Artikel 7 (diplomatische Vertretung nach außen) und 8 (Krieg und Frieden) bedeuteten eine Vermehrung der Macht Österreichs, während Preußen durch sie eine reelle Einbuße erleiden würde. Auch Deutschland würde durch die Neuordnung der Dinge nicht gewinnen, denn der Antagonismus, der die alte Bundesverfassung schwächte, sei in der neuen nicht aufgehoben. Auch erscheint es dem Verfasser eine sonderbare Art, Deutschland zu fördern, indem man Preußen aus dem Rat der Mächte verdrängt und an die Stelle Preußens und Österreichs ein Österreich setzt, dem Preußen und Deutschland dienstbar wären. Für eine Bundesreform, die durchführbar sein soll, fordert der Verfasser die vollständige Parität Preußens mit Österreich in jeder Bundesbehörde, also Alternat des Vorsitzes oder der Geschäftsleitung zwischen beiden Mächten oder höchstens im Turnus mit einer Wahlstimme. Ferner Gestaltung des Direktoriums derart, daß die beiden Großmächte nicht in der Minderheit sind; ebenso ein Veto über Krieg und Frieden. Eine wahrhafte Nationalvertretung direkt nach Maßgabe der Bevölkerung gewählt und die Vereinbarung der Bundesverfassung mit einer wahrhaft aus dem Schoße des Volkes hervorgegangenen Versammlung hält der Verfasser für weitere Vorbedingungen des Gelingens. Er wünscht, daß Preußen bei seinen Vorschlägen diese Grundbedingungen berücksichtigen möge.

Wie sich aus diesem Auszuge ergibt, vertritt der Verfasser vollkommen dieselben Ansichten wie die Regierung. Seine Forderungen, die er an eine mögliche Reform stellt, entsprechen durchaus denen, die Bismarck in der Denkschrift des Staatsministeriums vom 15. September und vorher entwickelte. Die Kritik, die er an den österreichischen Vorschlägen übt, ist ebenfalls im Grunde dieselbe wie die in den offiziellen und offiziösen Organen. Abweichende Gedanken bringt er weiter nicht, nur scheint es, als ob er den Ausschluß Österreichs auf keinen Fall beabsichtigt, sondern nur eine Reform des Bundes unter Aufrechterhaltung des Dualismus anstrebt. Nach seinen Ausführungen kann man ihn weder der großdeutschen noch der kleindeutschen Partei zurechnen, auch ist er nicht ausgesprochen großpreußisch-konservativ, vielmehr nimmt er eine von aller Parteileidenschaft freie Stellung ein und bemüht sich lediglich, vom preußischen Standpunkte aus sachliche Kritik an den österreichischen Vorschlägen zu üben. Dies gelingt ihm auch, trotzdem die Schrift unter dem frischen Eindruck des österreichischen Vorgehens geschrieben ist.

Sofort nach dem Bekanntwerden der Vorschläge ist auch die Schrift entstanden: „Der Fürsten-Congreß in seinem geschichtlichen Zusammenhange".[1] Der Verfasser gibt hauptsächlich einen kurzen historischen Überblick über die deutsche Bewegung seit 1815. Dabei nehmen naturgemäß die Vorgänge der Jahre 1848—50 den breitesten Raum ein. Die Wiedergabe dieses reinen Tatsachenmaterials können wir hier übergehen. In bezug auf das österreichische Vorgehen äußert sich der Verfasser dahin, daß er eine endgültige Regelung der deutschen Frage durch den Fürstentag nicht erwartet, da dies eine Sache sei, die die Fürsten unmöglich allein fertig bringen könnten. Doch er-

[1] Frankfurt a. M., Bömel, 23 S. Text und 17 S. Anhang.

scheint ihm beachtenswert, daß die Fürsten überhaupt in dieser Angelegenheit und so zahlreich zusammengetreten sind. Dadurch hätten sie ein persönliches Interesse an der deutschen Frage gezeigt. Ihre erste Aufgabe wird es nach Ansicht des Verfassers sein, zu erklären, wieviel sie von ihren Souveränitätsrechten zugunsten der Zentralgewalt bereit sind abzutreten, weil nur so ein befriedigendes Ziel erreichbar ist. Ferner hält der Verfasser es für bemerkenswert, daß die Einladung gerade von Österreich ausgegangen ist. Nach seiner Ansicht genügt schon ein gleich großer Eifer von seiten dieser Macht für die Realisierung der nationalen Idee, wie sie ihn vorher gegen die Volkswünsche gezeigt hat, um einigermaßen eine Bürgschaft für erfreuliche Folgen der fürstlichen Unternehmung zu geben. Besonders bemerkenswert sei es schließlich, daß der Fürstenkongreß gerade jetzt veranstaltet werde, wo die Gefahr eines europäischen Krieges vorliege. Denn eine kräftige Zentralgewalt, der die Militärkraft aller deutschen Staaten zur Verfügung steht, und die die Sympathie der Nation für sich hat, würde allen Deutschen sofort das vollkommenste Sicherheitsgefühl geben. Aus diesem Grunde bedauert der Verfasser das Ausbleiben Preußens vom Kongresse.

Abgefaßt ist die Schrift am 18. August. Auch sie bringt nicht viele neue Gedanken und enthält sich überhaupt aller Ratschläge, wie die Frage zu lösen sei. Dagegen bietet sie eine sachliche und gute Zusammenfassung der wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Einheitsbestrebungen. Die Parteistellung des Verfassers tritt aus seinen Ausführungen nicht hervor, in dem historischen Überblicke erteilt er vorwiegend Preußen Lob, während er doch auch den Fürstenkongreß freudig begrüßt. Sein Streben geht offenbar ebenso wie das des Verfassers der ersten hier besprochenen Schrift auf eine Bundesreform in jedem Falle aus. Daß es ihm dabei nicht um den Ausschluß einer der beiden deutschen Mächte zu tun ist und daß er diesen nicht für

erforderlich hält, scheint mir trotz seiner Äußerung, daß ein einheitlicher Bundesstaat unmöglich sei, wenn zwei wirkliche Großmächte dazu gehörten, von denen sich keine der anderen unterwürfe, aus dem ganzen Ton seiner Broschüre hervorzugehen. Er ist offenbar auch zufrieden, wenn nur eine verbesserte Bundesverfassung zustande kommt, sofern dadurch nur die Macht Deutschlands gestärkt wird. Die Ruhe und Sachlichkeit seiner Ausführungen ist anzuerkennen, obgleich er ja den eigentlichen Streitfragen nicht zu nahe tritt.

Eine entschiedene Stellung den österreichischen Vorschlägen gegenüber nimmt der Verfasser der Schrift: „Preußische Studien zur österreichischen Reformakte des deutschen Bundes"[1] ein. Das prägt sich schon in dem von ihm gewählten Motto: «Non sine ira et studio» aus. Der Verfasser billigt zunächst die Ablehnung der österreichischen Einladung durch König Wilhelm. Wäre Preußen den österreichischen Vorschlägen gefolgt, so hätte es rücksichtslos gegen sich selbst und gewissenlos gegen seine deutschen Bundesgenossen gehandelt. Außerdem hätte die Einladung, so wie sie angebracht wurde, eine Unterschätzung und damit eine Verletzung von Preußens Einfluß und Machtstellung in Deutschland enthalten. Das ganze Verfahren Österreichs weise darauf hin, daß es darauf ausgehe, bisher von ihm bekämpfte politische Zeitforderungen zu einer gewissen Geltung kommen zu lassen, um sich dadurch an ihre Spitze zu setzen und sie im einseitigen Interesse auszunutzen. Dies suche es durch verschiedene Mittel zu erreichen. So erstens dadurch, daß es sich den alleinigen Vorsitz im Direktorium und Bundesrat reserviere. So entstehe die Gefahr, daß die deutschen Interessen den österreichischen dienstbar gemacht würden. Der heutige verfassungsmäßige Einheitsstaat Österreich könne aber stets nur habs-

[1] Berlin, bei Bath (Mittler), 1863, IV und 52 und 11 S. Anhang.

burgischen Interessen dienen. Zweitens sichere es sich durch den Artikel 8 den Schutz seiner eigenen Interessen. Am bedenklichsten erscheint dem Verfasser das Delegiertenprojekt, weil dadurch nicht nur der Partikularismus gestärkt, sondern auch die Konflikte zwischen parlamentarischen und souveränen Elementen verschärft werden können, indem man der deutschen Gesamtsouveränität einen deutschen Gesamtparlamentarismus gegenüberstellt. Schließlich können nach dem neuen Vorschlage Gegensätze zwischen der Delegiertenversammlung und den einzelnen Landesvertretungen entstehen, auch im Direktorium sind Streitigkeiten möglich, kurz, es sind in der Reformakte mehr Keime traurigster innerer Zerwürfnisse und Zerrüttungen ausgesät, als jemals unter dem alten Bundestag entstehen konnten. Wenn man schon die modernen Verfassungsbestimmungen auf den deutschen Bund anwenden wollte, so hätte man wenigstens konsequent sein sollen. Der Verfasser ist kein Freund eines allgemeinen deutschen Parlaments. Nach seiner Ansicht kann das Programm des Nationalvereins nur zur Revolution führen. Eine Zentralisation hält er für Deutschland unmöglich, weil trotz aller Einheitsreden im deutschen Volke Gegensätze verborgen liegen, die jeder absoluten Verschmelzung auf das Ernsteste widerstreben. Darum würde nach seiner Ansicht jedes allgemeine deutsche Parlament erst ein polnischer Reichstag und hernach der Anfang unabsehbarer gewaltsamer Zuckungen sein. Erst durch diese verkehrten Forderungen des Nationalvereins konnte Österreich nach Ansicht des Verfassers den Anreiz zu einem kühnen Handstreich fühlen, dazu kam ferner noch das Verhalten der preußischen Fortschrittspartei, wodurch Österreich Preußen im Zustande völliger innerer Auflösung glaubte und somit die Gelegenheit für günstig hielt, Preußen auf den Standpunkt der Mittelstaaten zurückzudrängen.

Hinsichtlich der Stellung Preußens irgendeinem Reform-

ergebnis gegenüber hält der Verfasser drei Wege für möglich: Entweder durch sein bundesgemäßes Widerspruchsrecht jede weitere Reform zu hindern, oder nachträglich unter gewissen Bedingungen seinen Beitritt zur Reformakte zu erklären oder endlich aus dem Bunde auszuscheiden. Von diesen Wegen scheint dem Verfasser das einfache Veto nicht genügend, denn es könne nicht Preußens Aufgabe sein, den Leichnam des Bundes zu galvanisieren, d. h. künstlich für die Fortdauer der unhaltbaren Zustände einzutreten. Dagegen kann es, wenn man ihm entgegenkommt und vor allem nachträglich Ministerkonferenzen stattfinden läßt, um die Neugestaltung der Bundesverhältnisse zu beschleunigen, unter folgenden Bedingungen den Reformversuchen beitreten: 1. Vollkommene Rechtsgleichheit mit Österreich; Teilung des Vorsitzes im Bunde mit Österreich als das äußerste Zugeständnis. 2. Energischer Widerstand gegen alle Versuche Österreichs, den deutschen Bund für die österreichischen Interessen auszunutzen. Zu diesem Zwecke muß es seine besondere Aufmerksamkeit auf die Gestaltung der Präsidialfrage, Kriegsverfassung und die Stellung des Bundesfeldherrn richten. 3. Genügende Ausbildung der neuen verfassungsmäßigen Institutionen, um einen sicheren Mißerfolg zu verhüten. — Daneben muß Preußen die Freiheit behalten, ganz andere und neue Gegenentwürfe einzureichen. Wenn ihm eine genügende Änderung gelingt, muß es an der weiteren Reformarbeit gemeinsam mit Österreich sich mit vollem Eifer betätigen, mißlingt sie ihm, so bleibt ihm nur der Austritt aus dem Bunde. Dieser Schritt erscheint dem Verfasser nach der Entwickelung der letzten zehn Jahre überhaupt der geratenste, er wäre jedenfalls ein Radikalmittel. Jede befriedigende Bundesreform scheint zurzeit doch unmöglich, und zwar aus dem Gegensatze zwischen Bundesstaat und Staatenbund. Ersteren verlangt der Nationalverein, während die Fürsten stets nur zu letzterem bereit sein werden. Daher hält der Verfasser

es für das Richtigste, daß Preußen sich von der Reformarbeit zurückzieht und nun nur für sich selbst sorgt, um dann später wieder für Deutschland eintreten zu können. Sowie Preußen austritt, wird nach Ansicht des Verfassers der ganze Norden sich enger an es anlehnen müssen und auch der Süden würde nach nicht allzulanger Zeit sich dann wieder selbst auf die Gefahr eines Bruches mit Österreich hin diesem Bunde zuwenden. Vorläufig wird allerdings die katholische Propaganda den Beitritt noch hindern. Ein so vereinigtes Deutschland wird sich eng zusammenschließen, und Österreich wird dann seine deutschen Provinzen seinem Einheitsstaate fester einverleiben. Dies erscheint dem Verfasser als der einzig mögliche Prozeß.

Allerdings muß Preußen, sobald es aus dem Bunde ausgeschieden ist, neue Allianzen suchen. Da die heilige Allianz schon lange innerlich tot ist, so soll man einen Bund zwischen Preußen und Frankreich nicht ohne weiteres abweisen. Einem Bündnis mit Frankreich stehen nach Ansicht des Verfassers keine geographischen oder politischen Schwierigkeiten im Wege. Im Gegenteil, wenn Preußen einen kriegsbereiten Gegner in einen Freund verwandelte, würde es zugleich einen wichtigen Beistand für seine maritime Entwickelung gewinnen. Preußens wahre Zukunftsgröße ist aber vom Meere nicht mehr zu trennen. England hält der Verfasser mehr für einen eifersüchtigen Konkurrenten als einen aufrichtigen Bundesgenossen. Die Aussicht auf eine preußisch-französisch-russische Allianz erscheint zwar sehr glanzvoll, doch ist es ratsamer abzuwarten, wie Rußland seine jetzige Krise bewältigt. Für die nächste Zukunft bleibt also nur der Plan eines französischen Bündnisses bestehen.

Der Verfasser vertritt rein preußische Interessenpolitik. Nach seinem abfälligen Urteile über den Nationalverein und die Fortschrittspartei zu schließen, steht er den konservativen Kreisen nahe, doch hat er sich ein selbständiges Urteil über die Dinge

bewahrt. Von seinem Standpunkte aus erscheint ihm das österreichische Reformprojekt natürlich unannehmbar, auch er weist ihm dieselben Fehler nach, die schon von anderer Seite aufgedeckt waren. Alles Demokratische an den neuen Einrichtungen ist ihm zuwider, vor allem ist er ein erklärter Gegner jedes deutschen Parlamentes. Doch wünscht auch er eine Änderung der bestehenden Bundesverhältnisse, namentlich nachdem deren Unhaltbarkeit durch die österreichische Erklärung bestimmt nachgewiesen ist. Er erkennt klar, daß, solange beide Großmächte am Bunde vertreten sind, nur schwer eine Einigung zustande kommen wird. Preußen kann nicht zugunsten Österreichs auf irgendwelche Ansprüche verzichten, noch weniger können jedoch die beiden Großstaaten den kleineren Staaten einen überwiegenden Einfluß an der Gestaltung der deutschen Bundesverhältnisse einräumen. Die einfachste Lösung aller bestehenden Schwierigkeiten bleibt der Austritt Preußens aus dem Bunde. Der Verfasser setzt dabei voraus, daß Österreich nicht imstande sein wird, den Übertritt der anderen deutschen Staaten zu dem preußischen Sonderbunde zu hindern und daß diese ohne weiteres ihm beitreten werden. Wie sich der Verfasser die Gestaltung dieses Bundes denkt, ist aus seinen Ausführungen nicht ersichtlich, der Natur der Sache nach müßte es ein Bundesstaat sein, doch spricht er sich hiergegen an andrer Stelle recht abfällig aus. Seine gesamten Ausführungen zeigen im übrigen ein gutes Verständnis für die wirklichen Verhältnisse. Auch hat sein Standpunkt, der zunächst auf die Stärkung der preußischen Macht ausgeht, und nachdem dieses gelungen ist, eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse unter besserer Aussicht auf Erfolg durchführen will, viel Ähnlichkeit mit dem Bismarcks. Ein ziemlich großer Unterschied besteht allerdings darin, daß der Verfasser die Möglichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich im Falle des Austritts Preußens

aus dem Bunde kaum in Erwägung gezogen hat. Verfaßt ist die Schrift Ende August, daß sie einiges Aufsehen erregte, geht schon daraus hervor, daß bereits Mitte September eine zweite Auflage erschien.

Im Gegensatze zu dieser Schrift stellen sich die „Enthüllungen an das deutsche Volk über das Fürsten-Parlament zu Frankfurt a. M."[1], die gleich nach ihrem Erscheinen als von Herzog Ernst von Koburg verfaßt bezeichnet wurden — ein Gerücht, das jedoch nicht von langer Dauer war —, auf den Standpunkt der in Frankfurt Versammelten. Nachdem ein kurzer Hinweis darauf gegeben ist, wie Preußen bereits 1849 zweimal die Einigung Deutschlands unter seiner Führung durch seine Schuld unmöglich gemacht hat, folgt eine ausführlichere Schilderung der Begebenheiten seit dem 2. August 1863 sowie ein Rückblick auf die deutsche Politik Bismarcks seit seinem Amtsantritt. Vollkommene Folgerichtigkeit kann der Verfasser dem preußischen Ministerpräsidenten nicht absprechen, dagegen sucht er nachzuweisen, wie so völlig verkehrt Bismarck sonst in seiner deutschen Politik verfahren ist, wie er sich sämtlicher volkstümlicher Stützen beraubt hat und wie die Versuche, sich auf das Ausland gegen Österreich zu stützen, kläglich gescheitert sind. So erscheinen dem Verfasser die preußischen Verhältnisse als „faustrechtdicke Finsternis". Dagegen sieht er die Lage Österreichs im hellsten Lichte. Dieses hat sich zur Freiheit durchgerungen. Da es die Segnungen seiner Reformen im Innern durch erfreuliche Ergebnisse erprobt hat, mußte es ihm nach Ansicht des Verfassers naheliegen, diese auch auf den gesamten deutschen Länderkomplex auszudehnen. Das Hauptverdienst an dem Zustandekommen des Fürstenkongresses mißt der Verfasser dem Kaiser Franz Joseph selbst bei. Durch die Berufung ist dieser

[1] Brüssel und Leipzig, Kießling & Co., 1863, 31 S.

so weit gegangen, daß ein Rückzug undenkbar und eine Niederlage unerträglich erscheint. Der Verfasser stellt es zum Schlusse als Zweck seiner Schrift hin, alle Deutschen aufzufordern, den österreichischen Vorschlägen zuzustimmen, alle kleinlichen Bedenken fallen zu lassen. Denn der österreichische Vorschlag sei ein unendlicher Fortschritt, weil er leiste, was geleistet werden könne, und außerdem schließe er den Keim der weitgehendsten Vervollkommnung in sich, weil eine Volksvertretung geschaffen werde, die sich den Bedürfnissen entsprechend weiter entwickeln werde. Der Verfasser erkennt ein allgemein und direkt gewähltes Reichsparlament und eine einheitliche Spitze ohne weiteres als das Bessere an, doch hält er die Durchsetzung dieser weitgehenden Pläne z. Zt. für gänzlich ausgeschlossen und tritt daher nochmals für den österreichischen Vorschlag ein.

Die Schrift ist am 22. August abgeschlossen. Sie zeigt große Begeisterung für die österreichischen Pläne, die aus einer starken Sehnsucht nach einer Besserung der deutschen Verhältnisse hervorgeht. Der Verfasser will nicht eigene Pläne bringen, er fürchtet, daß durch abweichende Vorschläge jedes positive Ergebnis verhindert werden wird. Das Ganze stellt sich als Werbeschrift eines deutschen Patrioten für das Bundesreformprojekt dar. Der Optimismus des Verfassers, daß sich aus bescheidenen Anfängen bald weiteres entwickeln würde, erscheint wenig gerechtfertigt, doch ist er entschieden aufrichtig gemeint.

Diesem Verfechter des Reformgedankens gegenüber stellt sich die Arbeit von Dr. A. v. Daniels „Reformakten des Deutschen Bundes mit Anmerkungen“ auf einen jeder Reform feindlichen Standpunkt. Seinen Einwänden gegen die einzelnen Artikel der österreichischen Akte wollen wir hier nicht nachgehen. An den meisten Vorschlägen hat er nur Geringes auszusetzen, selbst gegen das Direktorium hat er nicht sehr viel einzuwenden, wenn es ihm auch vernünftiger erscheint, die engere Versamm-

lung ganz eingehen zu lassen. Die Bestimmungen über Krieg und Frieden erscheinen ihm auch nicht weiter sehr bedenklich. Seine Hauptkritik richtet Daniels gegen die vorgeschlagene Delegiertenversammlung. Einmal hält er es für unmöglich, eine einheitliche Vertretung für das Recht der Beschlußfassung aus den Kammern der einzelnen Bundesstaaten zu bilden, weil diese selbst keine gleichen beschließende Befugnisse haben. Die Delegiertenversammlung setze daher zunächst eine Revision aller Einzelverfassungen voraus, um hier die Grenze zwischen dem Gesetzgebungsrechte und dem landesherrlichen Verordnungsrechte klar zu ziehen. Dann aber ist für den Verfasser eine einheitliche Vertretung einer Staatenmehrheit ohne gänzliches Aufgehen in einen Einheitsstaat überhaupt undenkbar. Das ganze Delegiertenprojekt ist für ihn nur ein Zugeständnis an Tagesmeinungen, dessen Unhaltbarkeit von der Wissenschaft schon lange erkannt sei. In keinem Lande geht nach Ansicht des Verfassers der allgemeine Wunsch dahin, die Landesvertretung mit einer allgemeinen Volksvertretung am Bunde zu vertauschen. Sollte diese geschaffen werden, so würde sie nur der Vereinigungssaal der Unzufriedenen werden und man würde das, was als das Äußerste geboten ist, nur als Abschlagszahlung hinnehmen. Um überhaupt ein Einverständnis mit Abgeordneten zu erzielen, sei es nur möglich, diese auf ihre Kosten durch direkte Wahl zu berufen und ihnen zu versprechen, ihren Vorschlag anzunehmen, wenn er von allen Bundesstaaten genehmigt würde, oder den Landesvertretungen den Entwurf einer künftigen Bundesverfassung vorzulegen, in dem klar ausgesprochen sei, worauf sie zugunsten der Bundesgemeinschaft zu verzichten hätten. Doch ist Daniels im Grunde der Ansicht, daß überhaupt kein Bundesabgeordnetentag, noch eine Fürstenversammlung mit Sicherheit festzustellen vermag, was für das ganze Bundesgebiet gemeinnützig ist. Eine Erweiterung des allge-

meinen Bundeszwecks sei ohne seine vollkommene Veränderung überhaupt nicht möglich.

v. Daniels geht sehr darauf aus, alles beim alten zu lassen. Die eigentlichen Gefahren, die das neue Projekt in sich birgt, verkennt er einigermaßen, seine Hauptbedenken richten sich gegen die Erweiterung der Kompetenz des Bundes und die Hineinziehung demokratischer Elemente in die Bundesorgane. Für ihn sind die österreichischen Vorschläge schon zu weitgehend, doch muß er, wenn auch wohl unbewußt, anerkennen, daß sie den allgemeinen Wünschen viel zu wenig entgegenkommen. Auch liegt darin ein Widerspruch, daß er zugeben muß, daß der Bund nicht genügend für die Gesamtinteressen sorgen kann und daher engere Einzelverbände empfiehlt, andererseits aber wieder sich für Erhaltung des bestehenden Zustandes ausspricht, der solchen Bildungen nicht gerade günstig war. Die einfache Kritik der österreichischen Vorschläge war nicht gerade schwierig, positive Vorschläge, die allein Schwierigkeiten machten, finden wir in der Danielsschen Schrift nicht. Allerdings lag dies ja nicht in seiner Absicht. Abgeschlossen ist die Schrift am 7. September 1863.

Im wesentlichen für ein Beharren bei den bestehenden Verhältnissen spricht sich auch der Verfasser der Schrift: „Krumme und gerade Wege von Österreich nach Preußen"[1] aus. Er ist der Ansicht, daß die ersten 11 Artikel der Bundesakte noch heute das für Deutschland ausreichende und für den Staatenbund einzig mögliche Staatsrecht enthalten und infolgedessen höchstens eine Revision der später erlassenen Grundgesetze und seiner organischen Einrichtungen nötig ist. Nur durch die schlechte Redaktion der Wiener Schlußakte sei ein Zweifel daran möglich geworden, daß der Bund die Sicherheit der Staaten, nicht

[1] Berlin, U. R. Fahlisch, 1863, 47 S.

die der Fürsten garantiere. In bezug auf das Vorgehen Österreichs ist der Verfasser der Ansicht, daß dies nur darauf ausgehe, ganz Deutschland seiner Hauspolitik dienstbar zu machen. Schon der erste Artikel der vorgeschlagenen Reformakte[1] in seiner ganzen Tragweite enthalte nicht die Reform eines deutschen Bundes, sondern führe die Bildung eines ganz neuen Rechtszustandes herbei. Mit der Annahme dieses Artikels überliefere man dem Bunde die Souveränität, ohne voraussichtlich etwas anderes als die Unzufriedenheit der Bevölkerungen dagegen einzutauschen. Preußen muß nach Ansicht des Verfassers das Unglück einer Zentralisation von Deutschland fernhalten, die nur zu innerer Zerrüttung führen könnte. Die nach der Reformakte neu zu schaffenden Bundesorgane würden nichts zu einer schnelleren Beschlußfassung beitragen. Der Artikel über Krieg und Frieden scheint dem Verfasser ganz verfehlt, jedenfalls wird keine Bundesmacht zu einer so ausgedehnten Erweiterung der Bundeszwecke gezwungen werden können. Auch an den übrigen Artikeln hat er verschiedenes auszusetzen. Er hält den Eifer in der Presse über die Zusammensetzung der Abgeordnetenversammlung für überflüssig, da diese doch nur das fünfte Rad am Wagen bilden wird und ihre Befugnisse sehr stark eingeschränkt sind. Kurz — das ganze Werk erscheint dem Verfasser als „ein Gewebe von Hinterlist und verdeckten Täuschungen". Der Verwaltungsorganismus des Bundes bleibt derselbe in der Bundesversammlung, die nur fortab Bundesrat heißen wird. Das Neue liegt in der Auflösung des deutschen Bundes durch die totale Veränderung und Erweiterung seiner Zwecke. Das Bundesziel wird damit die allmähliche Preisgebung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der Einzelstaaten an einen „sogenannten" deutschen Bund. Man beabsichtigt die Gründung

[1] Erweiterung des Bundeszwecks.

eines mitteleuropäischen Reiches unter Österreichs Führung, welches die Offensive ergreifen soll, um zunächst Österreich seinen italienischen Länderbesitz zurückzuerobern. Rechberg wußte, daß das Werk Kritik nicht vertragen konnte und zeigte daher auffallende Hast, auch mußte er wissen, daß Preußen sich davon fernhalten und somit die Vorlage zur Trennung im Bunde führen würde. Daher erachtet der Verfasser sein Vorgehen der erklärten Absicht gleich, den Bund zu sprengen. Preußen hat demgegenüber den Beruf, seine Bundespflichten treu zu wahren. Der Verfasser wünscht nicht, daß es sich mit Österreich in ein Wettrennen einläßt, um die Zustimmung des Liberalismus zu gewinnen. Eher sollte Preußen etwas schärfer gegen den Nationalverein vorgehen. Die Einberufung eines Parlamentes auf Grund des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 könnte niemals in ein preußisches Reformprogramm gehören. Den Einzelstaaten muß die Selbstverwaltung jedenfalls erhalten bleiben. Um die materiellen Interessen Deutschlands zu fördern, sei eine zentralistische Verwaltung nicht erforderlich, sondern es genüge eine freie Vereinigung der Staaten, so wie sie im Zollverein gegeben sei. Der Verfasser wünscht, daß man keinem Staate, der die nötigen kleinen Opfer nicht bringen will, die Freiheit seiner Entschließung nimmt, also ihn etwa zwingt, in den Zollverein einzutreten.

Auf jeden Fall ist Preußen nach Ansicht des Verfassers in der Lage, den österreichischen Entwurf fortgesetzt zu ignorieren oder zu erklären, daß es darin kein Mittel zur Förderung der vaterländischen Interessen zu sehen vermag. Den Druck, den Österreich auf es auszuüben gedachte, hält er jedenfalls für gescheitert und zwar lediglich durch die Unlauterkeit der Sache und die Festigkeit des Königs. Allerdings konnte dieses aus dem Verhalten der preußischen Volksvertretung und den Aufreizungen des Nationalvereins zu seinem Vorgehen ermutigt werden. Da

es sich aber in seinen Plänen getäuscht sieht, so sollte es suchen, ehrlich sich Preußen zu nähern und dem unzeitgemäßen Gedanken, daß Deutschland den Zwecken der österreichischen Hauspolitik dienen könnte, entsagen.

Diese Ausführungen haben in vielen Beziehungen eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Schrift „Preußische Studien zur österreichischen Reformakte". Nur ist der Verfasser bestrebt, noch viel stärker an dem Bestehenden festzuhalten und steht in dieser Hinsicht Dr. Daniels ziemlich nahe. Er ist entschiedener Anhänger der konservativen Partei, dabei streng preußischer Partikularist. Aus diesem Grunde sieht er in dem österreichischen Schritte lediglich einen Umsturz der bestehenden Verhältnisse und einen Versuch zur Erniedrigung Preußens. Alle Bestrebungen, die auf eine wesentliche Änderung der rechtlichen Verhältnisse des deutschen Bundes hinauslaufen, sind ihm durchaus zuwider, daher ist auch er ein entschiedener Gegner des Nationalvereins und seiner Bestrebungen. Deutschland als Einheitsstaat erscheint ihm undenkbar. Der Verfasser beharrt zu sehr auf seinem rein preußischen Standpunkte, für eine deutsche Reform hat er gar kein Interesse und daher fehlt seiner Schrift das belebende Element, das in den „Preußischen Studien" zu finden ist. Wir vermissen bei ihm das rechte Verständnis für den Wechsel der Zeit, für die gebieterische Forderung einer Umgestaltung der allgemeinen deutschen staatsrechtlichen Verhältnisse. Er ist zufrieden, wenn Preußen als Einzelmacht seine Stellung wahrt, auch auf die weitere Ausbreitung des Zollvereins legt er keinen Wert. Geschrieben ist die Broschüre wohl um die Mitte des September.

Etwa zur selben Zeit ist die Schrift: „Zentralgewalt und Volksvertretung. Eine Denkschrift zur deutschen Bundesreform"[1],

---

[1] Berlin, Stilke, 20 S.

abgefaßt. Auch diese spricht sich gegen die österreichischen Vorschläge aus. Der Verfasser glaubt, daß die Lage der Zentralgewalt durch ein Fünfer- oder Sechserdirektorium nicht gelöst werden kann. Denn die Großstaaten würden sich der Majorität der anderen Staaten oder den Beschlüssen der Gegenseite doch nicht fügen. Auch mit dem Ausscheiden Österreichs sei die Frage nicht gelöst, denn dann würde sich eine enge Koalition der übrigen Staaten gegen Preußen bilden. Eine deutsche Zentralgewalt kann nach Ansicht des Verfassers nur dann stark sein, wenn sie von dem einheitlichen Willen Deutschlands getragen wird, und weil dieser sich nie erreichen lassen wird, kann sie überhaupt nur schwach sein. Lediglich gemeinsame Interessen hätten bisher den deutschen Bund zusammengehalten. Wenn nun die Zentralgewalt tatsächlich nur von dem Willen der sämtlichen Bundesglieder abhängig sei, so könne sie auch nur durch diesen Willen repräsentiert werden, d. h. die einzig mögliche Zentralgewalt für Deutschland sei der Fürstentag selbst. Dieser soll aus sich heraus einen „Verweser des Reichs" auf bestimmte Zeit wählen. Jeder Fürst soll nach Vorschlag des Verfassers gleiches Stimmrecht besitzen, um aber die Macht der Großstaaten zum Ausdruck zu bringen, sollen diese ein Veto erhalten, die übrigen Staaten für je 12 Millionen Einwohner gleichfalls. Ein schädlicher Widerstand von seiten einer größeren Macht wird durch die öffentliche Meinung verhindert werden. Seine Vorschläge faßt der Verfasser folgendermaßen zusammen: Art. 1. Von der Zentralgewalt: a) Alle Gewalt in Deutschland geht von dem Fürstentage aus; b) der Fürstentag versammelt sich alljährlich, um über die Anträge der deutschen Volksrepräsentation zu beschließen und seine eigenen Anträge dem Gutachten der Volksrepräsentation zu unterbreiten; c) der Fürstentag beschließt nach Stimmenmehrheit. Er ernennt alternierend aus Österreich und Preußen den Verweser des Reiches, der die durch

den Fürstentag gefaßten Beschlüsse auszuführen hat; d) die Vertretung Deutschlands im Auslande findet in denjenigen Fällen, wo der Fürstentag es notwendig hält, durch eine außerordentliche Gesandtschaft statt. In allen anderen Fällen haben die preußischen und österreichischen Gesandten die Verpflichtung, die Interessen sämtlicher deutscher Bürger zu vertreten; e) jeder Beschluß des Fürstentages wird inhibiert durch ein Veto; f) das Veto steht jeder Minorität des Fürstentages zu, die eine Anzahl von 12 Millionen Seelen repräsentiert; g) der Antrag, dem ein Veto entgegengesetzt wird, kann jedes Jahr erneuert eingebracht werden.

Dieser Dezentralisation gegenüber steht die Einheit des deutschen Volkes, dargestellt durch ein Abgeordnetenhaus. Und zwar soll dieses die nationalen Bestrebungen durch ein Volkshaus, die Interessen der Stände durch ein Ständehaus vertreten. Die österreichischen Vorschläge für die Befugnisse der Delegierten-Versammlung sieht der Verfasser als konstitutionelle Nebelbilder an. Eine beschließende Stimme der Volksvertretung am Bunde scheint ihm eine innere Unmöglichkeit. Das Volk erstrebt seines Erachtens auch nur Beteiligung bei der Gesetzgebung und Selbstregierung, d. h. Ausführung der Gesetze durch sich selbst. Danach schlägt der Verfasser folgende Fassung für diese Einrichtung vor.

Von der Volksvertretung: a) Das deutsche Volk ist bei dem deutschen Bunde in zweifacher Weise vertreten 1) durch das Ständehaus, 2) durch das Volkshaus. b) Das Ständehaus wird durch die Repräsentanten der verschiedenen Stände gebildet. Der große und kleine Grundbesitz, der Handelsstand, die Fabrikation, die Wissenschaft, die Kunst, auch der Arbeiterstand sind in diesem Hause vertreten. c) Das Volkshaus wird von dem deutschen Volke durch direkte Wahl gebildet, nach der Seelenzahl gewählt. d) Die Befugnisse der beiden Häuser er-

strecken sich auf die Beratung der Gesetze, die aus der eigenen Initiative eines der beiden Häuser, oder aber der des Fürstentages hervorgegangen sind. Einem jeden der beiden Häuser steht das Recht der Initiative für Gesetzesvorschläge zu. e) Jedes Gesetz, das in einem Hause durchberaten und angenommen ist, geht zur Beratung an das andere Haus und wird dann, gleichviel, ob es in beiden, ob nur in einem Hause angenommen ist, dem Fürstentage unterbreitet. f) Der Fürstentag entscheidet über die Annahme oder Verwerfung ohne Rücksicht darauf, ob das Gesetz in beiden Häusern oder nur in einem angenommen ist, so daß ein Gesetzentwurf, der von einem der beiden Häuser und dem Fürstentage angenommen wird, Gesetzeskraft erlangt. Ein Gesetzentwurf dagegen, der von dem Fürstentage ausgegangen ist, muß die Zustimmung beider Häuser erlangen.

Die Reform soll durch eine Konferenz von Abgeordneten der Regierungen des Volkes beraten und dann vom Fürstentag sanktioniert werden, weil nur so die dauernde Einheit Deutschlands sich erreichen läßt.

Der Verfasser beschäftigt sich nur mit den beiden strittigsten Fragen des österreichischen Entwurfes. Seine Vorschläge sind durchaus eigenartig und selbständig. Allerdings kann man ihnen einen großen praktischen Wert nicht beimessen. Die von ihm vorgeschlagene Exekutivbehörde in Gestalt des Fürstentages ist noch schwerfälliger als ein sechsköpfiges Direktorium, wogegen die gerechtere Vertretung nicht viel ins Gewicht fällt. Majorisierungen werden durch seinen Plan nicht verhindert, das Veto kann auch nur hindernd auf den Gang der Geschäfte einwirken. Die öffentliche Meinung war nicht fähig, eine Regierung an ihrem Einspruch zu hindern, das hatte das Jahr 1863 zur Genüge gezeigt. Die Möglichkeit von Verwickelungen ist von dem Verfasser völlig unberücksichtigt gelassen, denn der Reichsverweser besitzt nicht das Recht, selbständig zu handeln.

Die Einrichtung des Abgeordnetenhauses und die seltsamen Bestimmungen über die Rechtsgültigkeit der Beschlüsse schließen eine wirkliche einflußreiche Tätigkeit des Volkes aus und würden Anlaß zu beständigen Streitigkeiten geben. In dem Streben, möglichst gerecht zu handeln und alle wesentlichen Teile der Nationalmacht in möglichst weitgehendem Maße an der Regierung teilnehmen zu lassen, hat der Verfasser einen Plan entworfen, der sich zwar auf dem Papier ganz schön ausnimmt, dem aber doch jeder praktische Wert abgesprochen werden muß.

Reichlich theoretisch sind auch die Ausführungen des Verfassers der Schrift „Die nationalen Parteien Deutschlands".[1] Diese gehen davon aus, daß im Gegensatz zu den Bestrebungen des Jahres 1848, die hauptsächlich auf Durchsetzung der Demokratie ausgingen, die gegenwärtige Volksbewegung danach strebt, eine richtige äußere Gestaltung der Staaten zu schaffen, und untersuchen infolgedessen, welches die beste äußere Gestalt Deutschlands ist. Zu diesem Zwecke wird das Programm der wesentlichsten Parteien einer eingehenden Kritik unterzogen. Zunächst prüft der Verfasser das großdeutsche Programm auf seine Durchführbarkeit. Dieses kann immer nur auf die Bildung eines Staatenbundes, nie eines nationalen Gesamtstaates hinauslaufen. Denn es ist eine innere Unwahrheit und politische Unmöglichkeit, Deutsch-Österreich mit einem österreichischen und zugleich einem deutschen Gesamtstaate verbinden zu wollen. Der Staatenbund, den die großdeutsche Partei allein anstreben kann, läßt nach Ansicht des Verfassers keine selbständige, unbeeinflußte auswärtige deutsche Politik zu, während ein Bundesstaat eine solche geradezu bedingt. Für Deutschland ist aber diese der Inbegriff seiner wiedergeborenen nationalen Existenz, der Mittelpunkt seiner Einheitsbestrebungen. Da Österreich aber niemals

[1] Hamburg, Meißner, 1863, 95 S.

sein eigenes Ministerium des Auswärtigen, seine eigene auswärtige Politik aufgeben kann, ohne seinen Staat zu zerstören, so vermag die großdeutsche Partei nur einen Bundesstaat ohne auswärtige Politik anzubieten, vielleicht in verbesserter Form gegen den alten Bundestag, aber doch nie eine nationale Existenz. Um ein Auftreten Deutschlands nach außen hin zu ermöglichen, muß Österreich entweder ein starkes einheitliches Deutschland ohne seine Beteiligung anerkennen, oder es muß mit allen seinen Staaten, nicht nur mit den deutschen Provinzen in den Bund eintreten. Wenn die großdeutsche Partei die Ausdehnung des deutschen Bundes in diesem Umfange anstrebt, ist es nach Ansicht des Verfassers notwendig, daß sie gleichzeitig die Republik in ihr Programm aufnimmt. Denn die Interessen der Fürsten wären bei einem monarchischen Staatenbund denen ihrer Völker entgegengesetzt, ferner könnten die gegenwärtigen Einheiten nicht ohne erhebliche Beeinträchtigung des Ganzen bestehen bleiben, sondern es würde eine Auflösung der Staaten in Einzelglieder notwendig sein, die aber nur durch die Republik vermittelt werden könnte. Die großdeutsche Partei müßte, wenn wirklich etwas Lebenskräftiges zustande kommen soll, die Teilung dieses großen Reiches, das eine gewaltige Macht vertreten würde, in einen östlichen und westlichen Bund nach den Grundsätzen des Bundesstaates zugeben. Diese beiden Hälften würden sich dann gegenseitig im weiteren Bunde stärken und fördern.

Der Verfasser wendet sich darauf der kleindeutschen Partei und ihrem Programme zu. Für ihn zerfällt diese in zwei Teile, in einen, der die Prinzipien des Einheitsstaates, und einen anderen, der die des Bundesstaates auf das außerösterreichische Deutschland angewendet zu sehen wünscht. Man muß sich, um zu einer Einigung zu gelangen, für einen der beiden Grundsätze entscheiden, weil die eine Hälfte Deutschlands unitarisch

(Preußen), die andere föderalistisch gestaltet ist. Von einer Hegemonie Preußens kann nach Ansicht des Verfassers nicht die Rede sein, da jede neuere politische Bewegung auf dem Prinzip der Gleichberechtigung beruht. Noch verkehrter erscheint ihm das Streben, die Führerschaft Preußens von einer liberalen Regierung abhängig zu machen. Allerdings sei eine reaktionäre Politik des halben Deutschlands schlimm genug, aber das dürfe nicht hindern, die Verbindung mit ihm zu erstreben. Tatsächlich ist auch der Zweck, den die kleindeutsche Partei erreichen will, der Anschluß an Preußen. Die Einheitspartei sucht provinziellen Anschluß nach dem Vorbilde Italiens, die Bundespartei die Anwendung der Grundsätze des Bundesstaats auf Preußen durchzusetzen. Diese faßt der Verfasser folgendermaßen zusammen: 1. Trennung des nationalen Lebens und seiner Zwecke von dem inneren Staatsleben und seinen Zwecken; 2. Anwendung des Prinzips der Einheit und Zentralisation auf das erstere; 3. Anwendung des Prinzips der Vielheit und Verschiedenheit der Gliederung, der Dezentralisation auf das letztere. Von diesen Grundsätzen wird namentlich der dritte in Deutschland nur wenig anerkannt, er ist aber für das System des Bundesstaats durchaus unentbehrlich.

Doch glaubt der Verfasser, daß der Wille nach konsequenter Durchführung des Bundesstaates nur schwach vertreten ist, und daher die Einheitspartei, wenn auch unbewußt, in Deutschland stark ist. Allerdings will man keinesfalls einen zentralisierten Staat. Da nun aber ein Einheitsstaat mit stark entwickelten self government und ein Bundesstaat nur wenig verschieden voneinander sind, ist damit die Aufforderung an die beiden kleindeutschen Parteien gegeben, nach den historischen Verhältnissen einander nachzugeben. Preußen ist bis jetzt ein nicht zentralisierter Einheitsstaat, seine Einteilung in Provinzen eine natürliche, dadurch ist es befähigt, das übrige Deutschland zu

einem ebensolchen Gebilde mit sich zu verschmelzen. Im Falle der Bildung eines Bundesstaates jedoch muß Preußen die Autonomie seiner Provinzen zugeben. Die dringende Notwendigkeit, daß die Provinzen Preußens als Glieder in diesen eintreten und nicht Preußen als solches, ist nach Ansicht des Verfassers durch die Ereignisse in Amerika klar dargetan. Denn bliebe Preußen beisammen, so würden sich geographische statt politischer Parteien bilden. Der Kern des Programms der Bundesstaatspartei liegt demnach in der Frage: Will Preußen selbst eine Bundesstaatsgliederung zum Zwecke des Bundesstaates annehmen? Solange Preußen als selbständiger Staat besteht, wird es sich einer Zentralgewalt nicht unterordnen und auf eine selbständige auswärtige Politik nicht verzichten. Dagegen wird alle Schwierigkeit gehoben, wenn Preußen auf den Vorschlag eines Bundesstaates, den der Verfasser dringend empfiehlt, eingeht. Dadurch wird zwar die staatliche Einheit Preußens gelockert, aber es wird damit zum lebendigen Mittelpunkt deutscher Einheit.

Auf Grund seiner Ausführungen kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß gerade diejenigen Bestrebungen, welche z. Zt. am meisten in Deutschland verfolgt werden, gänzlich beiseite gesetzt werden müssen, weil sie nicht logisch zu Ende gedacht sind. Alle Parteiunterschiede müssen vorläufig vor den großen Gegensätzen der drei Parteien des Staatenbundes, Bundesstaates und Einheitsstaates, die ein festes Programm in betreff der äußeren Gestaltung haben, verschwinden. Hat sich der Verfasser bisher lediglich mit der zweckmäßigen Gestaltung der deutschen Großstaaten für die Einigung Deutschlands beschäftigt, so weist er nunmehr den Mittel- und Kleinstaaten die ihnen gebührende Rolle zu. In den Mittelstaaten sieht er Normalstaaten für das innere Staatsleben. Haben sie bisher den Kampf Österreichs und Preußens am Bunde für ihre Zwecke ausgenutzt, so

streben sie auch weiter nach Verbleiben Österreichs im Bunde. Für den Fall eines Austritts Österreichs aus dem Bunde aber würden sie zu Förderern eines Bundesstaates werden, denn sie haben ein Interesse daran, daß außer dem gemeinschaftlichen Zentrum kein anderes mit demselben konkurrierendes innerhalb des Bundes besteht und dies kann nur durch den Bundesstaat mit Preußen, unter der Bedingung, daß die preußischen Provinzen zusammen keine Separateinheit für sich bilden, oder durch einen Staatenbund unter Auflösung Preußens und Österreichs in beliebige Glieder von der Bedeutung der Mittelstaaten erreicht werden. Da aber die zweite Möglichkeit nur durch eine Republik oder starke Erschütterungen erreicht werden kann, so bleibt eigentlich nur der erste Ausweg. Von den Kleinstaaten wünscht der Verfasser, daß sie ihre Einzelexistenz aufgeben, und sich den nächstliegenden Mittelstaaten anschließen. Doch soll in dieser Frage nichts übereilt werden, da bei einer Entwickelung zum Einheitsstaate sie sich naturgemäß Preußen anzuschließen haben.

Da der Verfasser fest davon überzeugt zu sein scheint, daß schließlich der Bundesstaat in der von ihm vorgezeichneten Form in Deutschland sich verwirklicht, gibt er den Entwurf einer genauen Gestaltung dieses Staates, wobei er außer geographischen Gründen auch ethnographische und historische berücksichtigt sehen will. Auf die Vorschläge im einzelnen hier einzugehen, lohnt sich nicht der Mühe. Es genüge darauf hinzuweisen, daß der Verfasser 20 Kleinstaaten durch Anfall an andere Staaten oder Provinzen wegfallen läßt und ein neues Bundesglied in Gestalt von Thüringen schafft, ferner Rheinbayern und Rheinhessen zu einem Bundesgliede unter bayrischer Herrschaft vereint, dafür Hessen durch einen Teil Unterbayerns entschädigt und den westlichen Teil von Hannover an Oldenburg gegen Entschädigung Hannovers durch einen Teil Westfalens und Hinzuziehung der Lippeschen und Anhaltischen Fürstentümer abtreten will. Schles-

wig-Holstein soll durch Personalunion mit Dänemark verbunden werden, zugleich aber Bundesstaat werden, wodurch Dänemark nach Ansicht des Verfassers in europäischen Verwickelungen nicht auf die Seite der Gegner Deutschlands treten kann, während Luxemburg seine Sonderstellung bewahren soll. Auf diese Weise erhält er 22 Bundesglieder, nämlich 8 Provinzen und 14 Staaten. Für diese Art der Gliederung führt der Verfasser verschiedene Gründe an. Das gesamte Ergebnis seiner Untersuchungen schließlich wünscht der Verfasser dem Bundestage als Vorschlag unterbreitet zu sehen. Er empfiehlt, daß Preußen selbst sich als gegliederter Staat konstituiert, dann Thüringen sich anschließt und dadurch Deutschland in die Bewegung mithineingezogen wird. Dieses Vorgehen hat noch besondere Vorteile dadurch, daß es Preußen erlaubt, für sich allein zu handeln und ferner dadurch die Debatte angeregt wird, ob die deutsche Frage unter der Form des Bundes- oder Einheitsstaates erstrebt wird. Wenn Preußen darauf bestehen sollte, den Einheitsstaat zu schaffen, so muß es auch gerüstet sein, die Ergebnisse der Revolution anzunehmen.

Die Schrift ist sehr umfangreich und geht eigentlich über den Rahmen einer politischen Gelegenheitsschrift hinaus. Sie nimmt auf die Zeitereignisse ja auch keinen Bezug, sondern kritisiert nur die Einheitsbewegung im allgemeinen. Der Verfasser geht in seiner Untersuchung sehr gründlich und sorgfältig vor und sucht nach Möglichkeit allen Parteien gerecht zu werden. Allerdings ist er davon überzeugt, daß nur ein Bundesstaat Deutschland eine ruhige und sichere Entwickelung gewähren kann. Sein Vorschlag der Auflösung Preußens in Einzelprovinzen ist nicht ganz originell.[1] Auf den ersten Blick könnte es erscheinen,

[1] Vgl. die Schrift Vitztums in Buch IV, Kap. 1; über ähnliche Ideen zur Zeit von 1848 vgl. F. Meinecke in der Hist. Zeitschr. 1905 III und in seinem (nach Drucklegung dieses Buches erschienenen) „Weltbürgertum und Nationalstaat".

als ob er im Interesse der Machtstellung Deutschlands unsinnig sei, doch verlangt der Verfasser die Auflösung erst, nachdem das übrige Deutschland durch sein Verhalten die genügenden Garantien geboten hat, daß der Bundesstaat auch wirklich zustande kommt. Auch ist er fest davon überzeugt, daß Preußen bei der Neugestaltung Deutschlands eine sehr wichtige Rolle spielen muß und daß man sich ihm nähern muß, einerlei, welche Regierung in Berlin am Ruder ist. Damit setzt er sich allerdings in entschiedenen Gegensatz zu dem Nationalverein.[1] Vor allem sucht der Verfasser den verschiedenen Parteien die letzten Ziele, zu denen sie bei folgerichtiger Durchführung ihres Programms gelangen müssen, klar vor Augen zu führen, um dadurch gleichzeitig zu einer reinlichen Scheidung der Parteien zu gelangen. Es wird ihm nicht schwer, den einzelnen Parteien in ihrem Programme mancherlei innere Widersprüche nachzuweisen und ebenso zeigt er, daß das Streben nach einem Bundesstaat oder Einheitsstaat keine unversöhnlichen Gegensätze in sich birgt. Vom Standpunkte der politischen Moral mögen seine eigentlichen Reformvorschläge auch durchaus zu billigen sein, für das praktische, politische Leben rechnen sie doch zu sehr mit patriotischer Gesinnung und idealer Begeisterung, als daß ihnen ein Wert beizumessen wäre. Der Verfasser ist entschieden ein durchaus selbständiger und ruhiger, wenn auch zu theoretisch überlegender staatsmännischer Kopf.

Als scharfer Gegner der preußischen Regierung zeigt sich der Verfasser der „Erwiderung auf den Bericht des Kgl. Preußischen Staatsministeriums an S. M. den König von Preußen in Angelegenheit der Deutschen Bundesreform".[2] Er erkennt allerdings die maßvolle Form an, in der die Erklärung

[1] N. B. W. 176, 10./9. 63, S. 1484 f.

[2] Hannover, Klindworth, 1863, 39 S. Als ihr Verfasser wurde von verschiedenen Seiten der hannoversche Minister O. Meding angesehen.

gehalten ist, durch die eine ruhige Besprechung ermöglicht würde. In dieser nun sucht er zunächst nachzuweisen, daß die erste Anregung zu einer besseren Ausbildung der Bundesverfassung nicht von Preußen ausgegangen ist, denn die Vorschläge Eichhorns, Rotteck's, Wilhelm Schulz'[1], Paul Pfizers und Hansemanns[2] könnten schwerlich unter diesen Anregungen verstanden werden. Allenfalls könnten die Vorschläge Radowitzs, die zu Unterhandlungen mit Österreich führten, so bezeichnet werden. Die preußischen Anregungen seit 1848 seien nie allgemein deutscher Art gewesen. Das Vertrauen zu dem Bestehenden war nach Ansicht des Verfassers schon durch Preußens Darlegungen vor der Fürstenkonferenz erschüttert, dagegen hätte diese sich eifrigst bemüht, an Stelle des Alten Besseres zu setzen. Ferner sucht der Verfasser die preußische Ansicht zurückzuweisen, daß eine Verständigung zwischen Österreich und Preußen vor der Vorlegung der Bundesreform nötig gewesen wäre. Darin hätte die Gefahr einer Verständigung im einseitigen Interesse der beiden deutschen Großmächte und somit einer Unterordnung des nationalen Lebens unter diese gelegen. Insbesondere war in diesem Falle, wo Österreich bereits mit anderen Regierungen Beratungen gepflogen hatte, an denen sich zu beteiligen Preußen abgelehnt hatte, eine vorgängige Verständigung mit Preußen unnötig. Die Behauptung, daß es jemals Österreich darauf angekommen wäre, einen Sonderbund ins Leben zu rufen, wird als gänzlich unbegründet zurückgewiesen. Auch wenn diese Absicht bestanden haben sollte, hätte Preußen nach Ansicht des Verfassers kein Recht, daraus Österreich und den beteiligten Mächten einen Vorwurf zu machen.

[1] Die Aufsätze erschienen in den „Politischen Annalen".

[2] 1848 preuß. Finanzminister, vgl. auch Bergengrün, „David Hansemann", 1901.

In der Besprechung der drei von Preußen gestellten Vorbedingungen für seinen Zutritt zu den Reformberatungen wünscht der Verfasser im allgemeinen eine schärfere Präzisierung derselben. Es müßte deutlich erklärt werden, ob die preußische Regierung in dem geforderten Veto nur das Recht eigener Passivität für einen Kriegsfall in Anspruch nehmen oder ob sie mit ihrer Einsprache den Krieg überhaupt hindern will. An und für sich ist der Verfasser gegen jedes Veto, allenfalls könnte die erste Art gebilligt werden, wenn Mittel und Wege gefunden würden, der Gruppe der anderen Staaten gleiches Recht zu verschaffen. Der Verfasser spricht sich dann gegen den von Preußen geforderten Wechsel im Vorsitze aus, weil damit die Präsidialleitung nicht mehr den Ausdruck der historischen Ehrenstellung, sondern der materiellen Machtverhältnisse wäre. Wenn man diese aber im Vorsitze zum Ausdruck bringen wollte, müsse zum mindesten auch die dritte Gruppe im Vorsitze berücksichtigt werden. In betreff der Nationalvertretung wünscht der Verfasser von Preußen eine genauere Bestimmung der von ihm geforderten Kompetenz. Auch eingehende Vorschläge über die „richtige Vertretung eines jeden Bundeslandes" vermißt er. Der Ausschluß aller partikularen Interessen aus der Nationalvertretung erscheint ihm durchaus verkehrt. Auch mache die Forderung des Vetos den Eindruck, als ob es Preußen nur auf die Gründung eines Sonderbundes ankäme. Vor allem verlangt der Verfasser nähere Erklärungen über den Wahlmodus. Die Bedenken gegen allgemeine Wahlen erscheinen ihm sehr bedeutend, insbesondere wünscht er nicht einen von allen Einzelstaaten unabhängigen gesetzgebenden Faktor zu schaffen, der zu einer Vernichtung aller Sonderstaaten führen könnte. Ganz entschieden protestiert er dann noch dagegen, daß der preußische Landtag zur Entscheidung deutscher Bundesangelegenheiten herangezogen werden soll.

Die Widerlegungen sind vielfach sehr geschickt abgefaßt. Der Verfasser steht durchaus auf dem Standpunkte der Mittelstaaten und vertritt hinsichtlich des Bundes konservative Anschauungen. Es liegt ihm daran, den Einfluß der Mittelstaaten gewahrt zu sehen und daher fürchtet er jede einschneidende Änderung der bestehenden Bundesverhältnisse. Der schwächste Punkt seiner Ausführungen ist entschieden die Verteidigung des österreichischen Vorgehens. Daß dieses die Möglichkeit eines Sonderbundes wohl in das Auge gefaßt hatte, bewies doch die Einberufung der Nürnberger Konferenzen. Da der Verfasser die föderative Gleichberechtigung aller Bundesglieder und die rechtliche und tatsächliche Vertretung der rein deutschen Staaten anstrebt, so ist es durchaus gerechtfertigt, wenn er die preußischen Vorschläge verwirft. Seine Vorschläge sind von seinem Standpunkte aus zu billigen, jedoch nicht von dem, der eine entschiedene Besserung der deutschen Verhältnisse wünschte. In manchen Punkten zeigt sich eine große Ähnlichkeit mit der Antwortnote der österreichischen Regierung vom 30. Oktober.

Aus den vielfachen und eingehenden Preßberichten, dem großen Flugschriftenmaterial, aus der Erregung der Feste, aus Reden und Kongressen tritt uns entgegen, wie lebhaft die Sehnsucht nach einer Umgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse im Volke war. Ein äußerer Anlaß brachte wieder alles, was sonst durch die Tagesereignisse etwas in den Hintergrund gedrängt wurde, an die Oberfläche, jede Partei entwickelte an der Hand des von Österreich vorgelegten Entwurfes wieder ihr Programm, äußerte ihre Wünsche und Hoffnungen. Trotz allem äußeren Gepränge, trotz scheinbarer großer Übereinstimmung im Rate der Fürsten, trotz anfänglicher Begeisterung verschiedener Bevölkerungskreise für das österreichische Vorgehen ist doch sehr bald die öffentliche Meinung darin einig, daß das österreichische

Projekt und die Frankfurter Beschlüsse den Wünschen des Volkes nicht genügen und daß sie nie eine Besserung herbeiführen werden. Die Gegner aller österreichischen Reformpolitik, vor allem preußische liberale Blätter, die von vornherein einen großen Skeptizismus bezeigt haben, verzeichnen diesen Mißerfolg ziemlich gleichgültig, während andere, die viel von dem Plane erhofft hatten, wie die Großdeutschen, sehr darüber enttäuscht sind. Wohl ist man einig in dem Urteil, daß der österreichische Vorschlag ungenügend ist, auch gesteht man ohne weiteres den großen Einfluß zu, den die ablehnende Haltung Preußens auf das Scheitern der Frankfurter Beschlüsse ausgeübt hat. Dagegen ist schon das Urteil über Preußens Verhalten sehr verschieden. So recht zufrieden ist man eigentlich in keiner Partei mit diesem. Die Konservativen halten allerdings die rein ablehnende Haltung noch für das Richtigste, weil sie jeder Reform feindlich gegenüberstehen. Aber wo man in anderen Kreisen das Fernbleiben Preußens vom Reformwerk billigt, da geschieht es eigentlich nur aus dem Grunde, daß man es z. Zt. für unfähig hält, einen nachhaltigen Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse auszuüben. Man rechnet allgemein mit einem baldigen Systemwechsel und hält daher die Schritte der Regierung überhaupt für ziemlich belanglos. Die Liberalen, denen viel an dem Scheitern der österreichischen Pläne liegen mußte, gestehen dem Ministerium kein Verdienst hieran zu, sondern betonen vornehmlich die Isolierung, in die Preußen durch seine Haltung in Deutschland versetzt ist. Großdeutsche und Kleindeutsche sind unzufrieden mit der preußischen Ablehnung und doch wünschen sie eigentlich nicht, daß der Staat mit eigenen Vorschlägen hervortreten soll.

Die Wünsche, die von liberaler Seite den österreichischen Plänen gegenüber laut wurden, waren immerhin derart, daß

eine entschiedene Übereinstimmung in dem Wunsche der Wahrung einer angemessenen Stellung Preußens in Deutschland hervortrat. Wenn die nationale Partei an der Reichsverfassung von 1849 festhielt, so geschah es, weil sie in dieser schlechthin die vollendetste Form einer Lösung sah, bei der zugleich ein starker Einfluß der Volksvertretung gesichert war. Man konnte nicht glauben, daß Bismarck im Grunde durchaus die Schaffung einer allgemeinen Volksvertretung im Sinne des Wahlgesetzes vom 12. April 1849 im Auge hatte, obgleich er sich einzelnen, wie Unruh gegenüber, deutlich genug in dieser Hinsicht ausgesprochen hatte.[1] Allerdings — die praktische Unzulänglichkeit der Reichsverfassung hatte er daneben zur Genüge erkannt. Trotz der feierlichen Erklärung gegen Preußen und seine Regierung hielt die nationale Partei innerlich vollkommen an einer deutschen Reform durch diesen Staat fest. Nach außenhin allerdings mußte diese Haltung zu fortgesetzten Widersprüchen führen. In den Äußerungen dieser Partei ist denn auch ein starkes Durcheinander, aus dem nur schwer ein Ausweg zu finden ist. Und doch geht aus allen ihren Reden und Beschlüssen hervor, daß ihr letztes Ziel stets ein Deutschland unter Ausschluß Österreichs mit preußischer Spitze bleibt. Den Zeitpunkt der Ausführung erachtet sie allerdings noch durchaus nicht für gekommen, solange nicht in Preußen ein streng konstitutionelles Regime in liberalem Sinne eingeführt ist. Auf jeden Fall hat der Fürstentag wohl eine lebhafte Erregung der öffentlichen Meinung hervorgerufen, aber doch nur wenig Anklang gefunden. Die Parteien wurden dadurch gezwungen, ihre Wünsche etwas präziser zu formulieren, da die österreichischen Vorschläge einen Hinweis auf das Nächsterstrebenswerte brachten. Dieses konnte naturge-

[1] Vgl. das Gespräch im Hotel Royal 1859, Poschinger, Unruh, S. 194, 207 ff.

mäß nur zur Klärung der Verhältnisse beitragen. So schnell wie die Erregung entstanden war, flaute sie auch wieder ab, als man merkte, daß keine Ergebnisse zu erwarten waren. Es war jedoch klar, daß jeder neue Anstoß wiederum den Streit der Meinungen entfachen mußte. Wenn die Erörterungen über die Reformfrage jetzt auch aufhörten, so war diese doch nur aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Schlußzusammenfassung.

Wir haben bisher versucht, den Wandel der öffentlichen Meinung in allen seinen einzelnen Phasen zu verfolgen, die Stellungnahme der Parteien zu den verschiedenen Fragen, die im Laufe des Jahres die politisch Interessierten beschäftigen, zu ermitteln. Durch die Berücksichtigung jedes Moments von einiger Bedeutung und die Untersuchung der Beurteilung desselben durch die Presse mußte in einzelnen Fällen der allgemeine Zusammenhang dieser Frage mit den übrigen Angelegenheiten des politischen Lebens verloren gehen. Und auch die Teilung der gesamten Begebenheiten in die drei Gebiete der inneren, äußeren und deutschen Politik brachte es mit sich, daß hier und da die Fortentwickelung nicht greifbar in die Erscheinung trat. Es ist daher unsere Aufgabe, den in den vorhergehenden Seiten sammelnd und sondernd aufgestapelten Stoff noch einmal ganz kurz seinem Hauptinhalt nach zusammenzufassen, und zwar derart, daß die chronologischen, synchronistischen Zusammenhänge hergestellt werden und die Entwickelung in ihrer Gesamtheit hervortritt.

Schon geraume Zeit vor dem Eintritt Bismarcks in das Ministerium beschäftigte sich die öffentliche Meinung mit seiner Person und seinen Absichten. Ganz im Gegensatz zu der späteren Entwickelung der Dinge war es hauptsächlich seine voraussichtliche Stellung zu Fragen der europäischen und deutschen Politik,

die in den Zeitungen erörtert wurde. Man war so ziemlich über seine Absichten und seine Pläne auf diesen Gebieten unterrichtet, wenngleich auch manches phantastische Projekt gelegentlich unter seiner Flagge segelte. Nun kann man nicht behaupten, daß die Mehrzahl mit seinen angeblichen Plänen einverstanden war, aber ebensowenig zeigte sich, wie wir oben wiederholt des Näheren ausgeführt haben, von vornherein eine verschiedene Gegnerschaft gegen seine Absichten. Am entschiedensten äußerte sich die Ablehnung gegen etwaige Versuche, gemeinsam mit der französischen Regierung in europäischen Fragen zu operieren. Abgesehen von den radikalsten Parteien aber setzte man sich vor dem faktischen Eintritt Bismarcks in das Ministerium kaum mit ihm auseinander, lediglich einzelne Gerüchte fanden weitergehende Beachtung. An dieser Haltung änderte sich auch während der ersten Wochen seines Ministeriums noch wenig. Es war selbstverständlich, daß, soweit es noch nicht geschehen war, die Blätter versuchten, etwaige Folgen, die sich aus dem Ministerwechsel ergeben konnten, zu erörtern. Dabei befleißigte man sich aber der größten Zurückhaltung und auch Bismarcks erste Schritte waren derart, daß es schien, als ob ihm vor allem daran läge, zu einem annehmbaren modus vivendi mit der Opposition zu gelangen. Selbst die Schließung des Abgeordnetenhauses wurde kaum als feindseliger Akt aufgefaßt. Die auswärtigen und deutschen Angelegenheiten boten vorläufig wenig Stoff zu Reibungen, Bismarck ließ es sich zunächst auch nur angelegen sein, die Politik seines Vorgängers Bernstorff, wenn auch in etwas schärferer Weise, fortzusetzen. Dabei findet sein energisches Vorgehen gegen Kurhessen vielfach Zustimmung. Nach der in Flugschriften geäußerten Stellungnahme der Parteien, insbesondere der liberalen, zu auswärtigen Fragen scheint es durchaus nicht ausgeschlossen, daß auf diesem Gebiete eine Verständigung sich anbahnen ließe. In der deutschen

Frage hat sich seit 1859 bereits eine derartige Klärung der Parteistellungen vollzogen, daß der Personenwechsel in Preußen vorläufig als ziemlich unbeachtlich betrachtet wird, zumal der neue Ministerpräsident sich aller direkten Äußerungen zu den eigentlich entscheidenden Fragen enthält. Hier stehen sich Großdeutsche, Kleindeutsche und unitarische Großpreußen feindlich gegenüber, mit starker publizistischer Regsamkeit entwickeln sie die verschiedensten Theorien über die besten Wege für eine Bundesreform.

Die politische Lage auf allen Gebieten ist jedoch so schwierig, alle Fragen sind bereits bei Bismarcks Eintritt derart zugespitzt, daß eine scharfe Stellungnahme seinerseits unumgänglich geboten erscheint. Die Parteien stehen sich schon dermaßen feindlich gegenüber, in inneren Fragen Konservative und Fortschrittliche, in auswärtigen Angelegenheiten Konservative und Klerikale gegen Liberale und Demokraten und schließlich in der deutschen Frage jeder gegen jeden, daß ein Ausgleich als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint. Der neue preußische Ministerpräsident nimmt daher, nachdem einige nicht gerade sehr nachdrückliche Versuche, zu einer Verständigung wenigstens in inneren Angelegenheiten zu gelangen, gescheitert sind, eine ganz feste Stellung in allen Fragen ein und zwingt dadurch sämtliche Parteien, sich klar mit ihm auseinanderzusetzen. Nach innen ist er fest entschlossen, auch gegen den Widerstand aller die Krongewalt in dem Kampfe um Heeresorganisation und Budgetrecht durchzusetzen, nach außen will er preußische Interessen in der Weise, die er für gut erkannt hat, nach Möglichkeit stärken, unbekümmert um alle angeblichen Überlieferungen, aber unter Benutzung jeder günstigen Gelegenheit, die sich ihm bietet.

Doch tritt die entschiedene Stellungnahme während der letzten Monate des Jahres 1862 noch nicht in aller Schärfe hervor. Daher ist auch noch kein offensichtlicher Bruch zwischen

Bismarck und den liberalen Parteien erfolgt, nur der äußerste linke Flügel steht in entschiedener Gegnerschaft. Die „kleine, aber mächtige Partei" sucht den Ministerpräsidenten als ihren Mann in Anspruch zu nehmen, doch gelingt ihr dies nur in sehr bedingtem Maße. Erst das neue Jahr bringt mit seiner Wiedereröffnung des Landtags, den polnischen Wirren und den österreichischen Reformplänen am Bundestage eine Fülle von Auseinandersetzungen, die notwendig zu einer Klärung der Verhältnisse zwischen Parteien und Ministerium führen müssen.

Schon die ersten Wochen der Landtagsverhandlungen genügen, um eine schärfere Abkehr der Linksliberalen von Bismarck herbeizuführen, während die Mittelparteien in eine schwierige Lage geraten und Gefahr laufen, gänzlich ausgeschaltet zu werden. Und diese Zuspitzung der inneren Verhältnisse bringt es auch mit sich, daß die preußischen Erfolge am Bundestage, die sich in der Ablehnung der österreichischen Anträge zeigen, sowie die entschiedene Behauptung des preußischen Standpunkts österreichischen Zumutungen gegenüber, von den Kleindeutsch-Liberalen ohne ein Zeichen der Zustimmung aufgenommen werden. Die Partei steckt zu sehr im Doktrinären, sie hat sich eine, oder vielmehr recht viele Theorien über die Lösung der deutschen Frage konstruiert und daher findet sie es entweder nicht glaubhaft oder nicht angemessen, daß nun plötzlich ohne vorgefaßte feste Pläne lediglich die günstige Lage ausgenutzt werden soll, um eine entscheidende Änderung in den deutschen Angelegenheiten herbeizuführen. Auch konnte man nicht begreifen, daß ein und derselbe Mann nach innen und nach außen Pläne verfolgte, die sich vollkommen zu widersprechen schienen. Man fühlte sich unbehaglich bei dieser Art, die Dinge zu behandeln, und dieses Unbehagen wuchs noch bedeutend, als die Stellungnahme der preußischen Regierung zu dem polnischen Aufstande bekannt wurde.

Hier waren es verschiedene Momente, die allmählich einen immer engeren Zusammenschluß aller oppositionellen Elemente herbeiführten. Am wenigsten war es allgemeine Sympathie mit den Aufständischen, die die Beurteilung der Regierungspolitik beeinflußte. Eher schon wirkte die Abneigung gegen das absolutistisch regierte Rußland in liberalen Kreisen mit. Von sehr weitgehendem Einflusse war die Furcht vor kriegerischen Verwickelungen, die nach den höchst scharfen Noten der Westmächte nicht ganz unmöglich erschienen. Hinzu kam dann ferner, daß die Opposition im wesentlichen gegen Gerüchte zu kämpfen hatte, da bindende Erklärungen von Bismarck nur in sehr geringem Maße abgegeben wurden, wohingegen die ausländische Presse den unsinnigsten Vermutungen stets wieder neue Nahrung zuführte. Da die Konvention das eigenste Werk des Ministerpräsidenten war, so richtete sich nunmehr die Abneigung auch mehr persönlich gegen ihn. Zustimmung fand er nur noch und auch die nur in bedingtem Maße bei den Konservativen, die wieder einigermaßen durch sein Vorgehen gegen Österreich vor den Kopf gestoßen waren. Noch stärker war dies natürlich bei der katholisch-großdeutschen Partei der Fall, die aber darum doch keineswegs in einer Linie mit dem Fortschritt kämpfte. Auf jeden Fall war die Möglichkeit einer Verständigung mit den Liberalen auf dem Boden der auswärtigen Politik, die von vornherein vorlag, durch die Haltung der Regierung zur polnischen Frage völlig ausgeschaltet.

Die Gegensätze treten nunmehr immer schärfer hervor. Landtagsverhandlungen wie das noch immer bedrohliche Aussehen der auswärtigen Verhältnisse sorgen dafür, daß keine Beruhigung eintritt. Immer heftiger gestalten sich die Angriffe auf die Regierung sowohl in der Presse wie im Abgeordnetenhaus, immer entschiedener treten auch die gemäßigt liberalen Elemente auf die Seite der Opposition und immer schärfer

werden andererseits die Äußerungen und Maßnahmen der Minister. Ein an sich ziemlich belangloser Vorfall führt zur Schließung des Landtags. Sofort macht die Regierung von ihrem Notverordnungsrechte Gebrauch, die Preßverordnung läßt eine scheinbare Beruhigung nach außen hin eintreten. Doch in Wirklichkeit ist dem nicht so, die Erbitterung kann sich nur nicht mehr so ungehindert zeigen wie bisher. Diese ist jetzt schon zu hoch gestiegen, als daß noch Erfolge der Regierung anerkannt würden. Die weitere Entwickelung der polnischen Frage zeigte klar, daß Preußen mit dem Festhalten an dem von vornherein eingenommenen Standpunkt durchaus richtig gehandelt hatte, aber diese Tatsache fand von seiten der Organe der Opposition nicht die geringste Anerkennung.

Und ebensowenig vermochte das Vorgehen Österreichs in Fragen der Bundesreform eine Beilegung der Gegensätze zu bewirken. Wohl fühlten sich die Liberalen eins mit der Regierung in der Ablehnung der österreichischen Vorschläge, aber trotzdem dachten sie nicht daran, sich mit dieser über ein gemeinsames Vorgehen zu verständigen. Die innere Frage ist jetzt das allein Entscheidende, ehe nicht ein gründlicher Systemwechsel durchgeführt ist, in den einige Radikale sogar die Person des Königs Wilhelm miteinbegreifen wollen, kann an irgendwelche Erfolge in auswärtigen Angelegenheiten nicht gedacht werden. Das ist für die Opposition ein feststehender Satz und daher wird der auswärtigen Politik der Regierung, die in wesentlichen Punkten das anstrebt, was auch ihr wünschenswert erschien, jede Unterstützung versagt. Daher bleibt der Appell der Regierung an den preußischen Patriotismus erfolglos, man will mit ihr nichts gemein haben, lieber gar keine Reform als eine solche mit ihrer Unterstützung. So bleibt die glatte Ablehnung der österreichischen Vorschläge ziemlich das Einzige, was überhaupt Zustimmung findet. Allerdings bringt diese es wiederum

mit sich, daß nunmehr auch die Katholiken mehr zur Opposition übergehen und in auswärtigen Angelegenheiten nur noch dem Verhalten Preußens in der schleswig-holsteinschen Frage Beifall zollen. Unterstützung findet Bismarck nur noch von seiten der Konservativen, wenn auch diese nicht allen Schritten in der auswärtigen Politik zustimmen und im Innern nur ein mäßiges Verständnis für die eigentlichen Absichten der Regierung zeigen.

Am Ende der von uns behandelten Periode ist die Stellung jedenfalls so, daß Bismarck mit seinem Ministerium so gut wie völlig isoliert dasteht. Zwar steht der König ganz auf seiner Seite, aber schon der Kronprinz und andere Mitglieder der königlichen Familie verhalten sich ihm gegenüber ablehnend. Die überwältigende Mehrzahl des Volkes verharrt in schärfster Opposition gegen ihn.

Diese Entwickelung war von vornherein durch das Verhältnis von Regierung und Volksvertretung in Fragen der inneren Politik zu der Zeit, da Bismarck Minister wurde, wahrscheinlich. Diese Fragen hatten schon so lange die Gemüter bewegt, daß man an sie gar nicht mehr mit voller Objektivität herantreten konnte. Auch ein anderer Minister als Bismarck hätte ohne Zweifel bei ähnlicher Stellungnahme, die ihm ja schließlich vorgeschrieben war, denselben nachdrücklichen Widerstand gefunden. Sein persönliches Auftreten fiel in dieser Angelegenheit nur wenig ins Gewicht. Dieses war allerdings von um so größeren Einfluß in der polnischen Frage. Hier standen sein persönliches Vorgehen, seine eigenen Handlungen zur Kritik. Durch sein rein realpolitisches Handeln machte er eine Verständigung mit den Liberalen zur Unmöglichkeit; er trieb ihre gemäßigten Elemente zu einem festeren Zusammenschluß mit den fortschrittlichen und brachte die Katholiken zur Abkehr von der Regierung. Die deutsche Frage schließlich, in der noch im Spätjahr 1862 wohl

eine Verständigung hätte erzielt werden können, wurde zu einer Zeit aufgerollt, in der prinzipielle Übereinstimmung schon nichts mehr nutzen konnte, da das Persönliche ruhige sachliche Erörterungen hinderte. Wohl war der Drang allgemein, zu einer Besserung der deutschen Verhältnisse zu gelangen, aber bevor nicht Preußen im Innern zur Ruhe gekommen war, wollte man in die Behandlung der wichtigsten, der deutschen Frage nicht eintreten.

Nach dieser nochmaligen kurzen Zusammenfassung der äußeren Entwickelung wollen wir noch einen Blick auf die Parteien und ihre politischen Ansichten, so wie sie uns entgegengetreten sind, werfen, und noch einmal ihre Stellungnahme zusammenfassend präzisieren.

Die Konservativen stehen scheinbar in Fragen der inneren Politik ganz auf seiten des Ministeriums. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß im Grunde erhebliche Unterschiede in der Auffassung der Lage durch sie und durch den Ministerpräsidenten bestehen. Ihr Hauptstreben geht darauf aus, die politischen Gegner nach Möglichkeit zu vernichten und das Ministerium völlig in eine Parteipolitik zu treiben. Ihre positiven Vorschläge zeigen wenig Lebensfähiges, dagegen ist in ihren Reihen die alte ständische Gruppe noch ziemlich zahlreich vertreten, wenn ihre Vertreter auch nicht allzu häufig zu Worte kommen. In Sachen der auswärtigen Politik zeigen sie wohl noch im Gedanken an die Zeiten der heiligen Allianz eine Hinneigung zu Rußland und Österreich, sie sind überzeugte Verfechter des legitimistischen Prinzips und als solche auch für Beibehaltung der bestehenden Verhältnisse am Bunde. Für Bismarcks Absichten haben sie, wenngleich sie ihm eigentlich in allem zustimmen oder wenigstens ein zustimmendes Schweigen bewahren, nicht allzuviel Verständnis, namentlich sind die Urteile über seine auswärtige Politik oft recht schief.

Ganz entschieden verfügt die altliberale Partei über eine größere Zahl politisch fähiger Köpfe. Wenigstens finden sich in ihren Organen viele beachtenswerte Äußerungen. Sie befindet sich nur durch die beständig schärfer werdenden Gegensätze in eine sehr unglückliche Lage versetzt. Ihre Hoffnung, wieder zur ministeriellen Partei zu werden, sieht sie bald nachdrücklichst getäuscht, und von da ab befindet auch sie sich in Gegnerschaft zu dem Ministerpräsidenten, ohne daß sie jedoch gewillt wäre, unter Aufgabe ihrer selbständigen Stellung sich der Opposition rückhaltlos anzuschließen. Ihre Politik geht ganz offensichtlich darauf hinaus, für den Fall eines Ministerwechsels oder bei einer Änderung der Verhältnisse in erster Linie als Mittelpartei zu dienen. Bei der Heftigkeit des Kampfes ist jedoch die Behauptung eines solchen Standpunktes mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und so ist sie gezwungen, beständig zwischen den Klippen zu lavieren, ohne daß ihr Anerkennung irgendwelcher Art zuteil wird. In äußeren Fragen ist die Partei auf kein festes Programm eingeschworen, hier ist das Urteil je nach den Verhältnissen wechselnd; es findet sich viel Verständiges, daneben auch wieder allerlei seltsame Behauptungen. Stehen die Altliberalen in vielen Fragen den Linksliberalen ablehnend gegenüber, so herrscht doch in Angelegenheiten der Bundesreform zwischen beiden so gut wie völlige Übereinstimmung. Altliberale wie Fortschrittspartei sind in ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl überzeugte Kleindeutsche und als solche der Meinung, daß eine Bundesreform dringend notwendig sei. Nur über die Mittel und Wege gehen die Ansichten auseinander, selbst innerhalb der Parteien besteht keine rechte Übereinstimmung in dieser Beziehung. Wir haben genug Vorschläge in dem oben angeführten Material kennen gelernt, alle diese in ein System bringen zu wollen, erscheint als ein Ding der Unmöglichkeit. Fast alle aber schrecken vor gewaltsamen Mitteln

zurück; es überwiegt noch der Glaube, daß es gelingen könnte, durch Verhandlungen zum Ziele zu gelangen. Hier wie in dem beständigen Zurückgreifen auf die Reichsverfassung von 1849 zeigt sich, wie rein theoretisch diese Männer meistens an die brennendsten Fragen herangingen und welche Kluft sie von dem großen Realpolitiker an der Spitze des preußischen Ministeriums trennte.

Gerade durch das einseitig doktrinäre Vorgehen verwickelten sich die liberalen Parteien wiederholt in Widersprüche. Die Voreingenommenheit, mit der sie an die meisten Fragen herantraten, hinderte sie daran, auch über Punkte, wo eine Verständigung leicht war, zu dieser zu gelangen. Ganz ausgeschlossen war sie in solchen Angelegenheiten wie der Heeresreform, wo der lange Streit eine so weitgehende Festlegung auf ein bestimmtes Programm gezeitigt hatte, daß überhaupt von einer sachlichen Diskussion über die Streitpunkte nicht mehr die Rede sein konnte. Trat nun, wie bei vielen Anhängern des Nationalvereins noch eine tiefgreifende persönliche Abneigung gegen Bismarck hinzu, so war es von vornherein klar, daß an ein ersprießliches Zusammenwirken beider nicht zu denken war. Diese Möglichkeit wurde immer geringer, nachdem auch die gemäßigten liberalen Elemente sich notgedrungen immer mehr den fortschrittlich gesinnten anschlossen.

Auch von den Großdeutsch-Klerikalen hatte Bismarck keine Unterstützung seiner Politik zu erwarten. Stellten sie sich auch in manchen Fragen der inneren Politik auf die Seite der Regierung, so waren doch die Beweggründe, die sie dazu trieben, durchaus anderer Art. In den meisten Fällen war ihre Haltung durch die Abneigung gegen die Liberalen gegeben. In diesen sahen sie den gefährlicheren Gegner und begrüßten daher das energische Vorgehen des Ministerpräsidenten gegen sie mit Genugtuung. An einem Zusammenwirken mit Bismarck wurden sie jedoch durch seine auswärtige Politik gehindert,

die so ziemlich in allen Punkten ihren Wünschen widersprach. Namentlich konnten sie nie und nimmer die Haltung der preußischen Regierung in Bundesreformfragen billigen, hier mußten sie stets im Lager der Gegner zu finden sein. Eine beachtenswerte Ausnahmestellung nimmt in dieser Partei Dr. Jörg, der Redakteur der Historisch-Politischen Blätter, ein, der wiederholt auf die große staatsmännische Begabung Bismarcks hinweist und der selbst bereit scheint, ihm bis zu einem gewissen Punkte zu folgen.

So viele Meinungsäußerungen über den Ministerpräsidenten uns sonst auch in Zeitungsartikeln und Flugschriften entgegengetreten sind, ein Verständnis für dessen Politik lassen sie doch fast alle so gut wie gänzlich vermissen. Wohl haben sich viele der Publizisten eingehend mit politischen und staatsrechtlichen Theorien, rechtsphilosophischen Spekulationen und ähnlichen Dingen beschäftigt, aber dieses Studium hat sie die Fähigkeit verlieren lassen, den Erscheinungen des realen politischen Lebens mit der nötigen Beweglichkeit des Geistes und hinreichendem Verständnis zu folgen.[1] Sie verstanden eben nicht, die oft recht tiefen und feinen Ideen den tatsächlich bestehenden Verhältnissen anzupassen. Von allen Publizisten dieser Monate sind es lediglich Rößler und Lassalle, die ein weitergehendes Verständnis für die von Bismarck inaugurierte Politik zeigen. Beide gehen dabei von vollkommen verschiedenen Voraussetzungen aus. Rößler bleibt im Grunde stets der Philosoph, der ein festes System konstruiert und dieses auf die gegebenen Verhältnisse anwendet. Er vermag aber diese einer ruhigen Würdigung zu unterziehen und wenn auch gelegentlich die Auffassung der tatsächlichen Lage etwas optimistisch ist, so verkennt er doch nicht

[1] So schrieb Oppenheim in den Dtschn. Jahrb. VIII, 492 ff. sehr richtig: „Die politische Intelligenz hat sich entwickelt, ohne daß die politische Energie mit der reiferen Erkenntnis gleichen Schritt gehalten hätte“.

die große staatsmännische Begabung Bismarcks und unterscheidet sich dadurch wesentlich von seinen Parteigenossen. In der Art und Weise die Dinge zu betrachten und mit ihnen zu rechnen steht Lassalle dem Ministerpräsidenten noch näher. Wenn seine Absichten natürlich auch ganz andere sind wie die Bismarcks, so steht er doch nicht an, dessen politische Energie voll anzuerkennen. Außerdem führt beide Männer der Kampf gegen den gemeinsamen Gegner für eine Strecke Weges zusammen. Lassalle ist fest davon überzeugt, daß die Bismarcksche Realpolitik sich gegen die liberale, die zu viel mit abstrakten Ideen operiert, durchsetzen wird.

Im wesentlichen aber steht der preußische Ministerpräsident doch in dem gewaltigen Kampfe allein, verkannt oder zum mindesten unerkannt von fast allen. Wir haben sein Wirken, so wie es sich seinen Zeitgenossen darstellte, im einzelnen verfolgt. Anschauungen der verschiedensten Art sind uns dabei entgegengetreten. Ein leidenschaftliches Ringen und Kämpfen auf allen Gebieten ließ sich verfolgen. Idee steht gegen Idee, Anspruch gegen Anspruch. Noch findet der neue Ministerpräsident so gut wie nirgends Anerkennung für sein Wirken, Verständnis für seine Politik, aber unbeirrt verfolgt er seinen Weg. Schon in seinen Anfängen tritt er uns als der eiserne Kanzler gegenüber, als den ihn die Geschichte gezeichnet hat.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

C. F. Wintersche Buchdruckerei